This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47. g. 12

Moſes Mendelsſohn's
geſammelte Schriften.

Vierten Bandes
zweite Abtheilung.

Moſes Mendelsſohn's geſammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handſchriften

herausgegeben

von

Prof. Dr. G. B. Mendelsſohn.

In ſieben Bänden.

Vierten Bandes

zweite Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
2 - DEC. 1937
OF OXFORD

Inhalt

der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.

Seite

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend. Fortſetzung.... 1 — 460

Aus dem V. Theil.

V. Den 31 Jan. 1760.

79ſter Brief. — Ob Brutus kurz vor ſeinem Tode die Tugend verwünſcht habe..... 3 — 5

80ſter Brief. — Joh. Fried. Löwen, ſatyriſche Verſuche, Geſchichte eines Tugendhaften; ſeine Götter- und Heldengeſpräche, ſeine Behandlung der Sätze: daß die Künſte den Sitten, und die Sitten den Künſten ſchaden ..... 5 — 9

VII. Den 14 Febr. 1760.

82ſter Brief. — Weitere Ausführung einer Anmerkung Joh. Adolf Schlegel's in der 2ten Auflage ſeiner Überſetzung von Batteux „Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grund-

Seite

satz" (Lpz. 1759): von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen; daß der Ekel davon auszunehmen sei; Untersuchung der Natur des Ekels ..... 9 — 12

83ster Brief. — Der Ekel ist widriger als das Entsetzliche; das Entsetzliche darf der Dichter bis zum äußersten Grade schildern, aber die Pantomime des Trauerspiels muß es zu mäßigen suchen ..... 13 — 15

84ster Brief. — Die Pantomime muß sich beim Trauerspiele in den Schranken einer Hülfskunst halten, sie darf die Poesie nicht zu sehr zurückdrängen; dem Shakespear darf man viele Übertretungen dieser Vorschriften nachsehen ..... 15 — 17

VIII. Den 21 Febr. 1760.

85ster Brief. — Beurtheilung von Joh. Adolf Schlegel's Abhandlung über den eigentlichen Gegenstand der Schäferpoesie (in seinen eigenen Abhandlungen, welche den 2ten Band seiner Übersetzung von Batteux bilden und den Titel führen: „Abhandlungen über verschiedene Materien aus den schönen Künsten, die durch des Herrn Batteux Werk veranlasset worden"), und Versuch einer bessern Bestimmung desselben ..... 18 — 21

86ster Brief. — Fernere Beurtheilung der Schlegel'schen Abhandlung und Versuch einer neuen Erklärung des Schäfergedichts; seine Vergleichung mit dem Landgedicht; vier Arten des letzteren; Fehler einiger Kunstrichter bei der Lehre von der Schäferpoesie; wie man die niedrigen Züge in dem Schäfergedichte veredeln könne (Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 21 — 24

IX. Den 28 Febr. 1760.

Fortsetzung des 86sten Briefes ..... 24 — 28

87ster Brief. — Joh. Adolf Schlegel's Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie (in der obigen Sammlung); Vergleichung seiner Erklärung von der Dichtkunst mit der Baumgarten'schen ..... 28 — 31

XI. Den 13 März 1760.

89ster Brief. — Aufdeckung der anmaßenden Versprechungen und Ungereimtheiten in Georg Scha-

Seite

de's „Einleitung in die höhere Weltweisheit", welche Schrift für den ersten Versuch einer allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften ausgegeben wird ..... 32 — 36

90ster Brief. — Der Unsinn und die Abgeschmacktheiten von Schade's philosophischem System, das er auf eine angeblich verbesserte Monadenlehre gründet, aufgezeigt (Fortsetzung in der folgenden No.) .. 36 — 38

XII. Den 20 März 1760.

Fortsetzung des 90sten Briefes ..... 39 — 42

91ster Brief. — Schade in Streit mit Dreyer gekommen; seine der „Einleitung in die höhere Weltweisheit" angehängten Aufsätze. Über die „schuldige Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds", welchen Schade von dem Verdachte zu reinigen sucht, daß er der Verfasser des Candide sei. Eine Nachschrift von Lessing behauptet aber fest, daß Gottsched der Verfasser sei ..... 42 — 45

Aus dem VI. Theil.

XIV Den 3 April 1760.

92ster Brief. — Vom Genie, und Sulzer's Abhandlung darüber (Analyse du génie, in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres, Année 1757. Berlin 1759. 4° p. 392 — 404) ..... 46 — 51

XV. Den 13 April 1760.

93ster Brief. — Eines Ungenannten „Versuch über das Genie" (erster Abschnitt) (in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", Bd. 2. Stück 1. Berlin, verlegts Fried. Nicolai, 1759. S. 131 — 179) ..... 52 — 54

94ster Brief. — Merian's „Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen" im Vorübergehen erwähnt; die Abhandlung des Hrn. von Prémontval aber: théologie de l'être, ou chaîne d'idées de l'être jusqu'à Dieu erörtert und ausgezogen ..... 54 — 59

Seite

XVI. Den 16 April 1760.

95ster Brief. — Über den Mangel des guten Tons in manchen Schriften, und über den seltsamen Universitäts- und Respects-Ton in der Jenaischen philosophischen Bibliothek ..... 59 — 61
96ster Brief. — Münter's lobposaunende Recension von Schmidt's „poetischen Gemählden und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" in der Jenaischen philosophischen Bibliothek; Münter's Auszug und Widerlegung des Candide eben daselbst ..... 61 — 63
97ster Brief. — Georg Fried. Meier's „Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns", und Gedanken über diese Erscheinung ..... 63 — 66

XVII. Den 24 April 1760.

98ster Brief. — Die Poésies diverses König Friedrichs II. nach der ächten Ausgabe (Berlin, 1760. 4°) ..... 66 — 68
99ster Brief. — Über König Friedrichs II. Épitre au Maréchal Keith (in den Poésies diverses); imitation du troisième livre de Lucrèce; sur les vaines terreurs de la mort, & les frayeurs d'une autre vie ..... 69 — 73
König Friedrichs II. Épitre au Maréchal Keith, der Text des Gedichts, nach der Original-Ausgabe ..... 74 — 82

XVIII. Den 1 Mai 1760.

Hundertster Brief. — König Friedrichs II. Épitre à Maupertuis (in den Poésies diverses) in ihrem vorgeblichen Principe: la Providence ne s'intéresse point à l'individu, mais à l'espèce, beleuchtet ..... 83 — 84
101ster Brief. — Beweis, daß dieser Denkspruch der Ode des königlichen Dichters nicht das in dem Gedichte selbst waltende Princip ist, sondern daß dieß letztere Princip ein wirklich beifallswerthes ist, und zu dem philosophischen System des Malebranche paßt ..... 84 — 90
König Friedrichs II. Épitre à Maupertuis, der Text des Gedichts, nach der Original-Ausgabe 91 — 98

Seite

XXV. Den 19 Juni 1760.

113ter Brief. — Über die kleine Schrift: „Sokratiſche Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums", für deren Verfaſſer jetzt Joh. Georg Hamann gilt ..... 99 — 105

Aus dem VII. Theil.

I. Den 3 Juli 1760.

115ter Brief. — „Die letzten Geſpräche Socrates und ſeiner Freunde", von W... (nach Mendelsſohn's Meinung wahrſcheinlich Wieland); eine Schrift, in welcher der Charakter des Sokrates gänzlich verfehlt iſt ..... 106 — 110
116ter Brief. — Fortgeſetzte Beurtheilung dieſer Geſpräche; Sokrates Unterredung mit dem Ariſtophanes (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 110 — 111

II. Den 10 Juli 1760.

Fortſetzung des 116ten Briefes ..... 112 — 115

117ter Brief. — Fortgeſetzte Beurtheilung dieſer Geſpräche; elende und abgeſchmackte Weiſe des Verfaſſers zu ſchreiben und zu dialogiren. (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 115 — 119

III. Den 17 Juli 1760.

Schluß des 117ten Briefes ..... 119 — 121

118ter Brief. — Fortgeſetzte Beurtheilung „der letzten Geſpräche Socrates und ſeiner Freunde"; die Schutzrede des Sokrates ..... 121 — 124
119ter Brief. — Diderot's Plan zu einem Trauerſpiele über den Tod des Sokrates; James Thomſon's Trauerſpiel Sokrates (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 125 — 126

IV. Den 24 Juli 1760.

Fortſetzung des 119ten Briefes ..... 126 — 133

VII. Den 14 Aug. 1760.

Seite

122ſter Brief. — Joh. Jacob Rabe's Überſetzung der Miſchnah, 1ſter Theil, Seraim..... 134 — 141

VIII. Den 21 Aug. 1760.

123ſter Brief. — Wieland's Trauerſpiel Clementina von Porretta; der Charakter Carl Grandiſon's, mit Rückſicht auf Richardſon's Roman, auf Lord Shaftesbury's Charakteriſtiken und auf die Trauerſpiele Philotas und Polytimet, beſonders in Bezug auf vollkommene Charaktere; der Charakter der Clementina bei Richardſon und bei Wieland, Rückblick auf Shakeſpear's Lear dabei; der Charakter des Jeronymo; über den möglichen Ausgang des Stücks (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 141 — 148

IX. Den 28 Aug. 1760.

Schluß des 123ſten Briefes..... 148 — 151

124ſter Brief. — Weitere Beurtheilung von Wieland's Trauerſpiel Clementina von Porretta; Tadel der ſklaviſchen Weiſe, in welcher Wieland den Richardſon'ſchen Stoff bearbeitet hat; ſeine Darſtellung der Hauptcharaktere (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 151 — 155

X. Den 4 Sept. 1760.

Schluß des 124ſten Briefes..... 156 — 158

XI. Den 11 Sept. 1760.

126ſter Brief. — Withof's Gedicht „die moraliſchen Ketzer" in der verbeſſerten Auflage ..... 158 — 165

Aus dem VIII. Theil.

XIV. Den 23 Oct. 1760.

128ſter Brief. — Uz, Verſuch über die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn; Vergleichung einiger Stellen die-

Seite

ſes Lehrgedichts mit Stellen in Uz's lyriſchen Gedichten, bei welcher das Lehrgedicht in den Schatten tritt ..... 165 — 172

XV. Den 30 Oct. 1760.

129ſter Brief. — Fortſetzung über Uz; gelungene Stellen des Lehrgedichts. Das „Schreiben über die Duſchiſche Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes", welches Uz ſeinem Gedichte angehängt hat ..... 173 — 176

130ſter Brief. — Hermann Samuel Reimarus „Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion"; ſeine „allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 176 — 180

XVI. Den 6 Nov. 1760.

Fortſetzung des 130ſten Briefes ..... 180 — 186

XVII. Den 13 Nov. 1760.

131ſter Brief. — Fernere Beurtheilung von Reimarus Schrift über die Triebe der Thiere (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 187 — 194

XVIII. Den 20 Nov. 1760.

Schluß des 131ſten Briefes ..... 194 — 197

132ſter Brief. — Über die Schrift: „die unwandelbare und ewige Religion der älteſten Naturforſcher und ſo genannten Adepten" (für deren Verfaſſer jetzt Georg Schade gilt) ..... 197 — 200

XXI. Den 11 Dec. 1760.

134ſter Brief. — Euler's Nachweiſung der Erfindung der Differentialrechnung (in der Vorrede zu ſeinen Institutiones calculi differentialis) mit Schöpflin's Anſicht über die Erfindung der Buchdruckerkunſt (in ſeinen Vindiciis typographicis) zuſammengehalten ..... 201 — 203

135ſter Brief. — Carl Fried. Flögel's „Einleitung in die Erfindungskunſt"; daß er zu viel einmiſcht, was zu dem Gegenſtande nicht gehört. 203 — 205

XXII. Den 18 Dec. 1760.

Seite

136ſter Brief. — Fortſetzung über Flögel's Erfindungskunſt; ſeine unendlichen Eintheilungen des Gegenſtandes; ſeine Erklärung des mathematiſchen Unendlichen ..... 205 — 208

137ſter Brief. — Weitere Fortſetzung über Flögel's „Einleitung in die Erfindungskunſt"; ſeine Erklärung des Wortes Kunſt (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 209 — 210

XXIII. Den 1 Jan. 1761.

Fortſetzung des 137ſten Briefes ..... 211 — 214

138ſter Brief. — Eines ungenannten Schweizers (d. i. Iſaak Iſelin's) „philoſophiſche und politiſche Verſuche" (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 214 — 217

XXIV. Den 8 Jan. 1761.

Schluß des 138ſten Briefes ..... 217 — 219

139ſter Brief. — Eines andern ungenannten Verfaſſers Briefe über John Brown's „estimate of the manners and principles of the times" und eines Schweizers „Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienſtes" (zwei Stücke, welche den vorhin genannten philoſophiſchen und politiſchen Verſuchen angehängt ſind) .. 219 — 224

Aus dem IX. Theil.

II. Den 5 Febr. 1761.

143ſter Brief. — Joh. Georg Zimmermann „vom Nationalſtolze", in der 2ten Auflage, Zürich 1760; beſonders die ſchöne Stelle über König Friedrich den Großen. Gedicht der Karſchin über den Sieg des Königs bei Torgau (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 224 — 229

III. Den 12 Febr. 1761.

Schluß des 143ſten Briefes ..... 230 — 231

Seite

144ster Brief. — „Einfälle und Begebenheiten" (von Carl Ferd. Hommel) ..... 231 — 237

IV. Den 19 Febr. 1761.

145ster Brief. — Aufsuchung der Gründe, warum die Alten die vollkommen tugendhaften Charaktere in ihren Gedichten vermieden haben; eine Stelle Homers als Beispiel ..... 237 — 241

146ster Brief. — Mich. Conr. Curtius Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst (befindlich in seinen „kritischen Abhandlungen und Gedichten", Hannover 1760) beurtheilt, mit Hinzuziehung Longins und anderer Kunstrichter ..... 241 — 244

V. Den 26 Febr. 1761.

147ster Brief. — Fortsetzung des Gegenstandes; Curtius abgeschmackte Urtheile verschiedentlich aufgedeckt ..... 245 — 251

XII. Den 16 April 1761.

157ster Brief. — Curtius, „Abhandlung von den Gleichnissen und Metaphern" in derselben Sammlung; Beispiele seiner eignen Gleichnisse in seinen Lehrgedichten „von dem Schicksale der Dichtkunst" und „die Schicksale der Seelen nach dem Tode" 252 — 259

Aus dem X. Theil.

XVII. Den 4 Juni 1761.

166ster Brief. — Über J. J. Rousseau's neue Heloise; die Briefe, in welchen Rousseau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt, sind vortrefflich; aber als Roman ist es ein elendes Buch ..... 260 — 262

167ster Brief. — Fortsetzung über Rousseau's neue Heloise; der Plan des Romans, die Personen und Charaktere; die Situationen sind gleichgültig und die Begebenheiten mager, die Sprache ist spitzfindig, affectirt und schwülstig; doch sind einige Briefe vortrefflich (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 262 — 266

XVIII. Den 11 Juni 1761.

Seite

Schluß des 167sten Briefes ..... 266 — 268

168ster Brief. — Fortsetzung über Rousseau's neue Heloise; des Verf. Affectensprache durch Stellen aus den Briefen belegt; Abenteuerlichkeiten des St. Preux (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 268 — 272

XIX. Den 18 Juni 1761.

Schluß des 168sten Briefes ..... 273 — 274

169ster Brief. — Fortsetzung über die neue Heloise; Widerlegung der Gedanken Rousseau's von der Affectensprache ..... 274 — 276

170ster Brief. — Fortsetzung über die neue Heloise; Unwahrscheinlichkeiten bei der letzten Krankheit der Julie; in dem ganzen Werke ist es Rousseau mehr um seine philosophischen Materien, als um den Roman zu thun gewesen ..... 276 — 278

171ster Brief. — Die deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise, Leipzig 1761 (deren Verfasser Joh. Gottfr. Gellius ist), voll von Fehlern und Widersinnigkeiten (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 278 — 279

XX. Den 25 Juni 1761.

Fortsetzung des 171sten Briefes ..... 280 — 283

Aus dem XI. Theil.

III. Den 13 Aug. 1761.

181ster Brief. — Thomas Abbt „vom Tode für das Vaterland" (der Schluß in der folgenden No.). 284 — 288

IV. Den 20 Aug. 1761.

Schluß des 181sten Briefes ..... 288 — 292

VIII. Den 18 Sept. 1761.

186ster Brief. — über den 2ten Theil von Joh. Jac. Rabe's Übersetzung der Mischnah ..... 292 — 299

XI. Den 8 Oct. 1761.

Seite

190ſter Brief. — Über das Trauerſpiel „Codrus" des Frhrn. Joh. Fried. von Cronegk..... 299 — 303

191ſter Brief. — Über das unvollendete Trauerſpiel „Olint und Sophronia" des Herrn von Cronegk, und einige Worte über ſein Luſtſpiel „der Mißtrauiſche" (die Fortſetzung in der folgenden No.) ..... 303 — 304

XII. Den 15 Oct. 1761.

Fortſetzung des 191ſten Briefes..... 304 — 311

Aus dem XII. Theil.

I. Den 22 Oct. 1761.

192ſter Brief. — Abaelardi Virbii (d. i. Joh. Ge. Hamann's) „Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueſte Litteratur betreffend", und Fulberti Kulmii (d. i. Moſes Mendelsſohn's) „Antwort an Abaelardum Virbium: im Namen des Verfaſſers der fünf Briefe, die neue Heloiſe betreffend":

Einleitung ..... 311 — 312

(Dieſe Einleitung iſt, obgleich ſie Mendelsſohn's Chiffre trägt, von Fried. Nicolai, wie dieſer ſelbſt in ſeinem Schreiben an Lichtenberg vom 29 Oct. 1782, im 26ſten Th. von Leſſing's ſämmtl. Werken, Berlin 1794, S. XXII bemerkt.)

Abaelardi Virbii Beylage u. ſ. w. (der Schluß in der folgenden No.) ..... 312 — 316

II. Den 29 Oct. 1761.

Fortſetzung des 192ſten Briefes, und zwar:

Schluß der Schrift des Abaelardus Virbius... 316 — 318

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium ..... 318 — 323

IV. Den 12 Nov. 1761.

194ſter Brief — Über die Schrift: Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbſtliebe

Seite

und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen", eine, das Original ganz entstellende, elende Übersetzung des 2ten Theiles von Mandeville's Fabel von den Bienen (the fable of the bees, or private vices public benefits). 323 — 326

195ster Brief. — Um die Jämmerlichkeit dieser Übersetzung zu beweisen, werden, mit Übergehung alles Übrigen, nur einige Stellen angeführt, wo das Deutsche gerade das Gegentheil vom Englischen sagt (der Schluß in der folgenden No.) ..... 326 — 329

V. Den 19 Nov. 1761.

Schluß des 195sten Briefes ..... 329 — 330

XII. Den 31 Dec. 1761.

207ter Brief. — Von dem 2ten Bande der Schriften des Herrn von Cronegk, besonders von seinen „Einsamkeiten"; seine Lehrgedichte, seine Oden und Lieder, seine vermischten Gedichte .... 330 — 335

Aus dem XIII. Theil.

I. Den 7 Jan. 1762.

208ter Brief. — Von dem 2ten Abschnitte des „Versuches über das Genie" im ersten Stücke des 3ten Bandes der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" (1760, S. 1 — 37); die Erlernung der Anfangsgründe in der Mathematik und in der Metaphysik in Vergleichung gestellt; die anschauende Erkenntniß ist nicht der Grund der Evidenz in der Mathematik, erschöpft auch nicht das Wesen des Genies .... 335 — 340

209ter Brief. — Eine Stelle aus diesem 2ten Abschnitte des „Versuches über das Genie", welche sich auf die vielen deutschen dunkel malenden Nachtdichter und schwülstigen Hexametristen, Nachtreter Klopstock's, bezieht und welche man auch auf die elenden Nachtreter in der Philosophie anwenden kann (der Schluß in der folgenden No.)... 341

II. Den 14 Jan. 1762.

Schluß des 209ten Briefes 342

Seite

210ter Brief. — Der 3te Abschnitt des „Versuches über das Genie" (in der obigen „Sammlung vermischter Schriften" S. 37—69); des Verf. Gedanken von der anschauenden Erkenntniß werden geprüft: sie ist kein Unterscheidungszeichen des Schönen, uns Menschen ist deutliche Erkenntniß ohne Sprache unmöglich, eine empirische Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften ist nicht hinlänglich..... 342 — 348

X. Den 11 März 1762.

221ster Brief. — Des Übersetzers von Rousseau's neuer Heloise (Joh. Gottfr. Gellius) „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten", worin er die elenden Übersetzer in seinen Schutz nimmt, einen grimmigen Ausfall auf alle Kunstrichter macht, und außerdem auch auf den Verfasser des obigen 171sten Briefes (wofür er Nicolai hält) ..... 348 — 353

XI. Den 18 März 1762.

222ster Brief. — Fortsetzung über dieselbe Schrift; die darin eingeflochtene Philosophie und Anekdoten aus der obern Welt, z. B. vom Teufel ..... 354 — 356

223ster Brief. — Von einer patriotischen Gesellschaft in der Schweiz für die philosophische Sittenlehre und die Wissenschaft der Gesetze (besonders nach Mittheilungen Iselin's); Betrachtungen über diese beiden Wissenschaften, ihr Wesen und ihre Eintheilung (der Schluß in der folgenden No.)... 356 — 360

XII. Den 25 März 1762.

Schluß des 223sten Briefes..... 360 — 361

Aus dem XIV. Theil.

VI. Den 13 Mai 1762.

233ster Brief. — Von der von einem Ungenannten (Karl Wilh. Ramler) ohne Vorwissen des Verfassers veranstalteten verbesserten Ausgabe von Magnus Gottfried Lichtwer's Fabeln (unter dem Titel: Herrn M. G. Lichtwers auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen

Seite

Büchern. Greifsw. u. Lpz. 1761.) und von der von Lichtwer selbst veranstalteten 3ten Ausgabe (M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. 3te Aufl. Berlin 1762.); das Unternehmen des ungenannten Herausgebers von der moralischen Seite betrachtet, wo es tadelnswerth ist; eine Stelle Lessing's, der ihn zu vertheidigen sucht, wird eingeschoben, diese Beschönigung aber verworfen; doch hat sich Lichtwer bei dem Vorfall zu ungeberdig angestellt (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 361 — 367

VII. Den 20 Mai 1762.

Schluß des 233sten Briefes..... 367 — 368

234ster Brief. — Die Leistungen beider Herausgeber, des ungenannten und Lichtwer's, verglichen; Stellen, in denen Lichtwer glücklicher verbessert hat als der Ungenannte..... 368 — 374

VIII. Den 27 Mai 1762.

235ster Brief. — Fernere glückliche Verbesserungen Lichtwer's; dagegen Stellen, in denen der Ungenannte vor ihm den Vorzug behält..... 375 — 383

IX. Den 3 Juni 1762.

236ster Brief. — Allgemeine Beurtheilung von Lichtwer's Fabeln; in einigen erscheint er vom höchsten Talent, in andern sinkt er so tief, daß man ihn nicht erkennen kann. Allgemeinere Vergleichung seiner neuesten Ausgabe (der 3ten, von 1762) mit seiner 2ten (von 1758); in der neuesten hat er vieles schlechte weggelassen; einige neu hinzugekommene Fabeln sind sehr wohl gelungen, andere von ganz geringem Werthe. Über die Fabeln, welche der ungenannte Herausgeber weggelassen, Lichtwer aber nicht aufgeben will, sondern verändert hat..... 383 — 390

Aus dem XV. Theil.

I. Den 1 Juli 1762.

242ster Brief. — Herm. Samuel Reimarus Vertheidigung wider die Beurtheilung seiner „allge-

Seite

meinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (durch Moses Mendelssohn im 130sten und 131sten Briefe), welche er in einem Anhange zur 2ten Auflage der Schrift (Hamburg 1762) geliefert hat. Die Entscheidung über die Entgegnung will M. M. dem Publikum überlassen, nur über die ihm schuld gegebenen lieblosen und hassenswerthen Gesinnungen sucht er sich zu rechtfertigen, und untersucht verschiedene Punkte, in denen er Reimarus Unrecht gethan haben soll (die Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 390 — 397

II. Den 8 Juli 1762.

Fortsetzung des 242sten Briefes ..... 397 — 402

XI. Den 9 Sept. 1762.

254ster Brief. — Über die Extreme dunkler Kürze und der Weitschweifigkeit in der Schreibart, zwischen denen selbst das Genie ein Maaß kennen muß. Dieser dunkle und räthselhafte Styl ist dem Verf. der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" (Joh. Georg Hamann), mit welchem Moses Mendelssohn schon 2mal (s. den 113ten und 192sten Brief) in Berührung gekommen ist, eigen; und er ist darin unverbesserlich, wie seine „Kreuzzüge des Philologen" (eine Sammlung seiner flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt) zeigen. Man muß aber einige schöne Stellen beachten, welche sich unter dem Wuste finden. Einzelne Aufsätze dieser Sammlung werden genannt und beurtheilt, auch die seltsame und unverständliche Schreibart darin öfter aufgezeigt (die Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 403 — 405

XII. Den 16 Sept. 1762.

Fortsetzung des 254sten Briefes ..... 405 — 412

Aus dem XVI. Theil.

V. Den 4 Febr. 1763.

258ster Brief. — Des Frhrn. Frieb. Carl von Moser Erwiederung auf Hamann's Beurtheilung seiner Schrift „Herr und Diener" in dem anony-

Seite

men Aufsatze: „vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache", welche Erwiederung den Titel führt: „treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa":
Einleitung von Mendelssohn ..... 412 — 413
Schreiben des Layen-Bruders ꝛc. (d. h. des Hrn. von Moser) (der Schluß befindet sich in der folgenden No.) ..... 413 — 417

VI. Den 11 Febr. 1763.

Schluß des 258sten Briefes und des Schreibens des Layen-Bruders ..... 417 — 419

Aus dem XVII. Theil.

VIII. Den 23 Febr. 1764.

272ster Brief. — Die Frau Karschin und ihre Gedichte („auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin 1764"; deren Herausgeber Sulzer war) ..... 420 — 421
273ster Brief. — Nähere Betrachtung der Gedichte der Karschin; sie sind mit zu vielem Enthusiasmus gepriesen worden, die Dichterinn bedarf noch des guten Rathes kritischer Freunde und muß ihm folgen; man hat Unrecht gethan, sie durch zu großes Lob über ihre Leistungen zu verblenden und ihren Fortgang zur Vollkommenheit zu hemmen (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 421 — 422

IX. Den 1 März 1764.

Fortsetzung des 273sten Briefes ..... 422 — 424

274ster Brief. — Einige schöne Stellen werden aus den Gedichten der Karschin angeführt, aber es wird auch bemerkt, daß ihrer nicht so viele sind, sondern vieles sehr mittelmäßige und matte darin ist (der Schluß des Briefes in der folgenden No.).. 424 — 429

X. Den 8 März 1764.

Schluß des 274sten Briefes ..... 429 — 431

Seite

275ſter Brief. — Sogenannte Oden der Karſchin; Weſen der Ode; die der Karſchin ſind nur poetiſche Phantaſien; Zergliederung einiger dieſer Oden (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 431 — 436

XI. Den 15 März 1764.

Schluß des 275ſten Briefes ..... 436 — 439

276ſter Brief. — Verſchiedene ſchlechte, nachläſſige, gezwungene, undeutſche Stellen werden aus den Gedichten der Karſchin angeführt; es wird ihr noch einmal vorgehalten, daß es nun Zeit für ſie wäre, auf den Rath guter Freunde zu hören und mit Vorſicht und Überlegung zu dichten, nicht mit ihrer bisherigen Flüchtigkeit; und daß ſie nicht denke, ſchon genug für ihren Ruhm gethan zu haben. Zuletzt wird ihre neue kleine Schrift: „poetiſche Einfälle" noch dem Namen nach erwähnt (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 439 — 443

Bemerk. des Herausg. Wir haben dieſen Brief ganz mitgetheilt, bemerken aber, daß Friedrich Nicolai (in ſeinem Briefe an Lichtenberg vom 29 Oct. 1782, in Leſſing's ſämmtlichen Schriften Th. 26, Berlin 1794, S. XXII. Anm. *)) erklärt, er ſei der Verfaſſer des Stücks S. 173 — 179 (bei uns S. 442 — 444). Ebenda erklärt er ſich für den Verfaſſer des Eingangs des 192ſten Briefes (oben bei uns S. 311 — 312), obgleich dieſes Stück mit Mendelsſohn's Chiffre unterzeichnet iſt.

XII. Den 22 März 1764.

Schluß des 276ſten Briefes..... 443 — 444

Aus dem XIX. Theil.

I — IV. Den 21 und 28 Juni, 5 und 12 Juli 1764.

287ſter Brief. — Thom. Abbt's „Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen" und Moſes Mendelsſohn's „Orakel die Beſtimmung des

Seite

Menschen betreffend" verwiesen auf den Briefwechsel mit Abbt im 5ten Bande dieser gesammelten Schriften 445

Aus dem XXI. Theil.

VII. Den 17 Jan. 1765.

311ter Brief. — Bisherige Vernachläßigung des deutschen Schauspiels, welche nicht die Schuld des Publikums ist. Joh. Elias Schlegel's Trauerspiel „die Trojanerinnen" und sein „Herrmann" (im 1sten Theile seiner, von seinem Bruder Joh. Heinr. Schlegel herausgegebenen Werke 1761) sind sehr vortreffliche Stücke, und es ist unrecht, daß sie in Deutschland so wenig bekannt sind; welches von beiden Stücken besser sei; die Schönheiten des Herrmann werden näher hervorgehoben und eine Stelle wird angeführt; die Schwächen des Stückes werden auch genannt, namentlich Mangel an Handlung (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 445 — 448

VIII. Den 24 Jan. 1765.

Fortsetzung des 311ten Briefes ..... 448 — 455

IX. Den 31 Jan. 1765.

312ter Brief. — Joh. Elias Schlegel's Lustspiel „der Triumph der guten Frauen" (im 2ten Theile seiner Werke); warum das tragische Genie in einer sich bildenden Nation eher als das comische reif wird, mit einer Anwendung auf die Deutschen; das Lustspiel „der geschäfftige Müßiggänger" von Schlegel wird erwähnt, und darauf „der Triumph der guten Frauen" näher beurtheilt. Von J. E. Schlegel's übrigen Arbeiten, namentlich den prosaischen, welche sein Bruder Joh. Heinr. Schlegel in den folgenden Bänden der Werke zu liefern verspricht ..... 455 — 458

313ter Brief. — Beweis, daß Dan. Caspar von Lohenstein, bei allen seinen Fehlern, doch manche gute Eigenschaften in seinem prosaischen Styl habe; sein Roman Arminius ..... 458 — 460

Seite

Moſes Mendelsſohn's Antheil an der allgemeinen deutſchen Bibliothek ..... 461 — 564

Aus des erſten Bandes zweitem Stück, 1765.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle précedée de réflexions sur Homere. Par M. Bitaubé. Paris 1762. 2 Bde. 8° ..... 463 — 485

Aus des dritten Bandes erſtem Stück, 1766.

Neues Organon, oder Gedanken über die Erforſchung und Bezeichnung des Wahren und deſſen Unterſcheidung vom Irrthum und Schein. durch J. H. Lambert. Erſter Band. Leipzig 1764. 8° ..... 486 — 500

Aus des vierten Bandes zweitem Stück, 1767.

Lambert's neues Organon, zweiter Band, 1764.. 501 — 520
Philoſophiſche Muthmaßungen, über die Geſchichte der Menſchheit (von Iſaak Iſelin). 2 Bde. Frankf. und Leipzig 1764. 8° ..... 521 — 527
Joh. Gottl. Stebbs, Verſuch einer allgemeinen Beſchreibung von dem Zuſtand der ungeſitteten und geſitteten Völker, nach ihrer moraliſchen und phyſicaliſchen Beſchaffenheit. Carlsruhe 1766. 8° 528
J. Kant's Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik. Königsberg 1766. 8° .. 529
Discours sur la Métaphysique, per Mr. Merian. Berlin 1765 530

Aus des fünften Bandes erſtem Stück, 1767.

Sämtliche poetiſche Werke von Joh. Jacob Duſch. Erſter Theil, Altona 1765. 8° ..... 531 — 536

Aus des ſiebenten Bandes erſtem Stück, 1768.

Karl Wilh. Ramler's Oden. Berlin 1767. 8° ... 537 — 553

Aus des achten Bandes erſtem Stück, 1768.

Über das Studium des Alterthums. von Hrn. Hofrath Klotz (d. h. Chriſtian Adolph Klotz). Halle 1766. 8° ..... 554 — 558

Aus des 14ten Bandes erſtem Stück, 1771.

Seite

Phedon of over de Onsterflykheid der ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelszoon, naar den tweeden verbeterden Druk uit het hoogduitsch vertaald. in's Graavenhaage 1769. (Die holländiſche Überſetzung von Moſes Mendelsſohn's Phädon.) 559

Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van Moses Mendelszoon. Utrecht 1769. (Die holländiſche Überſetzung von Moſes Mendelsſohn's Abhandlung über das Erhabene und Naive in den ſchönen Wiſſenſchaften.) 560

Aus des 26ſten Bandes erſtem Stück, 1775.

Anmerkungen über einen ſchriftlichen Aufſatz (des Dr. Chriſtian Auguſt Cruſius), die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend.... .... 561 — 564

Alphabetisches Verzeichniß

der von Moses Mendelssohn beurtheilten Schriften.

Da der vierte Band dieser gesammelten Schriften in seinen beiden Abtheilungen fast ganz aus einer reichen Zahl kritischer Aufsätze, längerer oder kürzerer, zusammengesetzt ist, deren bei weitem größte den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, angehört; so hat es dem Herausgeber zweckmäßig geschienen, das Aufsinden einzelner durch ein nach den Verfassern der beurtheilten Schriften geordnetes alphabetisches Verzeichniß zu erleichtern. Bei anonymen Schriften ist das hauptsächlichste Wort im Titel berücksichtigt worden. Wo der Name eines Schriftstellers in Klammern eingeschlossen ist, ist das Buch ohne dessen Nennung erschienen. Übrigens sind es auch bisweilen nur gewisse Stellen einer Schrift, oder Meinungen und Gedanken eines Schriftstellers, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Schrift, über welche sich die unter dem Namen eines Schriftstellers nachgewiesene Beurtheilung verbreitet. Diejenigen Aufsätze dieses Bandes, welche keine Kritiken, sondern Aufsätze über Materien sind, wohin auch einige Stücke der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, gehören, werden dem allgemeinen alphabetischen Register der Materien im 7ten Bande einverleibt werden. Jedem kritischen Aufsatze ist, außer der Rubrik seines Ursprungs (kleine ungedruckte Schriften, Bibliothek der schönen Wissenschaften, Briefe die neueste Litteratur betreffend, allgemeine deutsche Bibliothek), das Jahr, in welchem er von Mendelssohn verfaßt oder im

Druck erſchienen iſt, beigefügt, was zugleich eine Beſtimmung über die Zeit des Erſcheinens der beurtheilten Schrift und die gemeinte Ausgabe, wenn deren ſpätere exiſtiren, an die Hand giebt. Hierauf folgt (durch römiſche Zahlen ausgedrückt) die Angabe des Bandes (IV, 1. die erſte Abtheilung, IV, 2. die zweite Abtheilung des 4ten Bandes), in welchem, und (durch deutſche Zahlen ausgedrückt) der Seitenzahlen, zwiſchen welchen ſich der Aufſatz in dieſen geſammelten Schriften befindet. Die ſich in einem der früheren drei Bände (dem 3ten) findenden kritiſchen Aufſätze ſind in dieſes Verzeichniß mit eingeflochten; und es werden ſo die drei alphabetiſchen Verzeichniſſe: das gegenwärtige der kritiſchen Aufſätze, das der Briefe, welches wir im 5ten Bande, und das aller in den ſieben Bänden enthaltenen Schriften Mendelsſohn's im allgemeinen, welches wir im 7ten Bande liefern werden, vereinigt dem Leſer den ganzen Inhalt dieſer geſammelten Schriften darbieten und eine vollſtändige Leichtigkeit zur Auffindung einer jeden Schrift und eines jeden kleinen Stückes gewähren.

A.

Abaelardus Virbius — ſ. unter Rouſſeau.

Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 284 — 292.

Thomas Abbt's Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen — ib. 1764 — IV, 2. 445 — ſ. in Moſes Mendelsſohn's Briefwechſel mit Abbt im 5ten Bande.

Abu Chamed's Erklärung des mathematiſchen Körpers — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 506 — 508.

The pleasures of imagination, a poem by Akenside — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1757 — IV, 1. 240 — 262.

über die Schrift „Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbſtliebe und Ruhmſucht, in philoſophiſchen Geſprächen nach dem Engliſchen" (welche nichts als eine elende Überſetzung von Mandeville's Fabel von den Bienen iſt) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 323 — 330.

B.

Lehrbuch proſaiſcher und poetiſcher Wohlredenheit, von Joh. Bernh. Baſedow — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1757 — IV, 1. 218 — 240.

Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, nach dem Franzöſ. des Batteux mit Zuſätzen vermehrt von C. W. Ramler, 4 Bände — ib. 1758 — IV, 1. 361 — 375.

Alex. Theoph. Baumgarten, Aestheticorum pars altera — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 375—387.

Alex. Gottlieb Baumgarten's Metaphyſik, 3te Aufl. 1757 — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759—IV, 1. 502 – 504.

Anmerkungen über Bayle's Pensées diverses sur les comètes — kleine ungedr. Schriften (1760—1767) — IV, 1. 83—88.

משלי שועלים die Fabeln der Füchſe des berühmten Weiſen Rabbi Berachja Hanakdan, zum zweytenmale gedruckt in Berlin im J. 516 (1756) — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 302—305.

Bitaubé, l'Iliade d'Homere — ſ. Homere.

Betrachtungen über Bonnet's Palingeneſie — III. 135—176.

Rogeri Jos. Boscovich philosophiae naturalis theoria, pars 1. 2. 3. und Anhang — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 537—545, 545—555, 556—565, 566—569.

Eines ungenannten Verf. Briefe über John Brown's estimate of the manners and principles of the times (angehängt Iſelin's philoſophiſchen und politiſchen Verſuchen) — ib. 1761 — IV, 2. 219—221.

Edmund Burke, on the sublime and beautiful — ſ. sublime.

C.

über den Verfaſſer des Candide — ſ. Schade.

Leonh. Cochius Unterſuchungen über die Neigungen (eine Preisſchrift, Berlin 1769. 4°) — kleine ungedruckte Schriften 1769 — IV, 1. 102—105.

über das Trauerſpiel Codrus des Frhrn. Joh. Friedr. von Cronegk — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 299—303; über deſſelben unvollendetes Trauerſpiel Olint und Sophronia — ib. 303—310; über ſein Luſtſpiel „der Mißtrauiſche" — ib. 310—311 (alle dieſe Stücke befinden ſich im erſten Bande ſeiner Schriften). — Von dem 2ten Bande ſeiner Schriften, beſonders von ſeinen „Einſamkeiten", ſeinen Lehrgedichten, Oden, Liedern und ſeinen vermiſchten Gedichten — ib. 330—335.

Anmerkungen über einen ſchriftlichen Aufſatz (des Dr. Chriſtian Aug. Cruſius), die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend — allg. deutſche Bibl. 1775 — IV, 2. 561—564.

Mich. Conr. Curtius Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunſt, befindlich in ſeinen „kritiſchen Abhandlungen und Gedichten", 1760) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 237—251; deſſ. Abhandlung von den Gleichniſſen und Metaphern (in derſelben Sammlung) — ib. 252—257; Beiſpiele ſeiner eignen Gleichniſſe in ſeinem Lehrgedichte „von dem Schickſale der Dichtkunſt" und in ſeinem Lehrgedichte: „die Schickſale der Seelen nach dem Tode" — ib. 257—259.

D.

Diderot's Plan zu einem Trauerspiele über den Tod des Sokrates — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 125 — 133.

über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft — s. Kant.

Anmerkungen zu Michaelis Beurtheilung des 1sten Theils von Christian Wilh. Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (Berlin und Stettin, bey Fried. Nicolai, 1781), aus dem 2ten Bande derselben Schrift Dohm's (1783, S. 72 — 77) — III. 365 — 367.

Drey Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst (Joh. Jacob Dusch) — Bibl. der schönen Wiss. 1756 — IV, 1. 210 — 218.

Sämtliche poetische Werke von Joh. Jacob Dusch, 1ster Theil — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 531 — 536.

E.

Einfälle und Begebenheiten — s. Hommel.

Joh. Chr. Eschenbach's Metaphysik, oder Hauptwissenschaft (Rostock 1757. 8°) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 531 — 534; über Eschenbach's philosophisches System — ib. 534 — 537.

Euler's Nachweisung der Erfindung der Differentialrechnung (in der Vorrede zu seinen Institutiones calculi differentialis) mit Schöpflin's Ansicht über die Erfindung der Buchdruckerkunst (in seinen Vindiciis typographicis) zusammengehalten — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 201 — 203.

F.

Carl Fried. Flögel's Einleitung in die Erfindungskunst — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — 1761 — IV, 2. 203 — 214.

Die Poésies diverses König Friedrichs II. — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 66 — 68; seine Epître au Maréchal Keith — ib. 69 — 82; seine Epître à Maupertuis — ib. 83 — 98.

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium — s. unter Rousseau.

G.

Christian Garve's Schrift über die Neigungen (in der Sammlung der Preisschriften über diesen Gegenstand, Berlin 1769. 4° S. 91—186) — kleine ungedr. Schriften 1769 — IV, 1. 105 — 112.

Drey Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst — s. Dusch.

(Joh. Gottfr. Gellius) deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise (Leipzig 1761) und seine anonyme Schrift gegen die Beurtheilung seiner Übersetzung: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten" — s. unter Rousseau.

Versuch über das Genie, Abschnitt 1—3 (in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" Bd. 2. Stück 1. 1759 und Bd. 3. Stück 1. 1760) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760, 1762 — IV, 2. 52—54, 335—342, 342—348.

Der Tod Abels, in 5 Gesängen von Salomon Geßner — Bibl. der schönen Wiss. 1759 — IV, 1. 457—484.

Lieder, Fabeln und Romanzen von J. W. G(leim) — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 350—361.

Historische Lobschrift des Frhrn. von Wolf, von Joh. Christoph Gottsched — Bibl. der schönen Wiss. 1757 — IV, 1. 262—267.

Joh. Christoph Gottsched's Handlexikon der schönen Wissenschaften — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 571.

H.

(Joh. Georg Hamann's) sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 99—105.

(Joh. Georg Hamann) Kreuzzüge des Philologen (eine Sammlung seiner flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt) — ib. 1762 — IV, 2. 403—412.

Berachja Hanakhan — s. Berachja.

(Hemsterhuys) Lettre sur la sculpture — kleine ungedr. Schriften 1776 — IV, 1. 120—121.

(Herder) über die neuere deutsche Litteratur, 1ste und 2te Sammlung — ib. 1767 — IV, 1. 93—101.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle par M. Bitaubé, 2 Bände — allg. deutsche Bibl. 1765 — IV, 2. 463—485.

(Carl Ferd. Hommel's) Einfälle und Begebenheiten — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 231 — 237.

J.

Isaak Iselin's Versuch über die Gesetzgebung — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 582 — 585.

(Isaak Iselin's) philosophische und politische Versuche — ib. 1761 — IV, 2. 214 — 219.

Von einer patriotischen Gesellschaft in der Schweiz für die philosophische Sittenlehre und die Wissenschaft der Gesetze (besonders nach einem mitgetheilten Aufsatze Iselin's) — ib. 1762 — IV, 2. 356 — 361.

(Isaak Iselin's) philosophische Muthmaßungen, über die Geschichte der Menschheit, 2 Bände — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 521 — 527.

Über das Lustspiel: die Juden (erschienen in Lessing's theatralischer Bibliothek, Stück 1. 1754) — III. 476 — 480.

K.

Über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's „öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft" — kleine ungedr. Schriften (1784? 1785?) — IV, 1. 146 — 148.

J. Kant's Träume eines Geisterſehers, erläutert durch Träume der Metaphysik — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 529.

Gedicht der Anna Louisa Karschin über den Sieg des Königs bei Torgau — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 229 — 231.

Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin (Berlin 1764, herausgegeben von Sulzer) — ib. 1764 — IV, 2. 420 — 444 (der Schluß S. 442 — 444 soll von Fried. Nicolai seyn).

Christian Adolph Klotz, über das Studium des Alterthums — allg. deutsche Bibl. 1768 — IV, 2. 554 — 558.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienstes (angehängt Iselin's philosophischen und politischen Versuchen) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 222 — 224.

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium — ſ. unter Rousseau.

Anmerkungen zum Gebrauche deutſcher Kunſtrichter — ſ. unter Rousseau.

L.

J. H. Lambert's neues Organon, Bd. 1. 2. — allg. deutſche Bibl. 1766, 1767 — IV, 2. 486—500, 501—520.

Martin Frobenius Ledermüller's phyſikaliſche Beobachtungen derer Saamenthiergens, Nürnberg 1756 — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 512—518; deſſ. Verſuch einer gründlichen Vertheidigung der Saamenthiergen, Nürnberg 1758 — ib. 518—522.

über Leibnitzens Satz des Nichtzuunterſcheidenden — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 510—512; eine neue Ausdehnung dieſes Satzes — ib. 522—524.

Vier Bücher Aeſopiſcher Fabeln von M. G. (d. h. Magnus Gottfried) Lichtwern. Zweyte Aufl. Berlin, 1758 — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 290—302; die von einem Ungenannten (Karl Wilh. Ramler) ohne Vorwiſſen des Verf. veranſtaltete verbeſſerte Ausgabe von Lichtwer's Fabeln (Greifsw. und Leipzig 1761) und die von Lichtwer ſelbſt veranſtaltete 3te Ausgabe (Berlin 1762) unter einander und mit ſeiner 2ten Auflage verglichen — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1762 — IV, 2. 361—390.

Das Recht der Vernunft, in 5 Büchern, von M. G. Lichtwer — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 318—330.

Schreiben Joh. Nathanael Lieberkühn's an Hamberger (in Georgii Erhardi Hambergeri physiologia medica, Jenae 1751. 4° S. 707—713) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 518—522.

Lieder, Fabeln und Romanzen, von J. W. G. — ſ. Gleim.

über die neuere deutſche Litteratur — ſ. Herder.

Joh. Fried. Löwen, ſatyriſche Verſuche, Geſchichte eines Tugendhaften — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 5—6; ſeine Götter- und Heldengeſpräche — ib. 6—9.

Dan. Caſpar von Lohenſtein's Roman Arminius — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1765 — IV, 2. 458—460.

Robert Lowth, de sacra poesi Hebraeorum — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1756, 1757 — IV, 1. 171—192, 192—210.

über einen ſchriftlichen Aufſatz des Herrn de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend — kleine ungedr. Schriften 1778 — IV, 1. 124—127.

M.

Mandeville's Fabel von den Bienen (the fable of the bees) ins Deutſche überſetzt — ſ. Anti-Shaftesbury.

Georg Fried. Meier's Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 313 — 318.

—— Dess. Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 63 — 66.

Phedon of over de Onsterflykheid der ziele, door Moses Mendelszoon, uit het hoogduitsch vertaald (die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Phädon) — allg. deutsche Bibl. 1771 — IV, 2. 559.

Verhandeling over het Verhevene en Naive in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van Moses Mendelszoon (die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Abhandlung über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften) — ib. 560.

Philosophische Muthmaßungen, über die Geschichte der Menschheit — s. Iselin.

Merian's Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 54.

Discours sur la Métaphysique, par Mr. Merian — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 530.

Über Michaelis Beurtheilung des Isten Theils von Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" — s. Dohm.

Michaelis Preisschrift über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 585 — 596.

Joh. Jacob Rabe's Übersetzung der Mischnah — s. Rabe.

Des Frhrn. Fried. Carl von Moser Erwiederung auf Hamann's Beurtheilung seiner Schrift „Herr und Diener" in dem anonymen Aufsatze: „vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache", welche Erwiederung den Titel führt: „treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Meggum in Norden oder doch in Europa — Briefe, die neueste Litt. betr. 1763 — IV, 2. 412 — 419.

Münter's Recension von Schmidt's „poetischen Gemählden und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" in der Jenaischen philosophischen Bibliothek — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 61 — 62; sein Auszug und seine Widerlegung des Candide eben daselbst — ib. 62 — 63.

N.

Vom Nationalstolze — s. Zimmermann.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre, durch alle Monate des Jahres; die Frühlingsmonate — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 306 — 312.

Die unwandelbare und ewige Religion der älteſten Naturforſcher und ſo genannten Adepten — ſ. Schade.

D.

Principes pour la lecture des orateurs, 3 tomes; Grundſätze und Anweiſung die Schriften der Redner zu leſen, aus dem Franzöſ. überſetzt von C. L. R., 3 Theile — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 267—289.

P.

An essay on the writings and genius of Pope, Vol. I. — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758, 1759 — IV, 1. 388 — 411, 411 — 439.

über die „Beurtheilung der Schrift, die im J. 1755 den Preis von der Academie erhalten hat, nebſt einem Schreiben an den Verf. der Dunciade für die Deutſchen. Frankf. und Leipzig 1757" — kleine ungedr. Schriften — IV, 1. 76—78.

Des Herrn von Prémontval théologie de l'être, ou chaine d'idées de l'être jusqu'à Dieu — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 54—59.

R.

Joh. Jacob Rabe's Überſetzung der Miſchnah: ihre Ankündigung, Überſetzung des 1ſten und 2ten Theils — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759, 1760, 1761 — IV, 1. 529—531, IV, 2. 134—141, 292—299.

Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von C. W. Ramler — ſ. Batteux.

Karl Wilh. Ramler's Oden, 1767 — allg. deutſche Bibl. 1768 — IV, 2. 537—553.

Grundſätze und Anweiſung die Schriften der Redner zu leſen, aus dem Franzöſ. überſ. von C. L. R. — ſ. orateurs.

Hermann Samuel Reimarus Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 176—177.

— — Deſſen allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere (in der 1ſten Ausg., Hamburg 1760) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 177—197; über Reimarus Vertheidigung gegen dieſe Beurtheilung, in einem Anhange zur

2ten Auflage seiner Schrift (Hamburg 1762) — ib. 1762 — IV, 2. 390 — 402.

Reinhard, examen de l'optimisme — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 508 — 510.

Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten — s. Schade.

Über J. J. Rousseau's neue Heloise — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 260 — 278; der über diese Beurtheilung entstandene Streit zwischen Hamann und Moses Mendelssohn — ib. 311 — 312 (dieses kleine Stück ist von Fried. Nicolai); Abaelardi Virbii „Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend" (eine Schrift Joh. Georg Hamann's gegen Mendelssohn's Beurtheilung der neuen Heloise) — ib. 312 — 318; Fulberti Kulmii „Antwort an Abaelardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend" (Mendelssohn's Erwiederung) — ib. 318 — 323.

Über die in Leipzig 1761 herausgekommene deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise (deren Verf. Joh. Gottfr. Gellius ist) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 278 — 283; über den Ausfall des Verfassers der Übersetzung gegen diese Kritik, in seiner Schrift: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten" — ib. 1762 — IV, 2. 348 — 356.

S.

Georg Schade's Einleitung in die höhere Weltweisheit — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 32 — 42; seine dieser Schrift angehängten Aufsätze, besonders die „schuldige Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottsched's", welchen Schade von dem Verdachte zu reinigen sucht, daß er der Verfasser des Candide sei — ib. 42 — 45.

Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten (von Georg Schade) — ib. 197 — 200.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre — s. Natur.

Joh. Adolf Schlegel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen (in seinen eigenen Abhandlungen, welche den 2ten Band der 2ten Aufl. seiner Übersetzung von Batteux „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz", 1759, beiden) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 9 — 17; dess. Abhandlung über den eigentlichen Gegenstand der Schäferpoesie (in demselben Bande) — ib. 18 — 28; dess. Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie (in demselben Bande) — ib. 28 — 31.

Joh. Elias Schlegel's Trauerspiel „die Trojanerinnen" (im 1sten Theile seiner, von seinem Bruder Joh. Heinr. Schlegel herausgegebenen Werke, 1761) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1765 — IV, 2. 445—448; dessen Trauerspiel „Herrmann" (in demselben Theile) — ib. 448 — 455; dessen Lustspiel „der Triumph der guten Frauen" (im 2ten Theile seiner Werke) — ib. 455—458; dessen Lustspiel „der geschäfftige Müßiggänger" (im 2ten Theile) — ib. 456.

über einen paradoxen Satz von Schmauß — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 595.

Joh. Dan. Schöpflin's Ansicht über die Erfindung der Buchdruckerkunst (in seinen Vindiciis typographicis, 1760) — s. Euler.

Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa — s. F. C. von Moser.

Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend — s. Crusius.

Lettre sur la sculpture — s. Hemsterhuys.

über Selle's Satz, daß es keine reinen Vernunftbegriffe gebe — kleine ungedr. Schriften (1784?) — IV, 1. 134—135.

Anti-Shaftesbury — s. Anti.

Die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde — s. W...

Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums — s. Hamann.

Die anonyme Preisschrift über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen und der Meinungen auf die Sprachen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 596—599.

Joh. Gottl. Stebbs, Versuch einer allgemeinen Beschreibung von dem Zustand der ungesitteten und gesitteten Völker — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 528.

A philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful (von Edmund Burke) — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 331—350.

„Grundsätze und Regeln der schönen Künste" von Joh. George Sulzer in Aussicht — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 569—571.

Sulzer's Begriff aller Wissenschaften und andrer Theile der Gelehrsamkeit, 2te Aufl. 1759 — ib. 571—578.

Sulzer's Abhandlung vom Genie (Analyse de génie in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences, année 1757. Berlin 1759. 4° p. 392—404) Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 46—51.

T.

James Thomson's Trauerspiel Sokrates — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 133.

Vom Tode für das Vaterland — s. Abbt.

U.

Uz, Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn, in Vergleichung mit seinen lyrischen Gedichten — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760—IV, 2. 165—176.

Uz, Schreiben über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes — ib. 176.

V.

Philosophische und politische Versuche — s. Iselin.

Abaelardi Virbii Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend — s. unter Rousseau.

W.

Die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde, von W... — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 106 — 124.

Frid. Adami Widderi diss. de hylozoismo et Leibnitianismo — ib. 1759 — IV, 1. 524—529.

Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel von Christoph Martin Wieland — Bibl. der schönen Wiss. 1759 — IV, 1. 484—496.

Wieland's Trauerspiel Clementina von Porretta — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 141—158.

Aufmunterungen in moralischen Gedichten, von Joh. Lorenz Withof — Bibl. der schönen Wiss. 1756 — IV, 1. 157—170.

Withof's Gedicht „die moralischen Ketzer" in der verbesserten Auflage — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 158—165.

Z.

(Joh. Georg Zimmermann) vom Nationalstolze (in der 1sten Aufl., Zürich 1758) — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 439—457; in der 2ten Aufl. (1760, mit seinem Namen) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 224—228.

Über vollkommene und unvollkommene Pflichten, mit Beziehung auf Zöllner's Schrift „über Moses Mendelssohn's Jerusalem" (Berlin 1784. 8°) — kleine ungedr. Schriften 1784 — IV, 1. 135—145.

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

(Fortſetzung.)

Aus dem V. Theil

der Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 31 Jan. 1760.

79ster Brief.

Brutus soll kurz vor seinem Ende, als er sich ohne Hoffnung überwunden sah, die Augen gegen den gestirnten Himmel gerichtet, und eine griechische Stelle ausgerufen haben, die in der Übersetzung also lautet: „O elende Tugend! du bist „ein bloßer Schall. Ich habe dich als ein Wesen verehrt, und „siehe! du bist dem Glücke unterthan". Florus und Dion haben diese Stelle angeführt, die Volumnius, ein Freund und Gefährte des Brutus, wie er selber erzählt, vergessen hatte, wie Andere aber wollen, aus Ehrfurcht gegen die Tugend verschwiegen haben soll. Was dünkt Ihnen von dieser Stelle, die uns alle Verächter der philosophischen Tugend so sehr aufmutzen? Mir scheint sie dem Charakter des Brutus, den er nach diesem vorgeblichen Vorfalle noch so mannhaft behauptet hat, so sehr zu widersprechen, daß ich sie für eben so ungereimt halte, als das Mährchen von dem Gespenste, das diesem Römer erschienen seyn soll. Man bedenke nur, wer Brutus gewesen! Nicht etwa ein Schulweiser, der über die Tugend speculirt, und bei der ersten Gelegenheit zur Ausübung aus Mangel der Erfahrung stutzt; nicht etwa ein verwegener Held, dessen Standhaftigkeit mit der Hoffnung eines bessern Glückes verschwindet. Er war ein Römer, der Standhafteste unter den Römern, ein versuchter Feldherr, ein wahrer Menschenfreund, ein Weltweiser; und was hätte er müssen gewesen seyn, wenn er diese alberne Ver-

wünschung der Tugend hätte ausstoßen können? Gewiß! der unerfahrenste Jüngling oder der abgefeimteste Betrüger. „Du bist dem Glücke unterthan!" Was für eine Entdeckung für Brutus! „So hast du denn bisher das Glück für eine Begleiterinn oder wohl gar für eine Nachtreterinn der Tugend gehalten?" hätte ihm der klügere Volumnius zurufen sollen; „o Brutus! wenn „du das geglaubt hast, so hast du die Tugend niemals, wie „du sagst, als ein Wesen verehrt, sondern ihr deine Aufwar„tung gemacht, um die Gunst des Glückes, als ihrer vermeinten „Nachtreterinn, zu gewinnen".

Die letzten Worte des Brutus, die sein Freund nicht vergessen hatte, bestätigen mich in der Meinung, daß jene Erzählung ein Mährchen sei. Der weltweise und tugendhafte Mann erscheint hier in seinem völligen Glanze. „Ich habe ein großes Vergnügen", sprach er in seiner Todesstunde, „daß mir keiner „von meinen Freunden untreu geworden, und ich nichts zu be„dauern habe, als das Unglück meines Vaterlandes. Ich schätze „mich sowohl wegen des Vergangenen als des Gegenwärtigen „für weit glückseliger als die Überwinder, da ich einen Ruhm „der Tugend hinter mir lasse, den die Sieger mit allen ihren „Waffen und Reichthümern nicht hinterlassen werden; indem „man beständig sagen wird, daß sie als Ungerechte und Bos„hafte uns gerechte und redliche Männer umgebracht haben, und „sich die Herrschaft widerrechtlich anmaßen" *). Ich erkenne hier eben den großen Geist, der einige Zeit vorher mit dem Cassius, ehe sie die Losung zur Schlacht geben ließen, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Selbstmorde philosophirte. Wie reimt sich dieses mit der häßlichen Rolle, die man diesen großen Mann zwischen diesen beiden Begebenheiten spielen läßt? O! lassen Sie uns lieber aus Ehrfurcht gegen die Tugendhaften dasjenige nicht glauben, was Volumnius aus Ehrfurcht gegen die Tugend, wie man vorgeben will, verschwiegen haben soll!

Ich weiß wohl, daß die Römer unter virtus nicht eben dasjenige verstanden, was wir unter dem Worte Tugend verstehen. Wir verbinden damit einen allgemeinen Begriff von der Vollkommenheit des Begehrungsvermögens, da der Grieche sein

*) Plutarch im Leben des Brutus.

ἀρετή und der Römer sein virtus bloß auf die Tapferkeit und die Liebe zur Freiheit einschränkten. Man konnte ein braver Mann in dem heutigen Verstande seyn, und dennoch diese Tugend für einen leeren Schall halten. Wenn also Brutus gleich die angeführte Stelle ausgerufen hätte, so würde dieß dennoch seinen Charakter, wenigstens in unsern Augen, nicht sonderlich beflecken. Allein was eine gemeine Seele nicht beschimpft, das beschimpft noch immer die Seele des Brutus. Es ist nicht genug, daß ein Brutus als braver Mann stirbt; er muß als Held sterben.

80ster Brief.

Sollen wir es ja von einem Menschen glauben, daß er Zeit seines Lebens die Tugend geliebt und in seiner letzten Stunde verwünscht hat, so muß er der Lycander des Herrn Löwen *) seyn. Diesen hat sein Schöpfer, Herr Löwen, mehr einfältig als tugendhaft seyn lassen. Da er also in seinem Leben so viel Sottisen begangen, ist es fast kein Wunder, daß er noch in der Todesstunde eine begeht. Die erhabene tugendhafte That, dadurch er sich ins Unglück gestürzt haben soll, ist, daß er sich verführen lassen, aus der ihm anvertraueten Chatoulle seines Fürsten eine ansehnliche Summe zu verborgen, um einem falschen Freund aus der Noth zu helfen. Sein Schuldner betrügt ihn darum; und er hat nicht Vermögen genug, die fehlende Summe zu ersetzen. Er wird, wie billig, seines Amts entsetzt, geräth in die äußerste Dürftigkeit und stirbt. Ein einziger Strohpfühl, erzählt Hr. Löwen, war sein Sterbebette. Neben ihm lag zu seiner Schande eine Schrift, die er oft gelesen, und die es beweisen wollte, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Am Ende dieses Buchs hatte Lycander folgende Worte geschrieben: „Ich gestehe „aufrichtig, itzt, da es keine Zeit mehr ist zu heucheln, daß ich „durch das Gift, welches in diesem Buche herrscht, angestecket, „und in den elendesten Zustand gerathen bin. Ich Ohnmächti-

*) Satyrische Versuche von Johann Friedrich Löwen, Geschichte eines Tugendhaften.

„ger, nahm mir vor, noch einmal vor meinem Ende die „Gründe des Verfassers zu prüfen, habe aber gefunden, daß sie „mit allen Tugenden, die man in der Welt antrift, niemals „Stich halten. Ich habe die Tugend auf eine gewisse Recht„schaffenheit, und auf ein innerliches Gefühl von Recht und „Unrecht gebauet. Allein ich hätte sie auf den Vortheil bauen „sollen, und die Belohnung würde nicht ausgeblieben seyn. „Zwar, die innerliche Ruhe, die ich fühle, prophezeihet — — „Weiter hatte vielleicht Lycander aus Mattigkeit nicht schreiben „können."

Wenn diese Geschichte, wie das Titelblatt aussagt, eine Satyre seyn soll, so weiß ich in der That nicht, ob Hr. Löwen den Lycander, desselben Feinde, oder die Schrift von der Tugend hat satyrisiren wollen. Welches innerliche Gefühl von Recht und Unrecht, welches giftige Buch von der Tugend hat den Lycander verführen können, das Geld seines Fürsten zu verborgen? Und wie elend hangen die Gedanken des Hrn. Löwen zusammen! Die Schrift, die zur Schande Lycanders neben ihm lag, wollte beweisen, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Hat ihn dieser Satz verführt? O nein! der sterbende Lycander sagt noch, daß die Belohnung nicht ausgeblieben seyn würde, wenn er die Tugend auf den Vortheil gegründet hätte. Er ist also durch einen ganz andern Satz, oder vielmehr durch seine eigene Einfältigkeit unglücklich geworden.

Und was meinen Sie, daß diese Geschichte dem Hrn. Löwen beweisen soll? Nichts geringeres als den Satz des Helvetius: daß die Tugenden der Menschen bloß auf das Interesse gegründet sind. Ich weiß zwar abermals nicht, ob dieß Ironie oder Ernst seyn soll, so schielend drückt sich der Verf. in dem ganzen Aufsatze aus. Aber das möchte ich dem Hrn. Löwen in beiden Fällen unmaaßgeblich rathen, paradoxe Lehren, für und wider welche so viele vortreffliche Federn beschäftigt gewesen, nicht so kahl abzufertigen, daß der Leser nicht weiß, ob ihn der Schriftsteller überzeugen oder zum Besten haben will.

Was mag z. B. eben derselbe Schriftsteller gedacht haben, als er in seinem „7ten Götter- und Heldengespräche" den berüchtigten paradoxen Satz, „daß die Künste den Sitten schaden", zum Gegenstand wählte? Was war seine Absicht? Seine

Leser von der Wahrheit dieses seltsamen Satzes zu überzeugen? das wird der Himmel nicht wollen. Hat doch Rousseau durch seine vortreffliche Abhandlung und durch alle Vertheidigungen derselben den Hrn. Löwen selbst, wie wir sehen, noch nicht bereden können, seine Sitten von den schönen Wissenschaften unbefleckt zu lassen. Er hat also seinen Lesern entweder zeigen wollen, wie man aus einer vortrefflichen Abhandlung ein elendes Götter- und Heldengesprächelchen von neun Duodezseitchen machen könne, oder er hat sie abermals zum Besten gehabt.

Doch Hr. Löwen hat nicht dem Genfer Bürger bloß nachgebetet, er hat auch bewiesen, daß sich dessen Satz umkehren lasse. Das 8te Götter- und Heldengespräch führt die Überschrift: „daß die Sitten den Künsten schaden". Welche Sitten? fragen Sie, die guten? die bösen? oder beiderlei? Das weiß ich selbst nicht. Ich dächte, wenn die Künste den Sitten schaden, so schaden sie vermuthlich den guten, denn an den bösen läßt sich nicht viel verderben; daher sollten billig aus Wiedervergeltung die guten Sitten auch den Künsten schaden. Doch lassen Sie uns nicht rathen, sondern lesen. Mars, Venus und Apoll. Die Göttinn der Liebe behauptet, sie belebe die Musen durch ihren himmlischen Einfluß, durch die Empfindung; und verlangt, eine Vorsteherinn und Schutzgöttinn der Musen genannt zu werden. Apoll: „du?" Venus: „ja ich" — u. s. w. „Du wareſt gezwungen bey „dem Könige Admetus als Schäfer in Diensten zu gehen, aber „du würdeſt ein erbärmlicher Schäfer geweſen ſeyn, wenn ich „dir nicht beygeſtanden". Apoll: „du mir beygeſtanden?" Venus: „freylich — —" Apoll: warum ſie denn die Daphne habe vor ihm fliehen laſſen? Venus: das wäre ſeine eigene Schuld. Er habe dem ſchüchternen Mädchen mit allzu viel Heftigkeit zugeſetzt ꝛc. ꝛc. Das geht noch alles weder die Sitten noch die Künſte recht an. Aber nun! Apoll: „mit einem „Worte, Venus! du ſchadeſt ſowohl der Tugend als allen Künſten". Venus: „ich? die ich vielmehr den Künſten Preiſe „ſetze, ja ſelbſt der Preiß der Künſte bin". Apoll: „ja, du „magſt den Künſten wohl eben ſolche Preiſe ſetzen, als Mars; „ihren völligen Untergang". Mars: „der Donner nicht einmal" u. ſ. w. Apoll: „ſobald du mir einräumeſt, Mars, daß die „Empfindung, und das, was man Gefühl nennet, keine Haupt-

„tugend im Kriege sey, und sie ist es wahrhaftig nicht, sobald „ist es auch wahr; daß die ganze Aufführung, die du an den „Helden so sehr billigst, und die doch nichts, als ein Abriß der „rauhesten Sitten ist, den Künsten allerdings schade". Und also hat der Gott der Weisheit einmal bewiesen, daß die rauhen Sitten den Künsten schaden. Er wendet sich bald darauf zur Venus, und will eben dasselbe von den zarten Sitten behaupten. Venus: „den Beweis möchte ich hören". Apoll: „sogleich. Madame! die zärtliche Empfindung, die mit Heftig„keit in unserer Seele wohnet, beherrscht gemeiniglich unsern „ganzen Geschmack, und lenket unser ganzes Genie. Es ist „wahr; sie verfeinert beyde, aber sie verfeinert sie auch derge„stalt, daß sie dieselben endlich verzärtelt. Diese Verzärtelung „bekömmt eine Gewalt über unsere Sitten und Handlungen. „Ein jedes Vergnügen, das alsdenn nicht von der wollüstigen „Vernunft ausgekünstelt ist, wird sogleich unschmackhaft. So „weichlich, wie unsere Vergnügungen sind, so weichlich werden „auch unsere Künste; und diese so oft gepriesene zärtliche Em„pfindung ist ein heimliches Gift, das sich in die Schriften der „Dichter und Redner, und selbst in die Werkstuben der edelsten „Künstler einschleicht. Würden die größten Genies in Rom wohl „die liederlichsten Verse gemacht haben, wenn nicht die verdor„benen Sitten ihrer Zeit ihnen diesen Geschmack eingeflößt hät„ten?" Venus: „du verstehest dich unvergleichlich darauf, einer „Sache einen Anstrich zu geben, bloß wie es dir gefällt —". Das dächte ich nun eben nicht, daß es der Apoll so gut verstünde; denn er hat es sehr schlecht gezeigt. Was? mein guter Apoll! von der verzärtelten Weichlichkeit, die sich von den Sitten auf die Künste ausbreitet, weißt du kein besseres Exempel, als die liederlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertigt worden sind? Kamen diese von einer allzu zärtlichen Empfindung her, oder hat sie die wollüstige Vernunft ausgekünstelt? Jedoch Mars ist ein Kriegsgott, und Venus ein Frauenzimmer, und die nehmen es denn so genau nicht. Der Gott der Musen behält also Recht.

Und also hat der Schriftsteller durch den Mund des Apoll selbst beweisen lassen, daß die Sitten den Künsten schaden? Sie fragen abermals: welche Sitten? die guten? die schlechten? oder beiderlei? Das weiß ich jetzt eben so wenig als vorhin. Und was erinnern Sie auch den Hrn. Löwen an seine Über-

schriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelblatte oder in der Vorrede gethan hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mard in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht; und wenn Hr. Löwen nicht so witzig ist als die Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so seicht. Allein Hr. Löwen war doch sonst kein so elender Schriftsteller? seine „Prophezeyungen für d. J. 1756" — — Nun ja doch! Eben der Beifall, den diese Prophezeiungen nicht unverdient erhalten, scheint ihn allzu treuherzig gemacht zu haben. Nunmehr hört er nicht auf, Schrift über Schrift herauszugeben; und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das 2te Göttergespräch, „über den Geiz und die Dichtkunst", das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen „satyrischen Versuchen" den Stoff zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit, ihn ans Stillschweigen zu erinnern; sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen!

VII. Den 14 Febr. 1760.

82ster Brief.

Beim Durchlesen der Schlegel'schen Übersetzung von Batteux „Einschränkung der schönen Künste" ꝛc. *), davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegel, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheint. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachahmung den höchsten

*) Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, aus dem Franz. übers., und mit verschiedenen eignen damit verwandten Abhandlungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln. 2 Bde. 8°.

Anm. des Herausg.

Grad von Wohlgefallen erregen. Die Ursach, die er davon anführt, erinnere ich mich auch schon bei dem Aristoteles gelesen zu haben. „Die Natur", spricht der französische Schriftsteller *), „mag noch so sorgfältig nachgeahmt seyn; so verräth sich doch allezeit die Kunst, und benachrichtiget dadurch „das Herz, daß dasjenige, was man ihm vorstellet, nichts als „ein Blendwerk, nichts als ein Anschein ist, und ihm also „nichts wirkliches gewähren kann. Dieß giebt in den Künsten „denen Gegenständen Anmuth, die in der Natur unangenehm „sind". Bei dieser Gelegenheit bemerkt Hr. Schlegel in einer Note, daß der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdings auszuschließen sei. „Hier", spricht er, „würde die Kunst alle ihre Arbeit umsonst verschwenden. Die wohlgetroffenste Abschilderung eines „unreinlichen alten Weibes, die mir dasselbe mehr von seiner „widrigen, als von seiner lächerlichen Seite zeigt, wird mir, ob „in der Malerey? das erkühne ich mich nicht zu beurtheilen; „doch gewiß in der Poesie wird sie mir einen Schauer erwecken, „dem das Vergnügen über die Entdeckung der Ähnlichkeit nicht „die Waage halten, und den das Gefühl, daß es eine gemachte „Empfindung ist, nicht tilgen kann".

„Woher kommt das?" fährt Hr. Schlegel fort. „Sollte „es nicht daher rühren, daß die Eindrücke des Eckels zu gewalt„sam sind? Eine Gewaltsamkeit, die sich aus den langwieri„gen Unordnungen schliessen läßt, welche oft der Eckel, den die „Natur erweckt, in dem menschlichen Körper anrichtet! Sollte „nicht das die Ursache seyn, daß er noch stärker auf die Einbil„dungskraft wirkt, als auf das Herz? daß seine Eindrücke „dauerhafter sind, und ihre ganze Lebhaftigkeit länger behalten, „als alle andere unangenehme Empfindungen? Oder streitet „diese Empfindung mit unserer Natur so sehr, daß wir auch „nicht einmal untersuchen mögen, warum uns das Eckelhafte „allezeit misfällt, es sey wahr oder erdichtet?"

Ich will nicht hoffen, daß Sie so delicat seyn werden, eine Untersuchung von dieser Art zu scheuen. Ich wage es also immer, die Natur des Ekels näher zu betrachten. Wenigstens habe ich bei dieser Gelegenheit die Freiheit, Ihnen Überdruß

*) Theil II. Cap. 5.

zu erwecken; denn ich kann die Schuld auf meine Materie ſchieben.

Wir wollen zuſehen, wie dieſe widrige Empfindung natürlicherweiſe zu entſtehen pflegt. Welche Sinne ſind derſelben am meiſten ausgeſetzt? Mich dünkt, der Geſchmack, der Geruch und das Gefühl. Jene beide durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieſes durch eine allzu große Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugſam widerſtehen. Dieſe Gegenſtände werden ſodann auch dem Geſichte unerträglich, bloß durch die Aſſociation der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, welchen ſie dem Geſchmacke, dem Geruche oder dem Gefühle verurſachen. Eigentlich zu reden aber, giebt es keine Gegenſtände des Ekels für das Geſicht. Endlich kann die bloße Vorſtellung ekelhafter Gegenſtände, wenn ſie lebhaft genug iſt, an und für ſich ſelbſt ſchon Widerwillen erregen, und zwar, welches wohl zu merken iſt, ohne daß ſich die Seele die Gegenſtände als wirklich vorzuſtellen nöthig hat.

Hier zeigen ſich ſchon handgreifliche Urſachen, warum der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, ſchlechterdings ausgeſchloſſen ſei. Für's erſte iſt der Ekel eine Empfindung, die ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit nach bloß den allerdunkelſten Sinnen, als dem Geſchmack, dem Geruche und dem Gefühle, zukommt; und dieſe Sinne haben überhaupt nicht den geringſten Antheil an den Werken der ſchönen Künſte. Die Nachahmung in den Künſten arbeitet bloß für die deutlicheren Sinne, für das Geſicht und das Gehör. Das Geſicht aber hat keine eigene ekelhafte Gegenſtände; und das Gehör? Vielleicht iſt der einzige Ekel, der für dieſen Sinn ſtatt findet, eine unmittelbare Folge von vollkommenen Conſonanzen, die mit der übermäßigen Süßigkeit in Anſehung des Geſchmacks einige Ähnlichkeit zu haben ſcheint. Die Tonkünſtler vermeiden dieſelbe zwar ſehr ſorgfältig; allein die Kritik der Tonkunſt iſt noch allzu wenig erleuchtet, als daß wir von allen ihren Regeln ſollten verſtändlichen Grund angeben können.

Jedoch ich finde noch einen weit wichtigern Unterſchied zwiſchen dem Ekel und denjenigen unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen. Die Vorſtellungen der Furcht, der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, inſoweit wir das Übel für wirklich halten.

Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sei, in angenehme Empfindungen aufgelöst werden. Die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft es dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang nicht aus der Voraussetzung, daß das Übel wirklich sei, sondern aus der bloßen Vorstellung desselben; und diese ist wirklich da. Die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.

Die unangenehmen Leidenschaften der Seele haben aber noch einen dritten Vorzug vor dem Ekel und andern widrigen Empfindungen des Körpers, dadurch sie außer der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters schmeicheln. Dieser ist, daß sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft; und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile einer Leidenschaft zu verweilen; und sich eine Vermischung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, und dem Traurigen sein Unmuth lieber ist, als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenkt?

Ganz anders verhält es sich mit dem Ekel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennt in denselben keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand; und daher ist kein Zustand, weder in der Natur, noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte.

83ster Brief.

Hr. Schlegel behauptet in eben derselben Note, der höchste Grad des Entsetzlichen habe eben dieselbe widrige Wirkung als der Ekel. „Man lasse einen Sterbenden", sagt er, „auf „dem Schauplatze so vorstellen, wie er sich öfters in der Natur „findet. Er röchle, er verdrehe die Augen; er schäume; er werfe „die Glieder gewaltsam herum; er sterbe unter ängstlichen Ver„zuckungen. Und der Anblick wird allen Zuschauern zu schmerz„haft werden; sie werden fliehen."

Zur Vorstellung des Todes führt er eine Stelle aus der Abhandlung seines ältern Bruders, „von der Unähnlichkeit in der Nachahmung" *) an: „Zur Vorstellung des Todes darf „man nur ganz gelinde Bewegungen brauchen; ein Hauptneigen, „welches mehr, einen schläfrigen Menschen anzuzeigen scheint, als „einen, der mit dem Tode kämpft; eine Stimme, welche zwar „unterbrochen wird, aber nicht röchelt. Kurz, man wird selber „eine Art des Todes schaffen müssen, die sich jedermann wün„schen möchte, und niemand erhält".

Diese Anmerkung ist eben so bekannt als richtig; allein man bemerke folgenden Unterschied zwischen dem Ekel und dem höchsten Grad des Entsetzlichen. Jener mißfällt nicht nur auf der Schaubühne, sondern auch in Beschreibungen und poetischen Schilderungen, und kann niemals eine Quelle des Erhabenen abgeben. Das Entsetzliche aber kann der Dichter in seinen Schilderungen so weit treiben als er immer will, und er wird unser Lob verdienen; denn er wird desto erhabener, je heftiger er uns erschüttert. Nur die körperliche Vorstellung auf der Schaubühne, die Pantomime des Trauerspiels, muß das Entsetzen mäßigen, wenn sie die Zuschauer nicht mehr beleidigen als vergnügen will. Die Göttinn der Traurigkeit beim Hesiodus,

*) Joh. Elias Schlegel, von der Unähnlichkeit in der Nachahmung; abgedruckt im 3ten Th. seiner Werke, Kopenh. u. Lpz. 1764. 8°. S. 163 u. flgd.

Anm. des Herausg.

Τῆς ἐκ μὲν ἰνῶν μύξαι δέον,

wird vom Longin *) auch in der Beschreibung getadelt; denn sie ist nicht fürchterlich, sondern ekelhaft. Aber die abscheulichen Furien mit ihren blutigen Augen und Schlangenhaaren, die auf keiner Bühne in einem Trauerspiele erscheinen könnten, ohne dem Zuschauer lächerlich oder unerträglich zu werden, die werden dennoch durch die facundiam praesentem, wie sie Horaz nennt, eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Was für ein angenehmes Entsetzen erschüttert den Zuschauer, wenn Orestes in seiner Raserei sie selbst zu sehen glaubt, wie sie, von seiner Mutter angereizt, ihn umfassen!

Αὗται γὰρ, αὗται πλησίον φοιτῶσί μου —
Οἵ μοι, πτανεῖ μὲ, ποῖ φύγω;

„Der Dichter", sagt abermals Longin, „sieht die Plagegeister „selbst, und nöthigt den Zuhörer, seine Einbildungen gleichfalls „mit Augen zu sehen" **).

Der höchste Grad des Entsetzlichen mißfällt also bloß in der äußern Vorstellung, in dem pantomimischen Theile des Trauerspiels. Wenn wir dem Horaz glauben, so ist die Ursach hiervon die Unmöglichkeit, die theatralische Illusion so weit zu treiben, daß man dergleichen Handlungen sollte wirklich vor Augen zu sehen glauben. Quodcunque ostendis mihi sic, spricht er, incredulus odi. Allein diese Erklärung hat ihre Schwierigkeit. Die Pantomime der Alten hat ihre Zauberkraft wirklich so weit getrieben, daß sie dem Zuschauer das äußerst Wunderbare hat glaublich machen können. Der Tanz der Eumeniden hat unter den ernsthaftesten Athenienfern keinen solchen incredulum gefunden. „Der Areopagus war vor Entsetzen außer sich. „Männer, die in den Waffen alt geworden waren, zitterten. „Die Menge floh davon. Schwangere Frauen kamen nieder. „Man glaubte diese grausamen Gottheiten, denen die Rache des „Himmels aufgetragen war, zu sehen, wie sie die Laster der

*) Vom Erhabenen, 9te Abtheilung.

**) Vom Erhabenen, 15te Abtheilung.

„Erde verfolgten und bestraften; man sahe sie wirklich!" *) Der höchste Grad des Entsetzlichen war hier zugleich der höchste Grad des Erhabenen; und gleichwohl würde die Erscheinung der Eumeniden in einem Trauerspiele, das nicht bloß Pantomime ist, das Erhabene vielmehr herunterſetzen.

Es muß also der horazischen Erklärung noch ein wesentlicher Umstand fehlen!

Nec pueros coram populo Medea trucidet,

befiehlt der römische Kunstrichter. Warum sollte diese Handlung auf der Schaubühne nicht glaubwürdig, nicht täuschend genug vorgestellt werden können? Die Pantomime würde es schon möglich machen

---

84ster Brief.

Ihr Gedanke ist gegründet, und giebt der horazischen Erklärung einen Zusatz, den sie nicht entbehren kann. Es ist vollkommen richtig: die Pantomime muß sich auf der tragischen Schaubühne, sowohl als die Musik, in den Schranken einer Hülfskunst halten, und sich hüten, zum Nachtheil der Hauptkunst, der dramatischen Poesie, ihre Zauberkünste zu verschwenden. Die äußerliche Handlung auf der Schaubühne ist bestimmt, der poetischen Illusion hülfreiche Hand zu leisten, und dem Vorgeben des Dichters einen Grad der Wirklichkeit mehr zu geben. Sobald sie aber der Poesie die Aufmerksamkeit des Zuschauers entzieht, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemeistert, so handelt sie ihrer Bestimmung zuwider, und stört den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hilft. Die äußerliche Handlung eines Sterbenden z. B. muß nur der Vorstellung, die wir vom Sterben haben, nicht widersprechen. Durch ein gelindes Hauptneigen, durch eine matte, unterbro-

---

*) Salmasius, von der Tanzkunst.

chene Stimme kann ſie der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, die jetzt in der größten Bereitwilligkeit iſt, ſich betrügen zu laſſen. Das Hauptwerk aber, den größten Antheil an dem Betruge, muß ſie der Poeſie überlaſſen, die in dem Trauerſpiele die herrſchende Kunſt iſt. Sobald der Sterbende röchelt, ſchäumt, die Augen verdreht und die Glieder verzuckt, verdunkeln dieſe gewaltſamen ſinnlichen Handlungen durch ihre Gegenwart alle Täuſchungen der Dichtkunſt. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers wird einzig und allein auf die Pantomime geheftet; und je ſchrecklicher ſie iſt, deſto mehr Zerſtreuung wird ſie verurſachen.

Es iſt nunmehr ſehr leicht zu beſtimmen, welches die intus digna geri ſind, davon Horaz ſpricht, denen man den Weg zur Seele lieber durch die Ohren als durch die Augen anweiſen muß; da es doch in andern Fällen heißt:

> Segnius irritant animos demissa per aurem,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
> Ipse sibi tradit spectator.

Solche äußerliche Handlungen nämlich, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das Ungeheure oder das Niedrige, das ihnen, nicht als Zeichen der Gedanken, ſondern bloß als Pantomime anhängt, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer von der poetiſchen Illuſion ablocken können; müſſen von der Bühne entfernt, und durch eine facundiam praesentem, oder, wie Hr. Ramler dieſe Worte überſetzt, durch „einen lebhaft gerührten Augenzeugen" erzählt werden. Die Beiſpiele des Horaz paſſen vollkommen:

> Nec pueros coram populo Medea trucidet;
> Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
> Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
> Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Das zweite Beiſpiel, das Kochen der menſchlichen Gliedmaßen, muß auch in der Erzählung nicht allzu umſtändlich vorgebracht werden, ſonſt verfällt es ins Ekelhafte; und dieſes iſt ſowohl in der Beſchreibung als in der Handlung unerträglich.

Dieß war die Ausdehnung, die mir Ihr Gedanke anzunehmen ſchien. Erlauben Sie mir nun auch, folgende Einſchränkung hinzuzuthun. Je größer die Gewalt iſt, mit welcher

der Dichter durch die Poeſie in unſere Einbildungskraft wirkt, deſto mehr äußerliche Action kann er ſich erlauben, ohne der Poeſie Abbruch zu thun; deſto mehr muß er anwenden, wenn er die Täuſchungen ſeiner Poeſie mächtig genug unterſtützen will. Sie kennen den Shakeſpear. Sie wiſſen, wie eigenmächtig er die Phantaſie der Zuſchauer gleichſam tyranniſirt, und wie leicht er ſie, faſt ſpielend, aus Einer Leidenſchaft, aus Einer Illuſion in die andere wirft. Aber wie viel Ungereimtheiten, wie viel mit den Regeln ſtreitendes überſieht man ihm auch in der äußerlichen Action! und wie wenig merkt es der Zuſchauer, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf einer andern Seite beſchäftigt iſt! Wen hat es noch je beleidigt, daß die erſten Auftritte im Tempest auf der vollen See in einem Schiffe vorgehen? Wer iſt in England noch der incredulus geweſen, der an der Erſcheinung des Geiſts im Hamlet gezweifelt hätte? Wem iſt noch anſtößig geweſen, daß die Hauptperſon im Othello ein Mohr iſt? und daß in demſelben Stücke ein Schnupftuch zu den ſchrecklichſten Mißhelligkeiten Gelegenheit gegeben? Die entſetzlichen Vorſtellungen ſind unzählig, die in ſeinen äußerlichen Handlungen vorkommen; und es iſt faſt keine einzige Regel des Anſtandes in Horazens Dichtkunſt, die er nicht in jedem Stücke übertritt. Ein nüchterner Kunſtrichter, der dieſe Übertretungsſünden mit kaltem Blute aufſucht, kann vom Shakeſpear die lächerlichſte Abbildung machen. Allein man iſt betrogen, wenn man ihm glaubt. Wer das Gemüth ſo zu erhitzen und in einen ſolchen Taumel von Leidenſchaften zu ſtürzen weiß, als Shakeſpear, der hat die Achtſamkeit ſeines Zuſchauers gleichſam gefeſſelt; und kann es wagen, vor deſſen geblendeten Augen die abenteuerlichſten Handlungen vorgehen zu laſſen, ohne zu befahren, daß ſolches den Betrug ſtören werde. Ein nicht ſo großer Geiſt aber, der uns auf der Bühne noch Sinne und Bewußtſeyn läßt, iſt alle Augenblick in Gefahr, Ungläubige anzutreffen; und alsdann ergeht es ihm, ſagt Batteux, wie dem Davus beim Terenz, dem Simo vorwirft, daß er es ſehr ſchlecht anfinge, ihn zu betrügen: O Dave, itane contemnor abs te?

VIII. Den 21 Febr. 1760.

85ſter Brief.

Ich übergehe den Batteux, und komme zu den eigenen Abhandlungen des Herrn Schlegel, die er in dieſer Auflage, ſowohl der Anzahl als der Länge nach, anſehnlich vermehrt hat *). So eben habe ich ſeine Gedanken „von dem eigentlichen Gegenſtande der Schäferpoeſie" geleſen. Batteux ſagt, „der weſentliche Gegenſtand der Schäferpoeſie ſei das Landleben, welches mit allen ſeinen möglichen Reizungen vorgeſtellt wird". Dieſe unzulängliche Erklärung bewog mich, in der Abhandlung des deutſchen Kunſtrichters etwas beſtimmteres zu ſuchen.

Ich fand für's erſte die wohlgegründete Anmerkung, daß das Landgedicht weſentlich von der Idylle unterſchieden ſei. Sie kommen beide weder in dem Gegenſtande noch in der Ausführung überein. „Die Ekloge", ſagt Hr. Schlegel, „wird alle„zeit mehr zur Hiſtorienmalerey der Poeſie, als unter ihre Land„ſchaftsſtücke gerechnet werden müſſen; denn die Büſche und „Bäche, die Heerden und Auen ſind in ihr nur das Zufällige, „nur die dazu ſchickliche Verzierung. Wer wird hingegen wol „das Landgedicht unter die hiſtoriſche Gemälde ſtellen? Jeder „erkennet in demſelben ein Landſchaftsſtück, und unter allen, „welche die Poeſie zeichnen kann, iſt es das reizendſte". Das Landgedicht ſchildert, die Ekloge ſtellt eine Handlung vor; jenes iſt den Gegenſtänden der Natur, und dieſe, ſagt der Verf., iſt, ſowohl als die Ode, den Empfindungen gewidmet. Er unterſcheidet ſie aber dennoch von der Ode darin, daß alle ſtürmiſchen Affecten und ſchmerzhaften Empfindungen ganz von der Ekloge ausgeſchloſſen ſeyn, und ſie, eben ſo wie die Oper, eine Handlung zum Grunde haben müſſe.

---

*) Sie bilden den 2ten Band ſeiner Überſetzung von Batteux (vgl. oben S. 9), und führen den Titel: Abhandlungen über verſchiedne Materien aus den ſchönen Künſten, die durch des Herrn Batteux Werk veranlaſſet worden.

Anmerk. des Herausg.

Ich könnte mich hier bei dem sehr schwankenden Begriffe aufhalten, den Hr. Schlegel von der Ode zu haben scheint. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Empfindungen der Ode von einer ganz andern Beschaffenheit sind, als daß sie mit den Empfindungen der Ekloge sollten verglichen werden können; allein ich suche eine Erklärung von der Schäferpoesie. Hier ist sie! „Ihr wesentlicher Inhalt", sagt Hr. Schlegel, „sind sanfte Em„pfindungen eines glückseligen Lebens, die vermittelst einer ein„fachen, weder heroischen noch lächerlichen, sondern natürlichen „Handlung entwickelt werden; und in der für sie gehörigen „Scene, in der reizenden Scene der Natur, aufgestellt sind".

Wie sehr weiß ich es dieser Erklärung Dank, daß sie mir nicht sogleich in die Augen fiel! Ich hätte mich vielleicht nicht überwinden können, mehr zu lesen; und wäre des Vergnügens beraubt gewesen, das mir die Abhandlung in der That verursacht hat. Hr. Schlegel ist ein feiner und einsichtsvoller Kunstrichter, allein das Erklären scheint seine Sache nicht zu seyn.

Der Inhalt der Schäferpoesie sind „sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens"? Unmöglich! Wenn die „Alcima„dure" des Theokrit oder die „unglückliche Liebe" anders eine Idylle ist, so muß der Inhalt der Schäferpoesie auch in „unsanften Empfindungen eines unglückseligen Todes" bestehen können. Ist das „Grabmal des Adonis" eine Idylle? Hr. Schlegel wird es nicht läugnen. Und gleichwohl ist die Trauer um den Tod der Adonis nichts weniger als eine sanfte Empfindung eines glückseligen Lebens; alle Liebesgötter beweinen ihn. Von den Bergen her erschallt die klagende Stimme der Oreaden. „Und Venus untröstlich, mit aufgelösten Haaren, mit nackten „Füssen schweift durch die Wälder; Dornen trinken ihr Blut, „das Blut einer Göttin. Heulend irret sie in den Thälern und „ruft ihren Assyrischen Gemahl, und ruft ihren Geliebten — „Venus hat so viel Thränen vergossen als Adonis Blut ver„goß" *).

Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe, die auf Rosen schläft, sondern öfters eine verderbliche und wüthende Leidenschaft. Ihr Amor ist nicht selten ein grausamer Gott, wie

*) S. Ramler's Einleitung in die schönen Wissenschaften. 1ter Band, S. 358.

ſich Theokrit ausdrückt, der die Milch einer Löwinn geſogen und in Wäldern auferzogen worden. Der Cyclop beim Theokrit, und Corydon beim Virgil beſingen die troſtloſen Unruhen ihrer Liebe:

Ah, Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!

Geßner hat es ſogar gewagt, einſt einen neidiſchen Schäfer zu ſchildern; und wie glücklich! Lamon, der mißgünſtige Betrüger, giebt ihm die Gelegenheit zu einer Situation, die ich für eine von den angenehmſten in ſeinem „Daphnis" halte. Warum ſollte nicht auch ſein Kain ein ſchöner bukoliſcher Charakter ſeyn? Ein Wettgeſang zwiſchen Kain und Abel von Geßner'ſcher Ausführung würde, meines Erachtens, durch den ſchönen Contraſt der Sinnesarten die vortrefflichſte Wirkung thun. Wie kommt es alſo, daß Hr. Schlegel von nichts als ſanften Empfindungen, und noch dazu eines „glückſeligen Lebens", wiſſen will?

Ich will ihm indeſſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Worte „ſanfte Empfindungen einer glücklichen Lebensart", worin die ganze Kraft ſeiner Erklärung liegt, mögen vielleicht mehr dem Ausdrucke, als dem Sinne nach, fehlerhaft ſeyn. Vielleicht ſoll ſanft hier nicht ſowohl ein Beiwort der Empfindungen, als des Colorits ſeyn, das der bukoliſche Dichter ſeinem Gemälde geben muß; und in ſo weit iſt es wohl nicht zu läugnen, daß die ſchmerzhafteſten Leidenſchaften in der Schäferpoeſie ſich mit keiner Härte, mit keiner Rauhigkeit des Colorits vertragen. Auch die Worte „eines glückſeligen Lebens" ließen ſich noch entſchuldigen. Sie ſollen vermuthlich die Lebensart der Schäfer überhaupt andeuten, und nicht die Umſtände, in welchen ſie der Dichter nimmt. Hr. Schlegel hat alſo vielleicht ſagen wollen, die Schäferpoeſie ſei „der ſanfte Ausdruck der Empfindungen ſolcher Leute, die eine ungekünſtelte glückſelige Lebensart führen". Allein warum ſchließt er an einem andern Orte ausdrücklich die ſchmerzhaften Empfindungen von der Schäferpoeſie aus? Warum weiſt er außer der Liebe, keiner andern Empfindung, als der Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienſtfertigkeit und Edelmüthigkeit, eine Stelle darin an? Heißt dieſes nicht dem Dichter vorſchreiben, er ſolle die Schäfer niemals anders als im Glücke und in ihren ruhigen

Tagen schildern, da die sanfte Liebe, oder die Güte des Herzens ihre einzige Bewegung ist?

Wie viel richtiger und philosophischer drückt sich Geßner in der Vorrede zu seinen vortrefflichen Idyllen über diesen Punkt aus! „Die Ekloge", sagt er, „giebt uns Züge aus dem „Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Ein„falt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey allen „Begegnissen, in Glück und Unglück betragen". Unvergleichlich! Diese Beschreibung der Schäferpoesie vergnügt so sehr, als eine von den schönsten Idyllen dieses beliebten Dichters. So selten Geßner der Dichter seine Schäfer im Unglück geschildert, so hat doch Geßner der Kunstrichter sehr wohl eingesehen, daß es angeht, und daß dieser Umstand als eine wesentliche Bestimmung mit zur Definition gehört.

86ster Brief.

Sie gestehen mir, daß der erste Theil der Schlegel'schen Erklärung wenigstens falsch ausgedrückt sei; und ich setze hinzu, daß die übrigen Stücke derselben noch weit tadelhafter sind. Er fordert zur Schäferpoesie „eine einfache, weder heroische noch lächerliche, sondern natürliche Handlung"; — die Handlung ist nicht nothwendig; und wenn sie da ist, so kann sie auch zusammengesetzt seyn. Denn wenn das wahr ist, was Batteux sagt, so können „die Schäfer epische Gedichte haben, „wie der Athis des Segrais, Comödien, Tragödien, Opern, „Elegien, Eklogen, Epigrammen, Inscriptionen, Allegorien, Lie„dergesänge, u. dgl., und haben sie auch wirklich". Verschiedene Idyllen von Geßner sind eigentliche Schäferoden; und die erste Ekloge des Virgil ist ein Schäfergespräch, das noch weniger Handlung hat als ein Gespräch des Plato.

Die Handlung soll weder „heroisch" noch „lächerlich", sondern „natürlich" seyn. Wie unbestimmt! Das Natürliche kann noch allenfalls dem Heroischen entgegenstehen, aber mit dem Lächerlichen macht es einen sehr übelgewählten Gegensatz. Und die

Scene, die Hr. Schlegel dem Schäfergedichte anweist, ist „die reizende Scene der Natur"; vermuthlich die Büsche, die Bäche und die Auen, die er an einem andern Orte den zufälligen, aber schicklichen Zierrath der Schäferpoesie nennt. Was wollen wir aber aus der Fischeridylle des Theokrit machen? Die Scene, auf welcher sie vorgeht, ist nichts weniger als die reizende Scene der Natur: „sie schliefen in ihrer Schilfhütte auf einer „Streu von trockenem Meergrase, gelagert an eine bemooste „Wand". Hier sehe ich Natur, aber gewiß keine reizende.

Sie würden mich indessen unrecht verstehen, wenn Sie die ganze Abhandlung des Hrn. Schlegel aus dem Gesichtspunkte beurtheilen wollten, den ich Ihnen vorhalte. Seine einzelnen Anmerkungen sind überaus lesenswürdig; nur in dem philosophischen Theile scheint er noch ein wenig zu französiren. Wir Deutschen suchen auch in der Kritik bestimmtere Begriffe; die Weltweisheit hat uns verwöhnt. Wie? wenn ich es versuchte, auf den Ruinen der Schlegel'schen Erklärung eine neue aufzurichten? Sie werden mich desto strenger beurtheilen, je weniger ich meinem Vorgänger nachgesehen habe? Gut! ich verlange so wenig Nachsicht, als ich glaube, daß Hr. Schlegel verlangt.

Das Landgedicht ist von der eigentlichen Schäferpoesie unterschieden, sowohl in dem Gegenstande als in der Ausführung unterschieden, wie Hr. Schlegel bemerkt. Demungeachtet aber möchte ich sie zu Einer Classe, allenfalls zu einer obern Classe, rechnen: und sollte es bloß der gefälligen Empfindung wegen geschehen, die sie beide in uns erwecken, ihrer gemeinschaftlichen naiven Wendungen, und der Bereitwilligkeit wegen, die sie bei uns antreffen, uns in alle ihre Umstände mit Vergnügen zu versetzen. Doch wozu diese erbettelten Gründe? sie haben wirkliche Ähnlichkeiten. Die Personen, deren sie sich in ihrer Malerei bedienen, kommen darin überein, daß sie in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Das Landvolk, Schäfer, Jäger, Fischer u. dgl. sind Leute, die als Familien und Freunde unter einander leben, keine höheren gesellschaftlichen Verhältnisse kennen; und wenn sie auch durch geheime Bande mit einem großen Staate verknüpft sind, so sind diese Bande doch so versteckt, daß sie der Dichter unsern Augen völlig unsichtbar machen kann. Der allgemeinste Gegenstand der Landgedichte sowohl als der Idylle sind also die kleinern menschlichen

Gesellschaften, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Ökonomik moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. Sowohl die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) die Beschäftigungen kleinerer Gesellschaften nach der Natur; 2) eben dieselben nach dem Ideal; 3) die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur; 4) eben dieselben nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Hr. Schlegel redet; die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters überein; die dritte ist eine Art von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte; die vierte Art endlich ist die wahre Idylle Theokrit's, Virgil's und Geßner's.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der „sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben". Diese Erklärung setzt dem Genie keine willkührliche Schranken; denn sie ist nicht bloß aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet; und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wählen will. In diesem Stücke ist sein Genie der beste und der einzige Rathgeber. Nur muß die Quelle dieser Leidenschaften keine Begierde seyn, die nur in großen Gesellschaften entstehen kann. Herrschsucht, Geiz, unmäßige Ehrbegierde, Heuchelei, fanatischer Eifer, Liebe zur Meuterei u. dgl. sind Affecten, die das Innerste der Städter durchwühlen, den Gliedern der kleinern Gesellschaften hingegen unbekannt sind. Aber Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der schreckliche Verlust der Freunde und Geliebten, die uns auf Erden das Schätzbarste sind; warum sollten diese nicht mitten unter den einfachsten

menschlichen Gesellschaften die allertragischsten Handlungen veranlassen können?

Es steht ferner bei dem Dichter, ob er gar keine, eine gewöhnliche, oder auch eine heroische Handlung zum Grunde legen will. Die heroische verwirft Hr. Schlegel, aber ohne Grund. Die Schäferwelt hat ihren eigenen Heroismus, der aus andern Quellen fließt, aber nicht weniger erhaben ist als der Heroismus der Landbezwinger. In einer Idylle beim St. Mard erlegt Thyrsis einen Wolf mit bloßen Händen, der ihm ein Lamm rauben wollte; und dieses Lamm war das Pfand der Treue seiner Schäferinn. „Er schlepte", so erzählt der Schäfer, „Götter, was für „ein Schmerz! er schleppte das Pfand deiner Treue, das so „geliebte Lamm, mit sich fort. O! welche unglückliche Vorbe„deutung von meiner Liebe! rief ich aus. Grausamer! ich ver„achte deine Wuth. Bald, ob ich gleich ohne Hund und Stab „hier bin, bald sollst du es empfinden, daß ein Liebhaber „nichts fürchtet. Endlich hat dieses Raubthier, bis in seine „Höhle verfolgt, durch meine Streiche seinen Raub und sein Le„ben verloren". Gestehen Sie! gefällt Ihnen dieser herkulische Heldenmuth nicht weit besser, als wenn der Schäfer furchtsam geflohen wäre und das geraubte Lamm in Stanzen beweint hätte?

(Der Beschluß folgt.)

IX. Den 28 Febr. 1760.

Beschluß des 86sten Briefes.

Die Schäfer haben ihre Helden, ihre berühmten Leute. Ihr Daphnis hat so viel Unglück erfahren, daß ihnen τὰ Δάφνιδος ἄλγεα zum Sprichwort geworden sind. Phyllis, Alcon und Codrus sind ihnen berühmte Namen:

— — — Si quos aut Phyllidis ignes,
Aut Alconis habes laudes, aut jurgia Codri.

Sie kennen auch Helden einer höhern Art, denjenigen,

— — qui potuit rerum cognoscere causas,
Atque metus omnes, et inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari;

warum ſollten ſie alſo keine heroiſchen Handlungen haben?

Kann aber der Dichter auch eine lächerliche Handlung wählen? Warum nicht? Nur das niedrige Lächerliche, das Burleske muß er vermeiden. Dieſes gehört zur beſchriebenen dritten Art, zur Landekloge. Die Erklärung der vierten Art, der wahren Idylle, fordert eine Veredlung der Empfindungen, die mit dem Burlesken ſtreitet. Das feine und naive Lächerliche aber iſt ein edler Zierrath des Schäfergedichts. Wenn Virgil ſeinen berauſchten Silen anbinden, wenn er Aegle, die ſchönſte der Najaden, ihm mit blutrothem Maulbeerſaft Stirn und Schläfe bemalen läßt; ſo iſt dieſes allerdings eine lächerliche, beinahe poſſierliche Handlung. Allein wie vortrefflich hat ſie der Dichter veredelt! Greſſet hat befürchtet, dieſes Bild würde ſeinen Landsleuten eine gar zu niedrige Idee erwecken, und hat die ſpaßhafte Handlung in eine Tändelei verwandelt. Statt der vortrefflichen Zeilen:

— — — Timidis supervenit Aegle,
Aegle, Najadum pulcherrima, jamque videnti
Sanguineis frontem moris et tempora pingit;

ſetzt der delicate Franzoſe:

La jeune Égle survient et se joint aux Pasteurs
Pour former au vieillard une Chaîne de fleurs.

Weg iſt der muthwillige Scherz der Najade, und die ſchalkhafte Laune des Alten, mit welcher er ihr den Spaß wiedergiebt:

— — — — Carmina vobis,
Huic aliud mercedis erit! — —

Welche Scene wollen wir aber der Idylle anweiſen? Mich dünkt, jeden Ort, an welchem ſich die beſchriebenen einfachen Geſellſchaften aufhalten können: das freie Feld für die Schäfer, die Gebirge für Jäger, das Ufer der Flüſſe für Fiſcher, die Hütten, die Einſiedeleien, die arabiſche Wü-

sten, wie ein neurer Engländer gethan, für die Kameeltreiber; und was das Genie sonst für Örter ausfindig machen kann, wo sich Menschen aufhalten, die von dem Joche der willkührlichen Ungleichheit befreit sind. Der erfindsame Geist spottet nur der schwachen Fessel, die ihm der Kunstrichter anlegt; und wenn er sich in allzu engen Schranken fühlt, so nimmt er sich desto mehr Freiheiten, je weniger man ihm hat erlauben wollen. Es ist wahr, das Genie hat öfters eine gütige Laune, in welcher es der Kunstrichter, fast wie Delila den Held, ausholen kann, worin seine große Kraft sei; allein seine erste Antwort wird mehrentheils trügen.

Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunstrichter, die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eigenen Gewebe verwirren! Man sieht wohl, daß ihnen Aristoteles und Horaz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat die Regeln der Hirtengedichte so pünktlich auseinandergesetzt, die Sitten, die Schreibart, die Handlung, bis auf die Anzahl der Personen, so genau bestimmt, daß er beinahe alle Idyllen Theokrits und Virgils aus der Anzahl der Hirtengedichte herausgekünstelt hat. „Von ungefähr dreißig Stücken", spricht er, „die wir von Theo„krit, unter dem Namen Idyllen haben, und von zehnen, „die wir vom Virgil, unter dem Titel Eklogen besitzen, sind „kaum acht oder zehn Eklogen, die man, nach der französischen „Bedeutung dieses Worts, so nennen könnte" *). Schön! so danke ich denn für die französische Bedeutung dieses Worts!

Andere haben die Personen des Schäfergedichts aufsuchen wollen. Sie haben sie in Arkadien, in dem Stande der Natur, in dem goldnen Weltalter, sie haben sie sogar in der Bibel gesucht; und nicht gefunden. Fontenelle hat den Witz eines französischen Hofmannes und die Muße der Hirten zusammengeknetet, um sich einen Schäfer nach seinem Geschmacke zu schaffen. Alle haben die Frage beantworten wollen: „wo denken die Schäfer so, wie man sie in der Ekloge denken läßt?" Und doch hat noch Niemand gefragt: wo reden die Thiere so,

*) Der königl. Academie der Aufschriften ꝛc. ausführliche Schriften. 2ter Theil S. 214 der deutschen Übersetzung.

wie in den Fabeln Aesops? Es ist derselbe Fall! Man hat keine Anlagen zu vernünftigen Fähigkeiten, die man bei den Thieren wahrnimmt, bis auf die höchste Stufe veredelt; eben so hat man es mit den Empfindungen des Landmannes gemacht. Man hat sie verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so, daß sie ihre Natur nicht ablegen, d. h. daß sie in ihrer vollkommensten Veredelung noch mit den übrigen Eigenschaften eines Landmannes bestehen können.

Dieses bringt mich noch auf eine andere Anmerkung, und dann genug von der Schäferpoesie! Die Franzosen können die niedrigen Züge, wie sie sie nennen, nicht ausstehen, die Theokrit und zum Theil auch Virgil in ihren Hirtengedichten mit unterlaufen lassen. St. Mard hört die Schäfer nicht gern von Käse, Milch, Kastanien und Nüssen reden. Er denkt vielleicht, wie jener beim Petronius:

Sordent velleribus hirsuta Cydonia canis,
Sordent hirsutae munera castaneae;
Nolo nuces Amaryllidi tuas, nec cerea pruna;
Rusticus haec Corydon munera magna putet.

Fontenelle kann sich nicht genug verwundern, wie die Alten ihre Schäfer, gleich auf den zärtlichsten und anmuthigsten Stellen von Liebesangelegenheiten, können von solchen bäurischen Dingen, von ihrer mühsamen Beschäftigungen und von ihrer armseligen Lebensart reden lassen.

Ich kann dieses Räthsel sehr leicht erklären. In der Idylle sollen die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen, die in kleinern Gesellschaften leben, bis auf den höchsten Grad veredelt werden; und eben deswegen thut der Dichter wohl, wenn er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt. So wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht zu seiner Absicht gehören, noch völlig Thiere seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu heben und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen; eben so verfährt der Hirtendichter. Er veredelt die Empfindungen seiner Personen, und läßt ihrer Lebensart nach die vestigia ruris, dadurch sie, philosophisch zu reden, in ihrer Art bestimmt sind, weil die Lebensart nicht zu seiner Absicht gehört. Durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus den Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Daseyn;

und was gewinnt der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit? Ich sehe mich nach Beispielen um, diesen Gedanken zu erläutern. Doch wozu? Geßner ist Beispiels genug. Mich dünkt, das größte Verdienst dieses Dichters sei, daß er diese Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt hat. Die Empfindungen seiner Schäfer gränzen beinahe an das Erhabene; aber ihre Lebensart ist so ländlich, so gemein, und fast so armselig als in der Natur. Man wünscht sich, mit seinem Palemon ausrufen zu können: „o du Armuth sey mir „gelobt, wenn es Armuth ist; die Arbeit hat meine Glieder ge„nährt, und die Mittagssonne brennt mich nicht".

87ster Brief.

Ich gehe rückwärts. Nach der achten Abhandlung des Hrn. Schlegel, von der Schäferpoesie, lese ich die fünfte: „von dem höchsten Grundsatze der Poesie"; und wer weiß, ob ich nicht bald auf die Vorrede komme? In der That gehört die Vorrede des Hrn. Schlegel oder dessen Schreiben an den Hrn. Prof. Gellert mit zur letzten Abhandlung; denn es werden darin einige Gründe wider den Batteux'schen Grundsatz der Nachahmung erörtert. Hr. Schlegel ist, wie Sie wissen, der Erste, der diesen mangelhaften Grundsatz des Batteux bestritten, und glücklich bestritten hat. Er hat hinlänglich dargethan, daß die „Nachahmung der Natur" mit allen Winkelzügen, deren sich Batteux bedient, unmöglich der höchste Grundsatz der Poesie „seyn könne"; und ich weiß nicht, was ich zu folgender Stelle sagen soll, in welcher Hr. Schlegel, ohne es zu merken, seinem Gegner wieder alles einzuräumen scheint. „Habe ich Unrecht", fragt er den Hrn. Prof. Gellert, „wenn ich der Meinung bin, daß der „Verf in dieser Schrift nicht das bewiesen habe, daß in der „Poesie eben so wie in den übrigen schönen Künsten, die Nach„ahmung der Natur der einzige Grundsatz seyn müsse: sondern „weiter nichts als das, daß sie es seyn könnte". Sie hätten ganz gewiß Unrecht, wird ihm Gellert antworten, wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie erzählen. Wenn ein Grundsatz der höchste seyn kann, so muß er auch der höchste seyn. Wir

haben hier nicht mit zufälligen Wahrheiten zu thun, da man das Mögliche von dem Wirklichen unterſcheidet. Entweder Batteux hat Recht, oder ſein Grundſatz „muß unmöglich" der höchſte ſeyn „können".

Zum Glücke iſt das Letzte bewieſen; und zwar nicht nur in Anſehung der Dichtkunſt, ſondern eben ſo gut in Anſehung der übrigen ſchönen Künſte, welche Hr. Schlegel dem Batteux noch zu laſſen ſcheint. Die Nachahmung der Natur findet in der Muſik und Baukunſt nicht durchgehends ſtatt; und ſelbſt in der Malerei, wo ſie zu Hauſe zu ſeyn ſcheint, kann ſie den Künſtler auf Irrwege bringen, wenn er ihr einzig und allein folgt. Den Beweis hiervon haben Sie bereits anderswo geleſen.

Die Erklärung, die Hr. Schlegel von der Dichtkunſt giebt, kommt mit der berühmten Baumgarten'ſchen Erklärung faſt überein. Etwas weitläuftiger iſt die des Hrn. Schlegel; doch was thut das? ſie kann dagegen leichter zu faſſen ſeyn. Wir wollen zuſehen! „Die Poeſie", ſagt er, „iſt der ſinnlichſte und „angenehmſte Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des „Schönen und Guten zugleich, durch die Sprache". Baumgarten ſagt: sensitiva oratio perfecta, eine ſinnliche Rede, die vollkommen iſt. „Dieſe Erklärung", ſagt Hr. Schlegel, nachdem er in einer Note verſichert, daß ſie ihm bei der erſten Ausarbeitung ſeiner Abhandlung unbekannt geweſen, „hat eine philoſophiſche Deutlichkeit; denn ſie iſt dem erklärten Begriffe völlig „angemeſſen; ſie unterſcheidet die Dichtkunſt auf eine kenntliche „Weiſe von der Weltweisheit ſowohl, als von der Beredſamkeit; „und dieſen Grundſatz von der Poeſie iſt im Weſentlichen von „dem, welchen ich feſtgeſetzt, durch nichts unterſchieden, als daß „der meinige weiter auseinander ſetzt, was jener kurz faßt; weil „es nach meinem Erachten, mafern ich anders in meiner eigenen Sache ein Urtheil fällen kann, in der Kritik zur leichtern „Entwickelung der Regeln nicht ohne Nutzen ſeyn wird".

Wir wollen dieſe beiden Erklärungen mit einander vergleichen. Die Poeſie, ſagt Hr. Schlegel, iſt der „ſinnlichſte und angenehmſte Ausdruck". Das Beiwort angenehmſte iſt ein Zuſatz des Hrn. Schlegel; und er will dadurch, wie er ſich ſelbſt erklärt, ſowohl den „Ekel", als den „höchſten Grad des Entſetzens" von der Poeſie ausſchließen, indem ſich dieſe widrige Empfindungen ihrer Natur nach in keine angenehme verwandeln laſſen. Iſt dieſer Zuſatz hier gut angebracht? Es ſcheint nicht. Der höchſte

Grad des Entsetzens muß nicht von der Poesie, sondern, wie ich in einem meiner vorigen Schreiben gezeigt, bloß von der theatralischen Vorstellung ausgeschlossen werden. In der Dichtkunst ist der höchste Grad des Entsetzens mit dem Erhabenen verwandt, und öfters die Quelle desselben. Die Einschränkung der Poesie auf das Angenehme, insoweit man das Entsetzliche ausschließen will, ist also ungegründet; und insoweit sie den Ekel aus der Poesie verbannen soll, ist sie überflüssig. Denn ist anders der Gegenstand der Poesie, wie Hr. Schlegel will, das Schöne, oder das Gute, oder das Schöne und Gute zugleich, so ist der Ekel schon sattsam ausgeschlossen; denn er ist weder schön, noch gut, noch beides zugleich. Weg also mit dem trüglichen Worte angenehmsten, das uns das Erhabene rauben könnte! Die Poesie ist nunmehr der „sinnlichste Ausdruck" u. s. w. „durch die Sprache". Ein Ausdruck durch die Sprache? verständlicher: eine Rede. Die Dichtkunst ist die „sinnlichste Rede". Vollkommen Baumgartensch!

Doch Hr. Schlegel bestimmt auch den Gegenstand der Poesie. Dieß thut der Frankfurtische Weltweise nicht. Diesem ist alles ein Gegenstand der Poesie, was sich sinnlich und vollkommen in einer Rede vortragen läßt; und wo ich nicht irre, so ist jede nähere Bestimmung des Gegenstandes ein Eingriff in die Freiheiten des Dichters. Alles, was ihm der Weltweise in dem höchsten Grundsatze seiner Kunst vorschreiben kann, ist: „wählet einen Vorwurf, der sich vollkommen und sinnlich in einer Rede vortragen läßt".

Was für einen Vorwurf weist aber Hr. Schlegel der Poesie an? Das Schöne und das Gute. Mit dem Guten verbindet derselbe einen sehr entfernten Begriff. Er will das Unangenehme in der Natur, das uns in den schönen Künsten gefällt, darunter mit verstanden wissen. Hören Sie, was er hiervon sagt: „In der Natur erkennen wir nichts für gut, als was mit unserm Willen würcklich überein kömmt. In den Künsten hingegen ist es keine Übereinkunft in einem so eingeschränkten Verstande, welche erfordert wird; — — ja eine genaue Übereinstimmung mit unsern Eigenschaften und Vergnügen ist dazu so wenig vonnöthen, daß so gar die Mißhelligkeit mit denselben noch grössere Wirkung thut. — — Das Schlimmste in der Natur, das, was uns empört, und von sich zurück scheucht, Furcht, Schrecken, Angst, Traurigkeit, Abscheu, ziehet uns in

„den ſchönen Künſten an ſich, und hat in ihnen eine vorzüg„liche Güte“. Gut heißt alſo in dieſem Verſtande alles, was in den ſchönen Künſten, und insbeſondere, wenn von der Poeſie die Rede iſt, was in der Poeſie gefallen kann, wenn es auch in der Natur das Schlimmſte iſt. Ferner das Schöne, davon Hr. Schlegel in der Erklärung redet, gehört nicht zur Poeſie, inſoweit es in der Natur, ſondern inſoweit es in der poetiſchen Nachahmung gefällt, d. h. inſoweit es nach Hrn. Schlegel's Erklärung gut iſt. Er hätte alſo das Schöne aus ſeinem Grundſatze weglaſſen, und ihn folgendergeſtalt ausdrücken können: „die Poeſie iſt die ſinnlichſte Rede von dem Guten“. Dieſes mag in der Natur ſchön oder häßlich, angenehm oder unangenehm ſeyn; was ſchadet es der poetiſchen Güte?

Das überflüſſige und Unbeſtimmte weggeſchafft, ſetzt alſo Hr. Schlegel den Gegenſtand der Poeſie in das Gute; nicht in das metaphyſiſche oder moraliſche, auch nicht in das phyſiſche, ſondern in das poetiſch Gute. Und was nennt er ſo? Alles, was in der Poeſie gefallen kann. Allein heißt dieſes nicht den Leſer wieder ſachte da abſetzen, wo man ihn genommen hat? Man verſpricht, den Gegenſtand der Poeſie zu beſtimmen, d. h. man will zeigen, was in der Poeſie gefallen kann; und ſagt, es ſei das Gute. Man ſetze hinzu, das Gute ſei allhier von einer beſondern Art, und der Leſer müßte das Wort ganz anders verſtehen, als er gewohnt iſt. Wir dringen auf eine nähere Erklärung; jetzt macht man eine geſchickte Schwenkung, und ſagt, gut ſei allhier, was durch die Kunſt gefallen kann; d. h. was geſchickt iſt, ein Gegenſtand der ſchönen Künſte, und in unſerm Falle ein Gegenſtand der Poeſie zu ſeyn. Sehen Sie, wie mißlich das Unternehmen iſt, eine kurze wohlgefügte Erklärung auszudehnen? Man will das Gemälde aufheitern, und giebt ihm ein falſches Licht.

XI. Den 13 März 1760.

89ster Brief.

Das große Geheimniß unsers Ph. ist endlich an den Tag gekommen. Der gute Mann! wir fingen bereits an, einiges Mißtrauen in ihn zu setzen. Die geheimnißvolle Sorgfalt, mit welcher er die Briefe von und nach Altona, so wie einige andere Schriften vor uns verbarg, ließ uns besorgen, er möchte sich, wer weiß wozu, haben verführen lassen. Nunmehr können wir ruhig seyn. Ph. ist (wer hat sich so was können träumen lassen?) ein geheimes Mitglied einer unsichtbaren metaphysischen Gesellschaft, die im Holsteinischen ihren Sitz hat. Das war sein geheimer Briefwechsel; und die Schriften, die er nicht wollte sehen lassen, sind gedruckte Sachen eben derselben Gesellschaft, davon nunmehr einige bekannter geworden sind. Hier ist ihr erster Versuch, mit welchem sie vor der Welt erscheint. Der Titel *) scheint neben dem Tiefsinnigen auch viel Lustiges zu versprechen. Schade, Dreyer und Gottsched sind die Personen dieses Lustspiels; und in der Welt hätte sich kein schönerer Contrast zusammenfinden können.

„Was ist aber der Zweck dieser Gesellschaft?" dürften Sie hier mit den Freunden des Reisenden bei Lichtwer fragen. „Besorgen sie die Wohlfarth der Gemeinde? — — Suchen sie „der Weisen Stein? — Oder wollen sie vielleicht des Zirkels

*) Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch, oder erstes Stück, mit einer sehr merkwürdigen Zueignungsschrift an Ihro Königl. Majestät zu Dännemark, Norwegen, ꝛc. ꝛc.; nebst einem Anhange von den boshaften Bemühungen des Secretär Dreyers zu Hamburg, den Fortgang dieser Gesellschaft, und das ihr zum Nutzen verliehene Privilegium auf die Altonaische Staats- und gelehrte Neuigkeiten, zu unterdrücken; wie auch eine schuldige Ehrenrettung des Prof. Gottscheds, wider das boshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbessert, durch Georg Schade Königl. Ober- und Landgerichts-Advocaten. Altona, gedruckt und zu bekommen in der Königl. privilegirten Schadischen Buchdruckerey, 1760

„Bierung finden?" Das ist es alles nicht; sie spielen, antwortete der Reisende in der Fabel. Ich aber kann Ihnen nicht also antworten; denn mir scheint diese Gesellschaft alles dieses, und noch weit wichtigere Dinge leisten zu wollen. Sie verspricht, aus der Lehre von den einfachen Substanzen in der Natur „alle Würkungen und Erscheinungen, welche bey den zusammen„gesetzten Dingen oder Körpern der Natur, imgleichen bey den „Seelen und Geistern in der Welt wargenommen werden, in „einer systematischen Ordnung herzuleiten, und in die Form einer „ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere Weltweisheit nennet, „zu bringen, und dadurch eines Theils, die Geisterlehre und „natürliche Gottesgelartheit, nebst den davon abhängenden, zur „zeitlichen und ewigen Glückseligkeit der Geister gereichenden mo„ralischen Disciplinen: andern Theils aber die Naturlehre, Chy„mie, und Mathematik, von welchen die Medicin, Oconomie, „imgleichen alle Manufacturen und Künste, die zur Gesundheit „des Leibes, und zur Verbesserung unseres äusserlichen Zustandes „etwas beytragen, dependiren, zu verbessern, und in ein helleres „und ungezweifeltes Licht zu setzen". Und dieses alles durch die Lehre von den Monaden!

Sie erstaunen über diese ungeheuren Versprechungen, und sind vielleicht kleingläubig genug, an der Erfüllung derselben zu zweifeln? Ich nicht! Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß Leute, die sich Weltweise nennen, es mit der Welt so machen würden, wie jener, der zu London öffentlich mit Leib und Leben in eine Bouteille zu kriechen versprach und am dazu bestimmten Tage unsichtbar ward. Schade mag entweder, wie Einige wollen, überall der einzige Versprecher in der Gesellschaft seyn oder, wie ich vielmehr glaube, der Einzige, der als Secretär der Gesellschaft sich zu nennen für gut befunden; so hat die Welt doch wenigstens einen Gewährsmann, den sie dafür ansehen kann, und der nicht so leicht verschwinden wird, als ein englischer Bouteillenkriecher.

Und was für Gründe haben Sie auch, in die Aufrichtigkeit oder in das Vermögen der Gesellschaft ein Mißtrauen zu setzen? Sie hat nicht bloße Versprechungen gethan; die Erfüllung derselben hat schon ihren Anfang genommen. Hören Sie, was die Gesellschaft von ihrem ersten Versuche sagt! Nach einer Anmafung an die Mitglieder heißt es: „es erscheinen im gegenwär„tigen ersten Stücke der höhern Weltweisheit, grosse Warheiten

„in einer geringen und einfältigen Gestalt. Dasjenige, womit „die größten Köpfe seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, „ja wir dürfen sagen, seit der Erschaffung der Welt, sich be„schäftiget, und das unter die größte Geheimnisse der Natur mit „Recht gehalten worden, findet sich hier auf eine simple Art „aufgedeckt". Schämen Sie sich nun nicht, solche Leute in Verdacht gehabt zu haben? So widersinnig und lächerlich Ihnen auch monadologische Verbesserungen in der Ökonomie und Medicin, in Manufacturen und Künsten u. s. w. vorkommen mögen; so müssen Sie doch solchen Leuten alles zutrauen, die „dasjenige, womit sich die größten Köpfe seit Erschaffung der Welt beschäftigt, auf eine simple Art aufzudecken wissen".

Als eine Nebenabsicht setzt sich die Gesellschaft vor: „das „zeitliche Glück ihrer Mitglieder, die sich durch diese Erkenntniß „geschickt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu be„fördern, auf eine oder andere Art, entweder durch eine so viel „mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder durch Gelegenheit „zu einem sich für sie schickenden Gewerbe, auf einen festen Fuß „zu setzen".

Nichts wird leichter seyn als dieses; denn die Gesellschaft wird ja alle Gewerbe und Handthierungen, die nur möglich sind, auf einen bessern Fuß setzen, indem ihre theoretischen Schriften, wie sie sagt, einen großen Einfluß, nicht allein auf alle „Öco„nomie-, Commerz-, Cameral- und Kriegswissenschaften, sondern „auch auf die natürliche Gottesgelartheit, Jurisprudenz und „Regierungskunst, als welches doch die reellsten und nützlichsten „Wissenschaften auf der Welt sind, haben sollen".

— — Sapiens operis sic optimus omnis
Est opifex solus, sic rex. — — —

Hr. Schade hat sich zu diesem Endzwecke ein Privilegium, eine Buchdruckerei und eine Zeitungsexpedition ausgebeten, und von jedem Mitgliede beim Eintritte in die Gesellschaft, zur Bestreitung der schweren Kosten, 7 oder 8 Thaler dänisch Geld bezahlen lassen. Man will versichern, daß die Anzahl der Mitglieder schon auf einige Tausend angewachsen seyn soll. Nun klage man noch ferner über den Verfall der Metaphysik in Deutschland!

Wollen Sie dem Herrn Secretär der Gesellschaft einen Species-Ducaten nebst der Anzeige Ihrer Addresse postfrei

überſenden, ſo können Sie folgende fünf Stücke dafür bekommen:

„1) Nachricht von der Geſellſchaft, mit den Anhängen von „1753 und 1754, nebſt neuen Einrichtung von 1756.

„2) Das erſte Stück von der höhern Weltweisheit, voll „tiefſinniger Betrachtungen, aus der tiefſten Methaphyſik „und Naturkunde.

„3) Das zweyte Stück aus der höhern Weltweisheit.

„4) Eine umſtändliche hiſtoriſche Nachricht vom Anfange, „Wachsthum, Hinderniſſen, und nunmehrigen Fortgange und „Nutzen dieſer, zur Verbeſſerung der höhern Natur- und Geiſter„lehre errichteten Geſellſchaft, bis aufs 1757ſte Jahr.

„5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Naturlehre, oder „zum dritten Stücke der höhern Weltweisheit, worinn der wahre „Nutzen der Monadologie in der Naturlehre und Chymie ge„zeiget würd".

In dem dritten Stücke der höhern Weltweisheit oder der tiefſten Metaphyſik ſollen die ächten Geheimniſſe erſt kommen, und dieſes Stück ſoll auch einzig und allein den Mitgliedern der Geſellſchaft geweiht ſeyn. Wir armen Laien werden nichts davon erfahren.

Sie werden bemerkt haben, daß die Geſellſchaft alle Künſte und Wiſſenſchaften durch die Monadologie zu vervollkommnen verſpricht; bloß die ſchönen Wiſſenſchaften ausgenommen, denen ſie nicht die geringſte Hoffnung zu machen ſcheint. Ja ſie hat, allem Anſehen nach, dieſen niedrigen Wiſſenſchaften den völligen Untergang geſchworen. In der „ſehr merkwürdigen" Zueignungsſchrift, wie ſie Hr. Schade nennt, bekommen die bloß witzigen und ſinnlichen Leute, denen die hohe Erkenntnißart der Geſellſchaft undurchdringlich und unbegreiflich iſt, ihre verdiente Abfertigung. „Unſer jetziges Jahrhundert", heißt es unter andern, „zeugt einen ſolchen Überfluß an dergleichen vermeinten „ſchönen Geiſtern, daß es, wie in der mehrberührten hiſtoriſchen „Nachricht vom Jahre 1757 umſtändlich dargethan worden, ſehr „zu befürchten ſtehet, daß dieſelben gar bald die Welt ganz un„vermutet, unter dem Namen von ſchönen Wiſſenſchaften, in „die tiefſte Barbarey und Unwiſſenheit hinein ſtürzen werde".

Μάντι κακῶν, — — — — — —
Αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστὶ φίλα φρονεῖ μαντεύεσθαι·
Ἐσθλὸν δ' οὔτε τί πω εἶπας ἔπος, οὔτ' ἐτέλεσσας.

Sie können sich leichtlich einbilden, daß diese Erbitterung wider die schönen Wissenschaften durch die Händel, die Hr. Schade mit dem Secretär Dreyer gehabt, auf's höchste gestiegen seyn muß. Nun ist keine Erbarmung mehr zu hoffen. Der böse Dreyer hat die Gesellschaft um die Zeitungen gebracht, in welchen sie ihren Mitgliedern, neben den Staatsneuigkeiten, ihre Entdeckungen und fernern Anstalten hat mittheilen wollen; und Dreyer ist ein schöner Geist!

90ster Brief.

Ich fürchte, ich muß auch etwas vom schönen Geiste weg haben. Sie wissen, daß Leibnitz, Wolf und Baumgarten mein täglicher Umgang sind, und daß ich die Lehre von den Monaden für die vernünftigste Hypothese in der Metaphysik halte; aber die Schadischen Lehren aus der höhern Weltweisheit sind mir gar zu hoch, gar zu undurchdringlich. Ohne Umschweif! dem Verfasser dieses ersten Versuchs fehlt meines Erachtens so viel zum Verbesserer der Monadologie, daß er das Bekannte und Ausgemachte in derselben nicht einmal richtig vorträgt. Man braucht nur das erste das beste Lehrbuch aus der Leibnitzischen Schule aufzuschlagen, um zu sehen, wie wenig Hr. Schade von den einfachen Substanzen in dem Sinne des Erfinders philosophirt, wie fehlerhaft seine Erklärungen, wie unbündig seine Beweise, und wie ungereimt die Zusätze sind, mit welchen er die Theorie von den Monaden bereichert hat.

Sie haben vermuthlich weder Muße noch Lust, sich jetzt mit mir in die Subtilitäten der Metaphysik einzulassen; und ich will auch nicht sehr in Sie dringen. Wenn Sie bei Gelegenheit Ihre Geduld üben wollen, so lesen Sie die Schade'sche Schrift selber. Mehr brauchen Sie nicht, um überführt zu seyn, daß ich nicht für die Langeweile tadle.

Doch ich kann Ihnen dieses mit wenigem zeigen. Nach einigen Proben von der Denkungsart des Hrn. Schade werden Sie sich schon ungefähr einen Begriff von seiner ganzen Philosophie machen können.

§ 29 wird behauptet, daß keine Wirkung oder Absicht (dieses sind dem Hrn. Verf. gleichbedeutende Worte, s. § 4) hervorgebracht werden kann, ohne eine dunkle, klare oder deutliche Vorstellung. „Wir wollen dieses", heißt es, „durch ein „fühlbares Exempel aus der Erfahrung erläutern, wo nicht gar „völlig beweisen. Es ist bekannt, daß in einem verfinsterten „Zimmer, in welchem das Licht durch eine kleine gläserne Linse, „oder ein enges Loch fällt, welches man sonst Cameram „obscuram nennet, alle Sachen, von welchen Strahlen oder „Wirkungen des Lichts auf das Glas fallen können, in einer „gewissen Weite von dem Glase, oder von dem Loche, auf das „allerdeutlichste, jedoch umgekehret, vorgestellt werden, und zwar „mit ihren natürlichen Farben, Bewegungen und übrigen Ver„hältnissen. Gesetzt nun, daß in der mittelsten Monade der „Linse nicht alle und jede Strahlen oder Wirkungen von jedem „Punkt oder Monade der ausserhalb der Camerae obscurae „seyenden Sachen zusammen träfen, und darin concentrirt oder „abgebildet, und in eben derselben Lage vorgestellt würden, wie „sie ausserhalb der Linse in den Sachen selbst sich befinden; so „würden sie gewiß nicht wieder fortgepflanzt werden können, mit„hin sich auch nicht auf der hintersten Wand präsentiren. Hätte „also die mittelste Monade der Linse keine Vorstellungskraft gehabt; „so würde sie weder jemalen im Stande gewesen seyn, alle „Strahlen und darinn enthaltene Wirkungen der äusserlichen „Dinge in sich existiren zu lassen, noch sich bemühen, eben die„selbe Wirkungen in den nächst um sie seyenden Monaden „gleichfalls zur Existenz zu bringen, damit sie dieselbe in geraden „Linien von Monaden bis an die hinterste Wand des dunckeln „Zimmers fortpflanzen könnten, folglich würde auch auf solchen „Fall keine Repräsentation oder Vorstellung der äusserlichen „Dinge auf der hintersten Wand erfolgen, sondern eine vollkom„mene Finsterniß da seyn. Sollen also alle diese Wirkungen, „dergleichen wir doch alle Tage in den Augen aller lebendigen „Geschöpfe, als welche insgesammt dergleichen verfinsterten Zim„mern gleichen, wahrnehmen, erfolgen; so muß nothwendig die „mittelste Monade der Linse in der Camera obscura und in „der kristallnen Feuchtigkeit des Auges mit einer Vorstellungs„kraft begabt seyn, wodurch sie Wirkungen der äusserlichen Dinge „aufnehmen, und weiter fortpflanzen könne, ob sie gleich der„selben nicht bewußt ist".

Nun dieß war das Exempel, welches die Sache „erläutern, wo nicht gar beweisen" sollte. Hat man je eine plumpere Anwendung der Metaphysik auf die Erscheinungen der Natur gesehen? Was für Begriffe! Und was für einen Vorschmack giebt uns Hr. Schade hier von seiner durch die Monadologie verbesserten Dioptrik! Lauter kinderleichte und kurze Erklärungen! Kürzer kann man unmöglich wegkommen. Die Lehre von der Strahlenbrechung, vom Brennpunkte der beiden convexen Seiten, und tausend andere Kleinigkeiten, mit welchen sich „die größten Köpfe seit Wiederherstellung der Wissenschaften, ja man kann sagen, seit Erschaffung der Welt beschäftigt haben", sind nunmehr überflüssig geworden. Die höhere Philosophie hat einen kürzern Weg gefunden. In der Mitte der Linse sitzt eine Monade, welche die ankommenden Bilder der äußern Gegenstände aufnimmt und weiter besorgt. Die Strahlen versammeln sich nicht durch die Brechung im Brennpunkte; sondern sie gehen in einer gerade Linie den nächsten Weg, von der mittelsten Monade, die sie schon in ein Bild concentrirt hat, bis auf die hinterste Wand. O die tiefe, grundlose Weisheit!

Hr. Schade beweist aus eben dem Exempel noch einen andern Satz: daß nämlich die Elemente des Raums (die er die allerunterste Classe der Monaden nennt, weil sie wenig Kraft besitzen, indem sie gar nicht zusammenhangen, sondern nur außer einander neben einander seyn können) eine Vorstellungskraft haben müßten. „Denn", sagt er, „in einer Camera obscura erfolgen „alle oben beschriebene Abbildungen eben so, wenn gleich die „Strahlen, oder die Wirkung der Sonne nicht durch eine gläserne „Linse, sondern nur bloß durch ein kleines Loch gelassen wird; „welches nicht geschehen würde, dafern die mittelste Monade des „Raums im Loche nicht eben so wohl, als die mittelste Monade „der Linse eine Vorstellungskraft hätte". Muß man nicht in der Höhle des Trophonius gewesen seyn, um sich hier des Lachens enthalten zu können?

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 20 März 1760.

Beschluß des 90sten Briefes.

Ich brauche Ihnen beinahe nichts mehr von der Schadischen Philosophie zu sagen, denn sie scheint in den angeführten Stellen ziemlich durch. Sie haben es gewiß schon gemerkt, daß Hr. Schade seinen einfachen Substanzen wirkliche Gegenden, plagas, wenn Ihnen das deutsche Wort nicht deutlich genug ist, zuschreibt; daß er sie in der Reihe neben einander stellt, um Linien zu formiren. Ja er nennt sie (§ 14) „die kleinsten Theile des Körpers", und weigert sich gar nicht, ihnen eine örtliche Bewegung beizulegen. Die Seele selbst, meint er (§ 58), müsse sich mit dem Körper fortbewegen, wie wir solches in der täglichen Erfahrung sehen. Bei einer solchen Verwirrung der ersten Begriffe, die Jedermann von einfachen Substanzen hat, sagt Hr. Schade noch, er lege das alles zum Grunde, was Andere vor ihm von der Natur der Monaden bewiesen haben!

Was dünkt Ihnen, wie ein ächter Leibnitianer folgende Erklärung von der Kraft der Trägheit aufnehmen würde? „Ein „jedes einfaches Ding", heißt es (§ 52), „woraus das uni„versum besteht, ist mit der Kraft, nach allen Gegenden gleich „stark zu würken, und seine Bemühung oder Absicht hervorzu„bringen, versehen. Eine gleich starke Bemühung nach allen „Seiten verursacht ein Gleichgewicht, oder eine Ruhe. Folglich „muß jedes einfache Ding mit einem Vermögen begabt seyn, an „seinem Orte zu bleiben, und nicht ohne zulänglichen Trieb sich „aus der Ruhe in Bewegung setzen zu lassen. Dieses Bemühen, „in der Ruhe zu bleiben, ist es, was die Kraft der Trägheit „(vis inertiae) genennet wird". Wo wird der Leibnitianer mit seiner Widerlegung den Anfang machen? So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten! Und gesetzt, man wollte dem Hrn. Schade alles durch die Finger sehen; so kann man ihm doch unmöglich das verzeihen, daß er mit den einfachen Substanzen so körperlich umgeht, und ihren Bemühungen Gegenden anweist, die sich einander gegenüber stehen, damit in gewissen Fällen ein Gleichgewicht oder eine Ruhe, und in andern eine Bewegung erfolge; heißt dieses nicht auf eine unverantwortliche Art mit Worten

spielen? Hätte Schade die Schriften der Leibnitianer mit Bedacht gelesen, so hätte er dieses alles nicht nöthig gehabt. Baumgarten zeigt in seiner Metaphysik (§ 416) ganz unverbesserlich, wie die Erscheinung im Zusammengesetzten, die man der Kraft der Trägheit zuschreibt, aus den Wirkungen der einfachen Dinge zu erklären sei.

Wie Hr. Schade aber die Totalkörper und Weltgebäude aus Monaden zusammensetzt, mit welchen Monaden er den weiten Raum zwischen den Totalkörpern anfüllt; wie er die Centralkräfte und die Bewegung um die Axe durch die Monaden erklärt; das dürften Sie freilich aus den angeführten Stellen nicht errathen. Habe ich doch alles gelesen, was Schade von dieser Materie schreibt, und weiß Ihnen dennoch keinen Begriff davon zu machen. Lesen Sie also immer selber, oder vielmehr seyn Sie ein Augenzeuge, wie eine Welt entsteht! Eine Menge von Monaden drängt sich um die allerstärkste einfache Substanz, die in der Mitte auf dem Throne sitzt; so entsteht ein Totalkörper! Sie wenden alle eine gleiche Bemühung an, sich dem Mittelpunkte zu nähern; daher wird der Körper kugelrund! Andere einfache Substanzen (vermuthlich, die von schlechterer Extraction sind) müssen sich in einer gewissen Entfernung halten, und machen die Atmosphäre aus. Eine gewisse noch schlechtere Gattung von Monaden entfernen sich vom Mittelpunkte, so weit sie können, und werden zum Äther. So wird Sie, Hr. Schade von Weltkörper auf Weltkörper, von System auf System führen, und Ihnen mit einer, ihm gewöhnlichen Deutlichkeit zeigen

— — ut his exordia primis
Omnia, et ipse tener mundi concreverit orbis*).

Zur Veränderung können Sie auch die äußerste Himmelsluft durchstreichen, und allda einen angenehmen Ort besuchen, den Hr. Schade „die Aufhörung der Bewegung der blos leidenden Substanzen, die Scheide, oder äusserste Gränze zwischen der „Möglichkeit und Wirklichkeit" nennt (§ 83). Nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie diese Gränze nicht überschreiten, sonst möchten Sie auf einmal aus einem wirklichen Dinge in ein mögliches verwandelt werden!

*) Virgil. Ecl. VI. 33. Anm. des Herausg.

Mehr kann ich Ihnen von den Geheimnissen dieser höhern Weltweisheit nicht verrathen. Vielleicht läßt sich Hr. Ph. bewegen, Ihnen ein Mehreres davon zu entdecken; er, der ein wahrer Initiat dieser Geheimnisse zu seyn scheint. Ich begnüge mich für dieses Mal, eine nähere Erklärung von dem aufzusuchen, was Hr. Schade ein bloß leidendes ens simplex nennt. Der Gedanke ist neu, und sollte Manchem offenbar mit der Lehre von den Monaden zu streiten scheinen. Lassen Sie uns sehen, wie sich Hr. Schade darüber erklärt!

§ 110 heißt es: „Nach der generalen Vorstellungskraft, „welche die einfachen Dinge von der ganzen Welt haben, nach „dem Punkt, wo sie sich darin befinden, aus welcher auch die „vis inertiae, oder die Bemühung nach allen Seiten zu „wollen entstehet, haben die einfachen Dinge kein specialer, „sondern nur ein allgemeines Wollen, ohne Vorstellung einer be„sondern Absicht, oder speciellen Bemühung nach andern Dingen, „eine Absicht mit ihnen zugleich auszuführen. Diejenige einfache „Dinge, welche nun diese allgemeine Vorstellungskraft besitzen, „und keine specielle Absicht sich vorstellen, und derselben gemäß „würken können, sind auch nicht geschickt, einen Körper zu for„miren. Denn, da sie keine speciellen Bemühung haben, so kön„nen sie auch nicht vereiniget werden, um ein zusammengesetztes „Ding auszumachen. — Diejenige einfachen Dinge, welche über „die allgemeine Vorstellung des Universi sich eine besondere Ab„sicht vorstellen, und derselben gemäß würken können, nennet „man Simplicia activa, dahingegen diejenige, welche nichts mehr „als die allgemeine Vorstellungskraft besitzen, Simplicia passiva „genennet werden. Aus der erstern Art entstehen die besondern „Körper, die Totalkörper und Weltgebäude. Sie sind daher die „wahre Elementa der Körper; die andere Art aber macht den „wirklichen Raum aus, worinnen sich die Totalkörper und die „Systemata befinden, und unterhält die Communication der „Wirkungen in die Ferne", u. s. w. Ich kann unmöglich ohne Widerwillen weiter schreiben. Haben sich je in der Seele eines Träumenden ungereimtere Begriffe zusammen gefunden? Einfache Dinge, die eine allgemeine unbestimmte Kraft haben! eine Bemühung, nach allen Seiten zu wollen! ein allgemeines Wollen, ohne eine besondere Absicht! Substanzen, die für sich nicht wirken, sondern bloß die Wirkungen anderer in sich aufnehmen und weiter fortsetzen! simplica passiva, die neben

einander ſind, ohne zuſammenzuhangen, und, wie Hr. Schade ſich in der Folge ausdrückt, gleichſam ein großes Meer ausmachen, worin alle große Weltgebäude ſchwimmen und in einander wirken! Solche Abenteuer will man der Welt für Weltweisheit verkaufen, dem eigentlichen Wortverſtande nach verkaufen!

91ſter Brief.

Und was hat dieſe allgemeine Monadengeſellſchaft mit einer Staatszeitung machen wollen? fragen Sie. Wozu will ſie ſich mit Staats- und politiſchen Neuigkeiten bemengen, ſo lange ſie noch die Kriegskunſt und Politik nicht durch die Monadologie verbeſſert hat? Dieſes iſt leicht zu beantworten. Hr. Schade ſagt, die Welt ſei jetzt ſo begierig nach politiſchen Neuigkeiten, daß die Geſellſchaft geglaubt hat, ihr bei dieſer Gelegenheit in den gelehrten Artikeln auch manches aus der höhern Weltweisheit beizubringen. Zudem würde dieſe die bequemſte Gelegenheit geweſen ſeyn, die Correſpondenz mit den entfernten Mitgliedern zu befördern, und ihnen von den fernern Einrichtungen, Anſtalten und Entdeckungen der Geſellſchaft die ſchleunigſten Nachrichten mittheilen zu können. Zum Unglück iſt die Zeitung in die Hände eines Dreyer gerathen, der ſich um die Aufnahme der allgemeinen Geſellſchaft nicht ſehr zu bekümmern ſchien. Er ſchrieb witzige Artikel aus dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften, und weigerte ſich, die, Weisheit und Tugend befördernden Aufſätze des Hrn. Schade einzurücken. Nunmehr, da der Geſellſchaft das Zeitungsprivilegium genommen worden, hat Hr. Schade einige von ſeinen Aufſätzen der „Einleitung in die höhere Weltweisheit" angehängt.

In einem derſelben verſpricht Hr. Schade im Namen der Geſellſchaft, zum Nutzen des Publici alle zwei Monate eine auf das Syſtem der Geſellſchaft ſich gründende periodiſche Schrift herauszugeben. In der erſten ſoll gleich an der Spitze folgende Materie abgehandelt werden: „die vernünftige Metempſychoſis, „als das wahre Innere der Natur, ſowohl in dem Körper- als „in dem Geiſterreiche". „Dieſe wichtige Warheit", ſagt Hr. Schade, „iſt das einzige Geſetz, worauf die ganze höhere Natur„lehre und Chymie, die Verwandelung und natürliche Abände„rung der Metalle, nebſt dem Urſprung, Fortwachs, und der

„endlichen Auflösung oder Tod aller und jeden natürlichen Körper „zu einem bessern Leben, von dem geringsten Mineralpunkte an, „bis zu dem Cherub, in allen Naturreichen eines jeden grossen „Weltkörpers, und mit einem Worte, alle Veränderungen in „der Natur einzig und allein beruhen". Und an einem andern Orte heißt es: „diese Abhandlung von der vernünftigen Seelen- „oder Archäenwanderung ist in der Naturlehre, vornehmlich in „der hermetischen, und in der ordentlichen sowohl als höhern „Chymie, nicht weniger in der natürlichen Gottesgelehrsamkeit, „und allen moralischen Disciplinen von gar grosser Wichtigkeit". Sehen Sie, wie sich die Absichten des Hrn. Schade nach und nach offenbaren? Ich betrüge mich sehr, oder er geht mit einer Entdeckung schwanger, die schlechteren Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln. Diese muthmaßliche Absicht des Hrn. Schade streuet ein ganz besonderes Licht auf seine ganze Unternehmung; und nunmehr klärt sich mir verschiedenes in seinen Schriften auf, das mir vorhin ganz unbegreiflich war.

Noch ein Wort von der „schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds"! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Hr. Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schade'schen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sei der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V.*) unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph, im Französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L., habe das Manuscript an seinen Freund, den Herrn S. G., nach Paris geschickt; es sei aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie „die Herrn Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu „übersetzen pflegen". Er verwundert sich über den Herrn von V., daß er ihm einen solchen Streich gespielt, da er (V.) ihm (dem Hrn. G.) doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben; und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V. den Namen Doctor Ralph beigelegt, da ihm doch der Name G. beinahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener. „Je- „doch", setzt Hr. G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen „des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget wor- „den, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern

*) Voltaire. Der Herausgeber.

„die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen". Hr. Gottsched, der selten Spaß versteht, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, „und einem Unschuldigen", wie er sich im „Neuesten" ausdrückt, „solche „groben Irrthümer, und satyrische Verwegenheit zuschreiben, da„von ihm in seinem Leben nicht geträumet hat". Er machte gewaltigen Lärm in seinem „Neuesten", schrieb auch deswegen an Schade. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Hrn. Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweist Hr. Schade in bester Form, daß man den Hrn. Prof. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse: 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Hrn. Prof. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertraueten Freund S. G. zu Paris. Doch traut Hr. Schade dem letzten Beweis selbst nicht viel zu; und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

Dem sei, wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Hr. Schade demonstrirt gar deutlich, daß Hr. Gottsched unmöglich der Verfasser des Candide seyn könne. Ich dächte, Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der „vernünftigen Archäenwanderung", als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

N. S. *)

Ich kann diesen Brief unsers Z.**) unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, versteht von den Gottsched'schen Autorstreichen eben so wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß

*) Diese Nachschrift hat Lessing zum Verfasser.
Der Herausgeber.

**) Die Chiffre, mit welcher Moses Mendelssohn den Brief unterzeichnet hat. Der Herausg.

er der Verfasser des Candide nicht sei, so gutherzig an- und aufgenommen haben? Woraus beweist Hr. Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darin vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das Allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl des närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüssig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrile Art urtheilt, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführt worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betrügen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe! Hr. Gottsched erklärt ausdrücklich in seinem „Handlexico der schönen Wissenschaften", daß es die pure, lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man anders als das für eine authentische Erklärung, für eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton: „das verlorene Paradies hat unter „Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere „Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig „großen französischen Dichters (der aber auch gut Englisch versteht) „hieher setzen wollen". Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Hr. Gottsched aber schließt es mit den Worten: „so „schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme". Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat? Denn was? das wäre Voltaire's Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procurant Noble Vénitien! (Denn jetzt besinne ich mich erst, daß ihn Hr. Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi Joannis Christophori Gottschedii P. P. Metaphysices ordinarii et Poeseos extraordinarii in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben so gewiß, daß Hr. Gottsched den Candide gemacht hat, als Hr. Gottsched weiß, daß der Verfasser der „Miß Sara Sampson" die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", macht *).

*) Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

Aus dem VI. Theil.

XIV. Den 3 April 1760.

92ſter Brief.

Ich glaube nicht, daß die Alten ein Wort gehabt haben, das auszudrücken, was wir jetzt Genie nennen. Ihre Schriftſteller ſchweigen gänzlich von dieſer Eigenſchaft des Geiſtes, die unſere Kunſtrichter beſtändig im Munde führen, und unſere Weltweiſen nun auch endlich zu unterſuchen anfangen. Es muß jenen alſo bloß an dem Worte gefehlt haben, dadurch ein abſtracter Begriff ein Gegenſtand der Unterſuchung werden kann; denn von der Eigenſchaft ſelbſt haben ſie, wo nicht mehr beſeſſen, doch gewiß mehr gezeigt als wir. Der Schluß iſt ſeltſam, den einige Schriftſteller von dem Mangel gewiſſer Wörter bei einer Nation auf die Abweſenheit der dadurch ausgedrückten Begriffe machen wollen. Mich dünkt, man finde Précieux, Ennuyeux und Coquetten genug in Deutſchland, ob wir gleich kein Wort haben, dieſe Charaktere auszudrücken. Muralt *), der uns Glück wünſcht, daß uns dieſe Laſter unbekannt zu ſeyn ſcheinen, müßte uns von der andern Seite bedauern, weil wir auch zu Genie kein deutſches Wort haben.

Und dieſes iſt wirklich ſchade; denn wenn das Wort Genie vor einiger Zeit in Deutſchland bekannt geweſen wäre, zu welchen ſchönen Unterſuchungen hätte es nicht unſerm großen Wolf in der Seelenlehre Anlaß gegeben! Baumgarten handelt zwar in ſeiner Metaphyſik vom Genie, allein mit der ihm gewöhnlichen Kürze. Außer ihm hat meines Wiſſens Niemand als Dubos und Trublet von dieſer Materie geſchrieben; jener kritiſcher, und dieſer mit mehr Witz, aber keiner von beiden philoſophiſch genug. Ich habe mich gefreut, letzthin zwei Abhandlungen über das Genie von deutſchen Schriftſtellern zu finden: eine von dem Hrn. Prof. Sulzer **), und die zweite

*) Lettres sur les Anglois et sur les François.

**) Histoire de l'Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres. Année 1757.

von einem ungenannten Verfaſſer *), der uns noch eine Fortſetzung verſpricht. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den wichtigſten Anmerkungen aus dieſen Aufſätzen unterhalte.

Hr. Sulzer legt die Namenerklärung des Abts Dubos zum Grunde. „Genie", ſpricht dieſer, „nennt man das Geſchick (l'aptitude), das ein Menſch von der Natur empfangen, „gewiſſe Dinge gut und leicht zu verrichten, die von andern „Menſchen, wenn ſie ſich auch noch ſo viel Mühe geben, nicht „anders, als ſchlecht verrichtet werden können". Man kann mit dieſer Erklärung ſo ziemlich zufrieden ſeyn, dünkt mich. Jedoch wäre zu wünſchen, daß man die „gewiſſen Dinge" näher beſtimmen könnte, die das Genie ſoll leicht und gut verrichten können; denn es giebt Verrichtungen des Körpers, die ein ſolches Geſchick, als Dubos beſchreibt, vorausſetzen, und dennoch allzu geringſchätzig ſind, als daß ſie dem Genie ſollten zugeſchrieben werden. Die Erklärung des Hrn. Prof. Sulzer kommt einer Sacherklärung näher, und iſt zugleich anpaſſender. „Das Genie", ſagt er, „beſteht vornehmlich in dem Vermögen, ſich aller erken„nenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit bedienen „zu können". Es iſt keine beſondere Fähigkeit der Seele, heißt es an einem andern Orte, ſondern eine allgemeine Bereitſchaft (disposition); gewiſſermaßen eben daſſelbe in Anſehung der erkennenden Seelenvermögen, was das ſittliche Temperament in Anſehung der Begehrungsvermögen iſt. Dieſer Gedanke kommt der Baumgarten'ſchen Erklärung ziemlich nahe. „Ein jedes Be„gehrungsvermögen in mir", ſagt dieſer Weltweiſe **), „iſt ein„geſchränkt, daher kommen ihm gewiſſe und beſtimmliche Schran„ken zu. Vergleicht man alſo die erkennende Vermögen mit „einander; ſo muß ein Verhältniß und eine beſtimmte Propor„tion zwiſchen ihnen Statt finden, vermöge welcher eines größer „oder kleiner iſt, als das andere. Dieſe beſtimmte Proportion der „erkennenden Seelenkräfte in einem Menſchen nennet man ingenium „latius dictum, oder wie es Hr. Baumgarten verdeutſcht, „Kopf, Gemüthsfähigkeit". Das, was man vorzugsweiſe Genie nennt, könnte nach dieſer Erklärung heißen: eine ſolche

*) Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften. Bd. 2. St. 1.

**) Metaph. § 648.

Proportion der erkennenden Seelenvermögen, die dazu übereinstimmen, den Menschen, der sie besitzt, zu gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt zu machen.

Jedoch lassen Sie uns mit dem Erklären so lange inne halten, bis wir die wesentlichen Stücke kennen, die zum Genie erfordert werden. Hr. Sulzer hat sich bemüht sie auseinanderzusetzen. Das Erste, was man bei einem Genie bemerkt, ist die lebhafte Wirksamkeit des Geistes, vivida vis animi, wie sie Lucrez beschreibt. Diese nennt Hr. Sulzer die Grundlage des Genies, welche eine unmittelbare Wirkung eines höhern Grades der Vorstellungskraft ist. Eine Vorstellungskraft ist ein Bestreben nach neuen Begriffen; und ein höherer Grad der Kraft macht das Bestreben lebhafter, feuriger und wirksamer.

Diese Wirksamkeit der innern Kraft erzeugt eine Lust und anspornende Begierde zu solchen Gegenständen, die ihr zusagen, d. h. die dem Temperamente ihrer Fähigkeiten die beste Nahrung und den glücklichsten Fortgang versprechen. Man nennt dieses: Lust zu einer Sache haben. Die unwiderstehliche Lust ist das erste Merkmal, dadurch sich das Genie zu erkennen giebt; und bei außerordentlichen Genies pflegt sie bis zur Leidenschaft anzuwachsen. Alsdann kann sie nichts von ihrem Vorsatze abhalten. Sie übersteigen alle Schwierigkeiten, die sich ihnen darbieten; und werden ohne die geringste Aufmunterung in der Kunst oder Wissenschaft vortrefflich, die ihre Zueignung gewonnen hat.

Indessen, sagt Hr. Sulzer, ist diese Lust zu einer Sache zwar die erste Wirkung des Genies, aber nicht das Genie selbst. Man kennt mittelmäßige Künstler und Schriftsteller, die in ihr Metier bis zur Leidenschaft verliebt sind. Es hat ihnen also nicht an Lust, und dennoch an Genie gefehlt. Welche Eigenschaften müssen also zur Lust hinzukommen, um ein Genie auszumachen? Erstlich Witz und Scharfsinnigkeit; oder das Vermögen, an den Gegenständen eine große Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blick zu übersehen, und ihre Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden. Daß dieses eine nothwendige Eigenschaft des Genies sei, werden Sie dem Hrn. Sulzer ohne Beweis zugeben. Zweitens eine gründliche Beurtheilungskraft, um „die Wichtigkeit der Verhältnisse" schätzen zu können, und diejenigen zu wählen, die am sichersten, bequemsten und angenehmsten zum Zwecke leiten. Nur durch diese Eigenschaft kann

man zu dem hohen Grade der Kunst, zur edlen Einfalt gelangen, die alles Überflüssige verwirft, und durch die kleinsten Mittel die größten Endzwecke erreicht.

Die dritte Eigenschaft, die Hr. Sulzer zu einem Genie erfordert, ist die Besonnenheit oder Gegenwart des Geistes, contenance ou présence d'esprit; welche die Seele in der größten Erhitzung der Einbildungskraft bei der Freiheit erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihr beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen übersehen zu können. „Ein lebhafter „Kopf", sagt Herr Sulzer, „dem diese Eigenschaft fehlt, wird „von den Mitteln, seine Absicht zu erhalten, die sich ihm am „ersten darbieten, allzu stark gerührt. Er überläßt sich ihnen „mit der größten Hitze; und denkt nicht daran, daß es sichrere „und leichtere Mittel geben könne. Mit aller möglichen Scharf„sinnigkeit und Beurtheilungskraft, kann man auf solche Weise „die größten Fehler begehen. Indem man eine Idee allzu feu„rig verfolgt, läßt man sich verschiedene andere entwischen; und „bringt sich selbst um den Vortheil, den Werth der Ideen „gegen einander abwägen zu können. Nun sind ordentlicher„maßen in jeder anhaltenden Unternehmung viele Dinge zu be„trachten, eine große Anzahl von Mitteln in Erwägung zu zie„hen, die alle zu eben demselben Endzwecke führen, deren ei„nige sich selbst anbieten, andere aber nicht anders als durch „emsiges Nachsuchen gefunden werden; und sehr oft sind die „letztern die besten. So wie der Maler denselben Ausdruck auf „unendlich verschiedene Weise geben kann, indem er die Haltung, „die Gesichtszüge oder die Geberden verändert; eben also kann „der Dichter und Redner denselben Gedanken auf vielerlei Art „ausdrücken. — Es gehört also Gemüthsstille und Besonnen„heit dazu, alle möglichen Wege ausfindig zu machen, und den „besten zu wählen". Man kann hinzufügen, daß ein Künstler öfters die besten Mittel gewählt haben, und dennoch, ohne Hülfe dieser wichtigen Eigenschaft, sehr mittelmäßig bleiben kann. Entweder er wird von dem Feuer der Einbildungskraft so sehr überwältigt, daß er sich die Mittel lebhafter vorstellt als die Absicht, und daher bei jedem Schritt in Gefahr kommt, sein Ziel aus den Augen zu verlieren; oder er wird seine Kräfte nicht gehörig aufzusparen wissen, und sie bei einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, daß wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden. Mit einem

Worte: das Genie muß Meister über seine Begeisterung seyn; die Vernunft muß in dem Temperamente seiner Fähigkeiten obenan sitzen, und im Sturme der Leidenschaften selbst das Steuer nicht verlieren. Akenside hat diese Eigenschaft eines großen Genies vortrefflich ausgedrückt *):

— — — When lightning fires
The arch of heav'n, and thunders rock the ground;
When furious whirlwinds rend the howling air,
And ocean, groaning from his lowest bed,
Heaves his tempestuous billows to the sky;
Amid the mighty uproar, while below
The nations tremble, Shakespear looks abroad
From some high cliff, superior, and enjoys
The elemental war. — — —

Diese Eigenschaft ist es, dünkt mich, dadurch das Genie zum Erhabenen fähig wird; denn alles, was es in dieser Disposition des Gemüths hervorbringt, wird den Charakter der stillen Majestät an sich haben, die uns als ein Merkmal einer ausnehmenden Vollkommenheit in Bewunderung setzt. Ein Mensch, der die größten Begebenheiten und ungestümsten Leidenschaften heiter und mit sich selbst bewußter Größe, wie Addison's Engel die Gewitterwolke, vor sich her treibt, ist meines Erachtens der vollkommenste Sterbliche, der die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten schon beinahe überschreitet.

Ich verliere mich, und vergesse, wem und wovon ich schreibe. So sehr hat mir die Idee gefallen, dem Genie die Gegenwart des Geistes als eine nothwendige Eigenschaft zuzuschreiben. Ich gestehe indessen, daß mir Hr. Sulzer von diesem fruchtbaren Gedanken nicht den besten Gebrauch zu machen scheint. Indem er den Nutzen desselben ausdehnen will, verringert er seinen Werth, und verwandelt durch die Besonnenheit das schöpferische Genie in ein correctes und fehlerfreies Wesen, das sich immer gleich bleibt, und Tadel so sehr scheut als Verachtung. „Wenn ein Künstler beständig mit Leidenschaft „arbeitet", sagt er, „so können seine Werke zwar voller glänzender „und erhabenen Züge seyn; aber im Ganzen wird man „ohne Zweifel noch große Fehler antreffen. Die Leidenschaft

*) The Pleasures of Imagination. Book III. v. 550.

„mag beſchaffen ſeyn, wie man will, ſo fällt ſie doch allezeit „falſche Urtheile. Horaz, dieſer große Kenner von Werken des „Genies, und ſelbſt ein großes Genie, befiehlt dem Dichter, „ſein Werk neun Jahre bei ſich zu behalten, bevor er es be„kannt werden läßt. Warum? Weil es ſchwer iſt, die Fehler „einzuſehen, die man in der Begeiſterung begangen; weil man „die Hitze, mit welcher man gearbeitet, muß vorübergehen laſ„ſen, um über alle Theile ſeines Werks ein freies Urtheil fäl„len zu können". Wohl! dieſes beweiſt, daß das Ausbeſſern für das Genie rühmlich ſei; warum will es aber Hr. Sulzer zu einer Wirkung des Genies machen? Warum will er das vortreffliche Inſtrument des Genies, die Beſonnenheit, zur kritiſchen Feile erniedrigen? Dieſes ſind die Verrichtungen des Geſchmacks und der Kunſt; und das Genie ſelbſt muß ſich ihrer Hülfe bedienen, wenn es ſich anders bis zum Ausbeſſern herunterlaſſen will. Der Abt Trublet hat hiervon einige ſehr artige Gedanken. „Wie kommt es", fragt er, „daß in „manchem Werke ſehr matte Stellen und grobe Fehler neben „ſehr großen Schönheiten anzutreffen ſind? — Die Antwort „iſt leicht. Der Verfaſſer war ein Genie. Dieſelbe Urſache er„zeugt ſeine Fehler und ſeine Schönheiten. Man kann ihm „das Talent, jene zu vermeiden, nicht geben, ohne ihm das „wichtigere Talent, dieſe hervorzubringen, zu benehmen. Was „er von Seiten der Kunſt und des Geſchmackes gewinnen würde, „das würde er von Seiten der Einbildungskraft und des Ge„nies wieder verlieren. — Wenn ein Werk ohne Fehler mög„lich wäre, ſo müßte es einen mittelmäßigen Menſchen zum „Verfaſſer haben".

Laſſen Sie uns mit eben demſelben Schriftſteller ſchließen: „Da das Genie die Schönheiten hervorbringt, die Kunſt und „der Geſchmack aber nur die Fehler zu vermeiden und die Schön„heiten auszubeſſern lehrt; ſo laſſen ſie uns an dem Verfaſſer „eines Werks, das Genie erfordert, an einem Redner oder „Dichter z. E., nichts ſo ſehr erheben, als das Genie. Es „übertrifft alles; und ſo ſchätzbar auch der Geſchmack iſt, wenn „ich die Macht hätte, einem Schriftſteller, der viel Genie und „nicht Geſchmack genug beſäße, noch etwas zu geben: ſo würde „ich ihm nichts anders geben als Genie".

XV. Den 13 April 1760.

93ster Brief.

Der ungenannte Verfasser des Versuchs über das Genie, davon ich Ihnen geschrieben *), hat einen andern Weg genommen. Er macht den Anfang mit den Redensarten, die man vom Genie zu gebrauchen pflegt; und sucht durch eine Art von Induction die Erklärung herauszubringen, und die Eigenschaften des Genies auseinanderzusetzen. Die Redensart „Genie zu einer Sache haben" ist die erste, die er untersucht. Er theilt sie in drei Hauptclassen ein: in Genie zur Erlernung, zur Ausübung und zur Erfindung einer Sache; handelt in gegenwärtigem Versuch von den ersten beiden, und verspricht, in einer Fortsetzung auch das Genie zur Erfindung näher zu betrachten.

Er wirft gleich Anfangs die Frage auf: „wie gehet es doch immer zu, daß man zwar sagt: ein Mensch habe Genie zur Erlernung der Malerey, der Dichtkunst u. s. w.; daß man aber niemahls sagt: „der Mensch hat Genie zur Moral, zur Theologie, zur Philosophie, zur Arzeney- oder Rechtsgelehrsamkeit, kurz, zu allen höhern Wissenschaften? — Erfordert die Erlernung derselben weniger Genie, als die Erlernung irgend einer Kunst?" Nichts weniger, dünkt mich; so sehr sich auch der Verfasser in der Folge auf diesen Gedanken zu stützen scheint. Man sagt sehr wohl: „Genie zu den Wissenschaften" haben; aber man macht die Eintheilung nicht: Genie haben zur Theologie, zur Moral, zur Medicin u. s. w.; so wie man solches in Ansehung der Künste zu thun pflegt. Und nichts ist vernünftiger als dieser Sprachgebrauch. Eine jede Kunst hat ihren besondern Gegenstand, und fordert zur Erlernung eine besondere Mischung, eine Proportion der Seelenkräfte, die dem Gegenstande angemessen ist. Hingegen erfordern alle höhere Wissenschaften nichts anders als einen richtigen Gebrauch des Verstandes, und setzen alle in dem Lernenden eben dasselbe Genie zum voraus. Warum soll also der Sprachgebrauch dasjenige unterscheiden, was an sich nicht unterschieden ist?

---

*) oben S. 46 — 47. Der Herausg.

Noch mehr! ich glaube, daß man folgende Redensarten zu unterscheiden pflege: Genie zur Historie, zur Philosophie oder zur Mathematik haben. Ist diese Bemerkung anders richtig, so läßt sie sich sehr gut erklären. Der Unterschied zwischen der historischen, philosophischen und mathematischen Kenntniß scheint auch eine Verschiedenheit im Genie, wenigstens in der Anwendung desselben, zu erfordern. Wo aber die Art der Kenntniß einerlei ist, da hat der Sprachgebrauch auch keine Verschiedenheit im Genie des Lernenden gesucht. Diesem Genie zur Rechtsgelehrsamkeit, und jenem zur Theologie zuschreiben, wäre eben so viel, als diesen zur Erlernung der chinesischen, und jenen zur Erlernung der griechischen Historie für geschickter zu halten.

Übrigens ist diese Abhandlung voll schöner Betrachtungen, die zum Theil auch neu sind. Ich begnüge mich, Ihnen einige Sätze abzuschreiben, die der Verf. aus seinen Anmerkungen gezogen hat.

„Man kann vieles behalten, und auch wohl wieder anbrin„gen, und es ist kein Merkmal des Genies".

„Wer Genie zur Erlernung einer Sache hat, bey dem ist die „Fähigkeit, oder Fertigkeit, welche dazu erforderlich ist, herrschend".

„Wer Genie zu einer Sache hat, bey dem ist die herrschende „Fähigkeit, entweder durch die Beschaffenheit der innern und äussern „Sinne, oder durch die Lage des Körpers, oder durch die ersten Ein„drücke, oder durch Erziehung und Umgang so ausgebildet worden, „daß sie sich leichter auf diesen Gegenstand lenkt, als auf einen „andern".

„Wenn zu Erlernung einer Sache die vorzügliche Schärfe „eines sinnlichen Werkzeuges erforderlich ist; so hat derjenige, dem „solche mangelt, kein Genie dazu, wenn auch gleich die Fähig„keit der Seele, welche dazu erfordert wird, herrschend bei ihm „seyn sollte".

„Wenn ein Mensch keine gute Muster vor sich gehabt hat; „so sind seine schlechte Arbeiten noch keine Zeichen von dem Man„gel des Genies. Wer aber die besten Muster elend nachahmet, „der beweiset auch, daß er zu der Kunst, darin er arbeitet, kein „oder wenig Genie habe. Es ist also eine richtige Prüfung, ob „ein Mensch zu einer Sache Genie habe, wenn man ihm gute „Muster davon zur Nachahmung vorlegt".

Und endlich „wäre es eine vortreffliche, aber nur zu oft ver„säumte Regel der Erziehung, wenn man junge Leute mit den be„sten Mustern in allen Arten der Künste bekannt zu machen sucht".

Sie ſehen, daß beide Schriftſteller auf demſelben Wege ſind, nur daß ſie von entgegengeſetzten Seiten ausgegangen ſind. Wenn der Ungenannte, wie er verſpricht, fortfahren wird, ſo wird er vermuthlich dem Hrn. Sulzer begegnen.

94ſter Brief.

Ich habe den Band der „Geſchichte der Königl. Academie" nun einmal zur Hand, die Sulzer'ſche Zergliederung des Genies hat Ihnen gefallen; laſſen Sie uns zuſehen, was die Claſſe der ſpeculativen Weltweisheit ſonſt neues hat.

Den Anfang macht Herr Merian mit einer „Vergleichung zwiſchen zweyen pſychologiſchen Grundſätzen", nämlich zwiſchen der Leibnitziſchen Vorſtellungskraft und dem Candillac'ſchen Vermögen zu empfinden. Der Einfall iſt nicht unglücklich. Nichts kann uns die Schwäche oder Stärke eines Syſtems deutlicher zeigen, als die Vergleichung; und es wäre zu wünſchen, daß ein neuer Plutarch die Arbeit übernehmen wollte, die Helden der Weltweisheit mit einander zu vergleichen. Aber er müßte ſo unpartheilich ſeyn als Hr. Merian, und ſich niemals weder für noch wider ein Syſtem erklärt haben, damit beide Partheien ihn für den zuſtehenden Richter erkennen. Wer ſich erklärt hat oder gar ſelbſt mit Syſtemen ſchwanger geht, dem ſteht das Richteramt nicht zu; denn er gehört zur Parthei.

Sie, die Sie ſich von dieſer Seite eines unbefleckten Gewiſſens rühmen! hier iſt was für Sie zu beurtheilen! eine neue philoſophiſche Theologie von dem Herrn von Prémontval, die er die „Theologie vom Weſen, oder Kette von Ideen vom Weſen bis zu Gott" *) nennt.

Der Anfang dieſer Abhandlung befindet ſich unter den Schriften der Academie vom Jahr 1755. Hr. von Prémontval beweiſt allda, daß alle mögliche Grade der Vollkommenheit, alle mögliche Weſen auch wirklich ſind; und er will ſogar die äuſſerſte Unvollkommenheit oder das gröſte Übel nicht davon aus-

---

*) La Théologie de l'être, ou chaine d'idées de l'être jusqu'à Dieu. Multum series juncturaque pollet. vid. Histoire de l'Académie. Année 1757.

geschlossen wissen. Er macht sich aber den Einwurf, daß man aus diesem Grundsatze sowohl das Daseyn eines vollkommnen bösen, als eines vollkommnen guten Gottes schließen könnte. Diese Besorgniß veranlaßt ihn hier, in der Fortsetzung das System der Manichäer zu widerlegen. Seine Gründe sind nicht neu, aber die Art des Vortrags ist ihm völlig eigen.

„Was verstehen wir hier unter einem äußerst bösen „Gott? — Ein Wesen, das einen solchen Verstand und eine „solche Macht besitzt, als ich zur Idee von Gott erfordert habe; „das aber statt der Güte, die beständig wirksam ist, allen mög„lichen Wesen so viel Gutes zu erzeigen, als möglich ist, mit „einer Bosheit begabt wäre, die beständig wirksam ist, allen „möglichen Wesen so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist. „Vollkommener kann der Contrast nicht seyn!

„Chimäre! Ein solches Ungeheuer ist eine bloße Chimäre! „ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

„So viel ist gewiß, es giebt in der Unermeßlichkeit der „Wesen auch einen höchsten Grad der Bosheit. Aber ich be„haupte: dieser höchste Grad der Bosheit kann unmöglich mit „dem höchsten Grade der Macht beisammen seyn. Warum? „Weil er ohne Widerspruch nicht mit dem höchsten Grade des „Verstandes verknüpft seyn kann; und weil der unendliche Un„terschied in Ansehung des Verstandes auch einen Unterschied in „Ansehung der Macht mit sich führt.

„Man wird einwenden: die Mächtigsten unter den Men„schen sind gleichwohl gemeiniglich auch die boshaftesten. Ich „antworte aber: 1) ich weiß nicht, ob das an dem sei. Ich „sehe wohl, daß ihre Bosheit mehr Lärmen macht; ich sehe aber „nicht, daß sie eben größer sei. Ich antworte 2) daß die Ty„rannen nicht sowohl aus Macht als aus Unvermögen Tyran„nen sind; aus Dürftigkeit, aus Mangel der Mittel, sich selbst „Genüge zu leisten. Ich antworte 3) daß kein Tyrann so ab„scheulich sei, daß er nicht gern Gerechtigkeit thun und die Ge„setze beobachten läßt, wenn seinen Leidenschaften nichts im Wege „steht. Ich antworte 4) daß endlich alle Tyrannen und Lasterhafte, „so viel es ihrer jemals gegeben, doch immer Menschen gewesen „sind, denen es in tausenderlei Absicht an Einsicht und Vernunft „gefehlt hat. Ich wiederhole es also: der höchste Grad des Ver„standes kann unmöglich mit viel Bosheit beisammen seyn".

Hr. von Prémontval treibt den Schluß noch weiter, und

folgert, daß die allerhöchste Bosheit mit gar keinem Verstande begabt seyn könne. Alles, was er ihr einräumt, ist eine Kraft, ein blinder Antrieb, ohne Verstand, ohne Willen und ohne Vorsatz. Indessen giebt es doch nach dem System des Hrn. von Prémontval nothwendig einen höchsten Grad der Bosheit; wo wird dieser wohl anzutreffen seyn?

„Wo anders", meinen Sie, „als in einem Wesen, das „weder Verstand, noch Willen, noch Vorsatz, sondern eine bloße „Kraft hat, in der Materie?" Gerathen! aber doch nur halb; denn Sie und der Hr. v. Prémontval verbinden mit dem Worte Materie nicht einerlei Begriff. Hören Sie, wie er sich erklärt! „Durch die höchste Bosheit verstehen wir über„haupt dasjenige, woraus alle und jede wirklichen und mögli„chen Übel entspringen". (Vorhin hat Hr. v. Prémontval gesagt, die höchste Bosheit sei ein beständiges Bestreben, allen möglichen Dingen so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist; und ich zweifle, ob die folgenden Schlüsse sich mit dieser Erklärung vertragen.)

„Nun ist erwiesen, daß die höchste Bosheit nicht anzutref„fen seyn kann: weder in einem einzelnen, allerweisesten und „allervernünftigsten Wesen; denn der Begriff eines hohen Ver„standes kann nicht mit derselben bestehen; noch in einem ein„zelnen Wesen, das wenig oder gar keinen Verstand hat: ein „solches Individuum ist ein gar zu kleiner Gegenstand". (Ein etwas seltsamer Grund!) „Sie muß also in einer Sammlung „von Wesen ihren Sitz haben; und augenscheinlich in der „Sammlung aller Wesen" (wenn dieses folgen soll, so muß Hr. v. Prémontval nicht nur die Individua, sondern eine jede Sammlung von Wesen, die nicht alle in sich begreift, für einen gar zu kleinen Gegenstand halten); — „aller Wesen, oder „wenigstens aller unvollkommenen und eingeschränkten Wesen, „sie mögen Verstand und Sinne haben oder nicht. Mit wel„chem Rechte wollte man auch einige ausschließen, da von dem „höchsten Grade die Rede ist?" (Wie folgt das? der höchste Grad begreift alles in sich, was sich von einer gewissen Qualität denken läßt; darum begreift er auch alle nur ersinnliche Wesen in sich?) „Der höchste Grad begreift alles in sich, und „alles heißt alles.

„Was unvollkommen, und in irgend einer Absicht einge„schränkt ist, das trägt zum Bösen etwas bei, das ist ein Ele-

„ment des Böſen". (Die Frage war, ob alles Endliche und Unvollkommene auch der Urſprung des Übels ſei, und ob das Übel einzig und allein ſeinen Grund in der Unvollkommenheit und Einſchränkung der Weſen habe oder nicht? Dieſe Frage, auf welche alles ankommt, hat Hr. v. Prémontval gar nicht beantwortet. Die Ausdrücke „zum Böſen etwas beitragen, ein Element des Böſen ſeyn", ſind gar zu vieldeutig, und können in der Sache nichts entſcheiden.)

„Wie? wenn wir die ganze Maſſe, oder den unendlich „unendlichen Inbegriff aller dieſer Weſen zuſammen annehmen? „Wo werden wir einen größern Grad von Übel finden, als in „dieſer Maſſe? Dieß iſt eben das, was man Materie zu „nennen pflegt. Dieſer Geſichtspunkt iſt wichtig; man überlege „es wohl. Ja was man Materie nennt, iſt nichts anders, „als die Maſſe oder der unermeßliche Inbegriff der Weſen" (es iſt dem Hrn. v. Prémontval erlaubt, das Wort Materie oder Maſſe zu erklären, wie es ihm beliebt; er geſtehe nur, daß dieſes Wort ſonſt eine ganz andere Bedeutung zu haben pflege); „der Inbegriff aller vorhandenen Dinge, aller Qualitä„ten, aller Eigenſchaften, und aller nur erſinnlichen Naturen" (dieſes alles nennt er Materie; wie ſeltſam!); — „das Thea„ter aller Modificationen und auf einander folgenden Verän„derungen der Dinge.

„Ich rede von allen Dingen, um es nochmals zu erin„nern; von allen Weſen, ſie mögen zuſammengeſetzt, einfach, „vernünftig, unvernünftig, mit Empfindung begabt oder empfin„dungslos ſeyn. Man hätte vielleicht nun die Worte einge„ſchränkt und unvollkommen noch hinzuzuthun, um das „vollkommenſte Weſen auszuſchließen; wo ich nicht irgend mit „Leuten rede, die von deſſen Daſeyn nicht überzeugt ſind.

„Man hat von je her von der Unvollkommenheit der „Materie, und von ihrer Widerſpenſtigkeit gegen das Gute ge„ſprochen. Dieſe Lehre hat einen wahren Grund, der genau „betrachtet werden muß. Nichts giebt ihr mehr Licht als dieſer „Begriff". (Gar kein Licht giebt ihr der Begriff des Hrn. v. Prémontval! denn wenn alles außer Gott Materie heißt, ſo ſagt der Satz, die Unvollkommenheit rühre von der Materie her, ſo viel als nichts.)

„Die Materie iſt kein, ich weiß nicht was, das allen an„dern Dingen zur Baſe dient oder woraus alles beſteht, ohne

„Beſtreben und ohne Kraft; ſondern vielmehr aus allen andern „Dingen zuſammengeſetzt; ſie enthält alles, beſitzt alle Kräfte „und alle Beſtrebungen. Sie iſt alſo das Chaos per excellen„tiam, die Unordnung, die Anarchie.“ (Ich ſehe die Schlußfolge nicht ein. Sie enthält alle Kräfte; darum iſt ſie die Unordnung, die Anarchie?) „Der ſinnreichſte Tyrann in ſeiner „Wuth iſt ſo boshaft nicht, als ein gemeines Volk, das von „einer blinden Raſerei beſeelt wird. Keine Boshaftigkeit kann „größer ſeyn, als die Boshaftigkeit der Materie, oder Samm„lung unendlich unendlicher Weſen, die in beſtändigem Streite „ſind. Da iſt keine Ausgelaſſenheit, der ſich jenes nicht ergiebt, „wenn es nicht von einer höhern Autorität im Zaume gehalten, „gelenkt und regiert wird. Da iſt kein Übel, das dieſe den ein„zelnen Dingen, woraus ſie beſteht, nicht zuwege bringt; wenn „ſich nicht eine Weisheit ins Mittel ſchlägt, die tüchtig iſt, „Friede und Ordnung einzuführen; ni melior litem Natura „dirimat. Die Materie iſt alſo das äußerſt böſe Ding oder die „äußerſte Bosheit.

„Da aber dieſes Weſen zuſammengeſetzt iſt und aus vielen „beſteht, ſo hat es keinen Verſtand und keinen Willen; beſon„ders keinen ſo wirkſamen Willen, den man Macht (puissance) „nennt. Es hat bloß eine blinde und vernunftloſe Kraft, die „aus allen übereinſtimmenden und mißſtimmenden Kräften der „Weſen entſpringt, aus welchen es zuſammengeſetzt iſt“.

In dieſem Tone fährt Hr. v. Prémontval fort; und Sie können ſich leichtlich vorſtellen, daß zur Ausführung dieſes Syſtems noch manches Paradoxon gehört. Daß der hazard ſeinen Platz darinnen findet, iſt Ihnen von dieſem Weltweiſen wohl nichts unerwartetes. Ich begnüge mich alſo, nur eine kleine Stelle noch auszuſchreiben, um Ihnen die Kette der Weſen nach dem Sinne des Hrn v. Prémontval etwas deutlicher zu machen:

„Die höchſte Stufe hat nur ein einziges Weſen, dieſes iſt „Gott. Die zweite kann zwei, drei oder mehr haben, was weiß „ich es? die ſich alle einander gleich, und dennoch zu unter„ſcheiden ſind: einander gleich, ſonſt würden ſie nicht zu eben der „Stufe, ſondern zu verſchiedenen gehören; dennoch zu unter„ſcheiden, ſonſt wären es nicht viele, ſondern ein einziges Weſen“. Hr. v. Prémontval behauptet nämlich, es könnten zwei und mehrere Dinge von einander zu unterſcheiden, und dennoch par compensation einander gleich ſeyn. „Die dritte Stufe bekleiden

„noch mehrere einzelne Weſen; und die letzten unendlich mal „unendliche, bis ins Unendliche.“ Sogar den Unterſchied zwiſchen den Stufen und die Proportion derſelben bemüht ſich Hr. v. Prémontval zu beſtimmen, wobei ihm die mathematiſchen Begriffe vom Unendlichen gute Dienſte thun. Ich bin aber heute nicht aufgelegt, ihm weiter zu folgen.

XVI. Den 16 April 1760.

95ſter Brief.

Mit dem guten Ton in den Schriften will es auf unſern hohen Schulen noch nicht ſo recht fort. Man ſchreibt unter der Menge, die allda geſchrieben wird, oft ſehr gute und zuweilen vortreffliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre beſten Schriften weder von Ausländern, noch von der großen Welt in Deutſchland jemals würden geleſen werden. Deſto ſchlimmer für die Ausländer, und für die deutſche große Welt! ſagen Sie vielleicht? daß ſie dieſer ſchönen Sachen entbehren müſſen. Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal ſchreibt, ſo braucht er ja ſeine Abſichten nicht bloß auf ſeine Zuhörer einzuſchränken; und allenfalls, wenn er auch dieſes thun muß, ſo bilde er ſich ein, es befinde ſich ein Plato, Ariſtoteles oder Locke unter ſeinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdann weniger an die Univerſitätsverhältniſſe denken, weniger von der Profeſſorhöhe herabraden, und einen edlen und freien Ton annehmen, ſo wie er den Wiſſenſchaften anſtändig iſt.

Verſtehen Sie mich nicht unrecht! Ich bin ſo unſinnig nicht, die ſtrenge Methode und die Gründlichkeit an unſern deutſchen Schriftſtellern zu tadeln; oder zu verlangen, daß ſie von dieſer Strenge, der Welt zu Gefallen, nur das Mindeſte vergeben ſollten. Der Schriftſteller muß erſt an die Forderung der Wiſſenſchaft, und hernach an die Bequemlichkeit ſeiner Le-

ser denken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.

Ich tadele auch keineswegs das, was man in der Welt Pedanterie nennt, so anstößig es auch Manchem seyn mag. Öfters nennt die Welt Pedanterie, was ein wahres Kennzeichen vom Genie ist; Newton war in diesem Bestande ein Erzpedant.

Auf unsern hohen Schulen giebt es sogar nicht viel Pedanten mehr. Die Mehrsten haben den Schulstaub abgeschüttelt, haben sich mit den schönen Wissenschaften bekannt gemacht, haben deutsche Gesellschaften die Menge errichtet, geben einen Band voll Gedichte über den andern heraus; was kann man mehr fordern? Nichts! Nur möchte man wünschen, daß sie es lieber beim Alten gelassen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Wesen ist zehnmal unerträglicher. Es ist der Pedant im Stutzerkleide!

Mein Buchhändler schickte mir vor einigen Tagen die „Jenaische philosophische Bibliothek", die unter der Aufsicht des Herrn Hofraths Daries herauskommt. Ich will den Verfassern derselben ihre Einsichten in den Wissenschaften nicht streitig machen. Besonders scheint ein gewisser Adj. Behn in philosophischen Sachen richtig zu urtheilen. Aber der Ton, der durchgehends in dieser periodischen Schrift herrscht, ist so seltsam als möglich. Allenthalben die Universität! allenthalben die Verhältnisse zwischen Professor und Student, und den übrigen Ehrenstufen, die dazwischen liegen! Ein Professor ist ihnen gleichsam ein kleiner König. Recensiren sie eine von seinen Schriften, so heißt es: „der berühmte Herr Verfasser haben sich durch diese „neue Bemühung auf's neue um die Welt ausnehmend verdient „gemacht; der Herr Professor beweisen, der Herr Professor fah„ren fort" u. s. w. Schreibt ein Prof. Polz an den Hofrath Daries, so heißt es unter andern: „überdies bin ich, würdi„ger Herr Aufseher dieser neuen philosophischen Bibliothek! von „Ihrer Art zu denken und zu handeln schon überzeugt, daß Sie „nicht leicht zugeben werden, etwas in dieser Monatsschrift ab„drucken zu lassen, welches entweder dem Ruhm unserer hohen „Schule, oder der Ehre eines öffentlichen ordentlichen Lehrers „insbesondere zuwider wäre" u. s. w. Antwortet ein J. St. Müller dem Hrn. Prof. Polz, so sollte man glauben, er stehe vor ihm und mache zwischen jedem Perioden eine tiefe Re-

wenig. „Es hat unsere Monatsschrift das Glück genossen", hebt er an, „von Ew. Hochedelgeboren ein Schreiben zu erhalten, „das ihr seines gründlichen und wichtigen Inhalts wegen zu kei„ner geringen Ehre gereicht. Wir erkennen dieses geneigte Be„zeugen Ew. Hochedelgeboren mit schuldigstem Danke, und er„bieten Ihnen dafür alle mögliche Gegendienste". In diesem Tone complimentirt Hr. J. St. Müller vier oder fünf Seiten weg. Was muß ein Ausländer von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in die Hände fällt?

Ich will nicht hoffen, durch diese Gedanken Jemand zu beleidigen. Ich bin keinesweges Willens, dem Ruhme dieser hohen Schule oder der Ehre irgend eines öffentlichen Lehrers derselben im geringsten zu nahe zu treten. In der That ist es um die Einkleidung der Wahrheiten überhaupt nur eine Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich durch den schlechten Anstand eines Menschen abhalten läßt, seine inneren Verdienste zu schätzen. Allein ich habe nur die Ursach anzeigen wollen, warum wir unsern Nachbaren so unbekannt bleiben; warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Wahrheit kommen, die in allen unsern Compendiis zu finden ist. Ihrer Abneigung vor der Gründlichkeit unserer Schriften kann man unmöglich die Schuld geben; denn sie lesen ja den Aristoteles, Newton und Locke; sie lesen sogar unsern Euler fleißiger als wir. Es muß der Philosophie also etwas ganz anderes im Wege stehen. Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schul-Etiquette vergessen, und sich einen freiern und ungezierten Ton angewöhnen wollten; so würde der allgemeine Beifall, den sie verdienen, nicht ausbleiben.

96ster Brief.

Die „Jenaische philosophische Bibliothek" giebt sich auch mit den schönen Wissenschaften ab. Vor der Hand sind zwar der Recensionen, die dahin eingeschlagen, nur sehr wenige; sie werden aber inskünftige, wie in der Vorrede versprochen

wird, häufiger vorkommen. Hier ist gleich eine, die ich von ungefähr aufschlage! Die „poetischen Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" sind von Kennern, so viel ich weiß, mit einem sehr mittelmäßigen Beifall aufgenommen worden. Man hat höchstens einige Tiraden hier und da leidlich gefunden, und im Übrigen das Urtheil der Göttingischen „gelehrten Anzeigen" über diese Poesien recht sehr gebilligt. Der Recensent in der Bibliothek aber, der sich Adj. Münter nennt, urtheilt ganz anders davon. „Ich kündige meinen Lesern", schreibt er, „hier einen Dichter von der ersten Größe an, „dem weiter nichts fehlet, diesen Rang öffentlich zu behaupten, „als daß seine vortrefflichen Gedichte den wahren Kennern allgemein bekannt werden. Der Herr M. Schmidt hat sich seit „vielen Jahren als ein Genie gezeigt, das die Welt zu groſſen „Hofnungen berechtigt: hier aber hat er seine Flügel mit um„gleich gröſſerer Stärke ausgebreitet, und die Erwartungen, die „man von ihm haben konnte, ich will nicht sagen, blos erfüllt, „sondern sogar übertroffen. Schon die Wahl seiner Gegenstände „ist ein unverwerfliches Zeugnis von dem reinen Geschmack des „Dichters". O ja! die Wahl der biblischen Geschichte ist ein vortreffliches Zeugniß! das den reinen Geschmack so mancher elender Hexametristen rechtfertigen könnte!

Derselbe Münter liefert einen kurzen Auszug und eine sehr gründliche Widerlegung des Candide *); alle Spöttereien und drolligen Einfälle des Doctor Ralph verwandelt er in ordentliche Schlüsse; und zeigt, wie fehlerhaft sie sind, und wie wenig sie vermögen, das System der Religion, der besten Welt, der Vorsehung, des Zusammenhangs u. s. w. umzustoßen. Lachen Sie nicht, die Sache wird ernsthaft. Er hat in der Philosophie des Martin (eines Weltweisen, der ein Reisegefährte des Candide ist) einen so handgreiflichen Widerspruch gefunden, daß der Doctor Ralph nothwendig die Ehre seines Weltweisen wird retten müssen. Kann der Widerspruch deutlicher seyn? „Martin fällt bey der Gelegenheit, da der holländische Ca„pitain, der den Candide um seine beiden Hämmel betrogen „hatte, mit seinem ganzen Schiffe untergieng, ein Urtheil, das

*) Vergl. oben S. 43—45. Der Herausg.

„der Gerechtigkeit der Vorsehung sehr nachtheilig zu seyn scheinet. „Candide will ihn durch dieses Beyspiel überzeugen, daß die „Bosheit doch zuweilen bestraft werde. Ja, sagt Martin, aber „war es denn auch nöthig, daß die Reisenden, die sich zugleich „auf dem Schiffe befanden, mit untergiengen? Gott hat den „Betrüger bestraft, und der Teufel hat die übrigen ersäuft". „Man siehet hier leicht", spricht Hr. Münter, „den Wider„spruch, den Martin begehet. Vorhin sagte eben dieser, Gott „hätte die Erde ganz verlassen, und der Teufel regiere sie allein. „Nun aber übt Gott doch noch Strafen auf der Welt aus". Wie nun? Hr. Martin! Ihr scheint sehr wenig von der Disputirkunst zu verstehen. Sich so häßlich zu widersprechen!

97ster Brief.

Unter den philosophischen Schriften, die in der Bibliothek *) angezeigt werden, hat mir der Meier'sche „Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns" merkwürdig geschienen. Ich lief diese kleine Schrift, die schon seit einigen Jahren heraus ist, bei der Gelegenheit noch einmal durch. Sie ist sehr lesenswürdig. Mich dünkt, wenn Herr Meier nicht so entsetzlich viel schriebe, so könnte er ein guter Schriftsteller seyn. Das Nachtwandeln ist eine so bekannte als seltsame Erscheinung in der menschlichen Natur; und dennoch haben die Weltweisen noch wenig davon gesprochen. Ich finde bei dem einzigen Baumgarten eine Definition: quorum somnia comitari solent observabiliores motus corporis externi, sensationum similium in vigilantibus comites, sunt noctambuli **). Hr. Meier beweist, daß sich die Bewegungen der Nachtwandler nicht bloß nach ihren Phantasmaten, sondern auch nach ihren gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen richten. Sie träumen zwar, al-

*) in der Jenaischen philosophischen Bibliothek.

Der Herausg.

**) Metaph. § 594.

lein ihre Träume sind mit merklich lebhaften sinnlichen Empfindungen untermengt. Die Nachtwandler sehen, fühlen und hören lebhaft genug, um ihre äußeren Gliedmaßen nach Veranlassung dieser Empfindungen freiwillig bewegen zu können; aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen und Erdichtungen von den sinnlichen Empfindungen zu unterscheiden. Daher sind sie sich ihrer nicht völlig bewußt, und folglich unordentlich in ihrem Denken und in ihren Handlungen. Alles dieses hat Hr. Meier durch die Erfahrung festgesetzt, und durch psychologische Gründe erläutert.

„Das Wachen eines Menschen", sagt Hr. Meier (S. 39), „ist der Zustand desselben, in welchem es ihm, so viel die Beschaffenheit seines eigenen Körpers betrift, natürlich möglich ist, „sich nach Maßgebung seiner klaren äusserlichen Empfindungen, „oder derjenigen Vorstellungen, die er dafür hält, willkührlich „zu bewegen; — — Indem ich sage, daß ein Wachender im „Stande seyn muß, sich nach Maßgebung derjenigen Vorstellungen zu bewegen, die er für äusserliche Empfindungen hält; „so ziele ich damit auf einen Verrückten. Ein Verrückter wacht, „und hält Einbildungen für Empfindungen und bewegt sich diesen Einbildungen gemäß. Allein da er sie für Empfindungen „hält, so ist eben dieses ein Beweis, daß er würcklich wacht". Dieser Winkelzug ist zu sehr gekünstelt; und unnöthig, wo ich nicht irre. Der Mensch wacht, wenn seine äußeren Empfindungen so lebhaft sind, als erfordert wird, wenn willkührliche Bewegungen darauf sollen erfolgen können. Die Empfindungen eines Verrückten haben in der That diesen Grad der Lebhaftigkeit, und er wacht auch wirklich. Allein seine Einbildungen sind stärker und lebhafter als gewöhnlich; daher vermischt er sie mit den Empfindungen, und seine willkührlichen Handlungen richten sich zum Theil nach den Einbildungen, zum Theil aber nach seinen Empfindungen. Mit einem Träumenden verhält es sich gerade umgekehrt. Seine Einbildungen sind nicht lebhafter als die Einbildungen eines Wachenden, und daher selten wirksam genug, willkührliche Bewegungen hervorzubringen; allein seine Empfindungen sind vergleichungsweise schwächer. Daher hält der Träumende seine Einbildungen, sowohl als der Verrückte, für äußerliche Empfindungen, und ist dennoch fast aller willkührlichen Bewegung unfähig. Wenn diese Eintheilung richtig ist, so kann man das Nachtwandeln vielleicht als einen Zustand be-

schreiben, der in Ansehung der Empfindung zwischen dem Träumen und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast zwischen Wachen und Verrücktseyn das Mittel hält. Denn daß die Empfindungen eines Nachtwandlers den Empfindungen eines Wachenden fast gleich kommen, hat Hr. Meier hinlänglich dargethan. Daß aber seine Einbildungen stärker sind als die Einbildungen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bei ihm anhaltender willkührliche Bewegungen hervorbringen. Nichts ist hierin mit denselben zu vergleichen als die Einbildungen eines Verrückten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark genug sind, anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen. Die Einbildungen der Nachtwandler kommen also beinahe mit den Einbildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen unterschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwandeln wirklich eine Krankheit sei, indem es einen kleinern Grad der Verrückung voraussetzt. Die Ärzte halten es auch in der That für eine Krankheit; und nach Hrn. Meier's Erklärung läßt es sich nicht begreifen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krankheit sei als das Träumen.

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Handlungen verrichte, die weder er selbst noch viele Andere im Wachen verrichten können; wie er z. E. auf einem Dache gehen könne, ohne schwindlig zu werden und zu fallen; an steilen Mauern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist, ohne Schaden zu nehmen: erklärt Hr. Meier zwar, wie gewöhnlich, durch die Abwesenheit der Furcht; er führt aber den Gedanken etwas philosophischer aus. „Ein Nachtwandler", sagt er, „siehet nach meiner Meynung nicht alles, sondern nur eini„ges. Er siehet also nur einen schmalen Strich, und so zu „reden, nur einen schmalen Fußsteig auf dem Dache, nicht aber „die Abschüßigkeit desselben, und eben so wenig die Tiefen von „beyden Seiten. Indem er also die Gefahr nicht siehet; so „fürchtet er sich auch nicht. Er gehet also mit Zuversicht sei„nem Gesichte nach; und da er dem zu folge durch keinen an„dern Anblick bestimmt wird, seinen Körper nach einer andern „Richtung zu bewegen, so gehet er gerade und hält das Gleich„gewicht. Folglich ist's unmöglich, daß er fallen solte. Man „kann sich diese Erklärung durch das Beyspiel derjenigen er„läutern, welche im Stande sind, ohne Wanken über einen „schmalen Weg zu gehen, der etwa nur eines Fusses breit ist,

„und der über einen breiten und tiefen Graben gemacht iſt. „Solche Perſonen geben nur vornehmlich auf den Weg Acht„tung; und da ſie alſo den Anblik deſſelben ſtärker und klärer „in ihrer Seele erhalten, als den Anblik der Gefahr, ſo wird „ihr Körper auch vornehmlich nach Maßgebung des erſten An„blicks bewegt". Die Erklärung ſcheint ſehr richtig, und die Erfahrung beſtätigt ſie in tauſend andern Fällen. Man muß ſo zu ſagen halb träumen, wenn man ſicher durchkommen will. Wer allzu viel um ſich ſieht, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich mehr in Gefahr ſeyn, als wer ſeine Blicke auf den ſchmalen Steig heftet, den er zu wandeln hat.

XVII. Den 24 April 1760.

98ſter Brief.

Hier ſind endlich die Poésies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß ſchon in verſchiedenen Zeitungsblättern davon geleſen haben. „Dieſes „Werk", ſagt der Herausgeber, „iſt in der Abſicht nicht ver„fertigt worden, öffentlich zu erſcheinen. Es iſt die Frucht der „Ergötzungsſtunden eines großen Prinzen, der ſich der Welt „durch andere Thaten, als durch poetiſche Werke, gezeigt hat. „Er theilte ſie bloß einer geringen Anzahl von Perſonen mit, „die er mit dem Namen ſeiner Freunde beehrte. Indeſſen kam „dieſes Werk in Frankreich heimlicherweiſe zum Vorſchein; und „man weiß eigentlich nicht, wem man dieſe Verrätherei ſchuld „geben ſoll. Der es entwendet und herausgegeben, hat ſich „nicht begnügt, Geheimniſſe zu verrathen; er hat noch die Bos„heit hinzugethan, das ganze Werk zu verfälſchen. Der Ver„läumder hat die Unverſchämtheit gehabt, eine große Anzahl „Verſe wegzulaſſen, und an ihrer Stelle eine Menge anderer hin„zuſetzen, voll ſatyriſcher und unanſtändiger Züge, die ſich der „hohe Verfaſſer niemals wider Jemanden erlaubt hat. Dieſe „Nichtswürdigkeiten, und die Einſchaltung ſo vieler fremden Verſe

„haben ihn endlich zu der Herablassung vermocht, die Original-„handschrift zum Drucke herzugeben". — Was sagen Sie hierzu? Sind die Großen nicht zu bedauern, wenn sie ihre Würde nicht einmal wider solche niedrige Beleidigungen soll schützen können? Man ist es von der Raubbegierde der gelehrten Hummeln schon gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit nähren, daß sie Anderer Honig sogar in ihr eigen Gift verwandeln, und daß weder Weisheit noch Tugend wider ihre Anfälle in Sicherheit setzen kann; aber daß sie dreist genug seyn sollten, sich bis an den Thron zu wagen, den Prinzen in seinen unschuldigen Erholungsstunden zu belauschen, und daß sie noch die Abscheulichkeit hinzuthun sollten, seinem erhabenen Geiste einige von ihren niederträchtigen Zügen zu leihen, um wer weiß welche kriechende Absichten hierdurch zu erhalten; dieses ist wenigstens bisher noch ganz unerhört. Der Herausgeber hat völlig Recht, hinzuzufügen: „Wenn sich Leute „finden, die unverschämt und verderbt genug sind, einen König „zu verachten, die Ehrerbietung, die Ergebenheit, und sogar „die Achtung, die man einem jeden Schriftsteller schuldig ist, „aus den Augen zu setzen, sein Werk zu verfälschen, und es in „dieser häßlichen Gestalt herauszugeben; was für ein Urtheil soll „man aus diesem Verfahren von den Sitten und der äußersten „Verderbniß unseres Jahrhunderts fällen? Finden sich Ver-„wegene und Unsinnige, deren treulose Bosheit Könige selbst „nicht verschont; was haben Privatpersonen nicht zu befürchten, „denen die Ruchlosigkeit unbestraft trotzen kann?"

Über die Gedichte selbst enthalte ich mich zu urtheilen. Der Ton eines Panegyristen hat in dem Munde eines Unterthanen einen schlechten Anstand. Er mag sich noch so sehr in den Schranken der Wahrheit halten, so muß er doch in sich selbst einiges Mißtrauen setzen; er muß bedenken, daß sein Herz vielleicht schon Parthei ergriffen, ehe noch der Verstand geurtheilt. Ich will Ihnen nur so viel sagen: Sie werden selten bei einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemälden und Gleichnissen, und so viel Zartheit in den Empfindungen angetroffen haben; und, was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, welche sich nie verläugnet, und nie durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder Vers beinahe ist ein Zug von dem Charakter dieses Prinzen; und das Ganze ist das wahre Portrait, worin seine

große Seele, ſein noch größeres Herz, und ſeine Schwachheiten ſelbſt, auf das natürlichſte geſchildert ſind. Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den ſie in ſeinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in ſeinen Ergötzungen als den liebenswürdigſten Privatmann kennen zu lernen. Kaum iſt den Pflichten des Regenten, in ihrem weiteſten Umfange, Genüge geſchehen, ſo legt er Krone und Scepter, und den Zwang der Majeſtät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt ſich in den kleinen Zirkel von Freunden, iſt ſelbſt der zärtlichſte Freund, der angenehmſte Geſellſchafter, der gütigſte Hausherr und der ſtrengſte Sittenrichter; verabſcheuet den Schmeichler, züchtigt den Wollüſtling, ſcherzt über den Unzufriedenen, beſtraft ſeine eigenen Fehler, und haßt Niemanden als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menſchlichen Glückſeligkeit. Welcher Verluſt für unſere Mutterſprache, daß ſich dieſer Fürſt die franzöſiſche geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz beſitzen, um den ihre Nachbarn Urſache hätten ſie zu beneiden. Aber auch Er ſelbſt, der hohe Verfaſſer, würde der Herablaſſung überhoben geweſen ſeyn, in der Vorrede zu ſagen:

Ma Muſe tudesque & bizarre,
Jargonnant un Français barbare,
Dit les choſes comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la ſymmétrie,
Le purisme gênant, & la pédanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut.

Libre de cette ſervitude,
Un trait d'imagination
Vaut mieux, au gré de ma raiſon,
Que cette froide exactitude
Dont les Modernes font l'étude,
Et qu'on réprouve à l'Hélicon.

99ſter Brief.

Die franzöſiſche Ausgabe unterſcheidet ſich an einigen Orten von der hieſigen nur in Kleinigkeiten, die aber durch gewiſſe Nebenumſtände wichtig genug werden. Das Gedicht Au Maréchal Keith führt in der hieſigen die Überſchrift: Imitation du troiſième livre de Lucrèce, ſur les vaines terreurs de la mort, & les frayeurs d'une autre vie. Die fremde Ausgabe verſchweigt, daß es eine Nachahmung des Lucrez ſeyn ſoll; und dieſe kleine Auslaſſung zeigt das Gedicht und den Verfaſſer in einem ſehr falſchen Lichte. Ich erſtaunte recht, die Gründe eines Lucrez in dem Munde eines Friedrichs anzutreffen, als mich noch die fehlerhafte Ausgabe glauben ließ, es wären die eigenen Gedanken des Verfaſſers. Nichts befremdete mich ſo ſehr, als der entſcheidende dogmatiſche Ton des Lucrez, den ich an unſerm hohen Verfaſſer nicht gewohnt war. In allen vorhergehenden Gedichten ſchien er mir in metaphyſiſchen Dingen der Epoche der Sceptiker, ihrer Unſchlüſſigkeit in Anſehung der entgegengeſetzten Gründe zugethan zu ſeyn; oder vielmehr er ſchien mir, ein Nachahmer des Sokrates, alle bloß ſpeculative Wahrheiten in Zweifel zu ziehen, und unſere Wiſſenſchaft hienieden bloß auf die moraliſchen Erkenntniſſe einzuſchränken. So ſehr er das Nachdenken liebt, — und welcher große Kopf ſollte nicht gern nachdenken?

Végéter c'eſt mourir, beaucoup penſer c'eſt vivre —

ſo wünſcht er doch, die Weltweiſen möchten ihrem Fluge Schranken ſetzen, und von den Betrachtungen, in welche ſie ſich vertieft haben, auf die nützlichere und wohlthätige Unterſuchung des Guten und Böſen zurückkehren. Daß dieſes das Syſtem des Prinzen ſei, könnte ich Ihnen durch ganze Gedichte beweiſen; doch einige Zeilen werden dazu genug ſeyn *):

Non, ne condamnons point cet amour des Sciences
Qui remplit notre eſprit d'utiles connaiſſances;

*) Die folgende Stelle iſt aus der Épître à d'Argens (Poésies diverses, Berlin 1760. 4°. p. 148, 151 — 152).
Anm. des Herausg.

Qu'un Sage ſoit ſavant; mais loin de s'entêter,
Qu'apprenant à connaître, il apprenne à douter,
Et que de ſa raiſon gouvernant la faibleſſe,
Dans ſon propre néant il puiſe la Sageſſe.
Un peu d'or pour un pauvre eſt un immenſe bien;
C'eſt apprendre beaucoup de voir qu'on ne ſait rien.

* * *

Oui, laiſſons dans les cieux la Science ſublime;
Travaillons dans le monde à détruire le crime;
Que ſert-il après tout à l'eſprit curieux
De deſcendre aux enfers, d'eſcalader les cieux?
Loin de nous égarer dans ce ſombre dédale,
Appliquons notre eſprit à l'utile Morale:
C'eſt elle qui ſondant tous les replis des coeurs,
Sans fard oſe aux mortels reprocher leurs noirceurs,
Dévoiler leurs défauts, attaquer leurs caprices,
Diſtinguer hardiment leurs vertus & leurs vices,
Dompter des paſſions tous les transports outrés,
Changer des furieux en humains modérés,
Nous apprendre à connaître au fond ce que nous ſommes,
Et rabaiſſer les Rois jusqu'au niveau des hommes:
C'eſt elle qui nous fait triompher des revers.

Dieſe ſokratiſche Beſcheidenheit im Denken iſt durchgehends der Charakter unſres philoſophiſchen Dichters. Und bloß hier ſollte er ſich auf einmal vergeſſen haben? Hier in der ſubtilſten Speculation, mit der ſich die Weltweiſen je abgegeben, ſollte er den Ton eines Dogmatikers annehmen? Und welches Dogmatikers? Des Epikur, der, ſo leidlich er auch in der Moral philoſophirt, dennoch in der Metaphyſik der ſeichteſte und ſuffiſanteſte unter allen Dogmatikern genannt werden kann; der ſeichteſte, weil gewiß wenig Nachdenken dazu gehört, ſein Syſtem zu widerlegen; und der ſuffiſanteſte, denn kein Dogmatiker hat ſo viel auf ſein Urtheil geſetzt, als er.

Selbſt die Gründe, die hier wider die Unſterblichkeit der Seele angeführet werden, ſcheinen mir ſo unerheblich, daß ſie zwar zu den Zeiten des Lucrez, nach dem damaligen Zuſtande der Religion und der Weltweisheit, von einem Philoſophen konnten vorgebracht werden; zu unſern Zeiten aber in der Philoſophie eine ſo ſchlechte Figur machen, daß ſie kaum beantwortet zu werden verdienen.

Kann man wohl z. B. zu unſern Zeiten noch ſagen, daß der Begriff eines zukünftigen Lebens uns den Tod ſchrecklich mache? daß man alſo, um den Tod nicht zu fürchten, dieſes Vorurtheil ablegen müſſe? Oder macht ſich der vernünftigſte Theil nicht von der Zukunft vielmehr die tröſtlichſten Vorſtellungen, die ihnen den Tod ſogar wünſchenswürdig machen? Wer jetzt ſur les vaines terreurs de la mort ſchreiben will, der muß die Unſterblichkeit der Seele vielmehr behaupten.

Oder kann ein Schriftſteller, dem der jetzige Zuſtand der Weltweisheit nicht unbekannt iſt, der ſich allenthalben als einen gründlichen und wahrheitliebenden Kopf zeigt; — kann der es ſich wohl haben in den Sinn kommen laſſen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele zu beſtreiten?

Quoi, le Dieu que j'adore eſt-ce un tiran cruel?
Serais-je, après ma mort, l'innocente victime
De l'Auteur dont je tiens ce ſouffle qui m'anime,
Et ces tendres déſirs des ſens voluptueux?

* *
*

Mais l'Ame, qu'on nous dit de nature ſuprême,
Quoi! cet Etre immortel, preſque t'égal des Dieux,
Quitterait-il pour nous l'heureux ſéjour des Cieux?
Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Matiere ingrate, abjecte, & périſſable?

* *
*

Il *) n'eſt qu'un nom pompeux, un fantôme idéal;
Peut-il ſe ſouvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?

* *
*

Comme avant que je faſſe il n'avait point penſé,
De même après ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption ſeront anéanties,

*) L'eſprit. Anm. des Herausg.

Par un même deſtin il ne penſera plus;
Non, rien n'eſt plus certain, ſoyons-en convaincus,
Dès que nous finiſſons, notre Ame eſt éclipſée.

Nein! ſolche Philoſophie hat unmöglich in dem Haupte des Weiſen erzeugt werden können, dem wir dieſe Gedichte zu verdanken haben; und in der That erkennt die authentiſche Ausgabe dieſe Gedanken für eine bloße Nachahmung des Lucrez. Als ein Nachahmer hat der Dichter die Freiheit, die Denkungsart ſeines Originals anzunehmen, ohne für ihre Richtigkeit ſtehen zu dürfen.

Wir können ſchon zum voraus über manchen wichtigen Profeſſor lachen, der ſich wider dieſes heterodoxe Gedicht wird zum Helden ſchreiben wollen. Wie viel Logiken werden ſie plündern, um dem durchlauchtigſten Verfaſſer dialektiſche Schlingen zu legen, um Scheingründe zu widerlegen, die der Verfaſſer ſelbſt für nichts andres ausgiebt! Wie viele heilige Eifrer werden ihm Meinungen aufbürden, die er nicht hat, um ihre fromme Rache an einem Werke auszuüben, das ihnen in vieler Abſicht nicht ſehr günſtig zu ſeyn ſcheint! Noch größere Thoren als dieſe werden vielleicht ihrem Könige treu zu ſeyn glauben, wenn ſie Geſinnungen annehmen, die ihm die Unwiſſenheit und die Verläumdung zuſchreiben;

L'exemple d'un Monarque impoſe & fait ſuivre.

Dieſen Leuten dürfte es nützlich ſeyn, wenn man ihnen begreiflich macht, daß dieſes keinesweges die wahre Denkungsart des gekrönten Weltweiſen ſei; daß die Trugſchlüſſe eines Epikur für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu ſeicht ſind; und daß die Freiheit zu denken, wenn ſie ein großes Genie und ein reines Herz vor ſich findet, unmöglich der Wahrheit nachtheilig ſeyn könne. Mit Einem Worte, mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unſterblichkeit zweifelt, iſt, mit dem Herrn von Prémontval zu reden, eine bloße Chimäre, ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

Noch eine kleine Lection für den Hrn. Prof. G.! die vielleicht ſeinen Hochmüth etwas niederſchlagen wird. Doch er wird

ſie ſchon ſelbſt finden. Sein Name wird vermuthlich das Erſte ſeyn, das er in dieſen Gedichten ſuchen wird.

Der Herausgeber benutzt dankbar den Rath des um die Lebensgeſchichte und die Werke des unſterblichen Königs und Weiſen hochverdienten Herrn Prof. Preuß, indem er hier, wie nachher (S. 91), die ganze Ode des königlichen Dichters nach der Original-Ausgabe *) folgen läßt.

---

*) Poésies diverses. Berlin 1760. 4°. p. 302 — 318.

Épitre

au Maréchal Keith.

Imitation du Troisieme Livre de Lucrece.

Sur les vaines terreurs de la mort, & les frayeurs d'une autre vie.

Il n'eſt plus ce Saxon, ce Héros de la France,
Qui du ſuperbe Anglais renverſa la balance,
De l'Aigle des Céſars abaiſſa la fierté,
Dompta dans ſes roſeaux le Belge épouvanté,
Et rendit aux Français leur audace premiere.

Ah! Mars dans les combats prolongea ſa carriere;
Mais le cruel trépas qui dans ces champs fameux,
Reſpecta du Héros les jours victorieux,
Et ménageait en lui les deſtins de la France,
Dans les bras de la paix, qu'on dut à ſa vaillance,
Le frappe dans ſon lit, & lui laiſſe, en mourant,
Envier les deſtins qu'ont eus, en combattant,
Le généreux Bellisle, & l'illuſtre Baviere:
Ce Héros triomphant eſt réduit en pouſſiere;
Tout eſt anéanti, de l'Achille Saxon
Il ne nous reſte rien que ſon illuſtre nom,

Des ſons articulés: des ſillabes ſtériles,
Qui frappent du timpan les membranes ſubtiles,
Et vont ſe diſſiper dans l'eſpace des airs;
Tandis que le Grand-homme eſt rongé par les vers.

Nos ſoupirs, nos regrets, ce ſouvenir, ſa gloire,
Ses combats, où toujours préſida la Victoire,
Tout ſe perd à la fin, l'immenſité des tems
Abſorbe juſqu'aux noms des plus grands Conquérans.

Si Maurice n'eſt plus, dites, qu'a-t-il à craindre?
Nous, qui l'avons perdu, c'eſt à nous de nous plaindre;
C'eſt un pilote heureux qui vient d'entrer au port.

Le Sage de ſang froid doit regarder la Mort;
Des maux déſeſpérés ſon ſecours nous délivre,
Il n'eſt plus de tourmens dès qu'on ceſſe de vivre;
Qui connaît le trépas, ne le fuit ni le craint.

Ce n'eſt pas, croyez-moi, ce Fantôme qu'on peint,
Ce Squélette effrayant, dont la faim dévorante
Engloutit des humains la dépouille ſanglante,
Et par d'amples moiſſons, qu'il fait dans l'Univers,
Remplit inceſſamment l'abîme des Enfers.
Ce ſont des ſonges vains que ces plaintives ombres
Qui paſſent, ſans retour, dans des demeures ſombres,
Dans des lieux de douleurs, où ces eſprits tremblans
Souffriront, ſans eſpoir, d'éternels châtimens.
Les fables de l'Egypte, & celles de nos peres
Sont un frivole amas de pompeuſes chimeres,
La crainte & l'artifice ont produit ces erreurs.

Ah! repouſſons, cher Keith, ces indignes terreurs,
La Vérité paraît, mes vers ſont ſes organes;
Menſonges conſacrés, mais en effet profanes,
Ne vous montrez ici que pour être vaincus.

Dépouillons le trépas de tous les attributs
Dont la ſecrette horreur révolte la Nature.
Qu'importe que des vers le corps ſoit la pâture?
Ne voyons dans la mort qu'un tranquille ſommeil,
A l'abri des malheurs, ſans ſonge, ſans réveil.
Et quand même, après nous, une faible étincelle,
Un Atome inconnu, qu'on nomme Ame immortelle,
Ranimant du trépas la froide inaction,
Pourrait braver les loix de la deſtruction;

Hélas! tout eſt égal, pour notre cendre éteinte,
Il n'eſt aucun objet ni d'eſpoir ni de crainte.

Qu'aurais-je à redouter au ſéjour éternel?
Quoi, le Dieu que j'adore eſt-ce un tiran cruel?
Serais-je, après ma mort, l'innocente victime
De l'Auteur dont je tiens ce ſouffle qui m'anime,
Et ces tendres déſirs des ſens voluptueux?

Si l'eſprit des mortels ſortit des mains des Dieux,
Se peut-il que ces Dieux puniſſent leur ouvrage
Des imperfections qui furent ſon partage?
Non, ma raiſon répugne à de tels ſentimens.

Un pere, dont le cœur eſt tendre à ſes enfans,
Serait-il parmi nous aſſez dur, & bizarre
Pour accabler ſon fils d'un châtiment barbare,
Si ce malheureux fruit de ſa fécondité
Le choquait en naiſſant par ſa difformité?

Un fils dénaturé peut irriter ſon pere,
Et ſe voir écraſé du poids de ſa colere;
Mais nous, contre les Dieux que peut notre fureur?
Rien ne peut altérer leur éternel bonheur.

Ecarts audacieux de notre extravagance,
Pourriez-vous offenſer l'auguſte Providence?
Signalez, fiers Géans, votre rebellion,
Entaſſez, s'il ſe peut, Oſſa ſur Pélion,
Armez contre le Ciel votre bras redoutable!
Vous ne ſauriez heurter ce Trône inébranlable:
Dieu voudrait-il punir qui ne peut l'offenſer?
Un Dieu ſans paſſions peut-il ſe courroucer?
Je connais ſes bienfaits, ſa bonté, ſa clémence;
Qui le dépeint barbare, eſt le ſeul qui l'offenſe.

Ah! cette Ame, cher Keith, qu'on ne peut définir,
Et qu'après notre mort un Tiran doit punir,
Ce Nous qui n'eſt pas Nous, cet Être chimérique
Diſparaît au flambeau que porte la Phyſique:
Que le peuple hébété reſpecte ce Roman;
Regardons d'un oeil ferme & l'Être & le Néant.

J'implore ton ſecours, ô divine Uranie!
Accorde à ma raiſon les ailes du génie,
Montre-moi la Nature au feu de tes clartés,
Heureux qui peut connaître, & voir tes vérités!

Déjà l'Expérience entr'ouvre la barriere,
Je vois Lucrece & Locke au bout de la carriere;
Venez, ſuivons leurs pas, & montrons aux humains
Leur nature, leur être, & quels ſont leurs deſtins.

Examinons l'Eſprit depuis ſon origine,
Pendant tous ſes progrès, juſqu'à notre ruine.
Il naît, ſe développe, & croît avec nos ſens,
Il éprouve avec eux différens changemens:
Ainſi que notre corps, débile dans l'enfance,
Etourdi, plein de feu dans notre adoleſcence,
Abattu par les maux, & fort dans la ſanté,
Il baiſſe, il s'affaiblit dans la caducité,
Il périt avec nous, ſon deſtin eſt le même.

Mais l'Ame, qu'on nous dit de nature ſuprême,
Quoi! cet Etre immortel, preſque l'égal des Dieux,
Quitterait-il pour nous l'heureux ſéjour des Cieux?
Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Matiere ingrate, abjecte, & périſſable,
Epier les momens des plaiſirs de Vénus,
Se tenir en vedette, animer le foetus,
Et s'enfermer neuf mois dans le ſein de la Mere,
Dans un cachot obſcur priſonnier volontaire,
Pour s'expoſer après à tous les coups du Sort,
Souffrir le chaud, le froid, la douleur, & la mort?

Voilà les viſions dont notre orgueil nous flatte:
Conſultons ſur ces faits les enfans d'Hippocrate.
Voyons la méchanique, & les jeux des reſſorts
Qui meuvent nos eſprits, de même que nos corps.

Lorſque l'Aſtre du jour termine ſa carriere,
Que le diſcret ſommeil ferme votre paupiere,
Que fait alors cette Ame? elle dort avec vous:
Quand le ſang en fureur agite votre pouls,
Que par redoublement la fievre vous dévore,
Votre eſprit dérangé, pendant l'accès, s'ignore;
Laiſſez ſortir le ſang par les ruiſſeaux ouverts,
Que ſa pourpre, en jets d'eau, s'élance dans les airs:
Bientôt le mal n'eſt plus, votre poumon reſpire,
Et l'Eſprit égaré revient de ſon délire.

Voyez, le verre en main, ce dévot de Bacchus,
Il bégaye des mots, il ne les comprend plus;
Un homme évanoui perd d'abord ſa penſée,
Son ame, en ce moment, par les maux oppreſſée

Reſte, ainſi que le corps, dans l'engourdiſſement;
Auſſi-tôt qu'il revient de ce ſaiſiſſement,
Quand il rouvre les yeux, ſon ame appeſantie
Après un court trépas, eſt rendue à la vie;
Souvent un peu de ſang, qui preſſe le cerveau,
De la faible Raiſon étouffe le flambeau;
L'Eſprit a pour penſer beſoin de nos organes.

S'il était dégagé de leurs fines membranes,
Comment pourrait-il voir, ſentir, toucher, ouir,
Sans mémoire penſer, craindre ou ſe réjouir?
Cet Atome immortel, ſans matiere ſolide,
Privé de tous les Sens, n'eſt qu'un Etre ſtupide.

Il n'eſt qu'un nom pompeux, un fantôme idéal;
Peut-il ſe ſouvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?
Et quelle était jadis ſa nature premiere?

L'Ame que je reçus, cet Etre clair-voyant,
Avait très mal inſtruit mon eſprit en naiſſant:
Je n'ai pas apporté la plus légere trace
De ce qui ſe paſſa dans cet immenſe eſpace,
Dans ces tems où mon Ame a dû me précéder;
Sur ce fait ma mémoire a droit de décider.

Non, mon coeur attendri n'a point donné de larmes
A ces jours rigoureux, à ces jours pleins d'allarmes *),
Quand dans nos champs féconds l'Oppreſſeur des Germains
Raviſſait les moiſſons qu'avaient ſemé nos mains,
Quand de nos ennemis la fureur diviſée
Ruinait tour-à-tour ma patrie épuiſée,
Pillait les habitans, ſaccageait les cités;
Que les Cieux rigoureux, contre nous irrités,
Pour comble de nos maux, envoyerent la peſte,
Qui de nos habitans emporta tout le reſte,
De ſon poiſon mortel corrompit enfin l'air,
Et fit de nos Etats un immenſe déſert.

Ces faits à mon eſprit ſont connus par l'Hiſtoire:
S'il ſubſiſtait alors, il était ſans mémoire.
De l'avenir, cher Keith, jugeons par le paſſé:
Comme avant que je fuſſe il n'avait point penſé,

*) *La Guerre de 30 ans.*

De même après ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption ſeront anéanties,
Par un même deſtin il ne penſera plus;
Non, rien n'eſt plus certain, ſoyons-en convaincus,
Dès que nous finiſſons, notre Ame eſt éclipſée.

Elle eſt en tout ſemblable à la flamme élancée,
Qui part du bois ardent dont elle ſe nourrit,
Et dès qu'il tombe en cendre, elle baiſſe & périt.

Oui, tel eſt notre ſort, & je vois, d'un oeil ferme,
Que le tems fugitif m'approche de mon terme.
Craindrais-je le trépas & ſes coups imprévus?
Je ſais qu'il me remet dans l'état où je fus
Pendant l'éternité qui précéda mon être;
Etais-je malheureux avant qu'on m'ait vu naître?
Je me ſoumets aux loix de la Néceſſité,
Mes jours ſont paſſagers, mon être eſt limité,
Je prévois mon trépas, faut-il que j'en murmure?

Ah! mortel orgueilleux, écoute la Nature:
C'eſt peu d'avoir ſur toi répandu ſes faveurs;
Elle veut bien encore détruire tes erreurs,
Vaincre tes préjugés, diſſiper tes chimeres,
Enfin t'initier à ſes ſavans miſteres:
„Je t'ai donné la vie, & c'eſt par mon concours
„Que ſe forma ton corps, que s'accrûrent tes jours:
„Tes fibres déliés, leur tiſſure ſubtile,
„Tout a dû t'annoncer que ton être eſt fragile:
„A des conditions tu vis quelques momens.
„Quand je te compoſais de divers élémens,
„Je leur promis alors que la Mort équitable
„Acquitterait un jour cet emprunt charitable.
„Jouis de mes bienfaits, mais garde mon accord,
„Je t'ai donné la vie, & tu me dois ta mort;
„Tu veux que mon ſecours allonge tes années,
„Redoute, malheureux, tes triſtes deſtinées;
„Je vois fondre ſur toi les maux & la douleur,
„Le chagrin dévorant te rongera le coeur;
„Réduit à déſirer la fin de ta carriere,
„Ta main à tes parens fermera la paupiere,
„A tes plus chers amis, à ta poſtérité;
„Iſolé dans le monde en ta caducité,
„Et perdant chaque jour tes ſens & ta penſée,
„De tes derniers neveux tu ſera la riſée.
„Eugene & Marlborough, malgré leurs grands exploits,
„Ont ſenti les effets de ces féveres loix;

„Condé, le grand Condé ſurvécut à lui-même;
„L'Auguſte des Français, malgré ſon diadême,
„Eprouva l'infortune à la fin de ſes ans,
„Et vit dans un tombeau porter tous ſes enfans.

Voilà ce que dirait notre mere commune;
Hélas, trop vain Mortel, ſon diſcours s'importune,
Ton coeur aime le monde, il brille, il éblouit,
Mais ſa figure paſſe, & tout s'évanouit.
Malgré tant de dangers, tu déſires la vie,
Le bien de tes parens, leur amour t'y convie,
Ta fin ſerait pour eux un lamentable deuil,
Tes affaires un tems ont beſoin de ton oeil;
Ah! que de grands projets ta mort viendrait ſuſpendre!
Tu n'as rien achevé, que ne peut-elle attendre?

Eh! pourquoi, malheureux, ne t'es-tu point hâté?
Croyais-tu donc jouir de l'immortalité?
Apprends que nos déſirs nous ſuivent en tout âge,
Et que perſonne enfin n'acheva ſon ouvrage
Avant que d'arriver à ſon terme fatal.

Ou plutôt ou plus tard, le trépas eſt égal:
Tous les tems écoulés ſont effacés de l'être,
Cent ans paſſés ſont moins que l'inſtant qui va naître,
Tout change, & c'eſt, cher Keith, la loi de l'Univers:
Les fleuves orgueilleux renouvellent les mers,
On engraiſſe la terre aride ſans culture,
Lorſque l'air s'épaiſſit, un zéphire l'épure;
Ces globes enflammés qui parcourent les cieux,
De l'Aſtre des ſaiſons renouvellent les feux:
La Nature, attentive, & de ſon bien avare,
Fait des pertes toujours, & toujours les répare;
Depuis les élémens juſques aux végétaux,
Tout change & reproduit quelques objets nouveaux:
La Matiere eſt durable & ſe métamorphoſe;
Mais ſi l'ordre l'unit, le tems la décompoſe.

Le Ciel pour peu de tems nous a prêté le jour;
Mais tout doit s'animer, tout doit avoir ſon tour:
Sommes-nous malheureux ſi la Parque infidelle
Ne fila pas pour nous les jours de Fontenelle?
Serait-ce donc à nous à redouter la mort?
A nous pauvres humains, frêles jouets du Sort,
Qui rampons dans la fange, & dont l'eſprit frivole,
S'il ne poſſédait point le don de la parole,
Serait égal en tout à ceux des animaux?

Ah! voyons, dans la mort, la fin de tous nos maux,
Ennemis irrités, armez votre vengeance!
Le trépas me défend contre votre insolence.
Grand Dieu! votre courroux devient même impuissant,
Et votre foudre envain frappe mon monument;
La mort met à vos coups un éternel obstacle.
J'ai vu de l'Univers le merveilleux spectacle,
J'ai joui de la vie & de ses agrémens;
Et je rends, de bon gré, mon corps aux élémens.

Quoi, César, qui soumit sous son bras despotique
Tout l'Univers connu, Rome, sa République;
Quoi, Virgile, l'auteur des plus sublimes vers;
Newton, qui devina les loix de l'Univers;
Que dis-je? & vous aussi, vertueux Marc-Aurele,
L'exemple des humains, mon Héros, mon modele,
Vous avez tous subi les arrêts du trépas!
Ah! si le Sort cruel ne vous épargna pas,
Devons-nous murmurer si la Parque lassée
Vient du fil de nos jours trancher la trame usée?

Qu'est-ce que nos destins? L'homme naît pour souffrir,
Il éleve, il détruit, il aime, il voit mourir,
Il pleure, il se console, il meurt enfin lui-même.

Voilà, pauvres humains, votre bonheur suprême.
Nous ne quittons ici qu'un séjour passager,
Nous vivons dans le monde, ainsi qu'un étranger
Qui jouit, en chemin, d'un riant paysage,
Et ne s'arrête point aux gîtes du voyage.

Cher Keith, suivons les pas de nos prédécesseurs,
Faisons, à notre tour, place à nos successeurs;
Tout le monde a les siens, & nous aurons les nôtres,
Ceux qui nous pleureront feront pleurés par d'autres.

Allez, lâches humains, que les feux éternels
Empêchent d'assouvir vos désirs criminels,
Vos austeres vertus n'en ont que l'apparence.

Mais nous, qui renonçons à toute récompense,
Nous qui ne croyons point vos éternels tourmens,
L'intérêt n'a jamais souillé nos sentimens;
Le bien du genre-humain, la Vertu nous anime,
L'amour seul du devoir nous a fait fuir le crime.

Oui, finissons sans trouble, & mourons sans regrets
En laissant l'Univers comblé de nos bienfaits.
Ainsi l'Astre du jour, au bout de sa carriere,
Répand sur l'horizon une douce lumiere,
Et les derniers rayons qu'il darde dans les airs,
Sont ses derniers soupirs, qu'il donne à l'Univers.

XVIII. Den 1 Mai 1760.

Der hundertſte Brief.

Sie fragen, ob ich auch das Gedicht an Maupertuis geleſen, und was ich von dem Gedanken halte, daß „die Vorſehung ſich nur um die Art, und nicht um das einzelne Ding bekümmert“ *)? Was ich davon halte? Das, was ich überhaupt von der Philoſophie in Gedichten zu halten pflege. Wenn ſich die Dichter eine philoſophiſche Larve vorziehen wollen, ſo nehmen ſie mehrentheils die erſte die beſte: eine cyniſche, ſtoiſche, epikuriſche oder peripatetiſche; — was liegt daran? Genug, daß die Muſe das Vergnügen hat, ſich durch den Bart ein nachdenkendes Anſehen zu geben. Schreiben Sie alſo immer über dieſes Gedicht: Imitation de Lucrèce, oder ſonſt eines noch ältern Schwätzers; damit Sie ſich niemals irren, und die flachen Gedanken des Dichters auf die Rechnung des Weltweiſen ſetzen.

Hätte ich bei einem unbekannten Dichter die Stelle gefunden:

Non, ne préſumez point, — — —
Que Dieu regle un détail trop au-deſſous de lui:
De nos frêles deſtins, de notre petiteſſe
Le Ciel n'occupe point ſa ſuprême Sageſſe;
Quoi notre individu, quoi nos nombreux beſoins
Méritent-ils ſur eux de diſtraire ſes ſoins?

ſo hätte ich ſie vielleicht einem Schmeichler, etwa aus den Zeiten Ludwigs des vierzehnten, zugeſchrieben. Der Franzoſe, würde ich geglaubt haben, wußte den Fehler ſeines großen Königs, der ſich um das Detail ſeines Reichs gar zu wenig bekümmerte,

*) La Providence ne s'intéreſſe point à l'individu, mais à l'eſpèce.

nicht beſſer zu beſchönigen, als wenn er die Regierung Gottes ſelbſt nur auf das Allgemeine einſchränkte. Die Schmeichler haben nur gar zu oft Gott von ſeiner Höhe heruntergeſetzt, um ihren irdiſchen Götzen (wenn man alſo reden kann) auf ſeine Unkoſten zu erheben. Aber uns muß dieſer Gedanke beinahe lächerlich ſcheinen. Wir haben das Glück gehabt, von Regenten beherrſcht zu werden, denen das kleinſte Detail ihres weitläuftigen Reichs nicht zu „klein" geſchienen hat, ihre väterliche Vorſorge bis dahin zu erſtrecken. Unſere „Petiteſſen" mochten noch ſo tief unter ihrer Majeſtät ſeyn; ſobald ſie uns nur wichtig waren, ſo ſahen wir mit Bewunderung den Thron ſich bis zu ihnen herablaſſen und, wie einen liebreichen Hausvater, ſogar an dem Spiele ſeiner Kinder mit Theil nehmen. Können wir uns nun wohl überwinden, dem Höchſten eine Vollkommenheit abzuſprechen, die wir an unſern Regenten bewundern? Oder kann der Regent ſelbſt ſeinem Muſter, der Gottheit, eine Eigenſchaft verſagen, die ihn derſelben ſo ähnlich macht? — Nein! laſſen Sie uns immer den Dichter von dem Regenten, von dem Weltweiſen, ſogar von dem Menſchen trennen. Jenem iſt es erlaubt, zum Zeitvertreibe Gedanken in Reime zu bringen, welche der Regent durch Thaten verläugnet, der Weltweiſe durch Gründe verſpottet, und der Menſch ſelbſt, der ſich ſeines angebornen Adels bewußt iſt, anzunehmen ſich weigern muß.

101ſter Brief.

Sie glauben etwa, daß ich nur die Geſinnungen des hohen Verfaſſers rechtfertigen, das Gedicht aber Ihrer Kritik völlig aufopfern werde? O Sie irren ſich! Bis auf einige Ausdrücke, getraue ich mir die Lehren in dieſem Gedichte, die Ihnen noch ſo bedenklich ſcheinen, zu vertheidigen. Wenn ich ſie ja für unwürdig gehalten, auf die Rechnung eines Friedrich geſchrieben zu werden, ſo geſchah es bloß dieſer wenigen Ausdrücke wegen, die allerdings am Rande des Irrthums ſtehen. In dieſer dunkeln Materie iſt ſehr oft eine bloße Wortbedeutung der ganze Unterſchied zwiſchen Irrthum und Wahrheit.

Aber zuletzt kann die kleinste Unachtſamkeit im Ausdrucke zu wirklichen Irrthümern verleiten. Sie ſollen ſogleich ein Beiſpiel hiervon ſehen! Der Hauptſatz unſeres Gedichts war: „die Vorſehung bekümmert ſich nur um die Art, aber nicht um das einzelne Ding". Dieſer Satz iſt ſo, wie er hier ausgedrückt wird, irrig und grundfalſch; nicht ſo? Ich geſtehe es. Geben Sie ihm aber eine kleine Wendung, ſetzen Sie: die Vorſehung handelt nur nach allgemeinen Geſetzen, die dem Beſten des Ganzen, aber nicht jedes einzelnen Dinges, zuträglich ſind; ſo haben Sie den berühmten Lehrſatz des Pater Malebranche, durch welchen ſich, nach Bayle's *) Geſtändniſſe, tauſend Schwierigkeiten wider die Vorſehung vortrefflich heben laſſen; den Lehrſatz, den Pope bereits durch die Reizungen der Dichtkunſt verſchönert hat:

— — — — — The universal cause
Acts not by particular, but by general laws;

und ferner:

Think we like some weak prince th'eternal cause,
Prone for his favourite, to renverse his laws?

In der That iſt dieſe Wahrheit von der Lehre unſeres Prinzen nur in einer kleinen Nüance unterſchieden. Sie ſagt nicht: die Vorſehung „bekümmert ſich nicht" um das Schickſal einzelner Geſchöpfe, weil der Gegenſtand für die allerhöchſte Weisheit gar zu niedrig ſei; ſie drückt ſich philoſophiſcher aus. Wenn aus den allgemeinen Geſetzen, ſagt ſie, die zur Erhaltung des Ganzen die vortrefflichſten ſind, in gewiſſen Fällen beſondere Übel erfolgen, ſo ändert die Vorſehung deswegen nicht das Syſtem der allgemeinen Ordnung. Changer l'ordre de l'univers, ſagt Jaquelot, est quelque chose de plus haute importance infiniment que la prospérité d'un homme de bien. Denſelben Gedanken ſcheint unſer philoſophiſcher Dichter gehabt zu haben; nur daß er ihn durch den übereilten Ausdruck: la Providence ne s'intéresse point à l'individu etwas

*) Pensées diverses sur les Comètes, chap. 194.

verdächtig gemacht hat. Eine kleine Verbeſſerung: la Providence ne s'intéresse pas tant à l'individu, qu' à l'espèce; — und kein Vernünftiger wird wider dieſen Satz etwas zu ſagen haben!

Wollen Sie ſich völlig überzeugen, daß der durchlauchtigſte Verfaſſer nichts als dieſe Lehre im Gedanken gehabt, und daß er ſich bloß durch die Unbeſtimmtheit der Worte öfters verleiten läßt, eine andere Sprache zu führen; ſo leſen Sie das Gedicht noch einmal aufmerkſam durch. Sie werden finden, daß alle Gründe, darauf ſich der Verfaſſer ſtützt, durchaus nichts mehr beweiſen, als: daß der Vorſehung mehr an dem Ganzen als an einem Theile gelegen ſei; daß ſie das allgemeine Beſte dem beſondern Beſten vorziehe; daß der eingeſchränkte Sterbliche nur den geringſten Theil des großen Plans überſehe, und alſo thöricht und verwegen handle, wenn er von der Vorſehung verlangt, ſie ſolle ſeinetwegen die unendliche Ordnung zerſtören, welche die geſammten Theile des Unermeßlichen im Ganzen umfaßt. Hier ſind die Stellen, die mir das meiſte Gewicht zu haben ſcheinen!

Dieu ſoumit les effets à leurs premieres cauſes,
Sûr des événemens, il laiſſe aller les choſes;
Ce qui nous paraît bien, ce qui nous paraît mal,
Tout concourt en effet à ſon plan général.
Les loix qu'à la matiere impoſa la Sageſſe
Se bornent au devoir de conſerver l'Eſpece.

* * *

Eh quoi! la taupe aveugle, en ſon vil ſouterrain,
Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
Peut-elle appercevoir leur immenſe étendue?
A ſa motte de terre elle borne ſa vue.
Maupertuis, l'homme eſt taupe: étroitement borné,
Par l'inſtinct de ſes ſens il ſe trouve enchaîné,
Ses jugemens ſont faux, ſes lumieres trompeuſes.

* * *

Tels ſont nos préjugés: l'homme d'un regard louche
Voit & ſent vivement le malheur qui le touche;

Mais il n'apperçoit point dans la totalité
Le bien que fon mal fait à la Société.
Atome imperceptible, insecte qui murmure,
De quel tort te plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de troubler l'Univers
Pour t'épargner des soins, des peines, des revers?

Hierauf folgt eine ungemein rührende Beſchreibung von der Peſt, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Preußen gewüthet; und endlich die daraus gezogene, ſehr richtige Folge:

Si ces calamités troublaient l'ordre des choses,
La main du Tout-puissant arrêterait leurs causes;
Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
N'est rien, quand on le voit d'un coup d'oeil général.

Geſtehen Sie mir, aus allen dieſen Gründen konnte der Weltweiſe unmöglich die ſeltſame Folge ziehen, daß ſich die Vorſehung „um das Kleine" gar nicht bekümmere. Um das Kleine? Wo trennen ſich denn in der Natur die Gränzen des Großen und Kleinen? Wo fangen die Gegenſtände an, für die Vorſehung wichtig genug zu werden? Die Arten ſind unerheblich in Anſehung der Gattungen, die Untergattungen in Anſehung der höhern Gattungen; das Allgemeine erkennt ein noch Allgemeineres, in Anſehung deſſen es wie nichts zu achten iſt; wo macht denn die Vorſehung den Anfang?

O nein! laſſen Sie uns einem erleuchteten Kopfe keine ſo übel zuſammenhangende Gedanken zutrauen. Beurtheilen Sie ihn weder aus dem Titel, noch aus einigen Zeilen, in welchen ſich der Weltweiſe zu vergeſſen ſcheint. Vergleichen Sie lieber die angeführten Stellen, in welchen ausdrücklich geſagt wird:

1) Alles, was wir hier ſehen, ſowohl was wir für böſe, als was wir für gut halten, gehört mit zum allgemeinen Plane.

2) Der eingeſchränkte Menſch ſieht nur einen ſehr geringen Theil dieſes unermeßlichen Plans und kann das Ganze nicht beurtheilen.

3) Er ſieht und fühlt nur das Unglück, das ihn drückt; und begreift nicht, daß ſein Unglück ſelbſt das allgemeine Wohl befördere.

4) Die Natur ist nicht verbunden, die Ordnung des Ganzen zu zerstören, um dem murrenden Insect, dem Menschen, Sorge, Mühe und Widerwärtigkeiten zu ersparen.

5) Die schrecklichsten Übel, die sich auf Erden zutragen, zerstören die Ordnung des ganzen Weltgebäudes nicht; sonst würde ihnen der Allmächtige Einhalt thun.

Erwägen Sie diese Sätze, und sagen Sie, ob man sich deutlicher erklären kann, daß alle Übel aus der Welt weg bleiben würden, wenn es ohne die allgemeine Ordnung zu zerstören geschehen könnte; daß die Vorsehung zwar das Interesse eines jeden einzelnen Geschöpfes beherzige, aber nur in dem Verhältnisse, in welchem es gegen das Ganze steht. Sie versorgt auch das Individuum, aber weniger als die Art; einen kleinen Theil weniger als einen größern, und diesen weniger als das Ganze. Dieses ist die völlige Lehrmeinung des Pater Malebranche; und ich sage es noch einmal: bloß durch die Unbestimmtheit der Worte kann sich der hohe Verfasser haben verleiten lassen, an einigen Stellen von diesen vortrefflichen Lehren ganz unvermerkt abzukommen.

Ich habe mich sehr oft auf den P. Malebranche berufen; und um Sie an das System dieses Weltweisen wieder zu erinnern, will ich zum Beschlusse eine schöne Stelle aus Bayle's „Betrachtung über die Cometen" hersetzen, in welcher die Gedanken des Paters erläutert werden. „Ich trage kein Bedenken", sagt Bayle, „zu behaupten, daß diejenigen, die das „Wohlergehen der Ruchlosen befremdet, über die Natur der „Gottheit sehr wenig nachgedacht haben, und die Obliegenheiten „einer Ursache, die alles regiert, nach der Richtschnur einer weit „niedrigern Vorsehung beurtheilen müssen. Dieses zeigt einen „sehr kleinen Geist an. Wie? soll Gott, der sowohl die freien „als die nothwendigen Ursachen hervorgebracht, und so unter „einander versetzt hat, wie sie am geschicktesten sind, die Wunder seiner unendlichen Weisheit zu offenbaren; — soll er Gesetze einführen müssen, die zwar der Natur der freien Ursachen angemessen, aber so unbeständig sind, daß sie der mindeste Verdruß, der einem Menschen zustößt, zum Untergang „der menschlichen Freiheit völlig umstoßen kann? Ein gemeiner „Statthalter würde sich dem Spotte und der Verachtung aussetzen, wenn er jederzeit seine Verordnungen ändern wollte,

„so oft es sich Jemand einfallen läßt, wider ihn zu mur„ren; und Gott, dessen Gesetze auf ein so allgemeines „Beste abzielen, daß vielleicht alles, was uns sichtbar ist, „nur einen geringen Nebenantheil daran hat, — Gott soll ge„halten seyn, von seinen Gesetzen abzugehen, weil sie heute „diesem, morgen jenem nicht gefallen? weil jetzt ein Aber„gläubischer, den ein Wahn von bösen Vorbedeutungen äng„stigt, von dem Irrthume auf ein lasterhaftes Opfer über„geht; und jetzt eine fromme Seele, die aber die Tugend „dennoch so hoch nicht schätzt, daß sie den Mangel derselben „für die größte Strafe halten sollte, sich ärgert, daß ein „Gottloser reich ist und einer dauerhaften Gesundheit genießt? „Kann man sich wohl von einer allgemeinen Vorsehung fal„schere Begriffe machen? Alle Welt gesteht, daß das Gesetz „der Natur: das Stärkere überwindet das Schwächere, sehr „weislich angeordnet sei; und daß es lächerlich sei, zu verlan„gen, Gott solle von diesem Gesetze eine Ausnahme machen, „so oft ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäß fällt, das dem „Besitzer sehr lieb ist, um diesem Besitzer den Verdruß zu „ersparen. Ist nun dieses, so muß man gestehen, daß die „Forderung eben so lächerlich sei, Gott solle von demselben „Gesetz abweichen, so oft sich ein Ungerechter mit dem Raube „eines Rechtschaffenen bereichern will. Je mehr sich der Ruch„lose über die Eingebungen des Gewissens und der Ehre hin„wegsetzt, desto mehr ist er dem Rechtschaffenen an Macht „überlegen. Wenn sie sich also zu nahe kommen, so muß „der Rechtschaffene nach dem Laufe der Natur nothwendig „unterliegen. — Die da verlangen, der Lasterhafte solle krank „seyn, sind eben so unbillig, als diejenigen, welche verlan„gen, ein Stein solle auf ein Glas fallen können, ohne es „zu zerbrechen; denn wie seine Organe beschaffen sind, kön„nen die Nahrungen, die er zu sich nimmt, und die Luft, „die er athmet, nach den Gesetzen der Natur seiner Gesund„heit auf keinerlei Weise schädlich seyn. Die sich also über „seine Gesundheit beklagen, beklagen sich bloß, daß Gott ih„nen zu Gefallen die Gesetze nicht verändert, die er eingeführt „hat", u. s. w.

Es ist sehr schade, setzt Leibnitz, der diese Stelle an„führt, hinzu, daß Bayle diesen Weg, die Vorsehung zu

vertheidigen, welchen er ſo glücklich betreten, ſo bald wieder verläßt. Hätte er fortgefahren, was für Nutzen hätte er nicht ſtiften können!

Der Herausgeber erlaubt ſich, hier, wie er oben (S. 73) gethan, die in den beiden letzten Briefen beſprochene Ode König Friedrichs II. nach dem Original-Texte (Poésies diverses. Berlin 1760. 4°. p. 169 — 183) vollſtändig herzuſetzen.

Épitre

à Maupertuis.

La Providence ne s'intéreſſe point à l'individu, mais à l'eſpece.

Non, ne préſumez point, ſublime Maupertuis,
Que Dieu regle un détail trop au-deſſous de lui:
De nos frêles deſtins, de notre petiteſſe
Le Ciel n'occupe point ſa ſuprême Sageſſe;
Quoi notre individu, quoi nos nombreux beſoins
Méritent-ils ſur eux de diſtraire ſes ſoins?

Ce Moteur inconnu, cette Cauſe premiere,
En donnant une forme à l'antique Matiere,
Aux Etres impoſa ſes immuables loix:
Vers un centre commun gravitent tous les poids,
Le feu dans l'air éleve une flamme ondoyante,
L'eau ſans rétrograder ſuit le cours de ſa pente,
Tout genre eſt limité dans ſon petit circuit.
D'un pepin de pommier l'arbre ſe reproduit;
Mais jamais ce pepin ne produira des roſes.
Les effets ſont toujours les eſclaves des cauſes.

Ainſi l'homme, en naiſſant, reçut les paſſions,
Ces tirans de ſon coeur & de ſes actions;
Leur empire eſt connu par des effets ſemblables,
La trahiſon naquit des haines implacables;

L'amour à ſes douceurs mêle un cruel poiſon,
Il égare l'eſprit, & ſéduit la raiſon;
Inquiet, ſoupçonneux, rempli de jalouſie,
Il produit la fureur ou la mélancolie.
La colere eſt ſubite, aveugle en ſes accès,
Et pouſſe les humains au comble des forfaits;
Nous ſommes tous marqués d'un de ces caracteres,
Ils ont, vous le voyez, des ſuites néceſſaires:
Un *Héraclite* pleure, un *Démocrite* rit,
L'atrabilaire eſt dur, & l'humain s'attendrit.

Dieu fit ces paſſions, une main inconnue
Dans un ordre ignoré par-tout les diſtribue.
Tant de variétés, tant de deſtins divers,
Par leurs combinaiſons, décorent l'Univers,
Et d'un ſpectacle uſé renouvellent la ſcene.

Mais l'Etre tout-puiſſant ne ſe met point en peine
Du rôle que je joue & du ſort qui m'attend,
Mon principe m'entraîne, & je ſuis ſon torrent:
Si du faîte des cieux il abaiſſe ſa vue,
Il voit, d'un oeil égal, la roſe & la cigue:
Le grand eſt ſon ouvrage, & dans l'immenſité
Il ſait manifeſter toute ſa majeſté:
Dans de vaſtes deſſeins ce Dieu peut ſe complaire;
Mais il eſt ſourd aux cris du ſtupide Vulgaire:
Sans ſoins, ſans embarras, ſans peine, ſans tourment,
Il ſait que la Nature, exécutant ſon plan,
Obéit à ſes loix ſans leur donner d'atteinte,
Et garde les vertus dont il l'avait empreinte.

Tel, ſûr de ſon ouvrage, un Horloger expert
Agence des reſſorts pour agir de concert,
Et donne au mouvement ſon allure conſtante;
Au principe moteur la montre obéiſſante,
Dans l'abſence du maître, accomplit ſes deſſeins.

Et tel, ayant poſé des principes certains,
Dieu ſoumit les effets à leurs premieres cauſes,
Sûr des événemens, il laiſſe aller les choſes;
Ce qui nous paraît bien, ce qui nous paraît mal,
Tout concourt en effet à ſon plan général.

Les loix qu'à la matiere impoſa ſa Sageſſe
Se bornent au devoir de conſerver l'Eſpece;
Tout ce qui ſe détruit doit être remplacé.

Ainſi le tems préſent répare le paſſé,
Ainſi nous occupons les places de nos pères,
Les aigles, les vautours engendrent dans leurs aires;
Le Rhin fournit la mer du tribut de ſes eaux,
Là naiſſent des forêts, ici des végétaux;
Leur ſemence diverſe, également féconde,
Alors qu'il dépérit, renouvelle le monde;
Mais leur force inhérente, & leur fécondité
Ne produit qu'un ſeul genre à jamais limité.

Connaiſſez la Nature, attentive à l'eſpece,
Nos pertes par ſes ſoins ſe réparent ſans ceſſe;
Par ſa fécondité le monde eſt maintenu,
Et ſon ſein abondant fournit au ſuperflu:
Elle ſait que le gland peut reproduire un chêne;
Mais de ces glands perdus elle n'eſt point en peine
Qui tombent les hyvers, abattus par les vents,
Et ſans multiplier pourriſſent dans les champs.

Qu'un déluge en Eté détruiſe la ſemence;
Le grain, en d'autres lieux, revient en abondance;
Que l'Afrique fourniſſe aux beſoins des Français,
Que les champs des Germains nourriſſent les Anglais:
Ces objets, grands pour nous, petits pour la Nature,
N'importent point au monde, il pourſuit ſon allure.

Voyez, quand le Printems vient déchaîner les eaux,
Que les torrens Saxons font enfler nos ruiſſeaux,
Dans ſon cours orgueilleux l'Elbe majeſtueuſe
Etendre ſur les prés ſa fange limoneuſe,
Changer en ſerpentant la forme de ſon lit,
Couvrir un de ſes bords de ſon onde qui fuit;
Sans égard au terrain, qu'il ſoit le mien, le vôtre,
Ce qu'elle prend à l'un, elle le rend à l'autre.

Ainſi pour l'Univers il n'eſt rien de perdu,
Mais Dieu ne deſcend point juſqu'à l'individu;
Il rit de l'homme vain, qui rempli de lui-même,
Mécontent de ſon ſort, blâme l'Etre ſuprême.

Eh quoi! la taupe aveugle, en ſon vil ſouterrain,
Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
Peut-elle appercévoir leur immenſe étendue?
A ſa motte de terre elle borne ſa vue.

Maupertuis, l'homme eſt taupe: étroitement borné,
Par l'inſtinct de ſes ſens il ſe trouve enchaîné,
Ses jugemens ſont faux, ſes lumieres trompeuſes.

Ce Campagnard ſe plaint que des ſources bourbeuſes
Coulent par le gagnage à travers ſes vallons,
Il accuſe les Dieux; connait-il leurs raiſons?
Ce marais deſſéché qui forme ſa prairie
A l'utile ruiſſeau doit ſon herbe fleurie,
Et ces eaux, ſerpentant par des détours divers,
Par les bouches d'un fleuve enrichiſſent les mers.

Tels ſont nos préjugés: l'homme d'un regard louche
Voit & ſent vivement le malheur qui le touche;
Mais il n'apperçoit point dans la totalité
Le bien que ſon mal fait à la Société.

Atome imperceptible, inſecte qui murmure,
De quel tort te plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de troubler l'Univers
Pour t'épargner des ſoins, des peines, des revers?
Etouffe ton orgueil, qui te rend miſérable,
Et ſouviens-toi toujours du ciron de la Fable.

Dans l'ordre général, par le Ciel arrêté,
Un homme, un Etat même eſt à peine compté;
Un Empire n'eſt rien, il diſparaît dans l'ombre
De ce vaſte Univers, de ces mondes ſans nombre
Qui nagent dans le vuide autour de leurs ſoleils,
Supérieurs au nôtre, ou du moins ſes pareils.

Des plus puiſſans Etats examinons l'hiſtoire:
J'y vois de grands revers à côté de leur gloire;
La Grece, jadis libre, eſclave des Romains;
La maîtreſſe des mers & des champs Africains,
Par Scipion conquiſe, abattue & raſée.
Par les Huns, & les Goths je vois Rome embraſée.
Ici tout un pays ſubmergé par les flots,
Là Marſeille livrée aux fureurs d'Atropos;
Tant de vaſtes Etats, tant d'immenſes Coloſſes
Ebranlés & détruits par des peuples féroces,
De la viciſſitude ils ſe reſſentent tous.
Vous voyez donc que Dieu ne deſcend point à nous,
Inſenſible aux fléaux qui ravagent le monde,
Nous n'occupons jamais ſa Sageſſe profonde:
Il voit tout dans le grand où l'homme eſt englouti.

Oui, dans l'immenſité l'homme eſt anéanti,
Oui cette vérité, qui bleſſe une ame vaine,
Par les événemens paraît claire & certaine.

Lorſque l'Aſtre des jours, qui regle les ſaiſons,
De ſes rayons ardens vient brûler nos moiſſons,
Et que les cieux d'airain, qu'à grands cris on implore,
Refuſent aux mortels juſqu'aux pleurs de l'Aurore,
L'Etat prévoit ſa perte, il va manquer de pain;
Le beſoin, la pâleur, la miſere, la faim,
L'horreur, le déſeſpoir, & la mort implacable
Font dans tout le Royaume un ravage effroyable.

Si Dieu daignait veiller ſur nos faibles deſtins,
A ces calamités donnerait-il les mains?
Verrait-il de ſang froid le Démon de la guerre
Voler d'un pole à l'autre, en détruiſant la terre?
Ces crimes, ces fureurs, ces pays ravagés,
Ces maſſacres affreux de mortels égorgés,
Tous ces combats ſanglans qui nous enſéveliſſent,
Ces générations qui par le fer périſſent?

Malgré tant de fléaux, cruels au Genre-humain,
L'Eſpece fierement triomphe du Deſtin.

Qu'un Monarque abſolu, par des arrêts très ſages,
Proſcrive les moineaux qui pillent les villages,
Le mal qu'ils ſouffriront de ſa rigidité
N'approchera jamais de leur fécondité.

Les animaux privés, aux humains ſerviables,
Ont pour multiplier des reſſources ſemblables,
Notre voracité de leur chair ſe nourrit,
Mais il en naît par-tout bien plus qu'il n'en périt.

Ce mal contagieux eſt préſent à ma vue
Qui ravit la geniſſe au joug de la charrue;
Nos prés ſemblent déſerts, ſur nos troupeaux nombreux
La mort appeſantit ſon glaive rigoureux;
Tous les ſecours de l'Art leur furent inutiles,
Nos champs, ſans leurs travaux, vont demeurer ſtériles;
Le triſte laboureur, penſif, déſeſpéré,
Sans toucher ſon rateau, demeure déſoeuvré:
Les Français, les Bretons, la vaſte Germanie,
La Pruſſe, tout le Nord, & la froide Scythie
Eprouvent de ces maux les cruelles rigueurs.
Mais la mort vainement exerce ſes fureurs;
Voici d'autres troupeaux, parés de leur jeuneſſe,
La Nature par eux réparera l'eſpece.

Cette calamité rappelle à mon eſprit
Les funeſtes fléaux dont la Pruſſe ſouffrit.

Citoyens malheureux! ô ma chere Patrie!
De votre triſte ſort mon ame eſt attendrie.
Le trépas n'épargnait le peuple ni les grands,
Et le Royaume en deuil déplorait ſes enfans.

Du mal contagieux l'attaque était ſubite,
De ceux qu'il atteignait la vie était proſcrite;
Une chaleur ardente à l'inſtant les brûlait,
L'haleine leur manquait, la ſoif les accablait,
Ils buvaient, mais hélas! nos fleuves, dans leurs courſes,
Sans éteindre leur ſoif, auraient tari leurs ſources;
Pareils à la fournaiſe où l'on verſe de l'eau,
Leurs entrailles ſentaient accroître un feu nouveau,
Leurs yeux étincelaient, leur gorge était aride,
Leur langue deſſéchée, & leur couleur livide;
L'un vers l'autre, en tremblant, ils étendaient les bras,
Ils portaient ſur leur front l'arrêt de leur trépas;
Ces cadavres vivans, dans des douleurs affreuſes,
Sentaient couvrir leurs corps de taches venimeuſes,
De ces charbons crevés ſortait un poiſon noir,
Ils mouraient dans les cris, & dans le déſeſpoir.

O temps infortunés, ô tems vraiment funeſtes!
Il n'était plus alors de Niſus ni d'Oreſtes;
Les noeuds de l'amitié, ceux de la parenté,
Rien ne pouvait lier le peuple épouvanté.
Faut-il le rapporter? ô comble de nos crimes!
On fuyait lâchement ces plaintives victimes
Qui ſentaient les fureurs de la contagion,
On les laiſſait mourir ſans conſolation:
La faim à tant de maux vint joindre ſa ſouffrance,
Alors de tous les coeurs diſparut l'eſpérance.

Peignez-vous, s'il ſe peut, les horreurs de ces tems,
Les places, les maiſons pleines de nos mourans,
Là le frere expirant ſur le corps de ſon frere,
Le cadavre du fils couvrant celui du pere;
Là les triſtes ſanglots, & les cris douloureux
Des lamentables voix qui s'élevaient aux cieux:
Voyez ce tendre enfant qui tette à la mammelle,
Il prend, ſans le ſavoir, une boiſſon mortelle;
Sa mere, défaillante & manquant de ſecours,
Veut même en expirant lui prolonger ſes jours.
Figurez-vous ces morts privés de ſépulture,
Et repréſentez-vous l'odeur infecte, impure
Qu'exhalaient dans les airs tant de corps empeſtés,
Ces paſſans par l'odeur à l'inſtant infectés.

Nos ſens n'étaient frappés que d'objets lamentables,
O jours trop déſaſtreux! ſpectacles effroyables!
A la ſombre lueur d'un funebre flambeau,
Une famille entiere eſt conduite au tombeau,
Et tous ceux qui lui ſont cette faveur derniere
Dans peu ſont tous portés au même cimetiere.
Là des monceaux de morts on détournait ſes pas,
Où fuir? hélas! par-tout on trouvait le trépas;
La mort, jusqu'aux ſaints lieux inſultant tout asile,
Fit un ſépulcre affreux de cette triſte ville *);
La peſte avait juré la mort des Pruſſiens,
Il nous reſtait ſi peu des anciens citoyens,
Par les meurtres nombreux qu'avait commis ſa rage,
Que ce pays déſert ſemblait un champ ſauvage.

Soit que la peſte alors, laſſe de ſes fureurs,
Terminât de nos maux les funeſtes horreurs,
Ou ſoit qu'elle perdit, par ce ravage inſigne,
De ſon poiſon mortel l'influence maligne,
Le mal finit enfin, & ſous un regne heureux **)
La Pruſſe répara ſon deſtin malheureux;
Le peu de citoyens qui des maux échapperent,
Secondés par le tems, depuis la repeuplerent:
La Nature attendrie, attentive à nos jours,
Sous le nom de l'amour vint à notre ſecours:
Tout le peuple nouveau dont la Pruſſe eſt remplie,
Au pouvoir de ce Dieu doit compte de ſa vie,
Et l'on n'apperçoit plus dans ces heureux Etats
Les traces qu'imprimait la fureur du trépas.

Si ces calamités troublaient l'ordre des choſes,
La main du Tout-puiſſant arrêterait leurs cauſes;
Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
N'eſt rien, quand on le voit d'un coup d'oeil général.

Que cette vérité, quoique dure & ſévere,
Ne nous éloigne point du plaiſir néceſſaire.
Le Sage gagne à tout, l'école du malheur
Lui ſert à mieux ſentir le vrai prix du bonheur:
Il ſait à quels dangers l'expoſe ſa nature,
Dans des jours fortunés diſciple d'Epicure,

*) *Koenigsberg.*

**) *Celui du feu Roi.*

Dans des jours déſaſtreux diſciple de Zénon,
Pour tous les cas prévus il arme ſa raiſon.

Oui, tels ſont nos devoirs, reſpectons en ſilence
Ces loix qu'à l'Univers donna la Providence,
De notre eſprit borné redoutons les erreurs,
Craignons de décider ſur tant de profondeurs,
Et ſoyons aſſurés, malgré nos cataſtrophes,
Que le Ciel en ſait plus que tous les Philoſophes.

XXV. Den 19 Juni 1760.

113ter Brief.

Einen Schriftſteller tadeln, iſt eine Beleidigung. Sollte nicht, einen andern loben, weit größere Beleidigung ſeyn? Ich müßte die Schriftſtellereitelkeit wenig kennen, wenn ich hieran zweifeln könnte. Wollte man nun den böſen Gott der Dummheit nur in etwas ſchonen, ſo müßte man ſparſam im Loben ſeyn, und Miene machen, als wenn man auch an dem beſten Schriftſteller etwas auszuſetzen fände. Verſtändige wiſſen ſchon, daß man öfters einen Unſchuldigen mit der Ruthe ſtreichen muß, wenn ein gezüchtigtes Kind zu ſchmollen aufhören ſoll.

Sie können nicht glauben, was das Beurtheilen für eine angenehme Beſchäftigung iſt, wenn man nichts als zu tadeln findet, und gleichwohl aus jedem Tadel einen verdrießlichen Streit entſtehen ſieht. Man müßte alle Geduld verlieren, wenn nicht dann und wann das Vergnügen zu loben wieder aufmunterte; aber wie ſelten kann man ſich dieſes Vergnügen machen? Ich lief ſeit einigen Tagen die Menge Neuigkeiten durch, die uns die Leipziger Meſſe hergegeben, um Ihnen das Merkwürdigſte mitzutheilen; und fand ein Schriftchen von vier kleinen Bogen, das mit ungemeinem Witze geſchrieben iſt. Es führt die etwas ſeltſame Aufſchrift: „Socratiſche Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zuſammen getragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuſchrift an Niemand und an Zween"*). Die Schreibart hat viel Ähnlichkeit mit der Winkelmann'ſchen: derſelbe körnigte, aber etwas dunkle Styl, derſelbe feine und edle Spott, und dieſelbe vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte des Alterthums! insbeſondere werden Sie bemerken, daß unſer Verfaſſer die naive Laune des Sokrates ſehr glücklich gefaßt hat. Die Schilderung, die er von deſſen Charakter macht, ſcheint nach dem Leben zu ſeyn.

Die „Zween", denen die zweite Zuſchrift gewidmet iſt, ſind Freunde des Verf., ein Paar Anbeter des Publikums, wie er

*) Amſterdam 1759. (Man ſieht Hamann als Verf. an. — D. H.)

sich ausdrückt, die er durch diese Pillen von dem Dienste der Eitelkeit zu reinigen wünscht. „Wo ein gemeiner Leser nichts „als Schimmel sehen möchte", spricht er, „wird der Affect der „Freundschaft Ihnen, meine Herren, in diesen Blättern vielleicht „ein mikroscopisch Wäldchen entdecken". Ich bin Einer von den gemeinen Lesern, und glaube dennoch ein sehr anmuthiges Wäldchen entdeckt zu haben, ob ich gleich gestehe, daß mir manche Stelle dunkel scheint, dazu vielleicht die „Zween" das Mikroskop in Händen haben. „Ich habe über den Socrates", fährt er fort, „auf eine socratische Weise geschrieben. Die Ana„logie war die Seele seiner Schlüsse, und er gab ihnen die „Ironie zu ihrem Leibe. — Socrates war, meine Herren, kein „gemeiner Kunstrichter. Er unterschied in den Schriften des „Heraklitus dasjenige, was er nicht verstand, von dem, was er „darin verstand, und that eine sehr billige und bescheidene Ver„muthung von dem Verständlichen auf das Unverständliche. Bey „dieser Gelegenheit redete Socrates von Lesern, welche schwimmen „könnten. Ein Zusammenfluß von Ideen und Empfindungen „in dieser lebenden Elegie vom Philosophen machte desselben „Sätze vielleicht zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Ge„meinschaft Brücken und Fähren der Methode fehleten". Richtiger kann man von den großen Wahrheiten und unzuverlässigen Beweisgründen des Sokrates nicht urtheilen!

In der Einleitung redet der Verf. von der philosophischen Geschichte: „weil Stanley ein Engländer, und Brucker ein „Schwabe ist; so haben beyde die lange Weile des Publicums „zu ihrem Ruhme vertrieben; wiewohl das Publicum auch für „die Gefälligkeit, womit es die ungleichen Fehler dieser National„schriftsteller übersehen, geübt zu werden, verdienet".

„Des Landes", fährt er fort, „ein Autor von encyclopi„schen Witze, hat eine chinesische Caminpuppe für das Cabinet „des gallomanischen Geschmacks hervorgebracht. Der Schöpfer der „schönen Natur scheint die größten Köpfe Frankreichs, wie „Jupiter ehemals die Cyclopen, zur Schmiede der Strahlen und „Schwärmer verdammt zu haben, die er zum tauben Wetter„leuchten und aetherischen Feuerwerken nöthig hat. — Ich glaube „zuverlässig, daß unsere Philosophie eine andere Gestalt nothwen„dig haben müßte, wenn man die Schicksale dieses Namens oder „Worts, Philosophie, nach den Schattirungen der Zeiten „Köpfe, Geschlechter und Völker, nicht wie ein Gelehrter oder

„Weltweiſer ſelbſt, ſondern als ein müßiger Zuſchauer ihrer olym„piſchen Spiele ſtudiert hätte, oder ſtudieren könnte". Wie ſeltſam! So iſt ein müßiger Zuſchauer, der dieſe olympiſchen Spiele ſo ſtudirt hat, kein Gelehrter? kein Weltweiſer? Man kann einem Geſchichtsſchreiber der Philoſophie ſchwerlich die Unpartheilichkeit zumuthen, die man von einem bürgerlichen Geſchichtsſchreiber fordert. Die Begebenheiten, die der Erſte erzählen ſoll, intereſſiren ihn allezeit mit, und er iſt entweder nicht unterrichtet, oder hat Partie ergriffen. Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß unſere philoſophiſche Geſchichte immer noch einer Geſchichte der Weltweiſen ähnlicher ſieht, als einer Geſchichte der Weltweisheit.

Von den Denkmälern des Alterthums, die verloren gegangen, ſagt der Verf.: „Wenn kein junger Sperling ohne un„ſern Gott auf die Erde fällt: ſo iſt kein Denkmal alter Zeiten „für uns verloren gegangen, das wir zu beklagen hätten. Sollte „ſeine Vorſorge ſich nicht über Bücher erſtrecken, da Er ſelbſt „ein Schriftſteller geworden, und der Geiſt Gottes ſo genau ge„weſen, den Werth der erſten verbothenen Bücher aufzuzeichnen, „die ein frommer Eifer unſerer Religion dem Feuer geopfert *)? „Wir bewundern es an Pompejus, als eine kluge und edle „Handlung, daß er die Schriften ſeines Feindes Sertorius aus „dem Wege räumte; warum nicht an unſerm Herren, daß er die „Schriften eines Celſus untergehen laſſen? Ich meine alſo nicht „ohne Grund, daß Gott für alle Bücher, worauf uns was ge„legen, wenigſtens ſo viel Aufmerkſamkeit getragen, als Cäſar „für die beſchriebenen Rolle, mit der er in die See ſprang, oder „Paulus für ſein Pergamen zu Troada **). — Wenn wir „mehr Werke der Alten hätten, als uns die Zeit hat ſchenken „wollen: ſo würden wir ſelbſt genöthiget werden, unſere Ladungen „über Bord zu werfen, unſere Bibliotheken in Brand zu ſtecken, „oder es wie die Holländer mit dem Gewürze zu machen". Er beſchließt ſeine Einleitung mit dieſen Worten: „Socrates beſuchte „öfters die Werkſtäte eines Gerbers, der ſein Freund war und, „wie der Wirth des Apoſtel Petrus zu Joppe, Simon hieß. „Der Handwerker hatte den erſten Einfall die Geſpräche des „Socrates aufzuſchreiben. Dieſer erkannte ſich vielleicht beſſer in

*) Apoſtelgeſch. 19, 19.

**) 2 Timoth. 4, 13.

„denſelben, als in Platons, bey deren Leſung er geſtutzt, und „gefragt haben ſoll: was hat dieſer junge Menſch im Sinn aus „mir zu machen? — Wenn ich nur ſo gut als Simon der „Gerber meinen Held verſtehe!"

Der ſokratiſche Unterricht iſt jederzeit mit den Hebammenkünſten verglichen worden. Dieſen Begriff will der Verf. in dem erſten Abſchnitte entwickeln. „Wie der Menſch", ſpricht er, „nach der Weisheit Gottes erſchaffen worden, ſo ſcheinet der Leib „eine Figur oder ein Bild der Seele zu ſeyn. Wenn uns un„ſer Gebein verholen iſt, weil wir im Verborgenen gemacht, „weil wir gebildet werden unter der Erde; wie viel mehr wer„den unſere Begriffe im Verborgenen gemacht, und können als „Gliedmaaſſen unſeres Verſtandes betrachtet werden. Daß ich „ſie Gliedmaaſſen des Verſtandes nenne, hindert nicht, jeden „Begrif als eine beſondere und ganze Geburt ſelbſt anzuſehen. „Socrates war alſo beſcheiden genug ſeine Schulweisheit mit der „Kunſt eines alten Weibes zu vergleichen". Der Gedanke iſt völlig im ſokratiſchen Sinn, aber, wie mich dünkt, von dem Verf. nicht in ſeinem vortheilhafteſten Lichte gezeigt worden. Unſer Lernen, behauptete Sokrates, ſei nur ein bloßes Erinnern; denn der Saame aller Begriffe, die wir erlangen, liegt von je her in der Seele, und wartet nur auf die Gelegenheit, die ſein Aufkommen befördert: ſo wie die Frucht im Mutterleibe ſchon die Grundbildung des künftigen Mannes enthält, und nur die Hand der Zeit und Gelegenheit erwartet, um ſich in größere Theile auseinanderzuwickeln. Dieſes zu beweiſen, verrichtete er einſt ſeinen Hebammendienſt bei den Knaben ſeines Wirths, und lockte durch bloßes Fragen einen tiefſinnigen mathematiſchen Satz aus dem Munde eines Unwiſſenden, der kaum wußte, was Länge und Breite ſei. Er war alſo nicht beſcheiden, ſondern nach ſeiner Lehrmeinung aufrichtig genug, ſeine Schulweisheit mit der Hebammenkunſt zu vergleichen.

Über die liebloſe Beſchuldigung einiger Neuern, davon man weder in der Anklage des Anytus, noch in dem ariſtophaniſchen Pasquill die mindeſte Spur findet, erklärt ſich der Verf. folgendergeſtalt: „Bey der Bildhauerkunſt, in welcher Socrates erzogen „worden, war ſein Auge an der Schönheit und ihren Verhält„niſſen ſo gewöhnt und geübt, daß ſein Geſchmack an wohlge„bildeten Jünglingen uns nicht befremden darf. Wenn man „die Zeiten des Heidenthums kennet, in denen er lebte; ſo iſt

„es eine thörichte Mühe ihn von einem Laſter weis zu brennen, „das unſere Chriſtenheit an Socrates überſehen ſolte, wie „die artige Welt an einem Touſſaint die kleinen Romanen „ſeiner Leidenſchaften, als Schönflecken ſeiner Sitten.— „Daß er das ihm beſchuldigte Laſter gehaßt, wiſſen wir aus „ſeinem Eifer gegen daſſelbe, und in ſeiner Geſchichte ſind Merk„male ſeiner Unſchuld, die ihn beynahe losſprechen. Man kann „keine lebhafte Freundſchaft ohne Sinnlichkeit fühlen, und eine „metaphyſiſche Liebe ſündiget vielleicht gröber am Nervenſaft, „als eine thieriſche an Fleiſch und Blut. Socrates hat alſo „ohne Zweifel für ſeine Luſt an einer Harmonie der äuſſerlichen „und innerlichen Schönheit in ſich ſelbſt leiden und ſtreiten müſſen".

Ein Hauptzug in dem Charakter des Sokrates iſt ſeine vorgebliche Unwiſſenheit. Kriton ſoll die Koſten hergegeben haben, ihn von einer anſehnlichen Anzahl von Lehrmeiſtern und Lehrmeiſterinnen unterrichten zu laſſen; und gleichwohl blieb Sokrates, ſeinem eigenen Vorgeben nach, unwiſſend. „Das Loos der „Unwiſſenheit und die Blöſſe derſelben", ſagt unſer angenehmer Schriftſteller, „macht eben ſo unverſöhnliche Feinde, als die Überlegen„heit an Verdienſten und die Schau davon. War Socrates wirklich „unwiſſend; ſo muſte ihm auch die Schande unwiſſend ſeyn, die „vernünftige Leute ſich ergrübeln, unwiſſend zu ſcheinen".

Die Erläuterungen, die der Verf. von dieſem ſonderbaren Geſtändniſſe des Sokrates giebt, ſind ſo gründlich, ſo ſehr in dem Charakter des Sokrates, daß ſie einen vertrauten Schüler deſſelben verrathen, der ihm ſogar einen Theil ſeiner glücklichen Unwiſſenheit abgelernt hat. Ich muß heute wider meine Gewohnheit bloß abſchreiben; ein ander Mal will ich Gloſſen machen, wenn ich einen ſchlechtern Autor vor mir habe. — Nachdem der Verf. die Unwiſſenheit des Sokrates mit dem Orakelſpruche ſowohl als mit der Überſchrift des Tempels verglichen, und nach Anleitung der bekannten „Apologie des Sokrates" dargethan, daß ihn das Orakel nur deswegen den weiſeſten unter allen Sterblichen genannt, weil er ſich ſelbſt kennt, und weiß, wie wenig er weiß; ſo fährt er fort, dieſen Wahlſpruch des Weltweiſen aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, nämlich ſo, wie er ſich deſſen gegen die Sophiſten ſeiner Zeit bediente.

„Wir wollen annehmen", heißt es, „daß wir einem Unbe„kannten ein Kartenſpiel anböthen. Wenn dieſer uns antwortete: „Ich ſpiele nicht; ſo würden wir dieſes entweder auslegen

„müssen, daß er das Spiel nicht verstünde, oder eine Abneigung „dagegen hätte, die in öconomischen, sittlichen oder andern Grün„den liegen mag. Gesetzt aber ein ehrlicher Mann, von dem „man wüßte, daß er alle mögliche Stärke im Spiel besässe, und „in den Regeln sowohl, als verbotenen Künsten bewandert wäre, „der aber ein Spiel niemals anders als auf den Fuß eines un„schuldigen Zeitvertreibs lieben und treiben könnte; gesetzt dieser „Mann würde in einer Gesellschaft von feinen Betriegern, die „für gute Spieler gelten, und denen er von beyden Seiten ge„wachsen wäre, zu einer Partey mit ihnen aufgefordert. Wenn „dieser sagte: ich spiele nicht; so würden wir mit ihm den „Leuten ins Gesicht sehen müssen, mit denen er redet, und seine „Worte ergänzen können: ich spiele nicht; nemlich, mit sol„chen als ihr seyd, welche die Gesetze des Spiels brechen, und „das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein Spiel anbietet; so „ist unser gegenseitiger Vergleich, den Eigensinn des Zufalls für „unsern Meister zu erkennen; und ihr nennet die Wissenschaft „eurer Finger Zufall, und ich muß ihn dafür gelten lassen, wenn „ich nicht will die Gefahr wagen, euch zu beleidigen, oder die „Schande wählen, euch nachzuahmen. — In diese rauhe Töne „läßt sich die Meynung des Socrates auflösen, wenn er den „Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, sagte: ich weiß nichts. „Daher kam es, daß dis Wort ein Dorn in ihren Augen, und „eine Geissel auf ihren Rücken gewesen. — Die alten und neuen „Skeptiker hingegen mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut „der Socratischen Unwissenheit einwickeln, so verrathen sie sich „durch ihre Stimme und Ohren. Wissen sie nichts; was braucht „die Welt einen gelehrten Beweis davon? Ihr Heucheltrug ist „lächerlich und unverschämt. Wer aber so viel Scharfsinn und „Beredsamkeit nöthig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu „überführen, muß in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen „gegen die Wahrheit derselben hegen".

Dem letzten Grund mehr Nachdruck zu geben, behauptet der Verf. einen Satz, welcher einer Sophisterei nicht unähnlich sieht: „was man glaubt, hat nicht nöthig bewiesen zu „werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen seyn, „ohne deswegen geglaubt zu werden, — ja man kann den Be„weis eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beyfall zu „geben". Wie will sich denn der Verf. Rechnung machen, daß der seinige Beifall erhalten wird? Sokrates hätte sich auf

Anhörung deſſelben in ſeinen Mantel eingewickelt, und ſeinem Schüler ſelbſt entgegengerufen: ich weiß nichts.

Man kann an das ſchimpfliche Ende dieſes ehrlichen Weiſen nicht denken, ohne dem menſchlichen Geſchlechte ein wenig gram zu werden. Der Verf. wird ordentlich bitter, und fügt ſeinem Werkchen eine Schlußrede an, die eine miſanthropiſche Laune verräth: „wer nicht vom Broſamen oder Allmoſen, auch nicht vom „Raube zu leben, und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, „iſt nicht geſchickt zum Dienſte der Warheit; der werde frühe! ein „vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder „lerne Bücklinge machen und Teller lecken; ſo iſt er für Hunger „und Durſt, für Galgen und Rad ſein lebelang ſicher.

„Iſt es wahr, daß Gott ſelbſt, wie es in dem guten Be„kenntniſſe lautet, das er ableget; iſt es wahr, ſage ich, daß „Gott ſelbſt dazu ein Menſch wurde und dazu in die Welt „kam, „daß er die Währheit zeugen möchte"; ſo brauchte es „keine Allwiſſenheit vorher zu ſehen, daß er nicht ſo gut wie „Socrates von der Welt kommen, ſondern eines ſchmählichern „und grauſamern Todes ſterben würde, als der Vatermörder des „allerchriſtlichſten Königs, Ludewigs des Vielgeliebten, der ein „Urenkel Ludewigs des Groſſen iſt. — Plato läßt ſich im „2ten Buche ſeiner Republik eine ähnliche Bitterkeit entfahren. „„Ein Gerechter von dieſer Beſchaffenheit", legt er ſeinem Bruder „Glaucon in den Mund, „ſtehet in Gefahr, ſein Leben in „„beſtändigen Quaalen hinzubringen; gegeiſſelt, gefoldert, in „„Feſſeln geſchmiedet, ſeiner Augen beraubt zu werden, und end„„lich ſein elendes Leben auf dem Rade zu beſchlieſſen; um da„„durch zu lernen, daß man nicht gerecht zu ſeyn, ſondern nur „„zu ſcheinen ſtreben müſſe"", u. ſ. w.

Ich wünſche, daß unſer Verf. ſein Miniaturgemälde ins Große bringen wolle, damit die edlen Züge deſto deutlicher werden, die er jetzt kaum hat anzeigen können.

Aus dem VII. Theil.

I. Den 3 Juli 1760.

115ter Brief.

Der Sohn des Sophroniscus hat dieses Mal mehr als Einen Schriftsteller beschäftigt. Außer den „Denkwürdigkeiten", die ich Ihnen letzthin empfohlen, hat ein gewisser W... „die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde", 32 an der Zahl, geschrieben, und zu Zürich bei Orell u. Co. drucken lassen. Was meinen Sie? 32 sokratische Gespräche! alle von eigener Erfindung, ohne dem Xenophon oder dem Plato im geringsten nachgeahmt zu haben; alle vermuthlich so interessanten Inhalts, als Platons Apologie, Criton und Phädon! denn es sind die „letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde"; — was für Erwartung muß ein solches Werk bei einem Menschen erregen, dessen angenehmste Beschäftigung ist, sich von Sokrates zu unterhalten? Was noch mehr? der Anfangsbuchstabe W. und der Ort Zürich schien mir einen Mann zu verrathen, der in Athen nicht anders als in seinem Vaterlande zu Hause ist, und insbesondere beim Plato, so zu sagen, in die Schule gegangen seyn muß; denn wer beruft sich mehr auf die Alten als die Herren Zürcher? und wer unter den Zürchern mehr auf den Plato als Herr Wieland? Mit diesen Hoffnungen schmeichelte mir das Titelblatt, und ich las — aber nicht weit; denn ich fand mich nur gar zu bald betrogen. Unmöglich kann Wieland der Verfasser seyn *); denn Wieland muß wenigstens wissen, wer Sokrates und seine Freunde gewesen, und was ein sokratisches Gespräch sei?

*) Man vergleiche jedoch unten den 124sten Brief, wo M. M. mit iemlicher Bestimmtheit auf Wieland als den Verfasser hindeutet.
Anm. des Herausgebers.

Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich auf einem Parterre (denn Sie müssen wissen, daß diese Gespräche zu einem Trauerspiele angelegt gewesen, und noch jetzt einige Merkmale ihrer vorigen Bestimmung an sich tragen); der Vorhang würde aufgezogen, und ein alter unscheinbarer Mann, „der aus einer „öffentlichen Versammlung des Volks tritt", eröffnete die Scene mit folgenden Worten: „Nicht umsonst hat man mich gewarnet, „als ich vorhatte, in diese ungestüme Versammlung zu gehen, „welche ihre Schmeichler das weise und mächtige Athen betiteln, „die Weisheit aber nur als einen Haufen Aufrührer gegen ihre „geheiligte Gesetze betrachtet. O ihr unsterblichen Götter, mit „welch ehrnen Banden habet ihr den Weisen an den Ort seiner „Geburt geheftet! Beschwerde, Armuth, Verachtung, ja was „noch unendlich schwerer, als dieses alles zu ertragen ist, Toll„heit, Raserey und das Laster selbst" u. s. w. Was dächten Sie wohl, wen dieser lieblose Mann vorstellen will? den Sokrates? O auf diesen wären Sie unmöglich gekommen! Erstlich ist der Sohn des Sophroniscus sein Lebelang in keine öffentliche Versammlung gekommen, und zwar aus sehr triftigen Ursachen, wie er in seiner Apologie sich deutlich genug erklärt; zweitens hat der Weiseste unter allen Griechen sich niemals so harte und lieblose Urtheile erlaubt. Er war menschlich genug, menschliche Schwachheiten zu ertragen; und von der Misanthropie, nach seinem eigenen Ausdrucke, eben so sehr entfernt als von der Misologie. Über Armuth konnte er sich nicht beschweren, denn er hatte sie freiwillig gewählt. „Beschwerden, Armuth, Verachtung"! was für Klagen in dem Munde eines Sokrates! Lieber möchte ich einen Alexander über das Ungemach des Kriegs klagen hören!

Athen nennt der deutsche Sokrates geradeweg einen „Haufen Aufrührer gegen die Gesetze". Wie wild! wie ausgelassen! So allgemein und so unglimpflich hat der griechische Weltweise niemals geurtheilt. „Wenn ich Einem von euch begegne", sagte dieser zu seinen Richtern, die er auf keinerlei Weise schonte, so rede ich ihn an: „vortrefflicher Mann! du bist ein Bürger zu „Athen, in einer Stadt, die an Weisheit und an Macht die „größte und berühmteste ist; und du schämst dich nicht, dein „Dichten und Trachten auf übermäßige Reichthümer, Ruhm und „Ansehen zu verwenden, ohne dich um Weisheit, Wahrheit, und „Besserung deiner Seele im geringsten zu bekümmern?" So

redete der Grieche; und der überstrenge Deutsche sagt, die Schmeichler nennten Athen „die weise und mächtige Stadt".

Das Todesurtheil war ihm schon gesprochen, und Sokrates blieb in der Hochachtung gegen seine Vaterstadt noch so unveränderlich, daß er es für Hochverrath hielt, sich dem ungerechtesten Urtheile seiner Nebenbürger zu entziehen, und für Undankbarkeit, sich darüber zu beschweren. Wer den Criton des Plato gelesen, der weiß, mit welcher göttlichen Beredsamkeit sich Sokrates wider den Crito der Vaterstadt angenommen. Der härteste Ausdruck wider die Athenienser, der ihm in der letzten Stunde entfahren, war dieser: „Simmias! rede mir nicht mehr von den „Athenienſern; denn sie wissen nicht, wer sich nach dem Tode „sehnet, noch wer ihn verdient". „Wir haben jetzt von andern „Dingen zu reden", setzt er hinzu, „χαίρειν εἰπόντες ἐκείνοις".

An dieser Sanftmuth erkenne ich den Weisen, aber nicht an dem Ungestüme, mit welchem ihn Hr. W. zu athenienſischen Vorstehern sagen läßt: „Wenn das Verderben in einem Staate „die Oberhand gewinnet; so ist es eines jeden ehrlichen Mannes „Pflicht, denselben nach allen seinen Kräften zu steuern. Es ist „Hochverrath, wenn er dieses unterläßt", worüber er ihn in der „olge sich noch deutlicher erklären läßt: „Ich rede von dem Vor„zug, welchen die Grossen bey allen Anlässen ihren eigenen An„gelegenheiten über die wahre Wohlfarth des Staats beylegen. „Sie gehen in der Republik auf Beute aus, wie in einem er„oberten Lande, und ein jedes neues Amt, welches sie erhaschen, „ist die Frucht ihrer neuen Arglist, durch welche sie endlich das „gemeine Wesen zu ihrem Eigenthume gemacht haben".

Überhaupt läßt Hr. W. seinen Sokrates bei allen Gelegenheiten die Regierung seiner Vaterstadt tadeln und seinen Freunden und Nebenbürgern mit verhaßten Farben abmalen. Solche Denkungsart möchte einem Cato, einem Brutus, und allenfalls einem Cicero anstehen; aber Sokrates ist mir von einer ganz andern Seite bekannt. Er hütete sich, jemals von öffentlichen Angelegenheiten zu reden, oder von der Staatsverfassung Athens seine wahre Meinung zu sagen. „Vielleicht dürfte es ungereimt „scheinen", sprach er zu seinen Richtern, „daß ich einzelnen Bür„gern nachlaufe, um sie zu vermahnen; und mich noch nie in „eine öffentliche Versammlung gewagt habe, der gesammten „Bürgerschaft zu rathen. Doch ihr wißt, Athenienser! wenn ich „mich in eure öffentlichen Händel gemischt hätte, so wäre es

„längst um mich geschehen gewesen, und ich hätte weder euch „noch mir den geringsten Nutzen gestiftet. Werdet nicht unge„halten, wenn ich die Wahrheit rede. Der macht es gewiß nicht „lange, der sich euch oder einem andern Volke öffentlich wider„setzt, und durchaus in Staatsangelegenheiten keine Ungerechtig„keit oder Unbilligkeit zu dulden gedenkt. Wer für die Gerech„tigkeit streiten und nicht sogleich umkommen will, der muß alle „Staatsangelegenheiten meiden, sich unter Privatleuten halten „und bloß mit Privathändeln abgeben. Ich kann euch hiervon „große Zeugnisse anführen, keine Vernunftgründe, sondern (was „ihr höher schätzt) Begebenheiten" u. s. w.

Unser deutscher Sokrates ist auch weit so unwissend nicht in seinen Augen, als der griechische, gewesen. Die großen Worte Weisheit und Tugend führt er beständig im Munde, redet von sich beständig wie von einer dritten Person: der Weise; ist übermüthig genug, einem Menschen, der ihn eigensinnig schilt, zu antworten: „es ist nur die Schuld der Thoren, wenn „der Weise sonderbar, oder eigensinnig scheinet"; stolz genug, zu einem Priester der Minerva zu sagen: „Ich habe mein ganzes „Leben der Betrachtung der Weisheit geweihet, welche die be„ständige Bemühung der Miverva ist. Ich bin in ihrem ge„heimen, in ihrem vertrautesten Umgange mehr Tage gewesen, „als du vielleicht Stunden in ihrem Tempel zugebracht" (o des unverschämten Prahlers!); und eitel genug, sich von seinen Schülern Elogen vorschmeicheln zu lassen, die ein ehrlicher Mann, ohne zu erröthen, weder sagen noch anhören kann. Plato wollte in seinen Tischgesprächen den Sokrates vom Alcibiades loben lassen. Was für Kunst hat der Mann gebraucht, bei dieser Gelegenheit alle Unanständigkeiten zu vermeiden! Er läßt den Alcibiades halb berauscht in die Versammlung kommen, damit ihm desto mehr Freiheit geziemen und vom Sokrates selbst gelassen werden könnte. „Du", spricht er zum Sokrates, „laß „mich ausreden. Ich rede die Wahrheit, und das wirst du mir „hoffentlich nicht verbieten. Wein und Jugend sind beide frei„müthig und lieben die Wahrheit; — laß mich nur ausreden" u. s. w. Diese Anstalten braucht Hr. W. überall nicht. Die Freunde Sokrates sind ihm Leute, die ihren Lehrer vergöttern, und Sokrates selbst ein Mann, der sich nicht ungern vergöttern läßt. — Er wollte seinen Vorgängern, den Platons und

Xenophons, nichts zu verdanken haben; und war vielleicht eigensinnig genug, nicht einmal die Charaktere der Hauptpersonen von ihnen zu borgen.

116ter Brief.

„Die Sprache des Sokrates", sagt Alcibiades beim Plato, „gleicht vollkommen einem hohlen Satyr, der dem Bilde „einer Gottheit zur Schale dient. Wer ihn das erste Mal „reden hört, dem möchte er lächerlich scheinen; denn alle seine „Worte und Reden sind wie in das Fell eines plumpen Satyrs eingehüllt. Er redet von niedrigen und gemeinen Dingen, „und seine Beispiele sind alle aus den Werkstätten verächtlicher „Künstler; also daß Leute, die ihn nicht recht verstehen, über „ihn lachen müssen. Wer aber durch die Schale hindurch bis „auf den Kern bringt, der wird einen großen Sinn, eine innere „Seele gewahr; der findet das Göttliche darinnen, welches vortreffliche Tugendlehren und höchst nützliche Vorschriften des „Guten und Schönen enthält". Unser deutscher Plato aber, Hr. W., giebt seinem Sokrates eine blumige und stolzirende Sprache, die den plumpen Satyr von außen ganz verläugnet, aber von innen nur desto mehr verräth. Der steife Eigensinn und der unerträglichste Stolz leuchtet aus allen seinen Predigten hervor. Der erhabene Schwätzer mag noch so sehr mit den Worten Tugend und Weisheit um sich werfen, man merkt es, daß der Ehrgeiz noch heimlich in seinem Busen lauert; und seine Unwissenheit versäumt keine Gelegenheit, sich zu zeigen, so sehr er sie zu verhüllen gedenkt.

Hier sind einige Proben von der Sprache und zugleich von der Denkungsart unseres Sokrates. „Warlich unsere Namen", spricht er zum Euripides, „werden in dem Verzeichniß der Weisen, „der guten Bürger von Athen stehen, wenn die Titel unserer „mächtigen Spötter unter dem Schutt ihrer prächtigen Paläste „einmal verscharret sind. Alle Gewalt, alle unsinnige Gewalt „der Tyrannen ist, mit Ströhmen Blut, die sie vergiesset, nicht „fähig, den Namen eines einzigen Weisen aus den Büchern der „Unsterblichen zu löschen. Die Tugend aber, welche ihm diese „Vorrechte verleihet, ist noch unendlich mächtiger. Sie gebietet

„der Zeit, und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von derselben „gilt mehr, als alle Befehle ihrer stärksten Feinde. Wir haben „Freunde und Schüler, die niemals aufhören werden, die geheiligten Rechte der Tugend mit einer göttlichen Beredsamkeit und „einem noch göttlicheren Leben zu vertheidigen. Die Tugend, „welche sie durch ihre weisen Übungen selber ernähren, wird zu „riesenmäßiger Stärke anwachsen. Sie wird mit ihren Machtsprüchen alle niederträchtige Gewalt neben sich zu Boden schla„gen. Die Sachwalter des Lasters werden verstummen; und „der falsche, der boshafte Witz wird aus Verweiflung seine freche „Stirne in den Schleyer der abergläubischen Andacht, oder in „die Mine eines ausgelassenen Zottenreissers verstecken müssen". Schön gedacht! die Tugend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen, wird das Laster zu Boden schlagen, und keinen falschen Witz neben sich dulden, als denjenigen, welcher entweder heuchelt oder Zoten reißt! Welcher Triumph für die Tugend!

In einem Monologe declamirt Sokrates: „O unschätzbares „Kleinod meines Lebens, göttliche Tugend! Wie unwidertreiblich „ist deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der Stich einer „Natter, deren Gift alle Nerven durchdringt" (nicht doch! die Nerven eines Sokrates sind gegen Verspottung ganz unempfindlich; die Liebe zur Weisheit vergleicht er beim Plato mit einem Natterstiche; denn sie durchdringt das Innerste des Menschen, und läßt ihm keine Ruhe); „und dennoch vermag sie nicht, den „Weisen zu einer einigen niederträchtigen That zu bewegen. „Gehet, ihr Bezwinger der Städte, und zeiget eine Standhaftigkeit, die einer solchen gleiche. Ihr gebraucht zehn tausend „Hände, und noch so viel Rüstzeuge, eine schwache Mauer niederzureissen. Der Tugendhafte aber bedarf nur sich selbst, „nur die Kräfte seines Verstandes und Gemüths, und seine „Seele, das unveränderlichste unter allen Geschöpfen, um das „Laster, die scheußlichste unter allen Bestien, zu bezähmen". Und was meinen Sie, von welcher göttlichen That jetzt Sokrates zurückkommt, daß er sich ein solches Triumphlied singt? Er hat sich mit dem Aristophanes gezankt; der Comödienschreiber hat gespottet, und der Weltweise geschimpft. — Doch ich bin Ihnen von dieser Unterredung des Sokrates mit dem Aristophanes eine ausführlichere Nachricht schuldig.

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 10 Juli 1760.

Beschluß des 116ten Briefes.

Wem der feine ironische Geist des Sokrates nicht unbekannt ist, der wird allezeit vermuthen, Aristophanes selbst würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten seyn, und Sokrates würde nachgeben; zuletzt aber müßte sich der lustige Aristophanes so in die Enge getrieben sehen, daß er entweder beschämt dastehen, oder die Laune verändern und böse werden müßte. Diesen Ausgang hätte ich mir von der Unterredung des Sokrates mit dem Aristophanes versprochen. Allein was für eine elende Figur läßt Hr. W. seinen Sokrates machen! Sein Aristophanes ist zwar ein ziemlich schaler Spötter, dem weder Witz noch Einfall zu Dienste sind; allein sein Sokrates ist noch weit abgeschmackter. Hier ist ein Auszug aus dem Gespräche.

Aristophanes.

„Ist es einem geringen Dichter erlaubt, von dem Könige „der Athenienfischen Weisen ein Verhör zu empfangen, so wollest „du, Socrates! mir eine Bitte gewähren, die ich schon lange bey „dir abzulegen im Sinne hatte. Ich möchte gern in meiner „Kunst vollkommen seyn, und ich weiß zu dieser Absicht kein „eigenthümlicheres Muster, als deine Person und ganzes Be„tragen auszuwehlen. — Ich würde mein ganzes Theater um „eine Person geben, die mit einem Angesicht, wie das deinige „ist, ein solches steifes Wesen, eine solche ernsthafte Gravität „zu verbinden wüßte. Das Lächerliche giebt niemals mehr Be„lustigung, als wenn es neben dem übertriebenen Stolze stehet „oder solcher selber ist".

Wie armselig! Sokrates mußte mit einem so unwitzigen Lustigmacher nothwendig Mitleiden haben, oder über ihn lachen; allein Hr. W. läßt ihn steif und gravitätisch antworten:

„Es ist wahr! Aristophanes, du weist deine Kunst noch „nicht aus dem Grunde, weil du sie an dem unrechten Ort

„anwendest, wo die gemeine Anständigkeit der Sitten dir dieses „Spiel verbietet".

Aristophanes.

„Verzeihe mir, Socrates, daß ich mich bey deinem Antlitz „ein wenig geirret habe; ich glaubte einen Mimum zu sehen". (Dieß paßt vortrefflich auf die Antwort des Sokrates! Hr. W. dialogirt meisterhaft!) „Man muß selber einen Dämon besitzen, „wenn einem die Tugend dabey zu Sinne kommen soll. Wenn die „Weisheit in einer solchen Gestalt erschiene, so müßte man einen „dichten Schleyer über sie werfen, damit solche niemand an statt „eines Hermas oder Priapus aufstellen möchte".

Konnte der griechische Sokrates über diese Zunöthigung sich entrüsten? Gewiß nicht! Sein Geliebter und Lehrjünger hat ihm sehr oft gesagt: „du siehest der Bildung nach völlig so aus, „wie der Satyr Marsyas". Er selbst hat einem Gesichtsdeuter eingestanden, daß er eine unglückliche Physiognomie habe, und seiner Gesichtsbildung nach für den niederträchtigsten Menschen zu halten sei. Doch Hr. W. läßt seinen Weisen alle Contenance verlieren. Wie ungeberdig er sich stellt!

Socrates.

„Die Schönheit des Körpers, o Aristophanes, ist ein zwey„deutiges Kennzeichen der Tugend und Weisheit. Die Seele hat „Schönheiten, die ihr eigenthümlich sind, und nur von denen „gesehen werden, welche durch die schwarzen Wolken der sicht„baren Dinge bis in das Heiligthum der Götter hindurch schauen. „Ein solches Gesicht aber verleihen dieselben keinem, der durch „einen liederlichen Leichtsinn sich ihres seligen Umgangs unwürdig „macht".

Nach einem langen Wortwechsel über die Pflicht des komischen Dichters, der von der einen Seite mit Bitterkeit und von der andern mit Niederträchtigkeit geführt wird, fährt endlich Sokrates fort:

„Die schöne Tugend, welche einem jeden Weisen Ruhe „und sanfte Bewußtheit seiner guten Thaten zuwinkt, wird un„ter dem wilden Getümmel der gröbern Leidenschaften gänzlich „aus den Augen verlohren. Wie unersetzlich aber ist dieser Ver-

„luſt! Welch ein unendlicher Unterſchied der frohen Ehrlichkeit, „mit leiſen, aber ſichern Schritten in ſeinem ganzen Leben zu „folgen, oder ſich in den Netzen ſeiner eigenen Schalkheiten und „Verſtellungen zu verſtricken! Über wen meineſt du, Dichter, „daß die Götter mit mehrerer Verachtung herabſchauen; über eine „Welt, da das Gute ſich zu dem Böſen nach dem genaueſten „Ebenmaaß verhält; oder über einen Taumelnden, deſſen Leicht„ſinn gröſſer denn alle Ungereimtheiten der Welt iſt?" Verſtehen Sie dieſes prächtige Geſchwätz? Ich nicht, und Ariſtophanes muß es eben ſo wenig verſtanden haben, denn er verſetzt darauf:

Ariſtophanes.

„Ich glaube, daß ein philoſophiſcher Schwärmer, nach dem „Urtheil des Minos ſelbſt, in dem Quartier der glückſeeligen „Thoren den oberſten Platz verdiene"; eine Antwort, die auf das Vorhergehende ſo wenig zu paſſen ſcheint, daß Sokrates wohl thut, eben ſo einmal à propos zu erwiedern:

Socrates.

„Du redeſt, als wenn die Rachgöttinnen dich ſchon hier „auf Erden zu ihrem Geheimſchreiber erwehlet hätten; ich glaube „aber gewiß nicht, daß ſich ein Comicus zu dieſem Berufe „ſchickte".

Ariſtophanes.

„Ich vermag vielleicht, ohne dieſe Stelle zu haben, manchen „Aufgeblaſenen mit leichter Mühe vor mir zittern zu machen".

Socrates.

„Die Stralen, welche aus einem comiſchen Theater her„vorbrechen, können die Gedanken desjenigen nur nicht zerſtreuen, „der bey des Jupiters ſeinen unbeweglich ſtehet". Abenteurlicher konnte ihn Ariſtophanes in den „Wolken" ſelbſt nicht ſprechen laſſen!

Sie ſetzen ihre Unterredung fort; ich aber will hier abbrechen, und Ihnen nur noch den Schluß dieſes ſeltſamen Auftritts herſetzen:

Aristophanes.

„Mein gröster Fehler, o Socrates, ist, daß ich aus einem „unbesonnenen Mitleiden gegen unglückliche Thoren dieselbe bey „gegebenen Anlässen nicht derbe genug durchziehe. Ich verspreche „dir, daß ich gewiß das nächste mal nicht in diesen Fehler fallen „werde".

Socrates.

„Du wirst einen gesetzten Muth vor dir finden, an dem „dein ganzer lasterhafter Witz stranden wird".

Aristophanes.

„Das Urtheil der Menge wird es ausmachen, wie wohl „oder übel er angebracht ist". Er tritt ab, und Sokrates hält seiner Standhaftigkeit eine Lobrede, die ihr desto schmeichelhafter seyn muß, je weniger sie dieß Mal Lob verdient. Sie haben diesen Monolog bereits gelesen.

117ter Brief.

Hat Hr. W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zurichten können, warum suchte er nicht wenigstens die große Manier im Dialogiren zu erreichen, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich, herbeizuführen, die Materie unter die unterredenden Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß denken und gelegentlich sprechen zu lassen; und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltigen Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, den man zurückgelegt, ganz übersehen konnte. — Sokrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte; und wenn ein Mißtrauen entstand, so erlaubte

er ihm zurückzukehren, um, wenn er es für nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er darein, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementartheile aufzulösen; so wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fing sodann von dem Bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab; und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele.

Es gehört freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese Manier zu eigen zu machen; und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen, so steht es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich darin ist. Allein ein Verfasser „sokratischer Gespräche" muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Hr. W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen, so verdient seine Nachläßigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht. Doch was rede ich von Nachläßigkeit? Hr. W. scheint von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begriff zu haben. Sie finden in seinen 32 Gesprächen nicht nur keine Spur von der feinen sokratischen Manier, sondern Sie werden die gemeinsten dialogischen Tugenden vermissen, ohne welche ein Gespräch weit langweiliger wird als der langweiligste Discurs. Alle Personen unsers Verfassers lehren aus Einem Tone; die Charaktere sind ohne Leben, die Gesinnungen ohne Wahrheit, und der Ausdruck ohne Natur. Zum Unglück hat er seine, so schon ungelenkige Sprache durch eine Menge poetischer Blümchen noch weit unnatürlicher gemacht.

Sie wissen doch, was ich hier unter poetischen Blumen verstehe? Nicht die feurige Sprache eines Weltweisen, den die Wahrheit begeistert hat! nicht die strömende Beredsamkeit, die aus dem Herzen quillt und sich ins Herz ergießt! Ich müßte weder den Plato noch den Shaftesbury kennen, wenn ich diese tadeln wollte. Ich rede von dem schwerfälligen, neumodischen Styl, durch welchen sich unsere Prosaschreiber ein Ansehen zu geben glauben; von der seltsamen Gewohnheit, die gemeinsten Gedanken in einem Schwall von prächtigen Worten gleichsam zu ersticken, um den Leser weiß zu machen, er habe was wichtiges gelesen; diese Schreibart ist, um mich mit Dr. Young

auszudrücken, für alle übrige Arten von Prosa eine böse Krankheit, für das Gespräch aber der völlige Tod.

Sie haben in meinen vorigen Briefen einige Proben von der Schreibart und vom Dialogischen des Hrn. W. gesehen. Reichen diese nicht zu, meine Kritik zu rechtfertigen? Hier sind noch einige!

Gleich im ersten Gespräche sagt Antisthenes zu seinem Lehrmeister: „Du allein, o Socrates, hast mich zum Menschen „gemacht! Daß mein Gemüth, wie ein diamantner Fels, allen „Wellen des Unglücks Trotz bietet, bin ich nicht meinem leiblichen Vater, sondern dir und deiner wunderbaren Kunst allein „schuldig, die das härteste Gemüth und meinen eisernen Sinn „deiner göttlichen Gewalt unterworfen. Du hast meine Seele „mit Standhaftigkeit als mit einem Panzer von geschliffenen „Stahl gegen alle Anfälle des Unglücks ausgerüstet. Ich bin „ein Held und ein Überwinder meiner selbst, und aller widrigen „Sorgen, unter deiner Anführung geworden". Was für Tautologien! diamantner Fels, das härteste Gemüth, eiserner Sinn, Panzer von geschliffenem Stahl, wunderbare Kunst, göttliche Gewalt, Wellen des Unglücks, Anfälle des Unglücks, ein Held, ein Überwinder u. s. w.! Ich öffne die mit Schnörkel gezierte Schale, um die innere Gottheit zu suchen; allein wie klein, wie unansehnlich ist diese! Der ganze Gedanke ist: von dir, o Sokrates, habe ich gelernt, das Unglück geduldig ertragen. Kann der Contrast lächerlicher seyn? — Doch Antisthenes hat ausgeredet, Aristippus fängt an:

„Und ich war in die Pfützen der Wollust, in diese unergründlichen Moräste, unabhelflich versunken; wenn nicht dein „starker, dein durchdringender Ruf zur Weisheit, mich annoch „auf den Pfaden einer gewissen Mässigung erhielten. Oft thut „meine Seele, noch izt vergebliche Versuche auf dem Scheidweg „der Sitten, die Vorschrift der Weisheit zu erwählen. Wenn „das Laster mit einem Sirenengesang mich durch die feinern „Lüste der Sinnen zur Wollust verführet, so glitschte ich oft „auf die Wege dieser Ergötzlichkeiten, und falle durch die schlipfrige Exempel der Grossen". — Auch Aristippus hat ausgeredet, und Euclides von Megara hebt an:

„Unsere Waffen sind gegen die schlauen Sophisten unüberwindlich geworden, seitdem wir dieselben nach deiner Anleitung, „o Socrates, bestritten. Sie schiessen ihre spitzigen Pfeile ver-

„gebens gegen uns los, wenn wir deine bewährte Lehrart den„selben als einen Schild der Minerva entgegen halten. Alle „Sophisten versuchen umsonst ihre Kräfte an dieser göttlichen „Weisheit, und ihre ganze Redekunst wird darüber zu schanden".

Sie sehen! diese Herren sind blutarm an Gedanken, allein sie wissen zu wirthschaften. Sie wärmen denselben Kohl zu verschiedenen Malen auf, um ihr Gehirn nicht in neue Kosten zu setzen. Diese Kunst haben sie vermuthlich von der göttlichen Rednerinn Aspasia gelernt, die des Sokrates Lehrmeisterinn in der Beredsamkeit gewesen; denn diese weiß mit ihrem kleinen Gedankenvorrath noch sparsamer umzugehen. Lesen Sie, wenn Ihre Geduld noch nicht ermüdet ist, und zählen Sie, wie viel Mal derselbe Gedanke wiederholt wird! — Sie redet mit dem Aristophanes. „Socrates Geist", spricht die beredte Dame, „machet der menschlichen Natur Ehre. Er ist bis zu der Quelle „aller Schönheit, bis zu dem erhabensten Begrif der Vollkom„menheit gedrungen. Weil er seine Begriffe in gewisse allge„meine Classen oder Regeln zu setzen gewußt; (1) so hat er „nicht die bunte Mannigfaltigkeit eines Witzlings. (2) Nicht „eine blosse, sinnliche und flüchtige Schönheit giebt bey ihm den „Ausschlag über das wahrhafte Schöne. Er ruhet in seinen „Unternehmungen nicht, bis er die absolute Nothwendigkeit des„selben eingesehen. (Was will die Frau hiermit sagen?) „(3) Sein Witz ist keine Cokette, welche von einem Vorwurf zu „dem andern schwärmet. (4) Er gleichet keinem Schmetterlinge, „welcher nun auf kurze Zeit eine Gestalt annimmt, und sie „denn wiederum verläßt. (5) Genien, welche solchen vielfarbig„ten Mücken gleichen, flattern nur auf den Blumen, und ver„kennen die grössern Schönheiten der Natur. Sein Witz ist „von einer höhern und bessern Art. Er verbindet nehmlich die „Lilien und Rosen der lächelnden Jugend mit allem Anstand des „reifern Alters. Nur Genien, welche (6) mit einer beständigen „Unruhe herumflattern, verkennen die vollkommenere Schön„heiten" u. s. w. Die ewige Schwätzerinn! will sie hier Exercitia machen, daß sie einen elenden Gedanken so oft variirt?

Doch schade für die Pedanten! hier ist ein Mann, der zu leben weiß. Charicles, ein athenienſischer Vorsteher, redet den Sokrates an!

„Da ich wegen Geschäften dieses Quartier der Stadt be„suchen mußte, konnte ich nicht umhin, unsern berühmten

„Socrates zu besuchen, um seiner Gesundheit Nachfrage zu hal„ten". Sehen Sie? der ist höflich. Er grüßt: guten Morgen, Herr Sokrates! Wie befinden Sie sich? Allein, als ein Athenienser, weiß er dem Complimente eine Wendung zu geben. „Seiner Gesundheit Nachfrage zu halten", ist weit edler, als: „wie befinden Sie sich?" — Der gute Sokrates muß dergleichen Complimente niemals gehört haben, denn er wird ungehalten, und antwortet: „du hast, o Edler, weit grössere Be„mühungen, als daß du dich im Ernst um einen gemeinen „Bürger bekümmertest, der seine Ehre stets und allein in eine „verachtete Tugend gesetzet". Das heißt vielleicht: „du bist, o „Edler, ein Vorsteher zu Athen; und es ist deines Amts gar „nicht, dich nach Gesundheiten zu erkundigen. Doch wenn du „auch ein Arzt oder ein Apotheker wärest, so wisse, daß ich ein „armer Bürger bin, der die Visite nicht bezahlen kann; denn ich „setze meine Ehre und mein Vermögen in eine verachtete Tugend, „und damit dürfte dem Arzt wohl nicht gedient seyn". So möchte man die Antwort des Sokrates auslegen.

(Der Beschluß folgt.)

III. Den 17 Juli 1760.

Beschluß des 117ten Briefes.

In der Folge geräth sowohl der Vorsteher als der Weltweise in Hitze; allein ich glaube, Sie werden den Hrn. W. von der solennen tragischen Seite nun zur Genüge kennen. Ich habe kaum so viel Platz, Ihnen noch eine Probe von dem komischen Genie dieses Schriftstellers mitzutheilen; und zwar aus einer Unterredung des Sokrates mit seinem Hauskreuze, der Xantippe.

Xantippe.

„So hat einmal, du alter Tollkopf, Athen dich nach Ver„dienst belohnt, und dir deinen eigensinnigen Stolz stark genug

„gebrochen. — Ich kann einen solchen nichtswerthen, ver„schmäheten Mann nicht mehr vor mir sehen". (Sie stößt ihn von sich weg.)

Socrates.

„O Weib! Es kann niemahls eine wahre Schande von „der Tugend entspringen", u. s. w.

Xantippe.

„— — Du kannst meinetwegen in alles Unglück hinein„rennen; es ist für deinen eigensinnigen Kopf kein Schade. „Nur dein armes Weib und Kinder sind zu bedauren, die du, „liederlicher Mann! durch dein albernes Geschwätz" u. s. w. — „Bey allen Göttern! Du bist der ärgste Böswicht!"

Socrates mit Lachen.

„Es scheinet, die Athenienser haben dich bestellet, eine „Furie zu agiren".

Xantippe.

„Warte nur, du aberwitziger Alter. Sie werden dich bald „etwas anders lehren. Ich weiß schon, was ich von meiner „Nachbarin gehört habe".

Socrates.

„Es wäre mir dabey bange, wenn ich Xantippe wäre".

Dieser Zank dauert so lange, bis sich Plato mit in den Handel mischt und seinem Lehrer beistehen will. Als sie dieses hört, stößt sie ihren Mann mit seinen Schülern zum Hause hinaus, und spricht: „Ich kenne euch alle genug; ich weiß, daß „ihr alberne Schüler eines alten, unerträglichen Thoren seid. „Packt euch alle zusammen hinaus!" Antisthenes wundert sich, daß Sokrates mit diesem Weibe so viel Geduld haben kann; und Sokrates erwiedert: „Geduld, Sanftmuth, Mäßigung, o „meine Freunde! wären nichts als leere Worte der Sophisten,

„wenn sie nicht bey wichtigen Anlässen gebraucht werden „könnten. Nur ein Sieg macht einen Prinzen berühmt, wenn „er unverschuldete und unerbittliche Feinde hat. Kein Feind aber „ist so heftig, als der Ursprung aller Feindschaft, nehmlich eine „unordentliche Gemüthsbewegung des andern. Sie richtet auch „so gewiß eine ähnliche Zerrüttung in einem unbereiteten Ge„müthe an, als der Apfel der Eris solches vorzeiten gethan hat. „Der weise also" — O! lassen Sie die Xanthippe wiederkommen; der Mann plaudert zu unerträglich.

118ter Brief.

Ich habe mich tiefer hinein gewagt, und die Schutzrede gelesen, die Hr. W. seinen Sokrates halten läßt. O hätte ich lieber nicht gelesen! Hat es den „nordischen Aufseher" verdrossen, seine Freunde schlecht in Kupfer gestochen zu sehen, so können Sie sich leicht vorstellen, wie es mich gekränkt haben muß, den Charakter dieses ehrlichen Alten so schändlich verhunzt zu sehen. Ich gestehe Ihnen frei, einen so unbändigen, stolzen Mann hätte ich selbst nicht losgesprochen. Der Giftbecher war freilich etwas zu arg, allein zu einem ewigen Gefängnisse hätte ich ihn gewiß mit verdammt; und gleichwohl fühle ich es, daß ich mich für den wahren Sokrates vielleicht aufgeopfert haben würde. So entgegengesetzt sind die Begriffe, die Hr. W. und Ihr Freund sich von der Unschuld machen!

Hr. W. scheint irgendwo gelesen zu haben, Sokrates habe sich mit so viel Muth und Erhabenheit vertheidigt, daß man ihn eher für einen Richter als für einen Beklagten hätte ansehen sollen; und er ging hin, und schilderte einen übermüthigen, hochtrabenden Mann, der vorsetzlicherweise die Gemüther durch seinen Ungestüm noch mehr erbittert; der alle Achtung für seine Richter, für die Vaterstadt, für die Gesetze und für ihre Verweser aus den Augen setzt, und durch seine Aufführung einen großen Theil der Beschuldigungen rechtfertigt, die seine Feinde wider ihn angeschrieben? Wie sanftmüthig und gelassen müssen die Richter seyn, die einen Beklagten, er sei wer er wolle, können sagen hören:

„Findet ihr es nicht höchst unbillig, o ihr Bürger, daß ich, „der ich zu euerm größten Besten alle meine sittlichen Kräfte „angestrenget habe, deswegen den Tod leiden sollte, daß ich euere „unbändigen Leidenschaften nicht zu verbessern, und zu besänf„tigen vermögend gewesen. Wäre ich so glücklich gewesen, euch „mit der Tugend unaufhörlich zu verbinden, so würdet ihr mir „den ersten Platz unter euern Vorstehern einräumen. Nun aber, „da eure Leidenschaften unendlich stärker, als alle meine sittliche „Bemühungen sind, so bestrafet ihr die Grösse euerer Halsstar„rigkeit an mir, euerem Lehrer und Anführer".

Was dünkt Ihnen? Wenn Sie Richter wären, ließen Sie den aufgeblasenen Narren weiter sprechen? Beinahe sollte man glauben, Hr. W. habe eine Satyre auf den Sokrates machen wollen. Androcles sagt ihm, die Richter würden jetzt ein Urtheil über ihn fällen, und er spricht zu den Herumstehenden: „Dieser „Streit der Leidenschaften mit der Tugend wird bald entschieden „seyn. Denn da die Rechtschaffenheit keine andere Waffen, als „ihre eigene Unschuld hat; so darf sie also durch alle ihre Be„harrlichkeit in dem sittlichen Guten nichts anders als den Grimm „der Bösen erwarten. Athen kündiget in meiner Person allen „guten Sitten einen ewigen Krieg an". Alle gute Sitten! zählt Hr. W. die Menschenliebe, Sanftmuth und Bescheidenheit nicht mit zu den guten Sitten? Oder zählt er Menschenverstand nicht zu den Eigenschaften, die ein Sokrates besitzen muß? Welche unwürdige Gesinnungen! Hören Sie, wie Plato seinen Lehrer von dem unbilligen Urtheil denken läßt, das wider ihn gefällt worden. Crito hat die Wache bestochen, und räth seinem Freund, sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen und zu entweichen. „Wie? mein lieber Crito", antwortete dieser; „wozu willst du mich verleiten? Wenn ich jetzt im Begriffe „wäre davonzulaufen, und die Republik sammt ihren Gesetzen „erschienen, um mich zu fragen: Sprich, Sokrates! was bist du „Willens zu thun? Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den Ge„setzen und dem gesammten Staate, so viel an dir liegt, den „Untergang bereiten heißt? Oder glaubst du, daß ein Staat Be„stand habe und nicht nothwendig zerrüttet werden müsse, in „welchem die Rechtsurtheile keine Kraft haben und von jeder „Privatperson vereitelt werden können? Was kann ich hierauf „antworten? mein Werther. Etwa, daß mir Unrecht geschehen, „und ich das Urtheil nicht verdient, das wider mich gesprochen

„worden? Soll ich dieß antworten? — Crito. Beim Jupiter! „ja, o Sokrates! — Sokrates. Wenn aber die Gesetze er„wiederten: wie? Sokrates, hast du dich gegen uns nicht an„heischig gemacht, alle Rechtssprüche der Republik zu geneh„migen? — Ich würde über diesen Antrag stutzen; allein sie „würden fortfahren: laß dich dieses nicht befremden, Sokrates, „sondern antworte nur; du bist ja sonst ein Freund von Fragen „und Antworten. Sag an, was mißfällt dir an uns und an „der Republik, daß du uns zu Grunde richten willst? Mißfallen „dir etwa die Gesetze der Ehe, durch welche dein Vater deine „Mutter geheirathet und dich zur Welt gebracht? mißfallen dir „diese?" — „Keinesweges, würde ich antworten". — „So „mißbilligst du etwa unsere Weise die Kinder zu erziehen und zu „unterrichten? Ist die Einrichtung nicht löblich, die wir zu die„sem Behuf gemacht, und die deinen Vater veranlaßt, dich in „der Musik und Gymnastik unterrichten zu lassen?" — „Sehr „löblich, müßte ich antworten". — „Du gestehst also, daß du „uns deine Geburt, deine Auferziehung und deine Unterweisung „zu verdanken hast? und folglich können wir dich sowohl als je„den von deinen Vorfahren als unsern Sohn und Untergebenen „betrachten. Ist dem aber also, so fragen wir: kommt dir mit „uns ein gleiches Recht zu? und bist du befugt, uns alles, was „wir dir thun, mit gleicher Münze zu bezahlen? Du wirst dir „kein gleiches Recht mit deinem Vater anmaßen, kein gleiches „Recht mit deinem Gebieter, wenn du einen hast, sie alles, was „du von ihnen leidest, wieder empfinden zu lassen, dich mit „Worten oder Thaten wider sie zu vergehen, wenn sie dir etwa „zu nahe treten; und mit dem Vaterlande und mit den Gesetzen „willst du gleiches Recht haben? Gegen uns willst du dich für „befugt halten, sobald wir etwas wider dich beschlossen, dich „wider uns aufzulehnen? den Gesetzen, dem Vaterlande, so viel „bei dir steht, den Untergang anzurichten? Und du glaubst recht„schaffen zu handeln? du, der du dich im Ernst der Tugend be„fleißigen willst? Stehet es so um deine Weisheit, daß du nicht „einmal einsiehst, daß Vater, Mutter und Vorfahren lange nicht „so ehrwürdig, nicht so hochzuschätzen, nicht so heilig sind? bei „den Göttern sowohl, als bei allen Menschen, welche bei Ver„stande sind, in keinem solchen Ansehen stehen als das Vater„land?" — Sie fahren in diesem Tone fort, und setzen endlich hinzu: „Bedenke, Sokrates! ob du nicht unbillig gegen uns

„verfährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; „wir haben dich und jeden athenienſiſchen Bürger, ſo viel bei „uns geſtanden, aller Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das „geſellſchaftliche Leben gewähren kann; und gleichwohl haben wir „dir und Jedwedem, der ſich zu Athen niedergelaſſen, die Er„laubniß gegeben, wenn ihm unſere Staatsverfaſſung nach einer „hinlänglichen Prüfung nicht anſteht, mit den Seinigen davon„zugehen und ſich, wohin er will, zu begeben. Die Thore von „Athen ſtehen einem Jeden offen, dem es in der Stadt nicht „gefällt; und er kann das Seinige ungehindert mitnehmen. „Wer aber geſehen, wie es bei uns zugeht und wie wir Recht „und Gerechtigkeit handhaben, und dennoch bei uns geblieben, „der iſt ſtillſchweigend einen Vertrag eingegangen, ſich alles ge„fallen zu laſſen, was wir ihm befehlen; und wenn er unge„horſam iſt, ſo begeht er eine dreifache Ungerechtigkeit. Er iſt „ungehorſam gegen ſeine Eltern, ungehorſam gegen ſeine Zucht„und Lehrmeiſter, und er übertritt den Vertrag, den er mit uns „eingegangen". — Wo gerathe ich hin? die vortreffliche Stelle hat mich ſo bezaubert, daß ich aufzuhören vergaß. Wie verdrießlich muß es auch ſeyn, vom Plato auf Hrn. W. zurückzufallen!

Sehen Sie, mein Herr W., ſo war Sokrates geſinnt, und ſo hätten Sie ihn ſchildern müſſen, wenn wir ihn im Bilde hätten erkennen ſollen. Die Ähnlichkeit, der Geiſt, die Grazie, alles iſt unter Ihren Händen verſchwunden. Haben Sie zum Unglück den Plato niemals geleſen, ſo hätten Sie wenigſtens vom Diderot lernen können, wie ſchwer es iſt, dieſen Charakter in ſeiner ganzen Würde auf die Bühne zu bringen. „Welche „Beredſamkeit", ſpricht dieſer in ſeiner Abhandlung von der dramatiſchen Dichtkunſt, „wird dazu erfordert! welche tiefe Einſicht „in die Weltweisheit! welch Naturell! welche Wahrheit! Man „faſſe den feſten, einfältigen, ruhigen, heitern und erhabenen „Charakter des Philoſophen nur recht, und man wird bald mer„ken, wie ſchwer er zu ſchildern iſt. Alle Augenblicke werden „ſich die Lippen zum Lächeln verziehen, und die Augen voll Thränen „ſtehen! Ich würde vergnügt ſterben, wenn ich dieſes Werk ſo aus„geführt hätte, als ich mir es vorſtelle". — Wer ſo lebhaft von ſeinem Vorwurfe durchdrungen und ſo gründlich von den Schwierigkeiten deſſelben unterrichtet iſt, der kann unmöglich etwas ganz ſchlechtes hervorbringen.

119ter Brief.

Ich bekomme Lust, Ihnen den Plan mitzutheilen, den Diderot zu einem Trauerspiel über den Tod des Sokrates entworfen. Zum Glück haben wir eine vortreffliche Übersetzung von dem Theater dieses philosophischen Kopfes, die meiner Bequemlichkeit sehr zu statten kommt. Diderot ist ein einsichtsvoller Kunstrichter, dem es weder an Genie noch an Geschmack fehlt, und der Herzhaftigkeit genug besitzt, den betretenen Weg zu verlassen, welcher öfters mehr von dem Vorurtheil als von der Vernunft gebahnt worden. „Ich möchte wohl sagen", spricht der Übersetzer in der Vorrede, „daß sich nach dem Aristoteles, kein „philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er. „Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf „der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns „die schalen Köpfe erblicken." — Was von seinen theatralischen Stücken zu halten sei, müssen Sie von den Verfassern der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" *) ja nicht auf Glauben annehmen, ob sich gleich die Hrn. darauf beziehen, daß zu Paris eben so geurtheilt worden. Sie wissen, wie viel Pariser die Encyclopädie mit scheelen Augen ansehen; und Hr. Diderot ist einer der vornehmsten Mitarbeiter an diesem großen Werke. Aber dieses können Sie dem Verfasser der Bibliothek sicherer glauben, daß die Schriften des Hrn. Diderot „an vielen Orten „schwehr zu verstehen, und an noch mehrern schwehr, ja fast gar „nicht zu übersetzen sind". Desto rühmlicher ist es für den unbekannten Übersetzer, daß er alle Schwierigkeiten überstanden und eine fast unverbesserliche Übersetzung geliefert hat. Vielleicht habe ich zu einer andern Zeit Gelegenheit, mich mit Ihnen von dem Theater des Hrn. Diderot weitläuftiger zu unterhalten. Jetzt habe ich es bloß mit seinem Plane von dem Tode des Sokrates zu thun.

„Es giebt eine Art von Schauspielen" (heißt es in der bereits angeführten Abhandlung von der dramatischen Dichtkunst), „wo man die Moral gerade zu, und doch glücklich vortragen „könnte. Hier ist ein Beyspiel. Man gebe wohl darauf Achtung,

*) 5ten Bandes 2tes Stück.

„was unſere Richter davon ſagen werden; und wenn es ihnen „froſtig vorkömmt, ſo glaube man nur gewiß, daß es ihnen an „Energie der Seele, an der Idee der wahren Beredſamkeit, an „Gefühl und Empfindlichkeit fehle. Ich wenigſtens halte dafür, „wenn ſich ein Genie dieſes Stoffes bemächtigte, es würde un„ſern Augen nicht Zeit laſſen, trocken zu werden, und wir wür„den ihm das allerrührendſte Schauſpiel, die allerlehrreichſte und „angenehmſte Schrift, die man nur leſen kann, zu danken „haben. Ich meyne den Tod Socrates.

„Die Scene iſt im Gefängniſſe. Man erblickt den Philo„ſophen in Ketten und auf Stroh liegend. Er ſchläft. Seine „Freunde haben die Wache beſtochen, und kommen mit an„brechendem Tage, ihm ſeine Befreyung anzukündigen.

„Ganz Athen iſt in Aufruhr, aber der Gerechte ſchläft. „Von einem unſchuldigen Leben. Wie ſüß es iſt, wohl gelebt „zu haben, wenn man nun ſterben ſoll! Erſter Auftritt. „Socrates erwacht; er erblickt ſeine Freunde, und wundert ſich, „ſie ſo früh zu ſehen.

„Der Traum des Socrates.

„Sie hinterbringen ihm, was ſie ausgerichtet haben. Er „unterſuchet mit ihnen, was ſich für ihn zu thun ſchicke.

„Von der Achtung, die man ſich ſelber ſchuldig iſt, und „von der Heiligkeit der Geſetze".

(Der Beſchluß folgt.)

IV. Den 24 Juli 1760.

Beſchluß des 119ten Briefes.

Das wäre alſo der zweite Auftritt. Der Stoff zu dieſen beiden Auftritten iſt, wie Sie ſehen, aus dem platoniſchen Geſpräche Crito. Allein er hat durch den Zwang der theatraliſchen Regeln ſchon ſehr gelitten. Beim Plato ſchläft der bereits verurtheilte Gerechte, indem die Partheien für und wider ihn ganz Athen in Aufruhr ſetzen; und er ſtreitet, gleichſam im

Angesichte des Todes, für die Heiligkeit der Gesetze. Diderot aber sah sich genöthigt, um die Einheit der Zeit zu beobachten, alles dieses vor der Verdammung hergehen zu lassen, zu einer Zeit, da der Weltweise noch Hoffnung hatte, von seinen Richtern selbst losgesprochen zu werden. Dieser Umstand benimmt dem Stoff einen ziemlichen Theil von seiner Erhabenheit. Leute, die auf das Costume halten, dürfte vielleicht auch dieses befremden, daß Diderot den Sokrates gleich nach der Anschreibung in Fesseln legen läßt, da doch aus der Geschichte bekannt ist, daß dieses nicht eher als nach der Verurtheilung zu geschehen pflegte. So viel ist zwar gewiß, ohne die Bürgschaft des Crito wäre Sokrates vielleicht gleich nach der Anschreibung in Verhaft gezogen worden; denn als ihn Crito fragt, wie er nach seinem Tode bestattet seyn wollte? kehrte er sich zu den andern Weltweisen, und spricht: „Ich kann diesen Freund, wie ich sehe, gar „nicht überzeugen. Er meynet immer noch, ich würde nach „meinem Tode noch hier im Gefängnisse bleiben, und fragt, wie „er mit mir verfahren soll. Er hat den Richtern Bürg„schaft leisten müssen, daß ich da bleiben werde; seyd „so gut und verbürgt nun wieder bey ihm das Gegentheil; daß „ich nehmlich, sobald der Gift gewürkt haben wird, nicht mehr „hier bleiben, sondern mich davon machen werde". Aber daß die Athenienser einen angeschriebenen Bürger, bevor noch Zeugen wider ihn verhört worden, sollten haben fesseln lassen, scheint fast unglaublich. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die man einem Dichter nicht aufmutzen kann! Diderot fährt fort:

„Die Wache kömmt; man nimmt ihm seine Ketten ab.

„Die Fabel von Schmerz und Lust.

„Die Richter treten herein; mit ihnen zugleich die Ankläger „des Socrates und eine Menge Volks. Er wird angeklagt, und „vertheidiget sich.

„Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

„Man muß sich hier nach den griechischen Sitten richten; „die Klagen müssen gelesen werden; Socrates muß sich bald an „seine Richter, bald an seine Ankläger, bald an das Volk wen„den; er muß in sie dringen; er muß sie fragen; er muß ihnen „antworten. Man muß die Sache zeigen, wie sie wirklich vor„gefallen ist; und das Schauspiel wird um so viel wahrer, um „so viel in die Augen fallender, um so viel schöner werden."

Recht gut! das ist alles nach den griechischen Sitten; aber nach welchen Sitten ist es, daß die Richter, die Ankläger und das Volk zu dem Beklagten ins Gefängniß kommen, ihn zu richten? Gewiß nach den Sitten des französischen Theaters, das lieber ganz Athen ins Gefängniß schickt, ehe es die Bühne verändern leidet. Der Dichter, der dieses Schauspiel versuchen will, folge meines Erachtens nur immer der Geschichte. Plato sagt, der Gerichtssaal, in welchem Sokrates verurtheilt worden, sei dicht neben dem Gefängnisse gewesen. Diesen Umstand mache er sich zu Nutze; er ziehe einen innern Vorhang auf, und zeige mir die Richter in stiller Erwartung, die Trabanten, die Ankläger in heimlicher Bewegung, und das Volk, das von allen Seiten hinzuläuft. Diese lärmende Scene wird mit der Stille des Gefängnisses vortrefflich abstechen. Er lasse den angeklagten Greis, von der Wache und von seinen Freunden umgeben, etwas entkräftet, aber unerschrocken hinzutreten. Was für ein Gemälde! was für schöne Züge hätte Diderot, dieser Freund von theatralischen Gemälden, nicht hier anbringen können! er, der sonst aus dem alten Herkommen einer Regel nicht viel zu machen pflegt. Doch die genaue Einheit des Orts ist ihm, ich weiß nicht warum, noch einigermaßen heilig.

„Die Richter treten ab; die Freunde des Socrates bleiben, „die Verdammung hat ihnen geahnet, Socrates unterhält sie „und tröstet sie.

„Von der Unsterblichkeit der Seele. Vierter Auftritt. „Er ist verurtheilt. Man kündiget ihm den Todt an. Er „spricht seine Frau und seine Kinder. Man bringt den Gift„becher. Er stirbt. Fünfter Auftritt.

„Es ist ein einziger Aufzug", setzt Diderot hinzu, „der aber, „wenn er wohl ausgearbeitet würde, die Länge eines Stückes „haben dürfte".

Er scheint indessen selbst gemerkt zu haben, daß Sokrates nach diesem Plane allzu spät von seiner Verurtheilung benachrichtigt wird, und daß es besser sei, dem Zuschauer nicht den Angeklagten, sondern sobald als möglich den sterbenden Sokrates vorzustellen. Denn in der Folge derselben Abhandlung entwirft er die letzten Stunden Sokrates etwas ausführlicher, aber nicht nach diesem Plane, sondern völlig nach der Geschichte. „Die „Freunde treten zu ihm herein, da man ihn eben losgebunden

„hatte. Xantippe sitzt neben ihm, und hat eines von ihren „Kindern in den Armen".

Der Philosoph spricht wenig mit seiner Frau. Aber wie viel zärtliches hatte nicht ein weiser Mann, dem das Leben gleichgültig war, über sein Kind zu sagen!

„Die Philosophen treten herein. Kaum erblickt sie Xan„tippe, als sie zu schreyen und sich untröstlich zu stellen an„fängt, so wie die Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen „ist. Socrates, schreiet sie, heute sprechen dich deine Freunde „zum letzten male. Zum letzten male umarmst du itzt deine „Frau; zum letzten male dein Kind.

„Socrates kehret sich gegen den Crito und saget: Freund, „laß diese Frau nach Hause bringen. Und das geschiehet. Man „ziehet Xantippen fort. Sie will mit Gewalt noch einmal auf „den Socrates zu, reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt sich „das Gesicht mit ihren Händen, und erfüllet das Gefängniß mit „ihrem Geschrey. Unterdessen sagt Socrates noch ein Wort über „sein Kind; man trägt es weg.

„Nunmehr nimmt der Philosoph ein heiteres Gesicht an, „setzet sich auf sein Bette, ziehet den Fuß an sich, von dem man „ihm die Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft, und sagt: „wie nahe grenzen Schmerz und Vergnügen an einander! Wenn „Aesop daran gedacht hätte, welche schöne Fabel hätte er davon „machen können! — Die Athenienser wollen, ich soll abgehen, „und ich gehe ab. — Sagt dem Evenus, wenn er weise ist, „soll er mir folgen.

„Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der Scene über die „Unsterblichkeit der Seele. Wer will, versuche diese Scene. Ich „eile zu meinem Zwecke".

Wie nun? Warum macht Hr. Diderot sich hier aus dem Staube? Warum sagt er nicht wenigstens, wie man diese Scene für die Schaubühne zurichten müsse? Ich fürchte, ich fürchte, er hat hier selbst nicht zu rathen gewußt. In der That sind hier zwei Klippen, denen fast nicht auszuweichen ist. Überzeugt Sokrates seine Schüler durch philosophische Gründe, so gähnt der größte Theil der Zuschauer; rührt er die Zuschauer durch seine Beredsamkeit, so bleiben die Philosophen unbefriedigt. Ich sage auch, wie Diderot: „wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke"

„So wie ein Vater mitten unter seinen Kindern stirbt, so „war das Ende des Socrates mitten unter den Weltweisen, sei„nen Schülern.

„Als er aufhöret zu reden, bleibt es einen Augenblick still, „und Crito sagt zu ihm:

Crito.

„Was hast du uns noch zu befehlen?

Socrates.

„Daß ihr euch bestrebet, so viel als möglich, den Göttern „gleich zu werden, und alles andere ihrer Vorsorge überlasset".

Warum hat Diderot hier sein Muster verlassen? Crito spricht beim Plato: „was hast du uns sonst wegen deiner Kinder oder häuslichen Angelegenheiten zu hinterlassen? womit können wir dir zu Dank leben?" Und Sokrates antwortet: „Wenn ihr so lebet, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzuzuthun. Wenn ihr vor euch selbst Achtung habt, so werdet ihr zugleich mir, den Meinigen und euch zu Gefallen leben: wenn ihr es auch nicht versprecht. Vernachlässigt ihr aber euch selbst, so werden die heiligsten Versprechungen nichts helfen". So weit Plato.

Crito.

„Wie soll man nach deinem Tode mit dir verfahren?

Socrates.

„Crito, wie ihr wollt? wenn ihr mich anders habt.

„Hierauf blickt er lächelnd auf die Philosophen, und setzt hinzu:

„Ich mag machen, was ich will, ich werde unsern Freund „doch nie überreden, den Socrates von seiner Hülle zu unter„scheiden.

„Indem tritt der Trabante der Eilfmänner herein, und „nahet sich ihm ohne zu reden. Socrates fragt ihn:

Socrates.

„Was willst du?

Der Trabante.

„Dich auf Befehl der Obrigkeit erinnern — —

Socrates.

„Daß es Zeit ist, zu sterben. Mein Freund, wenn das „Gift bereitet ist, so bring es her, und sey willkommen.

Der Trabant.

(indem er sich umkehret, und weinet.)

„Andre fluchen mir, und dieser seegnet mich.

Crito.

„Die Sonne glänzet noch auf den Bergen.

Socrates.

„Der mag zaudern, der mit dem Leben alles zu verlieren „glaubt. Ich hoffe zu gewinnen".

Nach Platons Erzählung wurden allhier die drei Kinder des Sokrates hereingeführt, zwei kleine und ein erwachsenes. Es kamen auch einige von seinen Hausweibern, vermuthlich um nach alter Gewohnheit, wenn er gestorben seyn würde, den Leichnam zu waschen. Sokrates redete mit seinen Kindern, sagte ihnen, was er noch zu sagen hatte, und schickte sie mit den Weibern weg. Doch Diderot hat vermuthlich nicht für gut befunden, diesen Umstand zu gebrauchen.

„Nunmehr tritt der Sclave mit dem Giftbecher herein. „Socrates nimmt ihn, und sagt:

Socrates.

„Guter Mann, was muß ich thun? Du wirst das wissen.

Der Sclave.

„Trinken und auf und nie dergehen, bis du fühlest, daß dir „die Beine schwer werden.

Socrates.

„Dürfte ich nicht einige Tropfen, als ein Dankopfer für „die Götter, vergiessen?

Der Sclave.

„Es ist gleich so viel, als nöthig.

Socrates.

„So mag es bleiben. — Aber ein Gebet kann ich doch „an sie richten.

„Er hält den Becher in der einen Hand, richtet die Augen „gen Himmel, und sagt:

„Die ihr mich ruft, o Götter, verleihet mir eine glückliche „Reise. — Hierauf schwieg er, und trank.

„Bis hieher waren seine Freunde stark genug gewesen ihren „Schmerz zu verbergen; aber wenn er den Becher an den Mund „setzet, können sie sich länger nicht halten. Einige verhüllen sich „in ihre Mäntel. Crito ist aufgestanden, irret in dem Gefäng„nisse hin und her, und schreyet. Andere stehen unbeweglich, „betrachten finster und schweigend den Socrates, und Thränen „rollen ihre Wangen herab. Apollodorus hat sich an dem Fusse „des Bettes niedergesetzet, den Rücken gegen den Socrates ge„kehret, und den Mund in die Hand, sich des Schluchzens zu „erwehren.

„Mittlerweile gehet Socrates auf und nieder, so wie der „Sclave gerathen hat, und in dem Herumgehen wendet er sich „an jeden von ihnen und tröstet sie alle. Zu dem einen sagt „er: Wo bleibt die Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tugend? — „Zu dem andern: deswegen schickte ich die Weiber weg". (Dieser Umstand bezieht sich beim Plato auf die Weiber, die zuletzt mit den Kindern des Sokrates gekommen und weggeschickt worden sind. Diderot muß entweder die Xanthippe darunter verstehen, oder vergessen haben, daß er zuletzt keine Weiber hat kommen lassen.) „Zu allen: Was haben mir nun Anytus und Melitus „Böses thun können? — Wir werden uns wieder sehen, meine „Freunde. — Wenn ihr euch so betrübt, so müßt ihr daran „zweifeln.

„Unterdeß werden ihm die Beine schwer, und er legt sich „auf das Bette nieder. Darauf empfiehlt er seinen Freunden „sein Andenken, und sagt mit schwachwerdender Stimme:

Socrates.

„Bald werde ich nicht mehr seyn. — Nach euch werden „sie mich richten. — Werfet meinen Tod den Athenienſern „nicht anders vor, als durch die Heiligkeit eures Lebens.

„Seine Freunde wollen ihm antworten, aber ſie können „nicht; ſie weinen und ſchweigen — Der Sclave, der unten an „dem Bette ſtehet, faſſet ſeine Füſſe, und drücket ſie. Socrates „ſieht ihn an, und ſagt:

„Ich fühle ſie nicht mehr. Einen Augenblick darauf faßt „er ihn an die Schenkel, und drückt ſie. Socrates ſieht ihn an, „und ſagt:

„Ich fühle ſie nicht mehr. Nunmehr fangen ſeine Augen „an zu verlöſchen, ſeine Lippen und Naſelöcher ſich einzuziehen, „ſeine Glieder zu erſtarren. Der Schatten des Todes liegt auf „ihn verbreitet u. ſ. w. — Zuletzt erfolgen Zuckungen, von „denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu ſich kömmt. Er „ruft dem Crito. Crito beugt ſich gegen ihm nieder und So„crates ſagt zu ihm (welches ſeine letzten Worte ſind):

„Crito — bringe dem Gott der Geſundheit ein Opfer. „Ich geneſe.

„Auf dem Cebes, der dem Socrates gegen über ſaß, blie„ben ſeine letzten Blicke hangen; und Crito drückte ihm den „Mund und die Augen zu".

Alle dieſe Umſtände ſind mit den Ausdrückungen aus dem Plato. „Man brauche ſie", ſagt Diderot, „wie man will, aber „man brauche ſie. Denn alle andere, die man an ihrer Stelle „ſetzen wollte, werden falſch und ohne Würkung ſeyn".

Thomſon hat einen Sokrates hinterlaſſen, in welchem von allen dieſen Umſtänden nichts gebraucht worden. Ich weiß nicht, ob das Engliſche nunmehr heraus ſeyn mag; denn ich habe nur die franzöſiſche Überſetzung *) von dem Herrn Fatema geleſen. Einige Genie verrathende Züge ausgenommen, ſcheint mir das Stück weder des Verfaſſers noch des Überſetzers würdig zu ſeyn.

*) Socrates, ouvrage dramatique, traduit de l'Anglois de feu Mr. Thomson. Amsterd. 1749.

VII. Den 14 Aug. 1760.

122ſter Brief.

Sobald der erſte Theil der Rabe'ſchen Überſetzung der Miſchnah *) zu bekommen war, ſchickte ich meinem Rabbi, mit welchem ich zu F... Bekanntſchaft gemacht habe **), ein Exemplar davon, und bat mir bei Gelegenheit ſeine Meinung darüber aus. Geſtern beſuchte ich ihn, um mich mit ihm darüber zu beſprechen. Er ſchien mit der Arbeit des Herrn Caplans ſehr zufrieden zu ſeyn. Ich habe vor der Hand, ſprach er, nicht mehr als einige Maſſichthoth mit kritiſchen Augen betrachten können. Ich finde hier und da zwar Unrichtigkeiten; allein die Anzahl derſelben iſt in Betrachtung der zu überſteigenden Schwierigkeiten immer noch ſehr geringe. Ich bewundere den Fleiß des Herrn Rabe, und muß geſtehen, daß er die Erwartung übertroffen, die man von Ihren Gelehrten in Anſehung einer Wiſſenſchaft, die ſie ſo wenig angeht, haben konnte. Sie wiſſen, daß ich bei unſerer erſten Unterredung zu F.. an der Möglichkeit einer guten Überſetzung der Miſchnah zweifelte. In der That ſchien es faſt unglaublich, daß Jemand aus bloßer Neubegierde dasjenige für eine Wiſſenſchaft thun werde, was wir aus Religion zu thun gewohnt ſind. Ich ſehe aber, daß die Wißbegierde Ihrer Gelehrten weiter geht, als ich geglaubt habe; und ich freue mich, daß die Überſetzung dieſes uns ſo ſchätzbaren Werks in gute Hände gerathen iſt. — Sie waren damals begierig, ſetzte er hinzu, von unſerm Talmud einigen Begriff zu haben; und ich war nicht im Stande, Ihnen in einer münd-

*) Miſchnah oder der Text des Talmuds. D. i., Sammlung der Aufſätze der Älteſten, und mündlichen Überlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen Phariſäiſchen Judenthums. Erſter Theil, Seraim. Von den Rechten und Satzungen deſſen was geſäet und gepflanzt wird. Aus dem Hebräiſchen überſetzt, umſchrieben und mit Anmerkungen erläutert von Johann Jacob Rabe, Stadt-Caplan zu Onolzbach. Onolzbach, bey Jacob Chriſtoph Poſch. 1760. 4°.

**) S. den 35ſten Brief (Bd. 4. Abth. 1. der geſammelten Schriften S. 529).

lichen Unterredung genugzuthun. Hr. Rabe scheint in seiner Vorrede den Juden insgemein „die Gabe der Deutlichkeit" abzusprechen. Versteht er dieses von den Juden, welche die Marktplätze besuchen, und vermuthlich in einer ganz andern Absicht zu ihm kommen, als sich über Stellen aus dem Talmud befragen zu lassen; so habe ich nichts dawider. Daß er aber von diesen nicht auf's Allgemeine schließe! Wer deutliche Einsichten hat, wird sich auch verständlich erklären können; — nur daß der Ort, die Zeit und die Gelegenheit solches nicht immer zulassen, wie zum Theil der Fall ist, worin wir uns zu F.. befanden. Nunmehr werden Sie selbst lesen, und sich mit unserer Art zu studiren, so viel sich solche aus der Mischnah abnehmen läßt, bekannt machen können.

Ich gestand ihm, daß ich schon verschiedene Male zu lesen angefangen, aber niemals sehr weit habe fortrücken können. Ich setzte hinzu, man sehe zwar, daß dieses Studium so futil nicht sei, als man insgemein zu glauben pflegt; allein sehr unangenehm ließe sich das Werk doch immer lesen.

So gedulden Sie sich denn, versetzte er, bis der dritte Theil, welcher von den bürgerlichen Rechten handelt, heraus seyn wird. Der Stoff zu den ersten beiden Theilen sind heilige Gesetze, davon Sie, vermöge Ihrer Religion, völlig befreit zu seyn glauben; daher kann eine genaue und weitläuftige Untersuchung derselben, die für uns die heiligste und würdigste Beschäftigung ist, Sie sehr wenig interessiren. Ich stelle mir vor, die gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher unsere Rabbinen z. B. von Killajim, oder von Dingen verschiedener Art, die man nicht vermischen darf, handeln, kann Ihnen nach Ihren Grundsätzen nicht anders als langweilig, und zum Theil lächerlich scheinen. Denn ob sich gleich diese Satzungen auf bewährte Schriftsteller gründen, so muß Ihnen dennoch unsere fromme Sorgfalt, alle mögliche Fälle so genau zu erwägen, allzu sehr ins Kleine zu fallen scheinen. Es hält schwer, in dergleichen Fällen seine Grundsätze zu verläugnen und sich in die Denkungsart eines Andern zu versetzen. Verschieben Sie also Ihr Urtheil, bis der dritte Theil zum Vorschein kommt. Mich dünkt, die Grundsätze unsers bürgerlichen Rechts müßten Ihnen nothwendig gefallen. Wenigstens scheint mir schon dieses ein unläugbarer Vorzug an unseren Rechten, daß sie sich durchgehends entweder auf Schriftstellen oder auf mündliche Traditionen gründen, und

dadurch genauer mit unserer Religion verbunden sind. Sie, die Religion, die in dem, was gut und böse, heilig und unheilig ist, unser Urtheil so eigenmächtig lenkt; — warum soll sie nicht auch Recht und Unrecht unterscheiden lehren? — Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Anmerkungen mittheilen wollte, die er über die Rabe'sche Übersetzung gemacht hat? — Was ich in der allgemeinen Einleitung, und in einigen Tractaten, die ich aufmerksam durchgelesen, zu erinnern gefunden, versetzte er, habe ich auf ein Blatt gesetzt, und war Willens, Ihnen solches nicht eher zuzuschicken, bis ich das ganze Werk würde durchgegangen seyn. Da ich aber nicht wissen kann, wie lange solches noch anstehen möchte, so nehmen Sie indessen diese wenige Anmerkungen, und machen Sie den beliebigen Gebrauch davon. Bescheidene Erinnerungen, hoffe ich, werden dem Hrn. Rabe nicht zuwider seyn, da er selbst in seiner Vorrede jeden Liebhaber der Wahrheit dazu einladet.

Soll ich Ihnen die Anmerkungen des Rabbi hersetzen? Wenn ich es thue, so geschieht es bloß dem Hrn. Rabe zu Gefallen, dem sie vielleicht nützlich seyn können. Sie mögen immer hier aufhören zu lesen! das Folgende ist weder von mir, noch an Sie, sondern von einem jüdischen Gelehrten an den Hrn. Caplan Rabe, Übersetzer der Mischnah.

In der „allgemeinen Einleitung" S. 7 heißt es: „das „vierte Seder Nesikin, von den Schadenklagen und andern „gerichtlichen Dingen u. s. w., hat in beyderley Talmud eine „Gemara, ausgenommen im siebenten und zehenten Buche; so „fehlet auch dieselbe im dritten Cap. des Tractats Maccoth". Ich vermuthe hier einen Druckfehler; denn das dritte Capitel des Tractats Maccoth hat im babylonischen Talmud eine weitläuftige Gemara, und sie fehlt nur in dem hierosolymitanischen Talmud.

Ebendas. S. 11. Unter den verschiedenen Ausgaben des hierosolymitanischen Talmuds hätte das berühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Fränckel vorzüglich erwähnt werden sollen. Es ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen hierosol. Talmud mit seinem eigenen Commentario und weitläuftigen Noten auf eigene Kosten drucken läßt. Weil das erste Seder bereits 1710 zu Amsterdam mit Noten herausgekommen, so hat er mit dem zweiten Seder den Anfang gemacht, welches 1743 zu Dessau herausgekommen ist. Das dritte ist 1757 zu Berlin

gedruckt worden, und das vierte wird nächstens die Presse verlassen. Das ganze Werk führt den Titel: Korban Haëdah, und ist in der äußerlichen Einrichtung dem babylonischen Talmud vollkommen ähnlich.

So ist auch auf eben der Seite die zehnte Auflage des babylonischen Talmuds vergessen worden, welche 1737, eben so wie die achte, zu Berlin und Frankfurt an der Oder herausgekommen ist. — So viel von der Einleitung.

Tractat II. Peah.

Cap. 3. Mischnah 7. Die Schenkung eines auf dem Krankenbette liegenden, sagt Hr. Rabe, werde für gültig erkannt, „wenn sie gehörig in Besitz genommen worden". Diese Bedingung ist unnöthig. Die Schenkung ist gültig, wenn sie auch gar nicht in Besitz genommen, und dem Kranken nur der Mantelkauf abgenommen worden; worin alle unsere Ausleger übereinkommen.

Cap. 5. M. 3. Begeht Hr. Rabe einen unverzeihlichen Fehler. Topheach heißt nicht eine Handbreit, wie es der Übersetzer giebt, sondern anfeuchtend; maschke topheach, ein anfeuchtendes Naß. Eine Handbreit aber heißt tephach.

Cap. 6. M. 1. Niemals hat sich die Schule Schammai träumen lassen, zu behaupten, was man preis gegeben, gehöre nur für die Armen. Der wahre Sinn ist dieser: die Schule Schammai sagt, was man nur den Armen preis gegeben, sei eben so gut zehntfrei, als wenn es für Jedermann preis gegeben worden wäre. Hr. Rabe hätte dieses aus der entgegengesetzten Meinung der Schule Hillels abnehmen können, die er sehr richtig giebt: „man kann nicht sagen, daß etwas Preiß „gegeben sey, wenn nicht auch die Reichen solches nehmen dürfen".

M. 3. heißt es in der Übersetzung: „eine Garbe, davon „die Muthmassung ist, daß man sie in die Stadt bringen „wollen, ist nicht als eine vergessene Garbe anzusehen". Von der „Muthmaßung" ist hier die Rede nicht. Der Sinn ist dieser: eine Garbe, die man aufgehoben, um sie in die Stadt zu tragen, und hernach auf dem Felde vergessen u. s. w. S. Rabbi Schimschon. Diese Worte schehechesik bo können

unmöglich verdeutscht werden: „davon die Muthmaßung ist", sondern müssen nothwendig heißen: die man ergriffen, aufgehoben.

Cap. 8. M. 3. „Sie (die Armen) sind beglaubt, wegen „Gersten, so lang sie noch in Hülsen ist". Wie kommt Hr. Rabe auf Gersten? Im Texte steht „Gersten von Reiß". Darunter verstehen einige Ausleger: Reiß, so lange er noch in Hülsen ist, und andere: Ähren von Reiß. Gersten aber kann hier unmöglich verstanden werden.

M. 7. Die Armencasse, sagt Hr. Rabe, werde alle „Freitag Abends" ausgetheilt. Nicht doch! das hieße ja die Armencasse am Schabbath austheilen! — Sollte Hr. Rabe nicht wissen, daß ereb schabbath eigentlich Freitag, aber nicht Freitags Abends heiße?

M. 8. „Wenn jemand zweyhundert Sus im Vermögen „hat; soll er nichts nehmen von der Nachlese, Schicheha, Peah, „oder den Armenzehnden. Fehlet ihm aber auch nur Ein Denarius daran, wenn auch tausend Personen auf einmahl ihm „denselben geben, und die Zahl voll machen wollten, darf er „sich des alles bedienen". Ist unrichtig, und soll heißen: wenn man ihm auch für tausend Denarien Nachlese u. s. w. auf einmal geben will, darf er solche annehmen. Hierin liegt der ganze Nachdruck des Satzes: daß ihm erlaubt ist, auf einmal mehr anzunehmen, als ihm zu zweihundert Sus fehlt.

Tractat VII. Maaßroth.

Cap. 3. Mischnah 8. „Wann jemand auf den Baum „hinauf steigt, darf man seinen Geren mit Früchten anfüllen, „und frey davon essen (nur daß man nicht herab in den Hof „steige)". Der ganze Satz ist unverständlich, und soll heißen: „wenn Jemand auf den Baum hinaufsteigt, darf er seinen Geren „mit Früchten anfüllen, und oben frei davon essen (aber nichts „herunter in den Hof mitnehmen)".

Cap. 5. M. 2. „Wenn man Zwiebeln mit den Blättern „ausgerissen, daß die Erde, daran sie gestanden, daran hangen „bleibt, bleiben sie rein, daß sie nicht können verunreiniget „werden". Wie unrichtig Hr. Rabe hier gelesen, wird er bei einiger Überlegung sehr leicht einsehen. Es ist offenbar, er hat bealehen gelesen, wo er balijah hätte lesen sollen. Der Sinn ist dieser: „wenn Zwiebeln auf einem Fruchtboden liegen und

„(in dem allda befindlichen Schutt) von neuem Wurzel fassen, „so können sie nicht mehr verunreinigt werden". Ein einziges Wort, das er unrichtig punktirte, hat ihn so weit von der Wahrheit abgeführt.

M. 3. „Sind unter dem, was man verkaufen will, „Erstlinge, so nehme man dieselbe zuvörderst heraus, und ver„kaufe sodann das übrige". Erstlinge heißen sonst die biccurim, wie sie auch Hr. Rabe nicht anders nennt. Hier aber ist die Rede nicht von den biccurim, sondern von reifen und zehntbaren Früchten. In der mehrern Zahl heißen sie bechoroth, Früchte, die früher reif geworden sind; um sie von den eigentlichen biccurim zu unterscheiden.

Tractat VIII. Maasser Scheni.

Cap. 1. M. 1. Es ist nicht erlaubt, den zweiten Zehnten zu verschenken, sagt Hr. Rabe, „weil schenken die Rechte eines „Kaufs hat". Schenken hat sonst keinesweges die Rechte eines Kaufs, indem es die Früchte nicht einmal zehntbar macht (s. R. Jom Tob). Nur hier in diesem Falle, heißt es, soll man das Eigenthum Gottes so wenig verschenken als verkaufen.

M. 5. „Wenn jemand (auf dem Lande) um das Zehen„dengeld aus Irrthum Früchte gekauft, muß der Verkäufer die „Früchte wieder zurück nehmen, und jenem sein Geld wieder„geben. Ist es aber mit Vorsatz wissentlich geschehen; so muß „man sie hinauf tragen, und an dem Orte, den der Herr er„wählt hat, essen. Wenn man sie aber nicht auf diese „Weise geheiliget, muß man sie verfaulen lassen". Abermals fehlerhaft punktirt! Hr. Rabe liest statt mikdasch: mekaddesch, und übersetzt: „wenn man sie aber nicht auf diese Weise „geheiliget", da es doch heißen muß: „wenn aber kein mikdasch oder Tempel vorhanden ist"; daß man also zu Jerusalem keinen zweiten Zehnten essen kann. Derselbe Fehler kommt M. 6. abermals vor.

Cap. 2. M. 3. „Die Schule Hillels sagt, alles was „man damit (mit dem Tiltan vom zweiten Zehnten) vornehme, „dürfe in Unreinigkeit geschehen, ausgenommen, wenn man „denselben gefeuchtet habe". Ist falsch, und soll heißen: „ausgenommen das Einweichen oder Anfeuchten", welches mit unreinen Händen zu thun verboten.

M. 6. „Wenn ein Sela (zwei Seckelstück von Silber), „der von dem zweyten Zehenden ist, mit einem gemeinen Sela „verwechselt worden, daß man nicht weiß, welches der Zehenden „Sela ist (und man will diesen wieder von Jerusalem „hinaus tragen)". Dieser Zusatz ist von R. Bartenura, soll aber eigentlich heißen: „und man will diesen außerhalb Je„rusalem ausgeben". Die Verwechselung des Zehntengeldes mit dem gemeinen Gelde kann sowohl auf dem Lande als in Jerusalem vorkommen; und es ist dem Besitzer in beiden Fällen daran gelegen, sie von einander zu unterscheiden, damit er das gemeine Geld zu Hause verzehren könne. Hr. Rabe hat das Wort lehozie unrecht verstanden.

Cap. 4. M. 13. „Die Schule Schammai lehrt, wenn „jemand, nachdem er die Krüge zugemacht, von einem auf alle „die Hebe geben wolle, müsse er sie alle aufmachen, und in die „Kelter ausleeren; die Schule Hillels aber sagt, es sey genug, „wenn man nur einen aufmache" u. s. w. Ist unrichtig. Die Schule Hillels gesteht, daß man sie alle aufmachen müsse, und geht bloß in Ansehung des Ausleerens von der Schule Schammai ab; welches Hr. Rabe aus der vorgehenden Mischnah hätte abnehmen können, da es ausdrücklich heißt: „wenn die „Fässer zugeschlagen sind, muß man die Hebe von jedem be„sonders nehmen"; worin die beiden Schulen übereinkommen. Übrigens hat Hr. Rabe diese überaus schwere Mischnah glücklich übersetzt; nur wünschte ich, daß er zuletzt, bei der Lehre R. Schimeon's, der Auslegung des hierosol. Talmuds gefolgt wäre, so wie R. Schimschon und R. Bartenura gethan.

Cap. 5. M. 1. „Ein Weinberg des vierten Jahrs wird „mit einem Erdhügel von rother Erde bezeichnet". Daß die Erde eben roth seyn müsse, finde ich bei keinem von unsern Auslegern. Das Wort aedamah kann zwar seinem Ursprunge nach eine röthliche Erde bedeuten, allein in den mehrsten Fällen bedeutet es auch jede andere Erde.

Man sieht hieraus, daß Hr. Rabe noch nicht Sorgfalt genug auf seine Übersetzung gewendet. Er meint zwar in der Vorrede, man würde in seinem Werke keine Vergehungen finden, wo er nicht wenigstens einen jüdischen Ausleger dabei zum Fürsprecher möchte aufbringen können. Ich zweifle aber sehr, ob er bei einer von den hier getadelten Stellen die geringste Autorität für sich finden würde. Ich habe keine lateinische Übersetzung der

Mischnah zur Hand, und kann also nicht sagen, in wie weit diese mögen richtiger oder unrichtiger seyn. So viel ich mich aber erinnere zu einer andern Zeit davon gelesen zu haben, dünkt mich die Übersetzung des Hrn. Rabe noch die richtigste und verständlichste unter allen. Die deutsche Sprache ist überhaupt ihrer Biegsamkeit halben geschickter zu Übersetzungen als die lateinische; und Hr. Rabe hat auch die Sache genug verstanden, um sich mehr an den Sinn als an die Worte zu binden.

So weit der Rabbi. — Ich werde ihn öfter besuchen, um ihn, wo möglich, zur Beurtheilung der übrigen Tractate, oder Massichtoth, wie sie der Hebräer nennt, anzuhalten.

VIII. Den 21 Aug. 1760.

123ster Brief.

„Clementina von Porretta, ein Trauerspiel von dem Verfasser der Lady Johanna Gray", sahe ich bei meinem Buchhändler auf dem Tische liegen, und schämte mich, daß ein Anderer einen Plan ausgeführt, den ich längst überdacht und angefangen, aber nicht habe zu Stande bringen können. Jetzt, da mir Herr Wieland zuvorgekommen, will ich Ihnen die Schwierigkeiten entdecken, die mich von der Bearbeitung dieses Plans abgeschreckt haben. Wie vortrefflich Hr. Richardson die Episode von der Clementina behandelt hat, wissen Sie, weiß Jedermann, dem die Werke des Genies nicht gleichgültig sind; und wer einiges Gefühl hat, muß wünschen, diese neue Situation auf der Bühne vorgestellt zu sehen. Dem ersten Anblicke nach sollte nichts leichter scheinen, als die Verwandlung einer rührenden Episode in ein bürgerliches Trauerspiel; und der Vortrag des Hrn. Richardson kommt hier diesem Betruge sehr zu statten. Denn da er so natürlich dialogirt, und so sorgfältig die Geberden seiner unterredenden Personen beschreibt; so wird man verführt zu glauben, er habe nicht nur die Erfindung, sondern auch den größten Theil der theatralischen Ausführung, bis auf die Pantomime sogar, die der Schauspieler zu beobachten hat, über

sich genommen. Dieses glaubte ich, und fing an, den Plan zu entwerfen. Allein ich ward gar bald inne, daß die Dichtungsarten sich so schwer, als die Arten der Natur, eine in die andere umschmelzen lassen. Jede hat ihre wesentliche Bestandtheile, die gleichsam in Rauch aufgehen, sobald man eine gewaltsame Verwandlung mit ihnen vornimmt. Ich will mich erklären, und die Schwierigkeiten stückweise herzählen, die mir aufgestoßen sind, als ich meinen Vorwurf näher zu betrachten anfing.

Erstlich der Charakter des Carl Grandison ist für den Roman unverbesserlich, aber sehr unpoetisch, wenigstens für das Theater höchst unbequem Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit meine Gedanken über die vollkommen tugendhaften Charaktere eröffnet, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund behauptet, daß die Idealschönheit der Dichtkunst nicht nur von der vollkommenen Tugend unterschieden, sondern auch mit derselben schwerlich zu verbinden sei. Damals führte ich meine eigenen Gründe an; jetzt mag der Graf Shaftesbury, dieser große Kenner der Idealschönheiten, für mich reden. „Man wird viel„leicht fragen", spricht der Lord *): „wie kommt es, daß der „Dichter" (Homer in seinen beiden Heldengedichten) „nirgend „ein einziges Muster der Tugend, einen vollkommenen Charakter „schildert? — Ich antworte: als Dichter hat er dieses nicht „thun können, ohne verkehrt und falsch zu denken. Nicht das „Mögliche, sondern das Wahrscheinliche, das Vermuthliche muß „sich der Dichter zum Leitfaden wählen. So und nicht anders „gewinnt er die Aufmerksamkeit, und bemeistert sich des innern „Gefühls des Lesers oder Zuschauers, die aus eigener Erfah„rung, und aus dem, was in ihrem Herzen vorgeht, am be„sten urtheilen können. Die vollkommene Tugend ist eine Wir„kung der Kunst, der Selbsterziehung, des Zwanges, und der „Gewalt gleichsam, die man der Natur anthut. Gemeine Leser „und Zuschauer aber, die bloß Vergnügen suchen, und gern „ihre Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wollen erregen las„sen, verstehen sehr wenig von der Bezähmung, Milderung „und Verbesserung, dadurch dieses neue Kunstgeschöpf hervorge„bracht wird. Der wahre Tugendhafte ist wirklich nichts anders;

*) Characteristics, Vol. III. Miscellany 5. chapt. 1. not.

„denn seine Kunst mag an und für sich selbst noch so natür-
„lich oder noch so sehr in Natur und Vernunft gegründet
„seyn; so ist sie doch allezeit eine Verbesserung, die das ge-
„meine Gepräge der Natur, den bekannten Charakter des
„menschlichen Geschlechtes weit hinter sich zurücklässt. Daher
„sind die höchst tugendhaften und vollkommenen Charaktere un-
„poetisch und falsch. Man muß keine Wirkung zeigen, deren
„Ursache unbekannt und unbegreiflich bleiben muß."

Daß sich aber die Vertheidiger der vollkommen tugendhaf-
ten Charaktere ja nicht mit der Ausflucht schützen, man könne
auch für Leser und Zuschauer aus einer höhern Sphäre dichten,
denen diese Verbesserung der Natur kein Geheimniß ist, und die
bei dem Dichter etwas mehr suchen als sich zu vergnügen! Lord
Shaftesbury ist diesem Irrthume zuvorgekommen. Er hat die
Unzulänglichkeit seines ersten Grundes selbst eingesehen, und
führt in der Folge andere Gründe an, die den Punkt besser
zu treffen scheinen. Die Stelle ist gar zu merkwürdig, als daß
ich sie Ihnen nicht ganz hersetzen sollte. Lassen Sie mich im-
mer von meinem Wege etwas abkommen, ich werde schon wie-
der einlenken. — „Ein Held ohne Leidenschaft", spricht der
Lord, „ist so ungereimt, als ein Held ohne Leben, ohne Hand-
„lung. Giebt man ihm aber Leidenschaft, so müssen auch lei-
„denschaftliche Handlungen daraus entspringen. Dasselbe he-
„roische Genie, dieselbe anscheinende Seelengröße, die uns ent-
„zückt, wenn wir sie sehen, entzückt natürlicherweise auch in
„dem Leben und in den Sitten der Großen, die man uns be-
„schreibt. Der geschickte Zeichner also, der zum Behuf der
„Wahrheit dichtet und seine Charaktere nach den Regeln der
„Sittenlehre schildert, bemerkt diesen Hang der Natur, und läßt
„jeder hohen Gesinnung den ihr eigenen Überschwung, oder die
„Neigung, in dem Tone oder in der Art von Leidenschaft,
„welche den hervorstechenden und scheinbaren Theil eines jeden
„poetischen Charakters ausmacht, zu weit zu gehen. Die Lei-
„denschaft des Achilles strebt nach solchem Ruhm, den man
„durch Waffen und persönliche Tapferkeit erwirbt. Diesem Cha-
„rakter zu Gefallen verzeihen wir dem edelmüthigen Jünglinge
„seine allzu große Hitze auf dem Schlachtfelde, und seinen Jäh-
„zorn in dem Rathe oder gegen seinen Bundesgenossen, wenn
„er beleidigt und aufgebracht wird. Die Leidenschaft des Ulysses
„strebt nach solchem Ruhm, den man durch Klugheit, Weis-

„heit und geschickte Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen wir „ihm sein feines, listiges und betrügerisches Wesen. Der Intriguen„geist, das überkluge Wesen und die allzu fein gekünstelte Politik sind „dem versuchten Staatsmanne, der lauter Staatsmann ist, so natür„lich, als der Jähzorn, ein unüberlegtes und rasches Betragen dem „offenen Charakter eines kriegerischen Jünglings, welcher selten weit„aussehende Absichten hat. Die riesenmäßige Stärke des Ajax und „seine treffliche Kriegesarbeit würde weder so glaublich noch so einneh„mend seyn, wenn ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichste Ein„falt und etwas plumpe Gemüthsgaben zugesellt hätte. Wir „bewundern den Agamemnon als einen weisen und edelmüthigen „Heerführer; aber es gefällt uns ungemein, daß der Dichter „den fürstlichen Stolz, das steife und herrische Wesen, welches „diesem Charakter eigen zu seyn pflegt, in seiner Person vorge„stellt, und die üblen Folgen desselben nicht unbemerkt gelassen. „Und hierdurch wird das Übertriebene der Charaktere eigentlich „wieder zurechte gesetzt. Denn indem das Unglück gezeigt wird, „das aus jeder Übertreibung zu entspringen pflegt, so werden „unsere heftig erregten Leidenschaften auf die heilsamste und „wirksamste Weise gebessert und gereinigt. Wer sich nach einem „einzigen Muster oder Original bildet, und wenn es auch noch „so vollkommen ist, bleibt doch nichts mehr als eine bloße Copie. „Wer sich aber Züge aus verschiedenen Mustern wählt, der wird „selbst original, natürlich und ungezwungen. Wir bemerken „täglich in Ansehung der äußerlichen Aufführung, wie lächerlich „der wird, welcher einem Andern, und wenn es auch der ar„tigste Mann wäre, beständig nachahmt. Das müssen kleine „Geister seyn, die nichts als copiren wollen. Nichts ist ange„nehm, nichts ist natürlich, als was original ist. Unsere Sit„ten sowohl als unsere Gesichter müssen, wenn sie noch so schön „sind, in der Schönheit selbst eine Verschiedenheit haben. Eine „allzu große Regelmäßigkeit kommt der Häßlichkeit nahe; und „in einem Gedicht (es sei episch oder dramatisch) ist ein voll„kommener Charakter das größte Ungeheuer, und unter allen „poetischen Erdichtungen nicht nur am wenigsten einnehmend, „sondern auch am wenigsten moralisch, und am wenigsten be„quem, die Sitten zu verbessern. In a poem (whether epick „or dramatick) a compleat and perfect character is the „greatest Monster, and of all poetick fictions not only the „least engaging, but the least moral and improving."

Sehen Sie! so strenge ist Shaftesbury gegen die vollkommen tugendhaften Charaktere in der Poesie. Wer hätte das geglaubt? Shaftesbury! der unsern süßen Schwätzern allezeit die Gewähr leisten muß, wenn sie uns erweisen wollen, daß sie das sittliche Ideal besser zu treffen wissen als Homer, weil ihre Helden tugendhafter sind, als die Helden der Iliade oder der Odyssee, weil ihre Achilles gelassener, ihre Agamemnons demüthiger, und ihre Ulysses aufrichtiger sind.

Was für ein Geschrei erhoben die schweizerischen Kunstrichter nicht wider den Charakter des Philotas, dieses heldenmüthigen Kindes, das, von überschwänglicher Ruhmbegierde entflammt, im Gefecht verwegen, und in der Gefangenschaft verzweiflungsvoll ist? Sie haben ganze Bücher geschrieben, zu beweisen, daß dieser Ehrgeiz übertrieben, und der Charakter des Philotas unmoralisch wäre. Sie haben ihm einen harmlosen Polytimet entgegengesetzt, welcher im Gefechte behutsamer, in der Gefangenschaft geduldiger ist, und den Ausgang der Sache mit Gelassenheit abwartet. Die seltsamen Moralisten! Ich mag die Vertheidigung des Trauerspiels „Philotas" nicht über mich nehmen, und hier ist auch der Ort dazu nicht; aber so viel ist gewiß: was sie an dem Charakter des Kindes bessern wollen, ist höchst ungereimt. Shaftesbury würde ihnen antworten: es ist wahr, meine Herren! Ihr Polytimet macht seinem Vater so viel Kummer nicht, als Philotas dem seinigen. Wenn ich König wäre und mein Prinz würde gefangen, so wünschte ich freilich lieber, daß er dem Polytimet als dem Philotas nachahme. Aber vom Theater lassen Sie mir das altkluge Kind weg. Es ist eine siebzigjährige Seele in einem achtjährigen Leibe, ein poetisches Ungeheuer, das mir das beste Stück verderben könnte. — Philotas hat von dem Ehrgeize etwas zu viel? Lassen Sie ihm dieses „etwas zu viel", das seinem Charakter Natur, Leben und poetische Wahrheit giebt. Ich sage noch mehr: vielleicht würde ich von einem so feurigen Kinde als Philotas nur desto größere Hoffnung schöpfen, als von einem Polytimet, dessen philosophische Gleichmüthigkeit ich für einen Temperamentsfehler halten würde, weil sie der reifern Überlegung, Erfahrung und anhaltenden Übung zuvorgekommen ist. Wenigstens hat Xenophon so gedacht, da er seinen Cyrus als Kind weit feuriger und wilder in die Gefahr rennen läßt,

als sie dem Philotas zu thun erlauben wollen. — Doch genug vom Philotas!

Als ich vor einiger Zeit, ohne die Stelle im Shaftesbury bemerkt zu haben, bloß auf Veranlassung einiger Zeilen, die Hr. G. aus dem Plutarch angeführt hatte *), mich wider die vollkommenen Charaktere erklärte; war ich mit dem Grunde, daß keine vollkommene Tugend in der Natur anzutreffen wäre, nicht zufrieden. Ich hielt damals die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiele. Was für Ursachen man aber auch annimmt, so ist an der Wahrheit des Satzes selbst doch nicht zu zweifeln, daß die höchst tugendhaften Charaktere in der Dichtkunst monströse Hirngeburten sind. Einige Kunstrichter haben sogar bemerkt, Homer habe den Nireus, welchen er als den schönsten, und den Thersites, welchen er als den häßlichsten Menschen geschildert hat, in seinem ganzen Gedichte nicht mehr als ein einziges Mal vorkommen lassen. Nec denique, sagt Clarke, ad artificium poematis nihil est, quod hic annotarunt nonnulli; utique unum omnium formosissimum Nirea, itidemque omnium maxime deformem Thersiten semel depictos, nunquam deinceps in toto poemate memoratos. So sehr hat dieser große Dichter alles Einzige in seiner Art gescheuet!

Ich weiß nur einen Fall, da die vollkommenen Charaktere auf der Bühne erträglich sind; dieser ist: wenn die tugendhaften Personen unglücklich werden, wenn sie durch ihre Tugend selbst einen Raub des Neides und der Verfolgung abgeben, und mit ihrem Schicksale in einem beständigen Kampfe leben müssen. Alsdann erregen sie unser Mitleid; und schlagen desto tiefere Wunden in unser Gemüth, je mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung sie sich durch ihre moralische Vollkommenheit erworben. Sobald der Tugendhafte aber das Unglück überkommt, wird er gleichgültig. Bewunderung ohne Mitleiden, ohne Schrecken ist für die Dichtkunst überhaupt, und um so viel mehr für das Theater, ein gar zu kalter Affect.

---

*) Siehe den 66sten Brief (Bd. 4. Abth. 1. der gesammelten Schriften S. 579).

Ich komme von meiner weitläuftigen Digression zurück. Bei solchen Gesinnungen konnte ich unmöglich einen Charakter wie den Carl Grandison's für theatralisch gut halten. In der Episode von der Clementina schien er mir dieses um so viel weniger, je unthätiger er bei dieser ganzen Begebenheit bleiben muß. Er muß sich völlig leidend verhalten, wenn er die Hoffnung, der Besitzer der Clementina zu werden, nicht verscherzen, und zugleich ihrer Familie nicht verdächtig werden will, als hätte er aus hinterlistigen Absichten sich die Schwachheit der jungen Gräfinn zu Nutze gemacht. Richardson fand zu seinem Roman noch immer Mittel, den Charakter des Grandison, der hier außer Action ist, durch Nebenzüge zu erheben; allein für den theatralischen Dichter sind alle diese Mittel unbrauchbar. Was für eine leblose, gleichgültige Rolle muß er also seinen Grandison spielen lassen!

Die zweite Schwierigkeit war die Clementina selbst. Richardson hat in seinem Roman Zeit und Raum genug, ihren Gemüthszustand eine völlige Revolution hindurchzuführen. Sie ist Anfangs bei heitern Gemüthskräften der Stolz ihrer Familie, ein Muster der Tugend und der Frömmigkeit; aber sie besitzt einen edlen Hochmuth, der einen kleinen Überschwung hat; und dieser ist die Quelle ihres Unglücks. Sie liebt den Grandison, welchen ihr ihre Religion als einen Ketzer, und der Adel ihres Hauses als einen Menschen von geringerm Stande betrachten heißt. Religion und Stolz gerathen in einen Kampf mit Liebe und Zärtlichkeit, und ihre Vernunft ist das Opfer dieses schweren Kampfes. Sie wird trübsinnig, geräth in eine liebenswürdige Schwärmerei, die der englische Schriftsteller mit so meisterhaften Zügen zu schildern weiß. Sie wird wild, rasend; und durch die Strenge, mit welcher ihr die grausame Laurana mitspielt, wird ihre Raserei ganz natürlich in die hartnäckigste Melancholie verwandelt. Nun ist ihre Vernunft völlig dahin, und die Familie verzweifelt an ihrer Genesung. Indessen entzieht man sie der unmenschlichen Ansicht der Laurana, begegnet ihr gelinder, läßt den Grandison nach Bologna kommen, gebraucht Arzneimittel; und ihr Gemüth heitert sich allmälig wieder auf. Sie wird wieder Meister von ihrer Vernunft, und, welches das Wunderbare der Erdichtung ist, zugleich auch Meister von ihrer Leidenschaft. Die Religion siegt,

zum größten Erstaunen Grandison's und ihrer Anverwandten, und ihre Liebe verwandelt sich in eine zärtliche Freundschaft. — Dieses ist der Auszug von der Geschichte der Clementina, die uns in dem englischen Roman ganze Ströme von Thränen auspreßt. Der Charakter ist neu, die Glücksveränderung schrecklich, und der Ausdruck des Herrn Richardson so pathetisch, so voller Natur, daß er das Innerste unseres Gemüths durchwühlt, und die geheimsten Saiten der Empfindung sicher zu treffen weiß.

(Der Beschluß folgt.)

IX. Den 28 Aug. 1760.

Beschluß des 123sten Briefes.

Aber wie soll der dramatische Dichter, dessen Zeit und Raum, wenn er sich auch noch viel Freiheiten erlaubt, in Vergleichung gegen die des Romanenschreibers so sehr eingeschränkt sind; — wie soll dieser die Clementina auf die Schaubühne bringen, ohne den Zuschauer bedauern zu lassen, daß er nicht lieber zu Hause den Richardson liest? Soll er die Begebenheiten häufen, zusammenpressen, und also den ganzen Zirkel von Veränderungen vorstellen, welche das Gemüth der jungen Gräfinn erlitten hat? Soll er sie in der Blüthe des Wohlstandes aufführen, und vor den Augen des Zuschauers verwirrt, sinnlos und zuletzt wieder heiter werden lassen? — Ich wußte, daß dieses nicht unmöglich sei, und erinnerte mich des großen Meisters, der einen ähnlichen Plan vortrefflich ausgeführt. Shakespear läßt den König Lear im Anfange des Trauerspiels, das diesen Namen führt, sein Reich seinen beiden ältesten Töchtern abtreten und die jüngste verstoßen; in der Folge ihn selbst von den beiden ältesten Töchtern verstoßen werden! des Nachts in Sturm und Wetter, von Niemanden als von seinem Hofnarren begleitet, in einer Einöde herumirren, und

aus Verzweiflung seinen Verstand verlieren. Der verstoßenen Tochter, die einen französischen Prinzen geheirathet, kommt das Unglück ihres Vaters zu Ohren; sie sucht ihn in dieser Einöde auf, sie findet ihn, nimmt ihn in ihren Schutz, und bringt ihn durch gute Pflege und erquickende Tröstungen wieder zu sich selbst. — Die Einheit der Zeit hat unter der Menge von Begebenheiten etwas gelitten; aber wer achtet dieser, wenn das Gemüth ernsthafter beschäftigt und in beständigen Leidenschaften herumgetrieben wird? Ich ging also zum Shakespear, um mich Raths zu erholen; allein aller Muth sank mir, als ich dieses vortreffliche Trauerspiel noch einmal las. Was hilft mir der Bogen des Ulysses, wenn ich ihn nicht spannen kann? Shakespear ist der einzige dramatische Dichter, der es wagen kann, in dem Othello die Eifersucht, und in dem Lear die Raserei in dem Angesichte des Zuschauers entstehen, wachsen und bis auf den Gipfel gedeihen zu lassen, ohne sich sogar der Zwischenscenen zu bedienen, um dem Fortgange des Affects einen Ruck zu geben, welchem der Zuschauer nicht mit den Augen folgen kann. Wer ist aber kühn genug, einem Hercules seine Keule, oder einem Shakespear seine dramatischen Kunstgriffe zu entwenden?

Um sich also nach den gemeinen Regeln des Theaters zu bequemen, müßte der Dichter da anfangen, wo die Melancholie der Clementina am hartnäckigsten ist, und die Familie den Grandison wieder nach Bologna kommen läßt. Er hat immer noch Materie genug, fünf Aufzüge damit anzufüllen, das gestehe ich; allein von der Clementina wird er uns in diesem Falle kaum den Schatten zeigen können. Wie viel vortreffliche Züge wird er ungebraucht lassen müssen, welche den großen Charakter der Gräfinn in ihrem Gesundheitszustande, und ihre reine und durch keine Gedanken befleckte Unschuld in der verliebten Raserei selbst so unvergleichlich bezeichnen! Und wie steht es um die liebenswürdigen Phantasien der Clementina, um die unschätzbaren Grillen ihrer allzu lebhaften Einbildungskraft, um deren willen allein man das Stück auf dem Theater zu sehen wünscht? Der Dichter wird einen großen Theil derselben schlechterdings weglassen müssen, da der Zustand, in welchem er die Clementina nimmt, nicht mehr schwatzhafte Raserei, sondern tiefe Schwermuth seyn soll. Das heißt: er wird uns von der schönen Bildsäule des Hrn. Richardson auf dem Theater nur

einen verstümmelten Torso zeigen können; und dieser soll Leidenschaften erregen?

Sagen Sie mir doch, ob es möglich ist, daß man sich für eine rasende Person interessire, die man nie in ihrem heitern Gemüthszustande gekannt, und geliebt oder hochgeachtet hat? Ich folge dem Hamlet, dem Lear auf allen ihren phantastischen Abwegen, weil mich der Dichter sie hat kennen, hochachten, und ihre unerhörten Begegnisse mit empfinden lassen. Derselbe nagende Gedanke, welcher sich so tief in ihrer Seele eingegraben, daß er die Empfindungen selbst in seine eigenen Bilder verwandelt; hat auch uns gleichsam mit angesteckt, und unserer Einbildungskraft den Hang mitgetheilt, alles auf diese beständige Lieblingsidee zurückzuschicken. Wie kann ich aber an der Sinnlosigkeit einer Person Theil nehmen, die ich nur vom Hörensagen kenne, und das erste Mal, daß ich sie sehe, ohne Vernunft und Sinne antreffe? Ich glaube also nicht einmal, daß die Situation der Clementina sehr rührend werden kann, wenn man sie gleich Anfangs, da sie die Bühne betritt, aller Vernunft beraubt seyn läßt. Der Zuschauer muß natürlicherweise zweifeln, ob sie nicht mehr dumm oder halsstarrig, als melancholisch seyn mag.

Endlich stand mir auch der Charakter des Jeronymo im Wege. Er ist eine nothwendige Person in dieser ganzen Episode; aber der dramatische Dichter kann ihn unmöglich in den Umständen lassen, in welche ihn Hr. Richardson versetzt hat. Da er ein elendes und gequältes Leben führt, und beständig in Gefahr ist, unter den Händen der Wundärzte seinen Geist aufzugeben; so wird das Mitleiden des Zuschauers zwischen ihm und der Clementina getheilt, und die Einheit der Theilnehmung zerstört. Doch diesem Übel ließe sich allenfalls noch abhelfen!

Aber wie sollte der Ausgang des Stückes seyn? das Schicksal der Clementina kann auf der Schaubühne nicht so unbestimmt bleiben, als es der Romanendichter gelassen. Dieses hat auch Hr. Wieland in seiner Vorrede bemerkt. Der Zuschauer ist auf den Ausgang allzu begierig gemacht worden; und er ist gar nicht befriedigt, wenn ihm noch der geringste Zweifel übrig bleibt. Eine Episode ist ein angebrachter Nebenzierrath, dessen Anfang und Ende nicht absetzen, sondern dem Ganzen gleichsam einverleibt werden müssen. Ein dramatisches

Stück aber ist ein für sich bestehendes Ganze, dessen Enden hervorragen und in die Sinne fallen sollen. Was soll also am Ende aus der Heldinn werden? Ihr Wahnwitz hat sich verloren, ihre Leidenschaft hat sich in das Joch der Religion geschmiegt; allein welcher Zuschauer besorgt nicht einen noch gefährlichern Rückfall? Soll man sie ins Kloster schicken? dazu können Sie unmöglich rathen. Der Einfall ist zu alltäglich, als daß er nicht ausgezischt werden sollte. Ich weiß nur einen einzigen Rath: man müßte sie von der wüthenden Lady Olivia aus Eifersucht hinrichten lassen. Der Tod des Helden ist allezeit die rührendste Entwickelung; denn er läßt einen Stachel in dem Gemüthe des Zuschauers zurück, welcher anhaltende Schmerzen verursacht. Diesen Anschlag hatte ich gefaßt; und war nur darauf bedacht, die Olivia mit in das Hauptinteresse des Stückes zu verwickeln und eine ihr anständige Rolle spielen zu lassen. Allein Sie sehen, daß dieser Umstand allein schon die ganze Anlage verändert, und daß ich mehr hätte erfinden als nachahmen müssen. Ich weiß nicht, ob ich meinen Kräften zu wenig zugetraut, oder meiner Bequemlichkeit zu viel nachgesehen habe. Genug, mein letzter Entschluß war, weder nachzuahmen noch zu erfinden, sondern den ganzen Anschlag fahren zu lassen.

124ster Brief.

Wie glücklich ist Hr. Wieland nicht! Über alle Schwierigkeiten, die ich mir gemacht habe, ist er weit hinweg. Er nimmt die Umstände alle, so wie sie ihm Richardson in die Hände liefert; übersetzt die wichtigsten Scenen von Wort zu Wort aus dem Englischen, setzt einige gleichgültige hinzu, um den Vorhang fünfmal aufziehen zu lassen; und siehe! es entsteht ein Ding, das Hr. Wieland ein Trauerspiel nennt. Ob es auf der Bühne gefallen oder nicht gefallen werde, das geht ihn nun weiter nichts an. Genug, er hat das Seinige gethan, und Scenen und Aufzüge überschrieben. Wenn er das Glück hat, Zuschauer zu finden, welche niemals die Ge-

schichte beim Richardson gelesen, so kann er vielleicht auch Beifall hoffen.

Ich begreife nicht, wie ein Wieland, der sich in verschiedenen von seinen Ausarbeitungen als einen denkenden Kopf gezeigt, bis zu einer so sklavischen Nachahmung herabsinken kann! Er sagt in seiner Vorrede, der Charakter der Clementina habe „für den Dichter so besondere Schwierigkeiten, daß es unbillig „wäre, von dem ersten, der sich an denselbigen wagt, etwas „vollkommenes zu fordern". Ganz recht! wer wird etwas vollkommenes fordern? Aber ich möchte wissen, welche Schwierigkeiten denn Hr. Wieland so glücklich überstanden, daß er sich für die übrigen Nachsicht verspricht? meines Erachtens keine einzige. Nehmen Sie die triviale Entwicklung, die Entfernung der Gräfinn von der Welt, aus, die wirklich von des Hrn. Wieland's Hinzuthun ist; so ist im Übrigen alles so geblieben, wie man es in der ersten unüberlegten Hitze nehmen zu können glaubt. Ich mag mich in kein verdrießliches Detail einlassen, denn das würde mich zu weit führen. Ich begnüge mich, die Hauptcharaktere mit wenigem zu berühren.

Sein Carl Grandison ist auf der Bühne, wie ich es vermuthet hatte, eine tugendhafte, aber höchst unthätige Person geblieben. Seine Figur spielt zwar in diesem Stücke eine wichtige Rolle, aber bloß durch ihre stumme Anwesenheit; denn was sie thut oder spricht, sind mehrentheils Verbeugungen oder Complimente. Gegen den Grafen Belvedera wird er einmal feurig, — und macht Rodomontaden: „Nur dieses muß ich „Ihnen sagen, wenn ich Ansprüche an die Gräfin Clementina „hätte, so sollten weder Sie noch eine ganze dräuende Welt „mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffener „Mann fürchtet nichts. Oder wen soll der fürchten, der vor „dem Himmel selbst nicht erzittern muß?" Ein seltsamer Trotz! weder ein Graf Belvedera, noch „eine ganze drohende Welt" sollten ihn abschrecken, an ein Frauenzimmer Ansprüche zu machen! Müssen denn die Ansprüche gemacht seyn? warum soll sie ein tugendhafter Grandison nicht einer „ganzen drohenden Welt" zu Gefallen fahren lassen? — „Ein rechtschaffener Mann „fürchtet nichts. Wen soll der fürchten, der vor dem Himmel „selbst nicht erzittern muß?" Diese Sprache verräth den Verfasser der „sokratischen Gespräche", so ungern ich auch den Hrn. Wieland dafür erkennen möchte. „Die Stralen",

spricht Sokrates dort, „welche aus einem comischen Theater her„vor brechen, können die Gedanken desjenigen nur nicht zer„streuen, der bei des Jupiters seinen unbeweglich bleibt". Sokrates redet wie Grandison, und Grandison wie Sokrates, und vielleicht beide wie Hr. Wieland; denn warum würde er zwei so verschiedene Muster der Tugend dieselbe Sprache führen lassen, wenn er sie nicht für die wahre und angemessene Sprache der Rechtschaffenheit hielte?

Die Clementina erscheint in dem 8ten Auftritte des zweiten Aufzuges zum ersten Male. Die Markgräfinn, Grandison, der Bischof und Jeronymo befinden sich in dem Zimmer des Letztern; und „Clementina nähert sich, an Camillens Arm „gelehnt, mit kleinen Schritten und auf dem Boden geheftеten „Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt sie einige Augen„blicke stehen, ohne darauf Acht zu haben, daß jemand gegen„wärtig sey, darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie wie„der zurück gehen wollte; aber Camille zeigt ihr einen Stuhl „zwischen ihrer Mutter und dem Bischof, und spricht: Hier, „gnädige Gräfin! hier! Clementina setzt sich, ohne die Augen „aufzuheben" u. s. w. Diese ganze Scene ist mehr Pantomime als Reden. Hr. Wieland hat sie von Wort zu Wort dem Richardson nachgeschrieben. Ich gestehe es, am rechten Orte würde sie die vortrefflichste Wirkung thun; aber der Zuschauer muß mit großer Kunst dazu vorbereitet seyn. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so muß dieses stumme Spiel der Clementina in dem Trauerspiel des Hrn. Wieland mehr Widerwillen als Mitleiden erregen. Carl Grandison schreibt irgendwo: what, my dear Dr. Bartelet, can be more affecting, than these absences, these reveries, of a mind once so sound and so sensible! Man muß aber wissen, wie gesund, wie verständig eine Seele vorher gewesen, wenn man durch ihre Abwesenheit so gerührt werden soll. Hr. Wieland hat uns die Seele der Clementina noch gar zu wenig kennen lassen. Wir sind noch immer in Zweifel, ob die junge Gräfinn verzogen und tückisch, oder wirklich wahnwitzig ist.

Zum Unglück hat Hr. Wieland die Ausschweifungen der Einbildungskraft, die glücklichen Raserеien der Clementina alle weggelassen, die uns den innern Zustand ihrer Seele so treulich abschildern. In den Stellen selbst, die er Wort zu Wort aus dem Englischen übersetzt, hat er die wenigen Züge von dieser

Art, welche ihm nach der Anlage des Stückes noch zu Dienſte geſtanden, wie mit Fleiß, aus der Mitte geriſſen und verworfen. Hat er ſie irgend nicht für theatraliſch gehalten? O wir hätten ihm gern einige ſchwatzhafte Monologen dafür geſchenkt!

Laſſen Sie ſich einige von dieſen Unterlaſſungsſünden erzählen. — Im 5ten Auftritte des erſten Aufzuges kommt Camilla gelaufen. „O Herr Grandiſon! — Ein Engel iſt „mit Ihnen in dieſes Haus gekommen! Welch eine freudige „Zeitung bringe ich Ihnen! Clementina — — meine theuere „junge Gräfin — hat dieſen Augenblick wieder geredet.“ Dieſe Veränderung geht bei dem Hrn. Wieland mit Wunder zu. Nun hören Sie, was für eine vortreffliche Scene er ſich hat entgehen laſſen.

„Man nannte den Grandiſon“, erzählt der Engländer, „in „ihrer Gegenwart, und ſie ſah ſich ſchnell wie nach Jemand um. „Laura, ihr Mädchen, ward von ungefähr gerufen. — Sie fuhr „in ſich, warf ihre Arme, wie erſchrocken, um die Camille, und „ſah wild aus. Camille glaubt ganz gewiß, der Name Laura „habe ſie auf die Gedanken von Laurana gebracht, welche ſie ſo „ſehr fürchtet. Als ſie mit ihrer Camilla allein gelaſſen ward, „fing ſie an zu reden.

„Hat nicht Jemand den Ritter Grandiſon da genannt? „fragte ſie.

„Ja, Madame!

„Geſchwind! ehe ich ihn noch einmal nenne, ſehe ſie nach „der Thür, ob meine grauſame Muhme nicht horcht?

„Ihre grauſame Muhme, Madame, iſt wie viel Meilen „von Ihnen entfernt.

„Das hilft nicht, ſie kann doch hören.

„Theuerſte Lady! ſie kann nicht hören. Sie ſoll Ihnen „niemals wieder vor Augen kommen.

„So ſpricht ſie wohl, Camille!

„Habe ich Sie denn jemals hintergangen, gnädige Gräfinn?

„Ich kann mich nicht mehr beſinnen. Mein Gedächtniß „iſt weg, ganz weg, Camille. — Sie ſah hierauf die Ca„mille ſtarr an, und ſchrie voller Entſetzen.

„Was fehlt Ihnen, theuerſte Gräfinn?

„Indem ſie wieder zu ſich kommt: Ach meine Camille!

„Sie ist es. Ich dachte wahrlich, sie wäre Laurana gewor„den, als sie mich so wunderlich anblickte. — Keinen solchen „Blick mehr! thue sie es nicht mehr, Camille!

„Camille fühlte in ihren Blicken eben nichts besonders. —

„Ist meine Mutter drinnen?

„Ja!

„Wer noch?

„Der Chevalier, Madame.

„Welcher Chevalier?

„Grandison.

„Unmöglich! der ist ja in seinem stolzen England.

„Er ist herüber gekommen, Madame. — — Wünschten „Sie wohl ihn zu sehen?

„Zu sehen? wen?

„Den Chevalier Grandison?

„Einst wünschte ich es sehr. (seufzt)

„Und nun nicht mehr, Madame?

„Nein; ich habe alles vergessen, was ich ihm zu sagen „hatte. Doch nach England möchte ich wohl reisen. Wir ar„mes Frauenzimmer sollen durchaus nirgend hinkommen, und „die — — .

„Hier hielt sie inne, und Camille konnte kein Wort „mehr von ihr herausbringen".

(Der Beschluß folgt.)

X. Den 4 Sept. 1760.

Beschluß des 124sten Briefes.

Was sagen Sie zu dieser Scene, und was zu Hrn. Wieland, der einen solchen Schatz vernachlässigt? Ich versichere Sie, in seinem ganzen Stücke hat er keine einzige, die dieser an Erheblichkeit beikäme.

In der pantomimischen Scene, davon ich oben geredet, übergeht er muthwillig den allererhabensten und schrecklichsten Zug des ganzen Auftritts. — „Clementina setzt sich, ohne die „Augen aufzuheben. Alle Personen, ausser ihr, drücken ihre „Betrübniß auf verschiedene Art aus. Die Markgräfin nimmt „sie bey der Hand und spricht:

„Schaue doch auf, meine liebe! = = = Siehe deinen „Jeronymo! = = = Er weint. — Clementina bleibt noch im„mer in der vorigen Stellung, ohne sich zu bewegen". So weit Hr. Wieland. Der Engländer fährt fort: „Ihr Bruder „bat: theuerste Schwester, siehe uns alle an. Verachte uns „nicht, gönne uns einen Blick. Siehe Vater, Mutter, Bru„der, Schwester und Jedermann in Thränen. Wenn du uns „liebst, so lächle uns freundlich an. — Sie hob die Augen „zu ihm auf, und gab sich, aus Gefälligkeit, alle Mühe zu „lächeln. Allein eine trübe Ernsthaftigkeit hatte sich ihrer Ge„sichtszüge so bemeistert, daß sie nichts mehr thun als durch das „Anstrengen ihre Ergebenheit bezeugen konnte. — Der Vater „sprang vom Stuhl auf, mit einem Tuche vor den Augen. „Liebes Kind! sprach er, niemals, niemals laß mich dieses „schreckliche Lächeln wieder sehen." — Hr. Wieland hebt da wieder an, wo die Unterredung gleichgültiger wird!

Im 13ten Auftritte des zweiten Aufzuges läßt ihr Hr. Wieland Verstand und Sprache wiederkommen; aber auf einmal ist alles wieder da. Sie redet so verständig, so ordentlich, als Grandison selbst. Wie wenig hat er die Wahrheit und Nothwendigkeit der kleinen Rückfälle eingesehen, die sie Hr. Ri-

chardson noch immer ausstehen läßt! Ihre Mutter spricht beim Wieland: „kennest du den dankbaren Grandison nicht mehr, den „deine ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt?

Clementina.

„O ja! ja! = = = Ich kenne ihn = = = Aber wo sind „Sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison.

„In England, gnädige Gräfin, und ich bin erst kürtzlich „gekommen, Sie und Ihren Jeronymo zu besuchen.

Clementina.

„Der gute Jeronymo! Ich habe ihn lange nicht gesehen. „Und Sie lieben ihn" u. s. w.

Richardson läßt sie hier schwärmen. Sie spricht: „Jeronymo! indem sie die eine Hand in die Höhe hebt, — armer Jeronymo!

„Ihr Jeronymo, Madame! und mein Jeronymo ist auf „gutem Wege zur Besserung. Lieben Sie den Jeronymo?

„Ob ich ihn! — Was sagten Sie vom Jeronymo? Ich „verstehe Sie nicht.

„Jeronymo wird, da Sie sich nun wohl befinden, auch „bald wieder hergestellt seyn.

„Befinde ich mich denn wohl? — Ach Sie! — Ret„ten Sie mich, Grandison, retten Sie mich! schrie sie mit et„was schwacher Stimme, indem sie sich voller Furcht und Ent„setzen umsah.

„Ich will Sie retten. Wir wollen alle Sie retten. Was „fürchten Sie denn so sehr?

„O du grausame, grausame Laurana!" u. s. w.

Dergleichen fanatische Schrecken wandeln sie beim Engländer in derselben Scene zu verschiedenen Malen wieder an; und Hr. Wieland hat sie, ich weiß nicht aus welchem Eigensinne, alle in der Übersetzung weggelassen. Z. E. Clementina spricht im Deutschen:

„Sie müssen wissen, Herr Grandison, = = = Was wolte „ich doch sagen? = = Ach mein Kopf! (Sie legt die Hand auf „die Stirne) Wol! = = = Aber Sie müssen mich jetzt verlas-

„sen. . . . Es ist etwas nicht recht *) — — Verlassen Sie „mich, ich kenne mich selbst nicht mehr." Das Original setzt meisterhaft hinzu:

„Mit schreckenvollem Angesicht sah sie ihn hierauf an: Sie „sind der Mann nicht mehr, mit dem ich so eben geredet. — „Wer sind Sie, Herr?" u. s. w.

Ein einziges Mal wagt es Hr. Wieland, sie etwas verwirrt sprechen zu lassen; und dieses einzige Mal mißlingt ihm: „Er (Grandison) wußte, wie unglücklich ich war, er wußte, wie „grausam Laurana mit mir umgieng, er sah es, und wollte mich „nicht retten. — — Die unbarmherzige Laurana! Sie hasste „mich. — Aber jetzt — — Arme Unglückliche! Sie ist da„hin, und ich bete für ihre Seele." Schön! aber nur alsdann erst, wenn man weiß, daß es eine Grille ist, die sie sich in den Kopf gesetzt, und daß Laurana in der That noch lebt. Der Engländer hat die Vorsichtigkeit gehabt, seine Leser davon zu benachrichtigen. Der Deutsche aber, der dieses nicht thut, muß, wo es nicht aus Unachtsamkeit geschehen, den Werth des unvergleichlichen Zuges selbst nicht eingesehen haben.

XI. Den 11 Sept. 1760.

126ster Brief.

Zur Weltweisheit scheint die deutsche Sprache mehr als irgend eine von den lebenden Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu verdanken.

---

*) Hr. Wieland übersetzt öfters gar zu sklavisch. Wer versteht dieses, wenn er sich nicht sogleich auf das englische something is wrong besinnt?

Zwei solche Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch, so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem Stempel bezeichneten Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe geworden.

Wenn ich unsrer Sprache in Ansehung der Weltweisheit einen Vorzug einräume, so rede ich bloß von der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit, in welcher sich unsere Schriftsteller so ungemein hervorgethan. Denn in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch eher über Mangel zu klagen haben. Sie erinnern sich noch wohl, wie unzufrieden man mit mir war, als ich dieses einst in einer Gesellschaft behauptete; und gleichwohl konnte mir Niemand einen einzigen deutschen Schriftsteller aufweisen, der in Schilderung der Charaktere mehr als mittelmäßiges Glück gehabt haben sollte. Wenn der Deutsche Charaktere schildert, so nimmt er entweder seine Zuflucht zu Ausländern, oder er copirt alltägliche Gesichter, die in Schriften noch unerträglicher sind als im Umgange. Woran es liegen mag? weiß ich nicht eigentlich zu bestimmen. Vielleicht ist der Mangel der Geselligkeit überhaupt, vielleicht auch die Entfernung schuld, in welcher unsere Bücherschreiber von den großen Originalcharakteren gehalten werden; und vielleicht haben die Originalcharaktere in Deutschland noch zu wenig Seele, wenn ich mich so ausdrücken kann, einem geistreichen Schriftsteller zum Muster zu dienen. Wem die letzte Vermuthung zu lieblos scheint, der höre einen Schriftsteller von weit bewährterer Autorität. Der große Kenner des menschlichen Herzens sagt:

L'Allemagne féconde en plats originaux *).

Unsere Lehrdichter sind vortrefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. Nicht

*) Poésies diverses.

daß ich damit eine Gattung der andern vorziehen wollte! Sie wissen, daß mein Geschmack insbesondere vielmehr den philosophischen Gedichten gewogen ist, die etwas höheres wagen. Allein jede Gattung hat ihre Liebhaber; und ich wünschte, daß in meinem Vaterlande auch jeder Liebhaber seine Gattung finden möchte.

Außer Haller haben uns auch Bodmer, Hagedorn, Wieland, Dusch u. A. m. überaus schöne moralische Gedichte geliefert. Niemand aber ist diesem großen Vorgänger so nahe gekommen, als Withof. Er denkt stark, kühn; weniger zusammenhangend als Haller, aber eben so neu, und vielleicht an einigen Stellen mit mehrerer Einbildungskraft. Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden; allein ich bedaure den, welcher bei Withof noch müßig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stoßen. Hier ist eine verbesserte Auflage von seinem Gedichte „die moralischen Ketzer", das ehedem ziemlich unvollkommen war, in einer besondern Sammlung herausgekommen! Sehen Sie, ob es möglich ist, an die Mechanik der Dichtkunst zu denken, wenn unsre Seele so beschäftigt ist!

Sie wollen nicht eher lesen, bis ich Ihnen angezeigt, was Sie sich zu versprechen haben? Gut! es soll geschehen. — Der Vorwurf dieses Gedichts sind die verschiedenen Systeme, welche sich die Menschen von der Glückseligkeit gemacht, und die ihnen zusagenden Wege, auf denen sie das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen gehofft. Im Eingange bricht er in Klagen über das Elend der Menschen aus:

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?
Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer Pein.
Was hilft dir dann das Lob bethränter Creaturen,
Die nicht ihr Daseyn eh' als ihren Fluch erfuhren?

Er geht die verschiedenen Plagen des menschlichen Lebens durch. Unter andern spricht er von der Sünde:

Sie, die Sirene, lockt auf zauberischen Flöten.
Ihr Basilisken-Aug? liebängelnd kann es tödten.
Sanft, wie die Liebe selbst, unschuldig wie ein Kind,
Geartet wie ein Wolf, und wie ein Fuchs gesinnt.

Trägt ſie die Luſt vorher auf Liebreiz-vollen Gliedern;
Erſt hinten ſtrotzt der Hals von Reuerfüllten Hydern.
Kaum daß ſie noch zuletzt von müden Alten weicht.
Wann ſie mit voller Kraft um junge Buſen ſchleicht;
Dann flattern ſie davon, die abgeſchmackten Freuden.
Dann kömmt die Weisheit erſt, und kömmt mit neuen Leiden.

Verzeihen Sie! ich war ſo eben im Begriffe, die Schönheiten dieſer vortrefflichen Zeilen zu zergliedern, und beſann mich nicht ſogleich, daß ein Mann von Geſchmack beleidigt werden muß, wenn er durch langweilige Zergliederungen in ſeinem eigenen Nachdenken geſtört wird. — Ich fahre alſo fort. — In der Folge legt der Dichter ſeine eigene Erklärung von der Glückſeligkeit zum Grunde:

Von allen Plagen fern, und fern von allen Sünden,
Die größte Süßigkeit, und immerfort, empfinden;
Nicht, wenn man wechſelsweis ſich grämet, und ſich freut;
Nein, immer fröhlich ſeyn: Nur das iſt Seeligkeit.

Sie können ſich leichtlich vorſtellen, daß er dieſe Venus der Glückſeligkeit in allen Syſtemen der Weltweisheit vergebens ſuchen muß: ſo wenig ein Phidias in ganz Griechenland ein Frauenzimmer liebenswürdig gefunden haben würde, wenn er ſich vorgenommen hätte, nichts als das vollkommene Bild ſeiner Imagination für liebenswürdig zu halten. Withof ſagt in der Vorrede: „In ſo weit alle Lehrgebäude gegen dieſen Begrif „der Glückſeeligkeit gehalten werden, ſind ſie alle mit einander „unzulänglich und unwahr. Pflegt man doch auch keinen Körper ſchlechterdinges Gold zu nennen, ob ſich gleich auf dem „Probierſtein einige Goldtheilchen zeigen?" Ganz recht! Wenn wir aber unſer Gold niemals von allem Zuſatz läutern können, ſollen wir es deswegen ganz unter die Schlacken werfen? Lohnt ſich es denn nicht ſehr oft der Mühe (um immer bei dieſem Gleichniſſe zu bleiben), in den Schachten diejenigen Gänge aufzuſuchen, die am goldhaltigſten ſind? Wenn wir die Erklärung des Hrn. Withof annehmen, ſo müſſen wir das, was wir auf Erden finden können, nicht ſchlechterdings Glückſeligkeit, ſondern unterdeſſen, ich weiß nicht wie, nennen. Aber dieſes ich weiß nicht wie, — dieſer Grad der Glückſeligkeit verdient doch wenigſtens, daß wir mit allem möglichen Eifer danach ſtreben. Wird doch Hr. Withof als Arzt Jedem anrathen,

nach der Gesundheit zu streben, obgleich eine vollkommene Gesundheit eben so weit von uns entfernt seyn mag, als eine vollkommene Glückseligkeit? Doch wer wird einem Dichter den Mangel der logischen Richtigkeit aufmutzen? Wenn er uns rührt, wenn er nur leibliche Wahrheiten, die den Sitten nicht nachtheilig sind, mit dem bezaubernden Schmuck der Poesie bekleidet, so hat er seine Pflicht erfüllt. Withof hat noch dazu die fromme Absicht, das Heiligthum der Religion auf den Trümmern der Weltweisheit aufzurichten; und löblichen Absichten pflegt man vieles zu übersehen.

Er theilt die Lehrgebäude von der Glückseligkeit in drei Oberclassen ein, welche er die einfachen Lehrgebäude nennt.

Der macht 1) die Phantasie, der 2) die Vernunft zur Quelle,
Der sind't in 3) Sinnenlust den Himmel und die Hölle.

Diese verschiedenen Secten beschreibt Hr. Withof mit der ihm gewöhnlichen Stärke; allein die Widerlegungen, die er hinzuthut, haben mich nicht im geringsten überzeugt. Sie bestehen mehrentheils, wider die Gewohnheit unsers Dichters, aus einer Folge von übel zusammenhangenden Reimen, deren wenigste zur Widerlegung des ihnen vorhergehenden Systems etwas beitragen. Ich begreife nicht, wie eben derselbe Dichter sich so ungleich werden kann! — Die Mystiker sind die ersten, welche er beschreibt. Die berufene Schwärmerinn Antoinette de Bourignon ist in dieser Secte seine Heldinn:

Geneigt nur gegen sich, sich mächtig zu entrüsten,
Thut sie den Leib in Bann samt allen seinen Lüsten.
Dann eilt der reinre Geist in der phanat'schen Ruh
Der fernen Seligkeit auf Platons Flügeln zu *);
Und schmelzt sein Wesen um, wenn er, in Gott versenket,
Nicht denkt mehr, was er fühlt, und fühlt das, was er denket.

Was für ein Gedanke! der einzige Vers erschöpft den ganzen Charakter des Fanatikers. Seine Gedanken sind eine Art von dunkler Empfindung. Was er denkt, glaubt er zu fühlen; und ist niemals genug bei sich selbst, um über sein Gefühl nachzudenken: „er denkt nicht, was er fühlt, und fühlt das,

*) Leidenschaften nennt Plato die Flügel der Seele.

was er denkt". — Die Folge ist dieses vortrefflichen Anfangs vollkommen würdig:

Kann der erneute Mensch nicht neue Worte finden,
So suchst du seinen Stand vergebens zu ergründen.
Sein ganz entsündigtes und himmlisches Gesicht
Verlernt das Weinen bald, und acht' der Wunden nicht,
Woran der Kummer saugt, und scharfe Schmerzen nagen.
Der Geist, in Gott vergnügt, verkennt gemeine Plagen. — —

So leicht sich übrigens dieses schwärmerische Lehrgebäude widerlegen läßt, so wenig ist es dem Verf. gelungen, seiner Widerlegung die bündige Überzeugung zu geben, die man sich von ihm versprechen sollte. Doch es wäre unbillig, aus einem Gedichte Withof's schlechte Zeilen anzuführen. Sie mögen also die Stelle selbst lesen, wenn Sie zu kritisiren Lust haben. Vielleicht macht auch nur ihre allzu glänzende Gesellschaft, daß sie mir weniger gefällt.

Sein Weltweiser ist Leibnitz. Die Beschreibung von dem System dieses Weltweisen ist demselben nicht angemessen genug. Was er von Leibnitzen sagt, läßt sich mit verändertem Namen von jedem andern Erforscher der Wahrheit sagen:

Der Weisheit Winkelmaas läßt ihn nicht trostlos fehlen.
Er wird nichts als mit Grund, nichts als mit Absicht wählen.
Der Werkstatt der Natur weiht er den kühnsten Blick;
Wo andre Schrecken sehn, kömmt er mit Lust zurück;
Verweist den Poltergeist der Weltlust zum Gedränge;
Find't die dem Menschen sonst so gar verborgnen Gänge,
Die nach dem letzten Tritt der Wesenleiter gehn,
Und wagt sich kühn hinauf, das Uhrwerk einzusehn,
Und kömmt zum Chaos hin u. s. w.

Sie können aus dieser allgemeinen und unbestimmten Beschreibung schon abnehmen, wie es um die Widerlegung dieses moralischen Systems stehen mag. In der That werden Sie finden, daß er wider die philosophische Glückseligkeit eben so unerhebliche Gründe vorbringt, als vorhin wider die schwärmerische. Lassen Sie uns also überschlagen! — Doch nein! Ich finde hier eine merkwürdige Note, die nicht überschlagen werden muß. Withof behauptet, Leibnitz habe dem Grafen Shaftesbury vieles zu danken gehabt, und beweist dies durch die eigenen

Worte des Erſtern. In der Histoire critique de la République des Lettres tant ancienne que moderne, Tome X. S. 323, in einem Éloge critique des Oeuvres de Milord Shaftesbury, ſagt Leibnitz ſelbſt: J'y ai trouvé d'abord presque toute ma Théodicée (mais plus agréablement tournée), avant qu'elle eût vu le jour . . . Il ne manque presque que mon harmonie préétablie, mon bannissement de la mort, et ma réduction de la Matiere, ou de la Multitude aux unités, ou aux substances simples. Doch geht Withof offenbar zu weit, wenn er hinzuſetzt: „wenn ich den Herrn „von Leibnitz nicht ſcheuete, ſo würde ich ſagen: Wir ſind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Schaftesbury, Schaftesbury „den Alten alles ſchuldig." Wenigſtens hätte er Leibnitzen wohl können aus der Quelle ſchöpfen laſſen; denn er war mit den Alten ſo gut bekannt als Shaftesbury.

Der Wollüſtling iſt hierauf der nächſte in der Reihe; der Epikuräer, welcher bloß in Sinnenluſt ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzt:

Wo nach dem reichen Mal der Karten Zeitvertreib,
Und nach Muſik und Wein ein angenehmes Weib,
Zuletzt ein ſüſſer Schlaf ſich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit ſtets wechſelnd einzutheilen;
Da kehrt der Gram ſo gern als Wolf bey Langen ein.
Der Schlaftrunk ſteter Luſt verdrängt die mind'ſte Pein.
Hier wird kein männlich Ach zum Vater edler Tränen.
So viel weis ein Caſtrat von Töchtern und von Söhnen.
Wann das noch ferne Grab dem eilften Ludwig droht,
Lebt dieſer recht vergnügt, wie Grammond, ſich zu tod,
Und kann mit beſſerm Recht, als Sichems Dido ſagen:
Nun hab' ich recht gelebt *). Der Lehnsherr ſeiner Tagen
Kömmt eh' nicht, bis er kömmt, und ſchreckt ihn nicht voraus;
Das Grab wird ſeine Welt, ſonſt war die Welt ſein Grab.
Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die Trägheit wählen?
Und quählen die ſich nicht, die ſich im Bette quählen? u. ſ. w.

Der Dichter wendet ſich hierauf zu den moraliſchen Lehrgebäuden, die aus den vorigen zuſammengeſetzt ſind. Der Raum

*) Vixi, et quem dederat cursum fortuna, peregi.
(Virgil. Aen. IV. 653.)

erlaubt mir aber nicht mehr, als eine kurze Beschreibung derselben aus der Vorrede anzuführen. „Der Freygeist", sagt Hr. Withof, „baut auf Schwärmerey und Sinnenlust. Der „Spinosist schwärmet nicht wenig, und vernünftelt noch mehr. „Der Stoiker ist ein noch weit größerer Phantaste, sein Witz „ist schöner, und seine Vernunft viel schwächer. Zu diesen letztern „gesellen sich in diesem Gedichte Seneca, Cato, Antonin, Epi„ctet. Diogenes, der Cyniker, und Molinos werden bey dieser „Gelegenheit gleichfalls beurtheilt. Die übermäßige Liebe zum „einsamen Landleben ist ein Mischmasch von Phantasterey, Phi„losophie und Wollust." Alle diese verschiedene Lehrmeinungen werden beschrieben, und die Poesie wird in der Folge immer stärker und weniger ungleich. — Braucht es wohl mehr, Sie zum Lesen aufzumuntern?

Aus dem VIII. Theil.

XIV. Den 23 Oct. 1760.

128ster Brief.

Ohne Ihr Urtheil über „die moralischen Ketzer" des Herrn Withof abzuwarten, schicke ich Ihnen schon den Pendant dazu, des Herrn J. P. Uz „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn" *). Der Gegenstand dieser beiden Gedichte ist beinahe einerlei, denn sie handeln beide von der wahren Glückseligkeit. Indem Withof alle Gebäude der mensch-

*) Leipzig, bei Johann Gottfried Dyck. 1760.

lichen Weisheit niederzureißen sucht, um der Religion Platz zu machen; begnügt sich Uz, zwischen beiden einen Vergleich zu treffen, und die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführt worden. Sein System ist ein geläuterter und unschuldiger Epikurismus. Das Vergnügen ist ihm das Wesen der Glückseligkeit; und wer also glücklich seyn will, der muß die Summe seines Vergnügens zu vermehren, und die Summe des Mißvergnügens oder der schmerzhaften Empfindungen zu vermindern suchen. Jenes kann er nicht ohne Weisheit und Tugend, und dieses nicht, ohne seinen Begierden Einhalt zu thun, sie von niedern Schattengütern abzuwenden und bloß auf das wesentliche Gute einzuschränken. Die Beruhigung in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens gewährt der Gedanke, daß ein weiser und gütiger Gott die Welt und unser Schicksal regiere, und alles zum Besten des Ganzen eingerichtet habe. So weit führt die sich selbst überlassene Vernunft; allein durch die Gründe der Weisheit, sagt Hr. Uz in dem Inhalte seines vierten poetischen Briefes, wenn sie auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt werden, wird der Zustand eines dauerhaften Vergnügens unter allen Arten von Leiden nicht wirklich gemacht. Die Unsterblichkeit der Seele und ein anderes Leben wird von der Vernunft erkannt, aber nur wahrscheinlich und mühsam. Die Offenbarung der Religion setzt sie außer Zweifel, und erweitert unsere Aussichten. Sie lehrt — — Doch Sie wissen schon, was diese lehrt, und sind vielleicht ungeduldig, daß ich mich bei dem Inhalte verweile. Dieser ist an einem Lehrgedichte gemeiniglich das Langweiligste; denn er beraubt die Gedanken des Dichters aller ihrer Reizungen, und zeigt sie in einem philosophischen Lichte, das ihnen nichts weniger als vortheilhaft ist. Ich verlasse also den Weltweisen und komme zu dem Dichter.

Der poetische Vortrag des Hrn. Uz ist fließender und sanfter als Withof's. Man sieht, daß ihm das Mechanische der Poesie besser von der Hand gegangen als diesem. Es fehlt auch seinem Gedichte nicht an schönen Stellen, die poetisches Feuer verrathen. Allein die Stärke und den körnigen Nachdruck Withof's werden Sie in diesem Gedichte des Hrn. Uz vergebens suchen. Ich sage: in diesem Gedichte; denn bei andern Gelegenheiten hat Hr. Uz sattsam gezeigt, daß er Dichters genug ist, die abstracten Lehren der Weltweisheit sogar mit

dem kühnen Schwunge der Ode zu verbinden. Seine Lehr-Oden „die Glückseligkeit", „die Wollust", „die Empfindungen an einem Frühlingsmorgen", und vor allen andern seine vortreffliche „Theodicee", dieses majestätische Gedicht, in welchem der Dichter auf den Flügeln der Ode

Mit sonnenrothem Angesichte
Hinauf zur Gottheit fliegt — —
Durch welche Töne wälzt sein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von seinen Lippen! *) —

ich gestehe es, diese meisterhaften Gedichte haben mir von der Lehrmuse des Hrn. Uz solche Begriffe beigebracht, daß ich mit den schönsten Stellen in seinem Lehrgedichte nicht zufrieden bin. Ich glaube allenthalben eine Mattigkeit, ein lauliches Wesen zu finden, das ich Jedermann eher als dem Sänger der Theodicee verzeihen möchte. So ist es: manchen Werken ist der Ruhm ihres Verfassers nachtheilig. Man würde sie loben, wenn man sich nicht für berechtigt hielte, von ihrem Urheber etwas besseres zu fordern. Mit einem Armen nehmen wir vorlieb; aber wenn uns ein Reicher einladet, so wollen wir auch herrlich bewirthet seyn.

Ich muß Ihrem Einwurfe zuvorkommen. Ich weiß wohl, daß die Lehr-Ode selbst noch von dem Lehrgedichte sehr unterschieden ist, und daß eine jede Gattung ihren besondern Ton habe, den der Dichter wohl zu unterscheiden hat. Ein odenmäßiges Lehrgedicht würde so ungereimt sein, als eine dialektische Vorlesung in dem emphatischen Tone einer philippischen Rede. Allein ich schließe so: wer den Weltweisen auf den hohen Gipfel der Ode mit sich nehmen kann, der sollte mit weit weniger Mühe den Dichter in die Thäler der Weltweisheit herunterzulocken wissen; und dieses kann man von dem Lehrdichter mit Recht fordern. Er muß zwar den kühnen Schwung der Ode und ihre anscheinende Unordnung vermeiden; allein er muß sich vor Trockenheit und prosaischem Wesen eben so sorgfältig in Acht nehmen, und bedenken, daß uns Pope, Haller und Young

*) Lyrische und andere Gedichte S. 157.

so verwöhnt haben, daß wir nunmehr in keiner Zeile den Dichter ganz vermissen wollen. Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scribent für Beifall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beispiele des Lucrez die Lehren einer Schule mit trockenen Worten vorzutragen, und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feierlichkeit, die sowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters als mit dem Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast macht.

So wenig ich indessen mit diesem Gedichte des Hrn. Uz zufrieden bin, so spreche ich ihm dennoch nicht alle Schönheiten ab, und gestehe sogar, daß ich es fast durchgehends mit Vergnügen gelesen. Ich habe mir die Lust gemacht, zu einigen Stellen desselben in den erwähnten „lyrischen Gedichten" Parallelstellen aufzusuchen, durch deren Vergleichung die Stärke und Schwäche des Dichters am deutlichsten in die Augen fallen. Die Mühe nicht vergebens gehabt zu haben, will ich Ihnen einige davon hersetzen. — S. 8 des Lehrgedichts heißt es:

Kann der unglücklich seyn, der andre glücklich macht?
Latonens weiser Sohn bleibt weis' auch bei der Heerde,
Ist glücklich im Olymp und glücklich auf der Erde;
Der Himmel ist in ihm! Sey Thoren fürchterlich,
O Glück! Des Weisen Herz ist frölich ohne Dich.

Diese Zeilen sind ohne Tadel. Nun hören Sie, wie der Odendichter die Genügsamkeit des Weisen beschreibt. Er redet seinen Freund an:

Sey auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eisern machen!

Es zieh' uns aus, was wir von ihm geborgt,
Und werf' allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt!
Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme.

* * *

Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn,
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen,
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.

Daß die Glückseligkeit nicht in der bloß sinnlichen Wollust bestehe, beweist der Lehrdichter S. 10:

Wie kann ein weiser Mann in sinnliches Ergötzen
Der Menschheit höchstes Gut, den Zweck des Lebens setzen?
Wie elend ist ein Mensch, wie nah dem Thier verwandt,
Der kein Vergnügen kennt, als was der Leib gekannt!

Wie schwach! wie Gottschedisch, möchte ich fast sagen! Wie männlich, wie poetisch ist hingegen folgende Strophe:

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut;
Von Lieb und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb und Wein durch Übermaaß entweiht!
Nein! die zugleich Natur und Weisheit preisen;
Der Weisheit Kind, die Königinn der Weisen! *)

Die innere Gewissensplage beglückter Lasterhaften beschreiben folgende Zeilen, S. 17:

Kann wahre Freude seyn bey schändlichen Verbrechen,
Wann Geißeln innrer Angst verschmähte Tugend rächen,
In unruhvoller Brust, wo späte Reue klagt,
Und unzufriedner Neid am wunden Herzen nagt?
Nie darf des Weisen Herz von solchen Bissen bluten:
Nein! gleich dem guten Gott, ergötzt er sich am Guten.

Und sie sind, am gelindesten davon zu urtheilen, ziemlich matt. Aber:

Die Furien, in deren blut'gen Händen,
Stets fürchterlich, die Dornen-Peitsche brauft,
Verfolgen ihn, wann zwischen Marmor-Wänden
Der Üppe Sklav erraubtes Gut verschmauft.

*) Lyrische Gedichte S. 67.

Sein Aug' entschläft: sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Nattern Bissen.

* * *

Unselig Glück! o angeliebtes Leben!
Dergleichen Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächtern Freuden streben,
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt. *)

Welcher Unterschied! Der Dichter ist gleichsam in seinem Elemente, so oft er der Muse einen höhern Flug erlaubt. — S. 19 heißt es:

Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!
— — — — —
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die ermüden:
Die Seele bleibt stets leer und bleibt stets unzufrieden,
Und fühlt, wie klein sie sey, sie, die unsterblich ist,
Und ihres hohen Rangs und wahren Glücks vergißt.

Von gleichem Inhalte sind folgende Strophen:

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.

* * *

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär' es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Blindheit über Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt? **)

Ich habe bisher bloß moralische Betrachtungen angeführt. In den metaphysischen Stellen wird Hr. Uz der Lehrdichter von Hrn. Uz dem Odendichter noch weit mehr übertroffen; z. B. von dem Zusammenhange in der Welt singt der Erstere S. 33:

*) Das. S. 69.
**) Das. S. 144.

Der Kette, die Geſtirn' und Erd' und blaue Fluten
Und ihr bevölkernd Heer, das Böſe ſamt dem Guten,
Und Staub und grün Gebüſch und was in Büſchen ſingt,
Was lebt und leblos iſt, verbindet und umſchlingt.
Gott überſieht ſie ganz u. ſ. w.

Der Letztere hingegen:

Es ſtammt ein Welten-Heer in angewieſ'nen Gränzen:
Es iſt im lichten Raum, wo in beſtimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung alles unterthan.
Zur Ordnung ward, was iſt, eh' etwas war, erleſen:
Sie fordert ſanften Weſt und ſtürmiſch Ungeſtüm:
Ihr Band verknüpfet alle Weſen,
Vom Staube bis zu Cherubim. *)

Jener S. 36:

Was iſt, iſt alles recht, doch im Zuſammenhange,
Den ich nicht einzuſehn vermag, auch nicht verlange.
Der eine Welt gemacht, kennt ihren ganzen Plan
Und aller Theile Zweck: er ordnet alles an,
Macht gut, was böſe war, und lenkt Begebenheiten
Zu ſeiner Abſicht um, auch wenn ſie mit ihr ſtreiten;

der Odendichter:

Er ſieht, er ſieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Übel dient, das wir im Staube ſchelten.

* * *

Er ſieht mit heiligem Vergnügen
Auf unſrer Erde ſelbſt ſich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wann ſein Blick, was böſ' und finſter ſcheint,
Im Schimmer ſeiner Folgen ſiehet,
Daß, was geſchieht, aufs beſte ſtets geſchiehet. **)

*) Daſ. S. 117.

**) Daſ. S. 160.

Der Erste fährt in seinem schwachen Tone fort:

Und mischt, wenn's heilsam ist, aus weiser Lieb' allein,
Der Wermuth Bitterkeit in unsern Becher ein.
Wie leicht verzärtelt sich das Herz in steten Freuden!
Doch stark und sicher wird die Tugend unter Leiden.
Sie strahlt am göttlichsten durch dicke Dunkelheit:
Dann leuchtet sie der Welt und überlebt die Zeit.

Der Letzte aber mit der ihm eigenen Stärke:

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

* * *

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt. *)

Wenn ich das Glück hätte, ein Freund des Hrn. Uz zu seyn; so möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen, auf welchem er unter den Deutschen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man schwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann.

*) Das. S. 119.

XV. Den 30 Oct. 1760.

129ster Brief.

Ich überlese mein voriges Schreiben, und finde, daß ich gegen das Uzische Lehrgedicht zu streng, vielleicht etwas unbillig gewesen. Durch die beständige Vergleichung mit den Oden hat es nothwendig verlieren müssen; und wer das Gedicht nur von dieser Seite kennt, kann es leichtlich in seinen Gedanken tiefer heruntersetzen, als es verdient. Ich muß Ihnen also einige von den Stellen anführen, die Uzens nicht unwürdig sind. Diese sind zwar im ganzen Gedichte nicht selten, der vierte Brief aber bietet mir die mehrsten an.

Gleich beim Anfange desselben finde ich eine Beschreibung, die mich desto stärker rührt, da ich das traurige Urbild davon leider! vor Augen habe:

Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf, und führt den Krieg hervor.
Die ängstliche Natur bebt vor dem Ungeheuer:
Vor ihm ist Finsterniß und nach ihm treffend Feuer.
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland:
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nackt wird er ausgejagt: er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmal stumm zurücke.
Zum schwarzen Himmel raucht, aus aufgethürmtem Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus.
Der Gattinn, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattinn Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach:
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie, wie sie sprach.

Der Dichter behauptet, daß in so außerordentlichen Unglücksfällen alle Trostgründe der Vernunft nichts vermögen, wenn sie nicht durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen unterstützt werden. Er fährt fort:

Und nach dem Tod verweht, vielleicht in nahen Höhlen,
Der tugendhafte Geist, mit lasterhaften Seelen?

Hilft mir die Tugend nichts, warum verehr' ich sie,
Leb' ihr gemäß, als Mensch, und sterbe gleich dem Vieh?
Wer sich unsterblich fühlt, kann große Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen:
Wer ganz zu sterben glaubt, denkt schwerlich als ein Held,
Stirbt, wie der feile Sklav, und stirbt nicht für die Welt.
Der stolze Weichling denkt sich sterblich und erzittert;
Und sein Vergnügen wird im vollen Kelch verbittert.
Wie kann er sicher seyn? Auch unter Myrten droht
Der Tod im Hinterhalt, und überall ist Tod.

Allein die Vernunft, meint Hr. Uz, beweist die Unsterblichkeit nicht, sondern macht sie nur wahrscheinlich. Zudem sind ihre Gründe nicht von Jedermann zu erreichen, und der Weise selbst verirrt sich oft in ihren dunkeln Gängen;

Nun scheint ihm zweifelhaft, was ruhigern Gedanken
Bewiesne Warheit schien: die festen Schlüsse wanken:
Die Ungewißheit stürmt von allen Seiten ein:
Kann wahrer Heldenmuth in seiner Seele seyn?
Verzweiflung reißt ihn fort, indem er sich mit Zittern
An morschen Gründen hält: wie wann in Ungewittern
Das steuerlose Schiff an Klippen scheiternd läuft,
Ein Mensch mit starrer Hand den nächsten Strauch ergreift.
Hier hängt er halb entseelt; nach seinem schwachen Leben
Brüllt unter ihm die See: die schwanken Äste beben:
Die Wurzel reißt sich los; und nun deckt seinen Blick
Des Todes Finsterniß: er stürzt ins Meer zurück.

Diese schöne Stelle erinnert mich an eine ähnliche im „Messias", worin der Zustand einer an ihrer Unsterblichkeit zweifelnden Seele vortrefflich geschildert ist. Die Vergleichung ähnlicher Stellen in verschiedenen Dichtern ist meine angenehmste Beschäftigung:

Wie die Seele trübsinniger Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der Unsterblichen schauert vor ihrer Zernichtung;
Aber itzt nahet sich ihr der weisern Freundinnen eine;
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheissung,
Kömmt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlaßne
Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los u. s. w.

Uz erläutert die Gemüthsbeschaffenheit des Zweifelnden durch eine Begebenheit aus der gemeinen Natur, und Klopstock

wagt es sogar, diese innere Gemüthsbeschaffenheit selbst zum Gleichnisse anzuführen. Dieser Dichter hat eine ihm besonders eigene Manier in Gleichnissen, daß er mehrentheils Erscheinungen aus der Geisterwelt dazu wählt. Man muß der Stärke seines Pinsels gewiß seyn, wenn man diese Abweichung von der gemeinen Weise wagen will; man muß so glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfindungen zu schildern wissen, die innerlich desto wirksamer sind, je weniger sie sich durch äußere Kennzeichen zu erkennen geben. — Ich komme zu dem Hrn. Uz zurück.

Vom Sokrates sagt er mit dem Cicero, daß alle seine Beweise nicht hinlänglich wären, die Unsterblichkeit außer Zweifel zu setzen; man sehe nur so viel: er sei selbst überführt gewesen, und habe gewünscht, auch Andere überführen zu können. Doch auch den ersten muthmaßlichen Gedanken eines zukünftigen Lebens spricht der Dichter der Vernunft ab, wenn sie nicht von der Offenbarung unterstützt wird:

Wie konnt' ein Sterblicher Unsterblichkeit vermuthen,
Der alles rings umher, die Bösen und die Guten,
Gleich Thieren, sterben sah? Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Mit gleichem Rechte könnte man behaupten, die Vernunft habe ohne die Offenbarung nie vermuthen können, daß es Gegenfüßler gebe, oder daß die Sonne im Mittelpunkt ruhe und die Erde sich um dieselbe bewege; denn:

— — Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Am Ende beschreibt der Dichter den Charakter eines Weisen, welchen Vernunft und Religion unterrichtet; wo unter andern folgende schöne Zeilen vorkommen:

Sein Leiden, weil es ihm ein Gott voll weiser Huld,
Ihn zu verbessern, schickt, erträgt er mit Geduld.
Er ist kein blinder Sklav der sinnlichen Begierde,
Genießt, mit edlem Stolz auf seine wahre Würde,
Die niedern Freuden hier nur flüchtig, als im Lauf,
Und opfert, ohne Gram, sie höhern Güter auf.

Ihn lockt kein Blumenweg, beym Laster zu verweilen:
Ihn reizt kein falscher Glanz, der Thorheit nachzueilen.
Er geht auf seinen Zweck mit unverwandtem Blick:
Nicht für die Zeit bestimmt, verachtet er ihr Glück u. s. w.

Auch des „Schreibens über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebsgottes", das Hr. Uz seinem Gedichte angehängt, habe ich in meinem vorigen Briefe zu erwähnen vergessen. Hr. Dusch, welcher die Geißel der Kritik so oft empfunden, wollte sie endlich auch einmal Andere empfinden lassen. Er that seinen ersten Anfall auf den Hrn. Uz, welchen er, nach seiner untrüglichen Kunst zu errathen, für einen Freund seiner Tadler, der Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", hielt. Und zwar übte er seine Rache an dem „Siege des Liebesgottes" aus, weil die Verfasser der Bibliothek sich hatten verlauten lassen, sie hielten dieses Gedicht für mehr Original, als seinen „Schooßhund". Daher ist auch, wie Hr. Uz bemerkt, in der That seine ganze Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes eine beständige Parodie der Beurtheilung des Schooßhundes. Da sich die Verfasser der Bibliothek nunmehr zu erkennen gegeben, so wird Hr. Dusch wohl selbst einsehen, daß er die Ohrfeige, einem Unrechten wiedergegeben hat. Indessen begegnet Hr. Uz seinem grimmigen Angriffe mit vieler Gelassenheit. Der Ton verräth einen Mann, welcher seinem Ruhm unbeschadet, einen „Sieg des Liebesgottes" dem Muthwillen seiner Tadler aufopfern würde, wenn sie nur mit Geschmack zu tadeln wüßten.

130sten Brief.

Ich dächte, wir hätten Sie lange genug aufgehalten, und es wäre nun bald Zeit, Sie wieder einmal zu beschäftigen. — Die philosophischen Schriften des Hrn. Prof. Reimarus, und besonders seine „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", können Ihnen nicht unbekannt seyn; denn sie sind durchgehends mit dem verdienten Beifalle aufge-

nommen worden. Ohne sich von der Methode fesseln zu lassen, denkt er bündig und zusammenhangend, und weiß sich faßlich auszudrücken, ohne ins Spielende zu verfallen. Da er, um gemeinnützig zu werden, die dornigen Wege der mathematischen Methode vermeiden mußte; so hat er sehr vorsichtig die subtilen Speculationen, die ohne Hülfe einer strengern Lehrart nicht erörtert werden können, unberührt gelassen, und sich bloß auf die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion eingeschränkt, zu denen der Weg billig jedem Liebhaber der Wahrheit offen stehen sollte.

Sie werden sich einer Stelle in dieser Schrift zu erinnern wissen, wo der Verfasser die besondern Absichten Gottes im Thierreiche aus einigen Arten der thierischen Kunsttriebe zu zeigen sucht, und da ihm die Materie zu weitläuftig wird, ihr künftig eine ausführlichere Abhandlung zu widmen verspricht. Dieser Weg, die göttlichen Absichten aus der Einrichtung der thierischen Natur zu erkennen, ist zwar nicht neu, und von den ältesten Philosophen bis auf unsere Zeit hat sich jeder Verfechter der Gottheit desselben mit Nutzen zu bedienen gewußt. Man erwartete aber demungeachtet die Betrachtungen des Hrn. Reimarus mit Ungeduld; denn man versprach sich von denselselben, neben der Erforschung der Absichten, auch ein mehreres Licht, die wirkenden Ursachen der thierischen Kunsttriebe verständlich zu erklären; und Sie wissen, wie leer es von dieser Seite in unsern besten philosophischen Lehrbüchern noch aussieht. Unsere Weltweisen bestimmen die Schranken der thierischen Seelen a priori, und zeigen, welche Erkenntnißvermögen sie haben oder nicht haben und wie weit sich ihre Einsichten erstrecken; aber Niemand hat noch gesucht, das Wunderbare, welches die Naturforscher an den Trieben der Thiere beobachten, durch diese allgemeinen Gründe begreiflich zu machen. Wolf, dieser große Beobachter der Seele, hat zuerst gezeigt, wie man über einen Geist Beobachtungen anstellen, und den Grund dessen, so man durch die Erfahrung herausgebracht, in dem Wesen desselben suchen müsse. Allein er schränkt seine Erfahrungen auf den Menschen ein, und gedenkt in seiner „Psychologia empirica" der Seelen der Thiere mit keiner Sylbe. Möchten doch unsere jetzigen Weltweisen, statt das Gesagte bis zum Ekel zu wiederhohlen, lieber dergleichen Lücken auszufüllen suchen, die ihnen ihre Vorgänger öfters treuherzig genug angezeigt haben!

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere *), die ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verf. nimmt das Wort Trieb in der weitläuftigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift; daher er bei den Thieren dreierlei Triebe annimmt: mechanische Triebe, die dem Körper, als einer Maschine, zukommen; Vorstellungstriebe, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewußt zu seyn; und endlich willkührliche Triebe, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust droht, zu entfernen. Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem, denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verf. an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe wäre vielleicht der Sache angemessener. Nach einer kurzen Betrachtung der mechanischen Triebe kommt Hr. Reimarus zu den Vorstellungstrieben. Dieses ist eines der merkwürdigsten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der Verf. setzt sehr deutlich eins aus einander, was das Vernunftähnliche, oder die Erwartung ähnlicher Fälle sey, welche, nach Hrn. Reimarus Meinung bei den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, und sie zu solchen Handlungen veranlaßt, die uns eine Folge der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er zeigt unter andern, daß sich die Thiere zwar das Vergangene vermöge ihrer Einbildungskraft vorstellen, daß sie aber keinesweges solches von dem Gegenwärtigen unterscheiden, sondern sehr undeutlich mit demselben vermengen. Er folgert hieraus, daß die Thiere weder eigentlicher Begriffe und Urtheile, und weit weniger förmlicher Schlüsse fähig sind, und beweist, daß die Folge ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in förmliche Schlüsse auflösen läßt, in der That aber einzig und allein aus den Gesetzen der Empfindung und der Einbildungs-

*) Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere u. s. w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bei Johann Carl Bohn. 1760.

kraft erklärt werden muß; welches er durch die Beispiele selbst erläutert, aus denen andere Weltweise den Thieren den Gebrauch der Vernunft haben zuerkennen wollen. Man findet das Vornehmste hiervon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Metaphysik, allein die Ausführung des Hrn. Verf. verdient nichtsdestoweniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins muß ich erinnern: Hr. Reimarus scheint den Thieren das Gedächtniß, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen, schlechterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern neuern Weltweisen memoriam sensitivam und intellectualem; ein sinnliches Gedächtniß scheint den Thieren allerdings zuzukommen, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlicherweise auch bei ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen sinnlich unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu den von ihm genannten thierischen Trieben, und theilt sie erstlich in natürliche und abgeleitete Triebe. Jene sind solche, die den Thieren in ihrer vollen Freiheit stets auf einerlei Weise zukommen; diese aber welchen, entweder durch die bloße Erziehung und Wartung, oder durch Zwang und Abrichtung, von ihrer natürlichen Art zu handeln ab. Unter den natürlichen Trieben bemerkt er zuvörderst den allgemeinen Grundtrieb, welcher allen Thieren, und selbst den Menschen, ohne den Gebrauch der Vernunft, natürlich zukommt: nämlich die Bemühung für jedes eigene und seines Geschlechtes Erhaltung. Die besondern Triebe, die in diesem allgemeinen wenigstens einen entfernten Grund zu haben scheinen, theilt er abermals, nach Veranlassung dessen, so wir bei uns selbst wahrnehmen, in Kunst- und Affectentriebe: indem wir Menschen, theils durch Affecten zu gewissen Handlungen angetrieben werden, theils auch von unsern Bedürfnissen abgehalten werden, durch die Übung in gewissen regelmäßigen Handlungen eine Fertigkeit zu erwerben, die wir Kunst nennen. Was nun bei uns durch die Übung geschehen muß, das scheint den Thieren angeboren zu seyn. Der Verf. zeigt sehr gründlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart mit ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart übereinstimmen. Hierauf theilt er die Kunsttriebe der Thiere in zehn besondere Classen, und diese in viele Unterarten ein; und zieht allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus,

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere *), die ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verf. nimmt das Wort Trieb in der weitläuftigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift; daher er bei den Thieren dreierlei Triebe annimmt: mechanische Triebe, die dem Körper, als einer Maschine, zukommen; Vorstellungstriebe, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewußt zu seyn; und endlich willkührliche Triebe, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust droht, zu entfernen. Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem, denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verf. an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe wäre vielleicht der Sache angemessener. Nach einer kurzen Betrachtung der mechanischen Triebe kommt Hr. Reimarus zu den Vorstellungstrieben. Dieß ist eines der merkwürdigsten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der Verf. setzt sehr deutlich aus einander, was das Vernunftähnliche, oder die Anwendung ähnlicher Fälle sei, welche nach seiner Meinung bei den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, und sie zu solchen Handlungen veranlaßt, die uns eine Folge der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er zeigt unter andern, daß sich die Thiere zwar das Vergangene vermöge ihrer Einbildungskraft vorstellen, daß sie aber keineswegs solches von dem Gegenwärtigen unterscheiden, sondern sehr undeutlich mit demselben vermengen. Er folgert hieraus, daß die Thiere weder eigentlicher Begriffe, noch Urtheile, und weit weniger förmlicher Schlüsse fähig sind; auch beweist, daß die Folge ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in förmliche Schlüsse auflösen lasse, in der That aber einzig und allein aus den Gesetzen der Empfindung und der Einbildungs-

*) Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere u. s. w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bei Johann Carl Bohn. 1760.

kraft erklärt werden muß; welches er durch die Beispiele selbst erläutert, aus denen andere Weltweise den Thieren den Gebrauch der Vernunft haben zuerkennen wollen. Man findet das Vornehmste hiervon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Metaphysik, allein die Ausführung des Hrn. Verf. verdient nichtsdestoweniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins muß ich erinnern: Hr. Reimarus scheint den Thieren das Gedächtniß, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen, schlechterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern neuern Weltweisen memoriam sensitivam und intellectualem; ein sinnliches Gedächtniß scheint den Thieren allerdings zuzukommen, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlicherweise auch bei ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen sinnlich unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu den von ihm genannten natürlichen Trieben, und theilt sie erstlich in natürliche und abgeleitete Triebe. Jene sind solche, die den Thieren in ihrer vollen Freiheit alles auf einerlei Weise zukommen; diese aber welchen, entweder durch die bloße Erziehung und Wartung, oder durch Zwang und Abrichtung, von ihrer natürlichen Art zu handeln ab. Unter den natürlichen Trieben bemerkt er zuvörderst den allgemeinen Grundtrieb, welcher allen Thieren, und selbst den Menschen, ohne den Gebrauch der Vernunft, natürlich zukommt; nämlich die Bemühung für jedes eigene und seines Geschlechtes Erhaltung. Die besondern Triebe, die in diesem allgemeinen wenigstens einen entfernten Grund zu haben scheinen, theilt er abermals, nach Veranlassung dessen, so wir bei uns selbst wahrnehmen, in Kunst- und Affectentriebe: indem wir Menschen, theils durch Affecten zu gewissen Handlungen angetrieben werden, theils auch von unsern Bedürfnissen abgehalten werden, durch die Übung in gewisser regelmäßigen Handlungen eine Fertigkeit zu erwerben, die wir Kunst nennen. Was nun bei uns durch die Übung geschehen muß, das scheint den Thieren angeboren zu seyn. Der Verf. zeigt sehr gründlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart mit ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart übereinstimmen. Hierauf theilt er die Kunsttriebe der Thiere in zehn besondere Classen, und diese in viele Unterarten ein; und zieht allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus,

die ein Weltweiſer aus der Natur der Thierarten zu erklären hat, wenn er von der Beſchaffenheit der Kunſttriebe Rechenſchaft geben will.

(Der Beſchluß folgt.)

XVI. Den 6 Nov. 1760.

Beſchluß des 130ſten Briefes.

Die Reduction verſchiedener Erſcheinungen auf ihre allgemeine Eigenſchaften iſt der erſte Schritt zur Entdeckung ihrer nahen Urſache. Man verringert durch dieſen Kunſtgriff nicht nur die Anzahl der zu erklärenden Wirkungen, ſondern kennt auch die weſentlichen Umſtände derſelben von dem Fremden und Zufälligen, mit welchem ſie in einzelnen Fällen untermengt ſind, und vereinigt alle Forderungen, denen die Hypotheſe Genüge zu leiſten hat, unter einem einzigen Geſichtspunkt. Die Gegeneinanderhaltung der angenommenen Hypotheſe mit den allgemeinen Eigenſchaften der vorhandenen Naturbegebenheiten zeigt alsdann geſchwind, ob man auf dem Wege zur Wahrheit ſei, oder nicht.

Hr. Reimarus weiß ſich dieſes Kunſtgriffes mit Nutzen zu bedienen. Nachdem er die Eigenſchaften der Kunſttriebe feſtgeſetzt, vergleicht er mit denſelben die Hypotheſen der alten ſowohl als neuern Weltweiſen, dadurch ſie die Natur dieſer wunderbaren Erſcheinungen zu erklären geſucht haben, und findet, daß keine derſelben die Schwierigkeiten aus dem Grunde heben. Einige haben den Thieren Vernunft und überlegte Abſichten zugeſchrieben, und ihre Kunſttriebe für erworbene Geſchicklichkeiten gehalten, haben aber nicht bedacht, 1) daß ſie dadurch die Thiere ohne Grund weit über die Menſchen ſetzen, indem der Menſch ohne den Gebrauch der Sprache oder anderer willkührlichen Zeichen ſich ſeiner Vernunft wenig zu bedienen weiß, und ſelbſt durch Hülfe dieſer beiden Vortheile es in keiner Kunſt ohne an-

haltende Übung zur Fertigkeit, und ohne vielfältiges Verbessern zur Vollkommenheit bringt; die Thiere aber verfertigen, ohne den Gebrauch der Sprache und ohne die geringste Übung, in ihrer Kunst gleich das erste Mal unverbesserliche Meisterstücke; 2) daß viele Thiere ihre Arbeit verrichten, bevor sie noch den geringsten Begriff von dem Nutzen dieser Arbeit haben können; und endlich 3) daß sie in den Stücken, welche zu ihrer Lebensart nicht unmittelbar gehören, die größte Dummheit und Ungelehrigkeit verrathen. Andere haben alles für ein mechanisches Spiel gehalten. Diesem aber widerspricht: 1) die Analogie der thierischen mit den menschlichen Handlungen; 2) die Bemerkung, daß die Thiere öfters in der Wahl der Mittel eine ungezwungene Willkühr blicken lassen; und daß sie 3) ihre Werke unermüdet ausbessern, so oft ihnen etwas daran verdorben worden. Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen können auch ihre einzigen Lehrmeister nicht seyn; denn diese beziehen sich auf keine Gegenstände, von welchen das Thier keinen Begriff hat, und führen auch ohne vernünftiges Nachdenken nicht auf die geschicktesten Mittel, dadurch die begehrte Absicht erhalten werden kann. Viele haben aus Mangel deutlicher Begriffe zu nichtsbedeutenden Wörtern ihre Zuflucht genommen. Sie reden von einer zeugenden und bildenden Natur, von fatalen, magischen und sympathetischen Kräften, von einem principio hylarchico u. s. w.; — geheimnißvolle Töne! deren Zauberei zu unserer Zeit ihre Kraft verloren zu haben scheint.

Unter den Hypothesen der Neuern von den Trieben der Thiere, die Hr. Reimarus anführt und bestreitet, hätten Sie die Systeme des Malebranche und Leibnitz von der Verbindung des Leibes und der Seele wohl nimmermehr gesucht. Sollte sich es Jemand haben in den Sinn kommen lassen, aus diesen die Beschaffenheit der thierischen Triebe zu erklären? Unmöglich! diese Lehrbegriffe sollen bloß die Art und Weise anzeigen, wie die Bewegungen des Leibes und die Vorstellungen der Seele wechselsweise auf einander erfolgen und mit einander übereinstimmen. Daß sie aber wechselsweise auf einander erfolgen, und daß sie mit einander harmoniren, ist vermöge der Erfahrung gewiß und unumstößlich, man mag den Grund davon setzen, worein man will. Nun hat derjenige, der von den Trieben der Thiere Rechenschaft geben will, bloß zu zeigen,

wie sie in der Gemeinschaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen, gegründet sind. Was kann aber zur Erörterung dieser Frage die fernere Untersuchung beitragen: was es mit dieser Gemeinschaft der Seele und des Leibes für eine Beschaffenheit habe, und wie sie verständlich erklärt werden mag? Ich glaube also, Hr. Reimarus habe hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die ihm, was das Schlimmste ist, nicht sonderlich gelungen zu seyn scheint; denn wo ich nicht irre, so hat er die Meinungen, die er widerlegen will, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen. — Doch lassen Sie mich von einer Materie abbrechen, die der Verf. selbst nur zum Überflusse berühre hat! Genug, daß er diejenigen Lehrmeinungen glücklich bestritten, welche die Erklärung der thierischen Triebe wirklich zur Absicht haben!

Zwar läßt sich Hr. Reimarus hieran nicht begnügen. Er will die Lehrgebäude seiner Vorgänger nicht umsonst niedergerissen haben; und bemüht sich, auf ihren Ruinen ein dauerhafteres Werk aufzuführen. Dieses ist allezeit der mißlichste Schritt für einen Weltweisen, der Anderer Meinung bestreitet; denn er zieht dadurch den Krieg gleichsam auf seinen eigenen Grund und Boden, wo seine beleidigten Gegner ihn zu erwarten scheinen. Indessen ist keine Hypothese überhaupt sogleich zu verwerfen, weil noch Einwürfe dawider gemacht werden können; denn wenn sie gleich der Weg zur Wahrheit nicht selbst ist, so kann sie doch auf denselben hinweisen. Insbesondere aber scheinen die Gedanken des Hrn. Reimarus der Wahrheit sehr nahe zu kommen, ob sie gleich nicht hinlänglich seyn dürften, der Sache völlig Genüge zu thun.

Er glaubt den natürlichen Grund von den Trieben der Thiere in nichts, als in folgenden vier Stücken, nämlich 1) in ihrem Mechanismus, oder 2) in ihren äußerlichen Sinnen und sinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer inneren Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen diesen vier Stücken zusammengenommen, suchen zu können. Der mechanische Bau der thierischen Körper kommt ihren Kunstfertigkeiten vortrefflich zu statten; denn alle nöthige Kunstwerkzeuge sind ihnen angewachsen, und ein jedes derselben ist von Natur zu seinen gewissen Verrichtungen eingerichtet und bestimmt: da wir Menschen nur ein einziges allgemeines Werkzeug, die Hände, am Leibe tragen, welche die Be-

stimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerlei Bewegung von Natur gleich geschickt sind. Zudem haben die Glieder und Werkzeuge der Bewegung bei den Thieren eine Stärke und Gelenkigkeit, die wir Menschen nicht vom Anfange besitzen, sondern durch Fleiß und anhaltende Übung zu erwerben suchen müssen.

Ihre äußeren Sinne sind schärfer, sichrer und feiner, als die Sinne des Menschen; daher denn auch ihre sinnliche Einbildungskraft vollkommener ist. Der Verf. sucht durch viele Beobachtungen wahrscheinlich zu machen, daß man den sogenannten unvollkommenen Thieren öfters Sinne abspricht, die ihnen in der That zukommen; und daß bei vielen derselben der Abgang eines Sinnes entweder durch einen neuen Sinn, davon wir uns keinen deutlichen Begriff machen können, oder durch die Schärfe der übrigen Sinne hinlänglich ersetzt werde.

Das Dritte war die innere Empfindung. Der Verf. versteht darunter alle Empfindungen der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äußerlichen Eindruck in die Sinne entstehen. Wir Menschen haben zwar auch ein inneres Gefühl von dem Zustande unseres Körpers; allein es ist so dunkel, daß wir ohne den Gebrauch der äußern Sinne nicht merken, was für Theile wir am Leibe haben, wie sie beschaffen und wozu sie geschickt sind; den Thieren aber schreibt der Verf. ein weit bestimmteres, und sicheres Gefühl von ihrer innern Beschaffenheit zu. Man kann ihm dieses einräumen. Urtheilen Sie aber, ob er nicht offenbar zu weit geht, wenn er aus diesem innern Gefühl erklären will, daß die Thiere sich öfters bemühen, Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen, die ihnen noch nicht gewachsen sind, wenn er sogar die Liebe und Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen dahin rechnen will. Ist es nicht besser, seine Unwissenheit gestehen, als einem blinden innern Gefühl, das kaum das Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht in das Zukünftige zuschreiben? Ein inneres Gefühl setzt zwar keinen äußerlichen Eindruck, aber doch eine innere Bewegung in den Nerven voraus. Was hat aber die jetzige Beschaffenheit den Nerven mit der Nothdurft der künftigen Brut gemein? oder wie kann das Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künftig wachsen werden? „Ein Zugvogel", sagt der Verfasser ferner, „fühlt in sich, wenn seine

„Zeit ſey die Gegend zu verändern, und ſpühret einen Zug nach „einer gewiſſen Gegend". Heißt dieſes mehr, als mit Worten ſpielen? Was verſteht man unter einem innerlichen „Zug nach einer gewiſſen Gegend"? Ich geſtehe es, daß ich bei dieſen Worten ſo wenig denke, als bei dem principio hylarchico der Paracelſiten.

So vieles ſich indeſſen Hr. Reimarus aus dieſer innerlichen Empfindung zu erklären getraut, ſo geſteht er doch, daß das Vornehmſte in den Kunſttrieben der Thiere, nämlich die regelmäßigen Werke der Bienen, Ameiſen, Weſpen u. ſ. w., ſich weder aus dem Mechanismus, noch aus einer damit verknüpften äußerlichen und innern Empfindung auflöſen laſſe. Zum Behuf dieſer Erſcheinungen nimmt er ſeine Zuflucht zu dem oben erwähnten vierten Stücke, nämlich zu einer „eingepflanzten blinden Neigung". Da dieſes die wichtigſte Schlinge in dem Knoten iſt, der hier aufgelöſt werden ſoll, ſo iſt es der Mühe werth, dem Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit Schritt vor Schritt zu folgen.

Unter dieſer blinden Neigung verſteht er eine genaue Beſtimmung der Kräfte auf einen gewiſſen Endzweck. Er zeigt nämlich, daß die Leibes- und Seelenkräfte des Menſchen in vielen Stücken unbeſtimmt, und ſeinen erworbenen Begriffen und Fertigkeiten, ſeinem Wiſſen und Willen unterworfen ſind. Inſoweit nun die Schranken ſeiner Kräfte von Natur nicht beſtimmt und feſtgeſetzt ſind, iſt der Menſch zwar einer größern Vollkommenheit fähig, indem ihm ein freies Feld gelaſſen worden, ſeine Fähigkeiten auf eine beliebige Weiſe zu erweitern; allein eben deswegen kann er dieſes ohne Anſtrengen, Fleiß und anhaltende Übung nicht bewerkſtelligen. Mit den Thieren, meint der Verf., habe es eine entgegengeſetzte Beſchaffenheit. Ihre Leibes- und Seelenkräfte wären von Natur auf etwas gewiſſes und beſonderes determinirt: ſo, daß eines jeden natürliches Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirkſamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichſam angewieſen iſt, welche die Bedürfniſſe ſeiner Lebensart erfordern. Dieſe beſtimmte Naturkräfte, ſetzt er hinzu, geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheiten; aber in dieſen Schranken liegt eine natürliche, unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche dem Zweck ihrer Lebensart deſto unfehlbarer Genüge thut.

Laſſen Sie uns hier ein wenig ſtille ſtehen! Die Seelen-

kräfte der Thiere, sagt Hr. Reimarus, wären von Natur auf etwas gewisses und besonderes bestimmt. Sollen diese Worte etwas mehr als leere Töne seyn, so muß der Verf. annehmen, es ließe sich aus der Natur der thierischen Seele begreiflich machen, es sei in derselben gegründet, daß die Kräfte vielmehr auf dieses Gewisse, als auf sonst etwas bestimmt sind. Und zwar muß der Grund hiervon nicht sowohl in der ursprünglichen Kraft der Seele, als in ihren Abänderungen und Modificationen zu suchen seyn. Nun richten sich die Modificationen der thierischen Seele wahrscheinlicherweise, so gut als der unsrigen, nach dem Stande ihres Körpers; also werden diese genaueren Bestimmungen der thierischen Seelenkräfte in dem Zustande ihres Körpers und dessen sinnlichen Organen gegründet seyn, d. h. in dem Mechanismus des Leibes, in den äußern Sinnen, oder in der innern Empfindung. Oder soll ich mir die vierte Ursache, die Hr. Reimarus hinzuthut, „die genauere Determination der Kräfte" als so etwas vorstellen, von dem sich kein fernerer Grund angeben läßt? Dieß kann kein Weltweiser verlangen. Mithin müssen wir nothwendig zu den ersten drei Ursachen zurückkommen, um uns die vierte als möglich vorzustellen.

Da aber Hr. Reimarus nirgends zeigt, wie sich seine „Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses" aus der Natur des Thieres erklären läßt, und da er vielmehr diese Bestimmung deswegen als einen vierten Grund anführt, weil er sich nicht getraut, sie aus den drei vorhergehenden Stücken herzuleiten; wie will er durch dieselbe die Beschaffenheit der Triebe begreiflich machen? Und wenn er auch noch so unumstößlich zeigt, daß eine solche Bestimmung vorhanden ist, so hat er bloß das Factum angezeigt, ohne bis zu der Ursach hinaufzusteigen. Wir wissen, was geschieht, wenn die Thiere Kunstwerke verfertigen; aber wir wissen nicht, warum?

Denn daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bei Verfertigung der Kunstwerke auf etwas bestimmtes gerichtet sind, wird Niemand in Zweifel ziehen. Die Frage aber ist: wodurch sind diese Kräfte so und nicht anders gerichtet? Hr. Reimarus antwortet: durch ihre eigene Natur. Dieser Antwort zufolge müßten wir den Grund von dieser bestimmten Richtung in der Natur des Thieres, d. h. in dem mechanischen Bau seines Körpers und in seinen innern und äußerlichen Empfindungen, suchen. Nun gesteht Hr. Reimarus, er habe in keinem von die-

sen den verlangten Grund ausfindig machen können; also sind wir immer noch an der vorigen Stelle: wir wissen die Begebenheit, und forschen nach der Ursach.

Doch Hr. Reimarus will bei den Menschen selbst eben solche determinirte Naturkräfte wahrgenommen haben, als er zur Erklärung der thierischen Triebe annimmt; und er giebt unserer Unachtsamkeit die Schuld, daß wir sie nicht bemerken. Wenn dieses wäre, so wüßten wir zwar deswegen von der Beschaffenheit der Triebe nicht ein Haar mehr; allein die Schwierigkeit wäre uns etwas näher gelegt. Wir gehen uns näher an, und sind uns auch besser zur Hand, als die Thiere, um durch die Aufmerksamkeit auf uns selbst hinter die wahre Ursach kommen zu können. Der Zuschauer muß die Einrichtung der Maschinen aus ihren Veränderungen errathen; aber wer hinter der Scene steht, kann das Triebwerk mit Augen sehen. Ich gestehe es, daß ich Anfangs gestutzt, als ich den Hrn. Verf. durch eine Menge von Beispielen beweisen sah, daß wir das an uns selbst haben, worüber wir uns bei den Thieren so verwundern. Dem ersten Anblicke nach dünkten mich einige von diesen Beispielen den Kunsttrieben der Thiere in der That sehr ähnlich zu seyn; allein ich betrachtete sie genauer, und alle Ähnlichkeit schien mir zu verschwinden. — Ich verspare mir diese Anmerkungen, mit Ihrer Erlaubniß, auf mein nächstes Schreiben; denn ich vermuthe, sie werden etwas weitläuftig gerathen; — können Sie doch die Stelle, die bei dem Hrn. Reimarus einige Seiten einnimmt, unterdessen nachlesen!

XVII. Den 13 Nov. 1760.

131ſter Brief.

Wenn Hr. Reimarus bei den Menſchen ſelbſt „die beſtimmte Richtung der Kräfte auf etwas Gewiſſes" beweiſen will, die er zum Behuf ſeiner Erklärung der Triebe annimmt; ſo muß er zeigen, daß wir eben ſolche Handlungen verrichten, wie die regelmäßigen Kunſtwerke der Bienen, Weſpen, Ameiſen u. ſ. w., ohne daß ſich ſolche aus irgend einer andern Urſach verſtändlicher erklären laſſen. Es müſſen Handlungen ſeyn, welche wir weder durch einen beliebigen Vorſatz noch durch Gewohnheit und Übung, weder durch das Anrathen der Vernunft noch durch den Reiz der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, ſo wenig vermöge des Mechanismus unſeres Leibes als auf Veranlaſſung einer äußern oder innern Empfindung anfangen und vollbringen können; wo nicht außer dieſem noch eine gewiſſe angeborne Richtung der Kräfte auf etwas beſtimmtes hinzukommt, die wir zwar nicht verſtehen, deren Mitwirkung aber nichtsdeſtoweniger unumgänglich erfordert wird. Denn ſo etwas hinzukommendes muß in der That ſeine beſtimmte Richtung der Kräfte ſeyn, durch welche er die regelmäßigen Kunſtwerke der Bienen, Weſpen, Ameiſen u. ſ. w. erklären will, nachdem er auf alle übrigen Erklärungsmittel ausdrücklich Verzicht gethan.

Laſſen Sie uns ſehen, ob die Beiſpiele, die Hr. Reimarus anführt, wirklich dieſe Beſchaffenheit haben! Ich werde ſie in der Ordnung durchgehen, in welcher er ſie vorträgt. „Was „unſere körperlichen Fertigkeiten betrift", ſpricht er (§ 138), „ſo könnte ich mich zuvörderſt auf das Schreyen und Winſeln „der Kinder berufen, welches ja keine gänzlich mechaniſche, ſon„dern eine willkührliche Handlung iſt. — — Dieſes iſt der „Kinder ihre erſte natürlich beſtimmte Fertigkeit, ohne daß ſie „ſelbſt den wiſſentlichen Vorſatz haben, daß dadurch ein zum „Mitleid reizender Laut ſolle ausgedruckt werden". Was hier

von dem Schreien und Winseln insbesondere gesagt wird, drückt der Verf. in der Folge allgemeiner aus: „zarte Kinder wissen „von Natur ihre Gemüthsbeschaffenheit und Leidenschaften, Ver„gnügen, Begierde, Schmerz und Furcht, in ihren Mienen gleichsam „zu mahlen und abzubilden; ja sie unterscheiden eben diese Mienen „auch an andern; indem sie anfangen zu weinen und furchtsam „zu werden, wenn man ihnen allerley saure und widrige Ge„sichter macht" u. s. w. Ich weiß nicht, was Hr. Reimarus hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre, so gilt der Einwurf der Epikuräer vollkommen, so einfältig er auch in den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen gedenken. Die Kinder weinen Anfangs nicht, um Mitleid zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Tönen begleitet zu werden pflegt. Überhaupt werden, vermöge der nicht zu läugnenden Gemeinschaft der Seele und des Leibes, alle heftige Begierden und Verabscheuungen der Seele von heftigen Bewegungen der flüssigen, und vermöge dieser auch der festen Theile des Leibes begleitet. Wenn nun diese Bewegungen so stark werden, daß sie in den äußern Theilen merkliche Veränderungen hervorbringen, so können wir diese Veränderungen als Zeichen der Gemüthsbeschaffenheit ansehen, insoweit wir durch eigene Erfahrung unterrichtet sind, welche innere Gemüthsbewegung einer jeden sichtbaren äußern Veränderung zusagt. Ist aber diese Erfahrung einmal gegründet, so kann man auch mit Hervorbringung solcher Geberden die Absicht verbinden, Andern unsere inneren Leidenschaften zu erkennen zu geben; und wenn man diese Übung wiederholt, so kann man es darin zur Fertigkeit bringen. Man hat also das Angeborne von dem Erlernten wohl zu unterscheiden. Die Fertigkeit, beim Gefühl der Schmerzen zu weinen, ist uns angeboren, und sie gründet sich auf die Gemeinschaft der Seele und des Leibes; aber die Fertigkeit, durch das Weinen Mitleiden zu erregen, oder beim Anblick eines Weinenden Mitleiden zu empfinden, setzt eine wiederholte Erfahrung zum voraus, daß dieses innere Gefühl von dieser äußern Bewegung begleitet zu werden pflegt. Eben derselbe Unterschied gilt auch von allen übrigen Gemüthsbewegungen; und ich finde in allen diesen Exempeln keine angeborne Richtung oder Bestimmung auf etwas gewisses. Will aber Hr. Reimarus bloß zeigen, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben, in unserm Körper,

nach Veranlassung der Veränderungen in der Seele, gewisse Bewegungen hervorzubringen, so wird ihm dieses zwar Jedermann zugeben; allein was thut dieses zu seiner Hypothese?

Daß die Kinder, sobald sie zur Welt kommen, die Augen öffnen, wenn ein schwaches Licht ihnen durch die geschlossenen Augenlieder schimmert, ist zwar eine richtige Erfahrung; wer sieht aber nicht, daß hier die Kraft, die Augen zu öffnen, ihre Bestimmung und Richtung nicht von selbst hat, sondern erst durch den Reiz des äußerlichen Eindrucks erhält? Zum Aufziehen der Augenlieder gehören freilich mancherlei Bewegungen der Muskeln, aber keine angeborne Richtung.

Mit dem Saugen der Kinder hat es eine gleiche Bewandtniß; es gehören unstreitig vielfältige Bewegungen dazu, und es muß den Kindern ein Vermögen, solche zu verrichten, angeboren seyn. Dieses Vermögen aber würde niemals zur Ausübung kommen, wenn die Seele nicht durch den Reiz einer angenehmen Empfindung in Bewegung gebracht würde. Die Bestimmung und Richtung der Kräfte hat also hier ihren Grund in den Empfindungen. Daß es aber den Säuglingen leichter wird, die zum Saugen nöthigen Bewegungen zu verrichten, als den Erwachsenen, ist ein Beweis von des Hrn. Verf. erstem Satze, nämlich: daß der Mechanismus des thierischen Leibes öfters gewisse Bewegungen leichter, und die dazu nöthigen Gliedmaßen gelenkiger mache; denn vermuthlich ist es nichts anderes, als der wundervolle Mechanismus des Leibes, was den Bedürfnissen des Säuglings zuvorkommt, und ihm eine Handlung erleichtert, die zu seiner Erhaltung so nöthig ist. Hr. Reimarus hätte also diese Erfahrung zur Bestätigung seines ersten Satzes anführen können; wie will er aber seinen vierten Satz daraus folgern, daß nämlich manche Kräfte ihre angewiesene Richtung und Bestimmung an und für sich selbst mit sich führen? Findet sich hier die geringste Gleichheit mit den Kunstbewegungen, welche die Thiere, ohne den Antrieb einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung, und ohne den Nutzen ihrer Arbeit einzusehen, verrichten? Diese Kunsttriebe zu erklären, hat der Hr. Verf. für nöthig gefunden, ein viertes Principium, eine gewisse angeborne Richtung der Kräfte anzunehmen; und siehe! seine Exempel von den Fertigkeiten der Menschen beweisen höchstens einen von den zugegebenen Sätzen, die ihm zur Erklärung der Triebe nicht hinreichend geschienen.

Doch weiter! „Unser Sehen", sagt Hr. Reimarus, „hat „nach der Vorstellung der Seele unglaublich viel kunstmäßiges „in sich. Denn ausser daß wir die Axen beyder Augen auf ei„nen Punkt richten, so stellen wir auch das Gemälde der Kör„per, welches in unsern Augen ist, vor uns und ausser uns. „Wir machen es nach dem Maasse des einfallenden Winkels, in „der Vorstellung groß; und wegen der Ähnlichkeit beyder Bil„der in beyden Augen, nicht gedoppelt, sondern einfach; wir „kehren es zugleich um, das unterste zu oberst, indem wir die „Berührung von jedem Lichtstral auf seinen Ursprung, und also, „was sich unten im Auge mahlt, nach oben hin rechnen. „Wenn uns diese Fertigkeit nicht angebohren wäre, so würden „wir sie, wegen der Vielheit der nach den Regeln des Lichts sich „richtenden Handlungen, vermuthlich durch keine Überlegung und „Übung erwerben können". — Ich finde hier verschiedenes anzumerken. 1) Wenn diese Instanzen auch eine angeborne Fertigkeit erwiesen, so ist daraus noch keineswegs auf eine unerworbene und eingepflanzte Richtung zu schließen. Eine angeborne Fertigkeit ist ein Vermögen, gewisse Handlungen, ohne vorhergehende Übung, so leicht und geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht alles dessen bewußt sind, was dabei vorgeht; eine eingepflanzte Richtung auf etwas gewisses aber ist ein Ding, das sich wohl nicht so leicht erklären läßt. 2) Es läßt sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit, die Augenaxen zu richten und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angeboren sei; die Erfahrung von Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelangt sind, scheint das Gegentheil darzuthun. Wenn diese nicht erst eine Zeit lang das Gefühl mit dem Gesicht vergleichen, und durch eine lange Gewohnheit die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie aus Mangel gehöriger Richtung alles undeutlich, und es scheint ihnen auch auf den Augen zu liegen. Vielleicht können wir uns jetzt nicht mehr besinnen, wie viel Versuche uns in der Kindheit mißlungen, und was für Mühe es gekostet, ehe wir uns diese Fertigkeiten angeschafft; und glauben; wir hätten sie erb- und eigenthümlich von der Hand der Natur erhalten. 3) Daß wir die Gegenstände weder gedoppelt noch umgekehrt sehen, schreibt Hr. Reimarus einer angebornen Fertigkeit zu; und also muß er glauben, die Seele würde sich ohne diese Fertigkeit die Gegenstände in der That gedoppelt und

umgekehrt vorstellen. Ist aber diese Hypothese schon so ausgemacht, daß sie Hr. Reimarus ohne allen Beweis annimmt? Es ist wahr, sie hat das Ansehn vieler berühmten Schriftsteller für sich; allein es fehlt gleichwohl an Weltweisen nicht, welche diese bekannten Paradoxa unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten gesucht haben, ohne weder zu einer angebornen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen; und ich muß gestehen, daß mich wenigstens ihre Gedanken sehr überzeugen. Von dem Gedoppelt-Sehen führt der Herr von Haller in seinen Noten zu Boerhaave's Vorlesungen *) die Meinung an: Mentem nulla objecta distinguere, nisi diversas efficiant quocunque modo sensationes. In dolore late diffuso puncta dolentia non distinguit. Non duabus naribus duplicem sensum separat, non duabus auribus duplices sonos audit, imo vero neque simillimos diversos sonos distinguit; neque ergo duobus oculis duo objecta videt. Er pflichtet diesen Gedanken völlig bei, und setzt zur Erläuterung derselben hinzu: Insecta certe non vident objecta multiplicata, etsi corneas et nervos opticos habeant innumerabiles. Rectissima enim via ad praedam suam aut venerem contendunt, cum eadem ex necessitate fabricae aberrare sequeretur, si ab ulla alia causa unitas visionis penderet. In der That müßte Hr. Reimarus, und alle übrige Schriftsteller, die hierin seiner Meinung sind, diesen Insecten eine Fertigkeit zulegen, welche alle Wahrscheinlichkeit überschreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenstände so vielfach vorstellte, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle diese Vorstellungen wieder vereinigen müßte.

Von der zweiten Schwierigkeit, das Aufgerichtet- und Umgekehrt-Sehen betreffend, erinnere ich mich in den Molineux'schen Schriften eine Erklärung gefunden zu haben, die der ganzen sonst mittelmäßigen Sammlung einigen Werth

*) Hermanni Boerhaave praelectiones academicae in propias institutiones rei medicae ed., et notas addidit Albertus Haller. Vol. IV. § DXLI. not.

giebt *). Sie schien mir so natürlich, daß ich mich wunderte, wie man sie jemals hat verfehlen können. Ich habe das Buch jetzt nicht zur Hand; doch so viel ich mich erinnere, laufen seine Gründe kürzlich auf folgendes hinaus. Es ist wahr, behauptet Mylius, wir stellen uns alle sichtbare Gegenstände das Unterste zu oberst vor. Allein man bedenke, daß oben und unten bloß relative Begriffe sind. Unsere Gegenfüßler nennen das unten, was wir oben nennen, und so umgekehrt. Wenn nun alle Gegenstände in der Welt sich umkehren sollten, die Menschen nicht ausgenommen; so würden wir es gar nicht merken, daß eine Veränderung geschehen sei, indem in Ansehung unser alles so bleiben würde, wie es ist. Dieses thut das Gesicht; es kehrt alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit, denn auch das Bild vor unserm Körper muß sich im Auge umkehren; also kann aus dieser Umkehrung keine Verwirrung entstehen, sondern es muß in Ansehung unser alles eben so erfolgen, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet abmalen sollten. In einem verfinsterten Zimmer malen sich die Gegenstände gleichfalls umgekehrt ab; wenn aber das Bild eines Menschen in diesem Zimmer die übrigen Bilder sehen könnte, von welchen es umgeben ist, so würde es sie alle recht abgedruckt finden, und niemals auf die Vermuthung kommen, daß in seiner kleinen Schattenwelt alles umgekehrt stünde. Nun sind wir selbst in Ansehung unserer Augen nichts anders als ein Bildchen, das auf dem Grunde derselben so gut als alle übrigen Gegenstände umgekehrt abgemalt worden; daher muß uns alles nothwendig aufgerichtet scheinen, und wir verwundern uns, wenn uns Jemand erzählt, daß wir das Unterste zu oberst sehen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen. Sie sehen doch aber so viel, daß die gewöhnliche Meinung, nach welcher man die beiden angeführten Schwierigkeiten aus einer

*) Es ist gemeint der Aufsatz: „Untersuchung warum wir die Sachen aufgerichtet sehen, da doch die Bilder derselben verkehrt in unsre Augen fallen", welcher sich in den „vermischten Schriften des Hrn. Christlob Mylius, gesammelt von G. E. Lessing, Berl. 1754", S. 236 — 267 befindet.

Anmerk. des Herausgebers.

Gewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklären pflegt, noch vielen Zweifeln unterworfen ist. Hr. Reimarus kann sich also nicht so schlechterdings darauf stützen.

Überhaupt ist hier der Ort, wo die Naturlehre in die subtilste Metaphysik übergeht, und wo man durch die kleinste Unrichtigkeit im Ausdrucke so verwirrt werden kann, daß man Schwierigkeiten zu finden glaubt, wo doch keine sind. Z. B. Hr. Reimarus hält auch dieses für paradox, daß wir uns beim Sehen einen Gegenstand tausendmal größer vorstellen, als er abgebildet ist; und ich erinnere mich, denselben Gedanken in verschiedenen physiologischen Tractaten angetroffen zu haben. Gleichwohl muß ich Ihnen gestehen, daß mir diese ganze Schwierigkeit aus einer Unachtsamkeit im Ausdrucke entsprungen zu seyn scheint. Wer sich richtig ausdrücken will, kann nicht sagen: ich stelle mir diesen Gegenstand größer vor, als er in mir abgebildet ist; denn warum sollte es von dem Gegenstande vorstellen, und von dem Bildchen seyn heißen? Ist die Größe des Bildes im Auge etwa ein absoluter Begriff? oder woher wissen wir, wie groß das Bildchen eines Gegenstandes im Auge sei? Etwa weil es doch nicht größer seyn kann, als das ganze Auge, dessen Größe wir betrachten können? Wohl! man rede also deutlicher, und spreche: ich stelle mir diesen Gegenstand größer vor, als ich mir das Bild davon vorstellen würde, wenn es nicht in mir, sondern außer mir wäre, und ich solches vermittelst der Augen erst wieder sehen müßte. Durch diese kleine Behutsamkeit im Reden ist alle Schwierigkeit verschwunden; denn ist es nicht sehr natürlich, daß wir den Gegenstand selbst unter einem größern Winkel sehen, als wir sein Bild sehen würden, wenn es erst wieder durch die Augen gehen müßte? Wir können von der Größe keinen Begriff als durch die Vergleichung erlangen; und müssen uns also wohl hüten, die Größe für so etwas anzusehen, das sich, wie die Qualität, an und für sich ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung begreifen läßt. Wenn wir fragen: wie groß stelle ich mir diesen Gegenstand vor? so bedeuten diese Worte nichts anders, als: in welchem Verhältniß gegen eine andere gegebene Größe? Dieses beurtheilt die Seele aus dem Verhältnisse des Bildes eines Gegenstandes gegen das Bild einer gegebenen Größe. Hingegen kann mit dem Bilde im Auge und mit den äußern Gegenständen kein gemeinschaftliches Maaß verglichen werden; und daher kann

das Verhältniß ihrer Größe gegen einander nicht anders beurtheilt werden, als wenn wir das Bild selbst außer uns setzen und als einen Gegenstand des Gesichts betrachten. Thut man aber dieses, so muß freilich das Bild des Bildes sich in einem kleinern Raum abschildern, als das Bild des Gegenstandes. — Doch genug von diesen Subtilitäten!

(Der Beschluß folgt.)

XVIII. Den 20 Nov. 1760.

Beschluß des 131sten Briefes.

Ich glaube zur Genüge dargethan zu haben, daß Hr. Reimarus bei den körperlichen Fertigkeiten des Menschen nicht die geringste Spur von Ähnlichkeit mit den Kunsttrieben der Thiere entdeckt hat. Es kommt darauf an, ob es ihm bei den Seelenfertigkeiten besser gelungen ist! Ich werde hier nur ein einziges Exempel anführen; denn alle, deren Hr. Reimarus gedenkt, sind von so ähnlicher Beschaffenheit, daß man nur eines entkräften darf, um sie alle widerlegt zu haben.

„Wenn wir unsere übrigen Gemüthskräfte untersuchen", sagt Hr. Reimarus, „so findet sich vieles, das wir mit einer „solchen bestimten Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie „uns nicht angeboren wäre, nimmer durch Übung erhalten würden. Die Einbildungskraft ist uns nicht allein unwillkührlich, „sondern auch willkührlich zu Dienste, und hält die beständige „Regel, daß sie uns bey dem Gegenwärtigen alles Vergangene „vorstellet, worin auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen „einerley ist. Wenn die Einbildungskraft nicht von Natur fertig und bereit wäre, die vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu „erneuren; so würden wir sie durch kein Bemühen oder Üben „wieder hervorsuchen können. — — Demnach giebt es bey uns „Menschen eine angebotne Fertigkeit, die vergangenen Dinge so „wieder vorzustellen, daß wir sie von den Gegenwärtigen unterscheiden, und mit denselben in Vergleichung stellen, ja daß wir

„durch willkührliche Beachtung des Vergangenen ganz in die „vorige Welt mit unsern Gedanken hinein gehen können".

Ich habe im Vorhergehenden schon oft zugestanden, daß wir Menschen angeborne Fertigkeiten besitzen. Unter einer angebornen Fertigkeit versteht man ein ungeübtes Vermögen, gewisse willkührliche Handlungen mit solcher Geschwindigkeit zu verrichten, daß wir uns alles dessen, was dabei vorgenommen wird, nicht deutlich bewußt sind. Daß einer jeden menschlichen Fähigkeit ein gewisser Grad von einer solchen Fertigkeit beiwohne, ist nicht zu läugnen; aber damit allein ist der Hypothese des Hrn. Reimarus nicht gedient; und ein mehreres einzuräumen, sehe ich noch immer keine Nothwendigkeit. Denn wo liegt in diesem Exempel von der Einbildungskraft die gesuchte Richtung und Bestimmung auf etwas gewisses? Etwa darin, daß die Einbildungskraft bloß auf das Vergangene gerichtet und angewiesen ist? Kaum sollte ich es vermuthen, daß Hr. Reimarus dieses gemeint haben könne! Es ist ausgemacht und von unsern Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sei, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine bloße Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft, welche das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimmt, wird aber durch ihren und ihres Körpers Zustand auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. Insoweit sie auf das Gegenwärtige bestimmt ist, nennt man sie Empfindungsvermögen; auf das Vergangene: Einbildungskraft, und auf das Zukünftige: Vorhersehungsvermögen.— Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als insoweit sie durch die bestimmenden Ursachen sich etwas vorstellt, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem besondern Namen, eine Kraft aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. dem Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns

hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farbe gerichtet ist.

Doch ich will lieber den Hrn. Reimarus nicht verstanden haben, als ihm so unphilosophische Gedanken zutrauen. Die übrigen Exempel sind, wie schon erinnert, von gleichem Schlage; und ich finde in Ansehung ihrer nichts hinzuzuthun. Soll ich Ihnen, nach einem so langen Geschwätze, in wenigen Worten sagen, was ich von der Hypothese des Hrn. Reimarus urtheile? Mich dünkt, diejenigen thierischen Kunsttriebe, die bloß eine innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muskeln anzeigen, hat Hr. Reimarus vollkommen deutlich erklärt, und vielleicht alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft. Aber diese Erscheinung bleibt noch immer ein Geheimniß, daß die Thiere auch äußerliche regelmäßige Kunstwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgesonnenen Plane verfertigt zu seyn scheinen. Ich kann sehr wohl begreifen, wie es durch einen künstlichen Mechanismus möglich sei, daß das Thier auf den Antrieb einer innern oder äußern Empfindung die regelmäßigen Bewegungen verrichte, welche wir Menschen in der Ordnung und mit der Fertigkeit nicht ohne Fleiß und Übung hervorbringen können. Wie aber aus diesem allem, ohne überlegten Plan, ein äußerliches regelmäßiges Werk, eine sechseckige Zelle, ein spiralförmiges Gewebe oder ein künstliches Biberhaus entsteht; scheint mir desto unbegreiflicher, da die Thiere öfters unregelmäßige Bewegungen vornehmen müssen, um das äußere Werk vollkommen regelmäßig zu machen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo gerissen, und sie stellt ihre Arbeit an einer andern Seite ein, um diesen Schaden auszubessern. Sie weicht also von ihrer innern Regel ab, der sie sonst unfehlbar folgen würde, um die äußere Regelmäßigkeit ihres Werkes zu ergänzen. So macht es auch der Seidenwurm; und die Biene giebt, wie Hr. Reimarus bemerkt, von dem Sechsecke, ihrer Lieblingsfigur, etwas nach, wenn von einer andern Seite etwa gefehlt worden: um die Zellenreihe wieder in die Richte zu bringen. Diese äußerliche Regelmäßigkeit, dünkt mich, kann Hr. Reimarus aus allen vier Sätzen, aus welchen seine Hypothese besteht, zusammengenommen nicht erklären, und wenn man ihm auch die bestimmte Richtung auf etwas gewisses zugeben wollte, die ihm so fruchtbar zu seyn scheint. Denn was für einen Begriff mache ich mir von einer vorherbestimmten Richtung auf ein Sechseck oder

sonst eine ordentliche Figur? Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wären, haben Andere behaupten wollen; allein Hr. Reimarus hat sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zu gestehen.

132ster Brief.

Man begeht noch immerweg die Thorheit, jede Schartake wider die Religion mit großem Geschrei aufzunehmen, und sobald man die Macht dazu hat, von dem Scharfrichter verbrennen zu lassen; obgleich die Erfahrung gezeigt, daß dadurch der Fortgang der Deisterei mehr befördert als gehemmt wird. Mancher Plunder, den kein Mensch angesehen haben würde, wird ein wichtiges Buch, nachdem es durch die Hand des Büttels gegangen; so wie das „Leben des G. B." gewiß Maculatur geworden wäre, wenn es nicht das Glück gehabt hätte, mit so großen Anstalten verbrannt zu werden. Die Welt schließt so: was so große Leute fürchten, muß doch verdienen gelesen zu werden. Dieses Vorurtheil ist nirgend so schädlich als in Religionssachen. Der gewissenhafteste Mensch betrachtet eine verfolgte Schrift als etwas, das zu fürchten ist; und die Begierde, das, was man fürchtet, kennen zu lernen, ist den Menschen sehr natürlich.

Man hat durch dieses Mittel erst letzthin wieder eine deistische Schrift aus ihrer Dunkelheit gezogen. Bloß der Titel würde mich abgeschreckt haben, tiefer hinein zu sehen, wenn das Werk nicht durch den Bann einigen Reiz bekommen hätte. Bedenken Sie, was für ein Titel! „Die unwandelbare und „ewige Religion der ältesten Naturforscher und so „genanten Adepten, oder geometrischer Beweis, daß die „Metaphysik die wahre theoretische und die Moral die wahre „practische Gottesgelartheit sey, bestehend in einigen freyen An„merkungen und Erinnerungen über das in dem I. II. und den „Vorbereitungstheilen zum III. Stücke der höhern Weltweisheit „enthaltene System der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaf„ten und deren Einrichtung und Plan, zu gründlicher Überführung

„aller seichtdenkenden und köhlergläubigen Deisten und Naturalisten, aufgesetzt von einem Liebhaber der Wahrheit an seinen „Freund".

Der Verfasser scheint ein Freund oder gar ein Mitglied der „allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften" zu seyn, deren Stifter die unübersteiglichsten Höhen der Weltweisheit überstiegen und die unabsehlichsten Tiefen der Natur durchschaut haben. Nichts ist vor den Augen dieser wahren Adepten verborgen; und sie wissen, wie ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet *), durch ihre Theorie von der Archäenwandrung oder von der vernünftigen Metempsychosis nicht nur die gesammten Theile der Weltweisheit: als die Lehre von Gott, von der Welt und von der Seele, die Moral, das Naturrecht und die Staatskunst, auf einen weit sichreren Fuß zu setzen, — sondern auch die Naturlehre, Chemie und Medicin, alle Ökonomie-, Commerz-, Cameral- und Militärwissenschaften, und endlich alle Künste und Handwerke zu verbessern. — Unser Verf. tadelt die Gesellschaft, daß sie mit ihrer Verbesserung zur Naturlehre schreitet, ohne vorher in der Religion aufgeräumt zu haben. Wie er spricht, so sollte man glauben, es käme bloß auf die Gesellschaft an, was sie für eine Religion festsetzen wollte. Es ist lustig, ihn die Gesellschaft ernstlich und mit vielem Eifer bitten zu sehen, sie möchte doch alle übernatürliche Offenbarung wegwerfen, und auf ihrer Archäenwanderung oder vernünftigen Metempsychosis ein Religionssystem aufführen, das, wie er sich ausdrückt, weder Pfaffenlist noch Heuchelei bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Allenfalls erbietet er sich, mit Erlaubniß der Gesellschaft diesen unvergleichlichen Vorschlag selbst auszuführen, und aus der Monadologie der allgemeinen Gesellschaft ein vernünftiges Religionssystem, eine Kinderlehre oder Catechismus, heilige Reden, Gebete, Gesänge, und alles, was zu einer Religion erfordert wird, herauszuziehen, und mit einer so einleuchtenden Überzeugung vorzutragen, daß alle Welt darüber erstaunen und die Priesterzunft sich in ihrem Herzen schämen soll. Ich möchte seine monadologischen Lieder wohl in Musik gesetzt sehen!

Sie sehen, daß dieser Mann mehr Grillenfänger als furchtbarer Religionsfeind ist. Er greift zwar die Offenbarung mit

*) S. den 89sten bis 91sten Brief. Anmerk. des Herausg.

unmäßiger Bitterkeit an, und beschimpft den geistlichen Stand auf eine etwas ungezogene Weise; allein es müßte um die Wahrheit der Offenbarung schlecht bestellt seyn, wenn man seinem Einwurf nicht anders als durch die gänzliche Unterdrückung begegnen könnte. Weder seine Grundsätze noch sein Vortrag sind von der Art, daß sie den gemeinen Mann durch ihre Annehmlichkeit sollten verführen können. Seine Sittenlehre, — man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen —, ist eine der strengsten, und im philosophischen Verstande auch der heiligsten: also, daß sich der liederliche Theil des menschlichen Geschlechts gewiß nicht auf seine Seite schlagen wird. Der einzige Metaphysikus, der sich mit ihm in die dornigen Subtilitäten der Monadologie einlassen kann, wird auch ganz gewiß im Stande seyn, die Wichtigkeit seiner Einwürfe einzusehen. Was hat man also zu fürchten? Ich dächte, man hätte die Schrift immer können unbemerkt zur ewigen Vergessenheit schleichen lassen. Doch man bleibt schon bei dem alten Schlendrian!

Ihnen eine Probe von der Schreibart dieses Verf. zu geben, will ich eine der hitzigsten Stellen anführen, und Sie können daraus leichtlich auf die frostigern schließen. Er apostrophirt die Geistlichkeit: „Was meinet ihr, wenn eben dieser Weg, welchen „die Lehrer der natürlichen Gottesgelahrtheit zur Seeligkeit zeigen, „eben derjenige sey, welchem die Natur in allen ihren auch den „geringsten Wirkungen folget, und daß durch diesen Weg, der „zur Seligkeit führet, auch zugleich alle Geheimnisse der „Natur, zum wahren Nutzen des menschlichen Geschlechts, ent„decket werden? Sollte man es nicht durch den weltlichen Arm „dahin zu bringen suchen, daß die Menschen in der Erkenntniß „der Natur, eben so wohl, als in der Religion, durch Feuer „und Schwerdt dahin gebracht werden können, die Vernunft und „die Erfahrung, unter dem Gehorsam der Erdichtungskraft und „der Fabel gefangen zu nehmen? Was sollte daran hindern, „daß man nicht eben so wohl ein Pabstthum in der Natur, „als in der Religion und Moral errichten solte, wenn nur die „Vernunft rechtschaffen verbannet, und Aberglaube genug in der „Welt ist? Säumet nicht, dieses zu thun, sonst werden alle „eure Systeme bald anfangen, den Greuel der Verwüstung zu „empfinden, wo ihr zulasset, daß die Welt in der Erkentnis „der Natur der Dinge weiter schreitet. Vor allen Dingen unter„drücket die verfluchte Erkenntniß von den einfachen Sub-

„stanzen. — Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden, daß „diese Erkenntniß nicht gar weit gestiegen. Haltet sie hübsch „noch unter der Scheere! Denn sie ist im höchsten Grade schäd„lich vor alle erdichtete Offenbarungen! Es ist nicht gut, daß „die Menschen zu genau mit ihrer Seele und Gott bekannt „werden". Die unschuldigen Monaden haben sich wohl niemals träumen lassen, daß man sie auf eine so lächerliche Weise mißbrauchen wird.

Was er hier unter Entdeckung der Geheimnisse der Natur versteht, erklärt er an einer andern Stelle deutlicher: „Die Ver„hältnisse der Grösse oder des Grades der Ähnlichkeit der edlen „einfachen Substanzen, oder der Seele mit Gott, wird zu ei„ner gesunden und einer practischen Moral, Rechtsgelehrsamkeit, „Staatslehre, weit gewissere und solidere Gründe legen, als bis„her, so lange man die Einsicht in die wahre Vollkommenheit „der vernünftigen Geschöpfe gehabt, möglich gewesen; so wie „die Verhältniß der Grösse oder des Grades der unedlern einfa„chen Substanzen oder Elemente der Körper, einen weit sich„rern Grund zur Erkenntniß der Körper, und deren Vereini„gung mit Seelen und Geister, folglich auch zur Naturlehre, „Chymie, Medicin, wie auch zu allen Oeconomie-, Commerz-, „Cammeral- und Militärwissenschaften, und nicht weniger zu „allen Künsten und Handwerken abgeben wird, als noch zur „Zeit geschehen können."

Ich habe Ihnen einst schon gemeldet, daß diese Verbesserer aller Wissenschaften und Künste den schönen Wissenschaften einen ewigen Haß geschworen haben. Gegenwärtiger Verf. muß hierin mit den Stiftern der Gesellschaft nicht völlig eines Sinnes seyn; denn er schreibt erträglicher, und verspricht doch auch heilige Lieder zu verfertigen.

XXI. Den 11 Dec. 1760.

134ster Brief.

Was Herr Schöpflin von der Buchdruckerkunst bemerkt *), das gilt überhaupt von allen menschlichen Erfindungen. Sie haben alle ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre Vollkommenheit. Selten ist eine Erfindung in der nämlichen Zeit, und noch seltner von dem nämlichen Erfinder bis auf die dritte Staffel gebracht worden. Daher entstehen die vielfältigen und so schwer zu entscheidenden Streitigkeiten über die Ehre der Erfindungen. Zuerst müssen die historischen Umstände in Richtigkeit gebracht werden: wem man die verschiedenen Stufen einer Erfindung zu verdanken hat, und wenn sie von verschiedenen Personen herrühren, was jeder für einen Antheil an der Erfindung hat. Sodann ist auseinanderzusetzen, was Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung beigetragen. In den meisten Fällen sind die Vorspiele ein Werk des Zufalls, der Anfang ein Werk des Genies, und die Vollkommenheit ein Werk des Fleißes; doch wer ist so kühn, dieses allgemein zu behaupten? Wenn indessen von der Ehre der Erfindung die Rede ist, so gebührt sie ohne Zweifel dem, welcher bei seinem Antheile an der Erfindung am meisten Genie gezeigt; und dieses war in Ansehung der Buchdruckerei, nach dem was Schöpflin davon anführt, unstreitig Guttenberg.

Euler **) hat den berühmten Streit wegen der Erfindung der Differentialrechnung auf eine ähnliche Art entschieden: indem er, wie Schöpflin bei der Buchdruckerei gethan, deutlich auseinandergesetzt hat, was wir jedem Miterfinder dieser großen Wissenschaft zu danken haben. Nach dem Urtheile dieses berühmten Mannes hat derjenige den Grund zur Erfindung der

*) Diese Worte beziehen sich auf den Gegenstand des vorangegangenen, von Fried. Nicolai verfaßten 133sten Briefes: Schöpflin's Vindiciae typographicae. Anmerk. des Herausgebers.

**) Siehe die Vorrede zu seinen Institutiones calculi differentialis, cum ejus usu in analysi finitorum.

Differentialrechnung gelegt, der zuerst darauf gefallen ist, die allerletzten Verhältnisse in Erwägung zu ziehen, zu welchen sich die Ab- und Zurechnungen der veränderlichen Größen desto mehr nähern, je kleiner sie angenommen werden, und die sie endlich, indem sie verschwinden, völlig erreichen. „Die Spuren dieser „Speculation", sagt Hr. Euler, „findet man schon bei den älte„sten Schriftstellern, denen man also eine geringe Einsicht, einen „vorspielenden Begriff von der höhern Analysis nicht absprechen „kann. Nach und nach hat diese Wissenschaft zugenommen; bis „sie endlich auf die Höhe gestiegen, auf welcher wir sie jetzt er„blicken, obgleich immer noch in derselben mehr verborgen, als „entdeckt seyn mag. Die Anwendung dieser allerletzten Verhält„nisse auf Rational-Functionen ist lange Zeit vor Newton „und Leibnitz bekannt gewesen. Dem englischen Erfinder haben „wir unstreitig die Anwendung dieser Verhältnisse auf Irratio„nal-Functionen zu verdanken, auf welchen glücklichen Schritt „er durch seinen vortrefflichen Lehrsatz von der allgemeinen Formel „aller binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leibnitzen „sind wir verbunden, daß er der Rechnungsart, die man vorher „nur als einen besondern Kunstgriff angesehen, die Gestalt einer „Disciplin gegeben, die Regeln derselben in ein System gebracht, „und deutlich auseinandergesetzt hat. Er bahnte den Weg zur „ferneren Ausbildung dieser Wissenschaft, und zeigte die Grund„sätze, aus welchen das annoch Fehlende herzuleiten sey. Endlich „haben Leibnitz und die von ihm aufgemunterten Bernoullis „die Gränzen der Differentialrechnung auch bis auf Transscen„dental-Functionen, welcher Theil vorhin noch unangebauet war, „mit vereinigten Kräften ausgedehnt, und auch die Grundsätze „der Integralrechnung festgesetzt. Newton hat sich gleichfalls „nicht wenig um die Integralrechnung verdient gemacht. Von „der ersten Erfindung dieses Calculus aber läßt sich wenig be„stimmen; denn ein schwacher Begrif davon hat zugleich mit der „Differentialrechnung aufkommen müssen: und zur Vollkommen„heit ist er noch jetzo nicht gediehen, indem der größte Theil „desselben noch zu entdecken übrig ist".

Ich habe Ihnen diese schöne Stelle hierher gesetzt, damit Sie das Vergnügen haben mögen, die Geschichte zweier wichtiger Erfindungen mit einander zu vergleichen, deren jede in ihrer Sphäre zur Erweiterung der menschlichen Einsicht unendlich viel beigetragen. Es ist überaus angenehm, den Baum des Er-

kenntnisses in seinem Wachsthum zu betrachten. Ein Dichter möchte ihn mit der Aloe vergleichen. Öfters scheint er noch langsamer als die Aloe, Jahrhunderte stille zu stehen, oder wohl gar durch schlechte Wartung an seinen Äußersten abzusterben. Endlich bringt ein glückliches Jahrhundert einige Geister hervor, welche den Stamm mit den befruchtenden Strahlen ihres Genies bescheinen. Plötzlich schießt er empor, und verbreitet sich in tausend Äste, welche mit ihren Blumen die Augen ergötzen, und mit ihrem wohlriechenden Duft die ganze Gegend balsamiren.

135ster Brief.

Die Logik ist in ihrem weitesten Umfange eine vollständige Arzneikunst der menschlichen Seele. Doch muß man, wie Leibnitz bemerkt, unter dem Worte Arzneikunst die Gymnastik mit verstehen, indem die Logik unsere Seelenkräfte durch die Übung zugleich vollkommener und zu ihren angewiesenen Verrichtungen geschickter macht. Bis zu unsern Zeiten hat nur ein einziger Theil dieser Seelenarzneikunst, den man im genauesten Verstande Vernunftkunst nennen könnte, die Vollkommenheit erreicht. Von der Dialektik, oder Logik der Wahrscheinlichkeit, haben wir nur einige Vorspiele; und zur Ästhetik hat uns der berühmte Baumgarten einen vortrefflichen Anfang geliefert, der von der Hand seines Erfinders die Vollkommenheit erwartet.

Die Erfindungskunst, als ein besonderer Theil der allgemeinen Logik, liegt noch völlig unangebaut. In dieser Gegend sehen wir noch immer wie durch einen Nebel. Wir erblicken schimmernde Gegenstände; aber wir unterscheiden nichts, und wissen auch noch keinen Weg zu finden, der uns zu ihnen hinführet. Es scheint, als wenn die Theorie dieser Kunst ohne eine vollständige Dialektik nicht fortkommen könne, indem die Erfinder mehrentheils durch wahrscheinliche Schlüsse zuerst auf ihre Erfindung zu kommen pflegen. Desto rühmlicher hingegen ist der Eifer des Weltweisen, der sich ohne die erforderlichen Hülfsmittel an eine Theorie der Erfindungskunst wagt, und wenigstens so weit, als es sich vor der Hand thun läßt, zu

kommen sucht. Neulich hat Herr Carl Fried. Flögel zu Breslau eine „Einleitung in die Erfindungskunst“ *) herausgegeben, die sehr lesenswürdig ist. Hier ist sie.

Wie? sagen Sie, einen solchen Band haben wir von der Erfindungskunst, der noch dazu sehr lesenswerth ist, und gleichwohl wüßten wir noch so wenig davon? Lassen Sie sich das nicht irren! das Buch ist lesenswerth, allein kaum die Hälfte davon gehört eigentlich zur Erfindungskunst. Die Kunst gränzt so nahe an die gemeine Logik, daß der Verf., wo er von der Erfindungskunst nichts zu sagen hatte, eine kleine Wendung machen und sich ins Gebiet der Logik hinüberstehlen konnte. Da amüsirt er seine Leser eine Weile, und sucht ihnen weiß zu machen, er habe die Gränzen der Erfindungskunst bis dahin erweitert. Der ganze Band hält z. E. 478 Seiten, und davon sind 220 mit einer encyclopädischen Eintheilung und mit den Definitionen aller Wissenschaften und Künste angefüllt. Was thut diese Menge von Definitionen zur Erfindungskunst? Ja, sagt der Verf., die Wissenschaften und Künste, sind die Objecte der Erfindungen; und mußte ich nicht von der objectiven Erfindungskunst so gut als von der subjectiven handeln? Schon recht! allein in dieser Absicht hätten die Künste und Wissenschaften nicht nach ihrem Stammregister beschrieben, sondern in allgemeine Classen eingetheilt werden sollen, und zwar in solche, deren jede andere Erfindungsmittel zu ihrer Entdeckung erfordert: denn nur in so weit gehört die Betrachtung der Künste und Wissenschaften zur Theorie der Erfindungskunst; der Verf. hätte seine Einsichten in verschiedenen Wissenschaften weniger zeigen können, allein seiner Absicht wäre er unstreitig näher gekommen: und dieses ist alles, was seine Leser erwarten.

S. 302 kommt der Verf. endlich zur „Theorie der Erfindungsmittel“. Hier werden Sie eine Menge überaus richtiger Anmerkungen finden. Allein da der Verf. eigentlich sogenannte Erfindungsmittel und Erfindungskunstgriffe nicht unterscheidet, so hat er sich auch hier nicht selten in die gemeine Logik verlieren müssen. Er nimmt nämlich das Wort Erfindungsmittel in seinem allgemeinsten Verstande, in welchem man alles darunter begreift, was zur Erfindung nur etwas bei-

*) Breßlau und Leipzig, bey Johann Ernst Meyer. 1760.

trägt. Er zieht hierauf alle unsere Seelenkräfte zu den Erfindungsmitteln, und geht sie nach der Reihe durch, um zu zeigen, was jede derselben zur Erfindung helfen kann. Die Methode wäre vortrefflich, wenn der Verf. mehr Erfindungskunstgriffe aus allen Künsten und Wissenschaften abstrahirt, und hernach a priori gezeigt hätte, wie sich unsere Seelenkräfte dabei verhalten. Da er aber aus der Erfahrung wenig Kunstgriffe gesammelt, und bloß a priori aus der Erklärung der Seelenkräfte zeigen will, was sie zur Erfindung beitragen; so hat er zum Theil auf unfruchtbare Distinctionen fallen, zum Theil aber die Lücken mit gemeinen logikalischen Betrachtungen anfüllen müssen. — Wie gesagt! das Buch ist sehr lesenswerth; aber was es seyn soll, ist es nur sehr wenig.

XXII. Den 18 Dec. 1760.

136ster Brief.

Herr Flögel beobachtet eine unergiebige und trockene Materie; er philosophirt methodisch, definirt strenge, beweist, wie es sich in Wissenschaften gehört, und seine Schreibart ist gleichwohl nicht unangenehm; nur schade! daß er die Subtilität im Unterscheiden und Eintheilen öfters bis zum Ermüden treibt, ohne den verdrießlichen Leser durch die Annehmlichkeit der Anwendung und des Nutzens, der aus dieser superfeinen Eintheilung erwächst, wieder schadlos zu halten. Ich weiß wohl, daß es keine vollkommen leere Distinctionen giebt, und daß ein jeder Unterschied, der wahrzunehmen ist, auch seine Folgen haben muß. Der Canzler Bacon vergleicht irgendwo die subtilen Distinctionen mit den Spinnenwebene: sie sind fein, aber ohne Nutzen. Zu des Canzlers Zeiten hatte der Einfall seinen Werth, ob er gleich nicht vollkommen richtig seyn mag. Es ist eine nicht geringe Verwegenheit, von einem Unterschiede, den unsere Seele bemerkt, zu sagen, er verdiene schlechterdings nicht angemerkt zu werden; und in besondern Fällen dürfte der subtile Weltweise seinen Tadler leicht zu Schanden machen können. Da man aber bei

dem geringsten Vorfalle bis ins Unendliche wegdistinguiren kann, so erfordert es die Pflicht eines Schriftstellers, nur diejenigen Eintheilungen vorzutragen, deren Fruchtbarkeit er dem Leser kann in die Augen leuchten lassen; denn die Folgen, die der Leser nicht einsieht, sind in diesem Falle so gut als wenn sie nicht da wären. Hr. Flögel scheint den Fußstapfen des berühmten Baumgarten gefolgt zu seyn; und es ist bekannt, daß sich viele Leser der Baumgarten'schen Schriften über seine allzu feinen Distinctionen beschweren. Allein dieser große Lehrer hat nicht sowohl für die Welt als für seine Zuhörer geschrieben; und diesen zeigt er in seinen mündlichen Vorlesungen den Nutzen und die Wichtigkeit seiner subtilsten Eintheilungen. Unser Freund Hr. K. hat die Gütigkeit gehabt, mir einige Vorlesungen dieses Weltweisen im Manuscript mitzutheilen; und seit der Zeit betrachte ich die große Menge Distinctionen, welche in den Baumgarten'schen Schriften vorkommen, als eben so viele notiones directrices, die auf wichtige Wahrheiten leiten. Hr. Flögel aber, der nicht, um darüber zu lesen, sondern um gelesen zu werden, geschrieben; hätte bei verschiedenen Gelegenheiten wohlgethan, wenn er hätte zeigen wollen, daß ihm die Fruchtbarkeit, der Begriff, und keine trockene Topik, im Unterscheiden zum Leitfaden gedient habe. Hierher gehört z. E. die Eintheilung des Erfindungskreises (horizon inveniendi) in einen künstlichen und wissenschaftlichen (§ 53); in einen allgemeinen, besondern und besondersten (§ 56); in einen philosophischen und gemeinen (§ 58); in einen schönen und vernunftsinnlichen (§ 59); in einen objectiven und subjectiven (§ 60); in einen extensiven und intensiven (§ 61); endlich (§ 62) in einen absoluten und relativen; — und sodann die Eintheilung des Erfindungsstoffes in absolut erschöpften und relativ erschöpften, in solchen über dem Horizont und unter dem Horizont, u. s. w. Alles dieses scheint nach dem Muster der Baumgarten'schen Ästhetik zugeschnitten zu seyn. Ich gestehe Ihnen aber meine Unwissenheit, daß ich den Nutzen dieses feinen Gewebes in der Theorie der Erfindungskunst nicht einsehe.

Von der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften des Hrn. Flögel habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß sie zur Theorie der Erfindungskunst eigentlich nicht viel beiträgt; aber an und für sich betrachtet, macht sie dem Hrn. Verf. Ehre. Unter den Baumgarten'schen Vorlesungen, deren ich oben erwähnt habe, befindet sich auch eine „sciographia encyclopaediae philosophicae",

mit welcher die Flögel'sche Beschreibung der Wissenschaften eine große Ähnlichkeit hat. Fast dieselbe Abstammung, dieselben Erklärungen, und sogar die Grille, alle mögliche Wahrsagerkünste dem Stamme der menschlichen Erkenntniß einzupfropfen, haben beide Weltweisen gemein. Wenn Hr. Flögel die Abhandlung des Frankfurtschen Weltweisen nicht vor sich gehabt hat, so müssen sie beide wenigstens Einem Leitfaden gefolgt seyn. Jenes zu argwohnen, hat man nicht Gründe genug; und also dient es dem Hrn. Flögel zum Ruhme, daß er mit Baumgarten den nämlichen Weg eingeschlagen hat.

Ich werde Sie für dieses Mal mit meinen Anmerkungen verschonen; denn Sie wollen vermuthlich lieber das Werk als meine Anmerkungen lesen. Doch eine einzige werden Sie mir schon erlauben, und zwar über des Hrn. Flögel's Erklärung vom mathematischen Unendlichen. Zwar sind seine Erklärungen und Urtheile von mathematischen Dingen überhaupt eben nicht die gründlichsten in seinem Werke, und viele derselben so beschaffen, daß die Mathematik-Verständigen unmöglich damit zufrieden seyn können; allein mit seiner Erklärung von unendlichen Größen, auf welche das prächtige Gebäude der neuen Algebra gegründet ist, dürften sie es am wenigsten seyn. — „Wenn „zwey Größen ungleich sind", sagt Hr. Flögel (§ 286), „so „muß die eine größer, die andre kleiner seyn. Nun kan man „entweder das Verhältniß der größern zur kleinern bestimmen, „das ist ausmachen, wie vielmahl die kleinere in der größern „enthalten ist, oder nicht; Ist das erste, so heißen sie endliche „Größen (Quantitates finitae); ist aber das andere, unendliche „Größen (Quantitates infinitae)". — § 287: „Die größere „von zwei unendlichen Größen heißt eine unendlich große Größe „(Quantitas infinite magna), die kleinere aber die unendlich „kleine (Quantitas infinite parva)". Und nun fährt Hr. Flögel (§ 288) in Erklären fort: „Die Algebra findet entweder „endliche Größen, oder unendliche; das erste ist die gemeine „Algebra; Im andern Falle heißt sie die höhere Algebra (Analysis „infinitorum), und da findet sie entweder unendlich große oder „unendlich kleine Größen; das erste heißt die Integralrechnung „(Calculus integralis), das andere die Differentialrechnung (Cal„culus differentialis)". Wie unrichtig alle diese Erklärungen sind, wird ein Jeder, dem die Methode der neuen Algebraisten nicht ganz unbekannt ist, leichtlich einsehen. Erstlich wenn das

Verhältniß der kleinern Größe zur größern nicht ausgemacht werden kann, so heißt der Mathematiker keinesweges jene unendlich klein, und diese unendlich groß; vielmehr betrachtet er die größere oder die kleinere davon als eine endliche Größe, und die andere nennt er, in Ansehung dieser, entweder unendlich klein oder unendlich groß. Das Verhältniß derselben drückt er durch $1:\infty$ oder $\frac{1}{\infty}:1$ aus. Hingegen ist das Verhältniß des unendlich Kleinen zum unendlich Großen, dessen Hr. Flögel gedenkt, aus diesen beiden Verhältnissen, nämlich des unendlich Kleinen zum Endlichen, und des Endlichen zum unendlich Großen, zusammengesetzt, und folglich $= \frac{1}{\infty}:\infty$ oder $= 1:\infty^2$; welches die Algebraisten das Verhältniß der endlichen Größe zum Unendlichen vom zweiten Grade nennen. Ob diese Begriffe philosophisch richtig sind, ist hier die Frage nicht. Genug, daß sich der Mathematiker derselben mit Nutzen bedient.

Doch die ganze Erklärung des Hrn. Flögel ist unbrauchbar. „Wenn man nicht ausmachen kann, wie viel mal eine Größe „in der andern enthalten ist; so heissen sie unendliche Größen"; wie falsch! Man kann nicht ausmachen, wie vielmal der Durchmesser eines Zirkels in seiner Peripherie enthalten ist; sind sie deswegen unendliche Größen? Weit richtiger sagt Baumgarten in seiner angeführten Sciographia: „Quantitates imaginariae, quibus desunt termini, ultra quos augeri aut minui nequeant, sunt infinitae". Sie können hiervon auf die Richtigkeit der Flögel'schen Erklärung der Differential- und Integralrechnung schließen. Wer diese Rechnungsart sonst nicht besser kennt, der muß sich aus des Verf. Erklärung einen sehr verkehrten Begriff davon machen. Ich habe Ihnen in einem vorigen Schreiben die Erklärung des Hrn. Euler von der Differentialrechnung angeführt, welche sich meines Erachtens vollkommen philosophisch rechtfertigen läßt. Aber freilich wird, wie Hr. Euler selbst gesteht, Niemand die Erklärung begreifen, dem nicht die Geheimnisse der Algebra schon in etwas bekannt sind; und ist es in der That nicht besser, gar keinen, als einen falschen Begriff von einer Sache zu haben?

137ster Brief.

Die allergemeinsten Wörter machen öfters dem Weltweisen, der sie kunstmäßig erklären will, am meisten zu schaffen. Denn da sie der gemeine Haufe täglich im Munde führt, so nehmen sie mehrentheils so vielfältige Bedeutungen an, daß man Mühe hat, das Allgemeine und Wesentliche derselben von dem Zufälligen zu trennen. Das Wort Kunst gehört zu dieser Anzahl. Hr. Flögel scheint die Hoffnung aufzugeben, die verschiedenen Bedeutungen dieses Worts auf eine einzige Idee zurückzubringen. „Der gemeine Sprachgebrauch", sagt er, „hat hier so „mancherlei Widersprüche, so wohl mit sich selbst, als auch mit „dem philosophischen; und dieser letztere ist auch nicht ganz davon „frei. Dieses führt uns auf die Gedanken, daß das Wort „Kunst mehr als eine Bedeutung haben müße. Alle Weltweisen stimmen überein, daß durch die Kunst etwas soll zur „Wirklichkeit gebracht werden, die es vorher nicht hatte; aber sie „setzen noch diese und jene Bestimmungen dazu, worin sie nicht „mit einander einig sind. Schon Aristoteles erklärte die Kunst, „daß sie wäre habitus cum recta ratione effectivus". Hr. Flögel glaubt diesem Worte eine dreifache Bedeutung zuschreiben zu können. „Die Kunst im weitläuftigsten Verstande" setzt er in „ein Vermögen etwas zur Wirklichkeit zu bringen. In dieser Bedeutung sagt man, Gott habe in der Anordnung des „Weltgebäudes die größte Kunst bewiesen. — Nun ist es aber „bekannt, daß man die Natur der Kunst pflegt entgegen zu „setzen, und behauptet, das Natürliche sei nicht künstlich. — „Man sagt, eine Pflanze wächst von Natur herfür, und nicht „durch die Kunst. Ein Laokoon war ein Werk der Kunst und „nicht der Natur. Also ist in genauer Bedeutung die Kunst „eine Fertigkeit etwas herfür zu bringen, was durch den Lauf „der Natur nicht herfürkommen wäre. Damit ist man noch „nicht zufrieden. Man unterscheidet noch Kunst und Wissen„schaft. Man sagt, die Tonkunst, Tanzkunst, Mahlerey und „Bildhauerkunst gehörten zu den schönen Künsten, und die Dicht„und Redekunst zu den schönen Wißenschaften. Also heißt im „genausten Verstande die Kunst eine Fertigkeit, die nicht wißen„schaftlich ist, etwas herfür zu bringen, was durch den Lauf der „Natur nicht herfürkommen wäre". Diese Eintheilung scheint

mir ziemlich unbequem. Die Erklärung der Kunst in der allgemeinsten Bedeutung ist der Sache zu weit. Das Beispiel, das Hr. Flögel selbst anführt, kann dieses beweisen. Man sagt, Gott habe in der Hervorbringung der Welt die größte Macht, und in Anordnung derselben die größte Kunst bewiesen. Dieses beweist, daß das bloße Vermögen, etwas hervorzubringen, nicht sowohl Kunst als Macht; das Vermögen aber, etwas cum recta ratione, wie Aristoteles nicht für die Langeweile hinzusetzt, hervorzubringen, eigentlich Kunst genannt werde. In der zweiten und dritten Bedeutung setzt Hr. Flögel Bestimmungen hinzu, welche aus dem Begriff der Kunst folgen, aber nicht mit in die Erklärung kommen müssen. Was er von dem Unterschiede der schönen Künste und Wissenschaften anführt, gehört vollends gar nicht zur Sache. Es giebt in der That auch eine Maler- und Bildhauer-Wissenschaft, so wie es im eigentlichen Verstande eine Dichtkunst und eine Redekunst giebt; denn man kann die Malerei und Bildhauerkunst wissenschaftlich, und die Poesie und Redekunst im Gegentheil kunstmäßig inne haben. Wenn der Sprachgebrauch hier ja schöne Künste und schöne Wissenschaften unterscheidet, so nimmt er das Wort Wissenschaft vielmehr in uneigentlicher Bedeutung. Der Franzose spricht: belles lettres, aber nicht belles sciences. Die belles lettres verhalten sich zu den beaux arts nicht wie Wissenschaften zu Künsten; sondern wie Künste, die sich willkührlicher Zeichen, zu Künsten, die sich natürlicher Zeichen bedienen. § 364 bemerkt Hr. Flögel selbst diesen Unterschied zwischen den schönen Wissenschaften und schönen Künsten; und es wundert mich, daß er sich hier selbst widerspricht, und aus diesen Worten zeigen will, wie in der dritten Bedeutung Kunst von Wissenschaft unterschieden sei.

(Der Beschluß folgt.)

XXIII. Den 1 Jan. 1761.

Beschluß des 137sten Briefes.

Und warum vergißt Hr. Flögel einer vierten Bedeutung, nach welcher man in den schönen Künsten und Wissenschaften selbst das Gekünstelte von dem Natürlichen unterscheidet? Hier kann er nicht sagen: das sei gekünstelt, was nach dem Laufe der Natur nicht hervorkommen würde; und gleichwohl scheint diese Redensart in einer wesentlichen Bestimmung der Kunst ihren Grund zu haben. Ich glaube, die gewöhnliche Schuldefinition sei immer noch die richtigste, und man könne aus derselben die vielerlei Bedeutungen, welche der Sprachgebrauch dem Worte gegeben, ohne Schwierigkeit herleiten. Ich möchte Kunst von Wissenschaft in objectivem Verstande folgendergestalt unterscheiden: den Inbegriff der Erwägungssätze, die zur gewissesten Erkenntniß einer Sache übereinstimmen, nennt man Wissenschaft; der Inbegriff der Ausübungssätze aber, welche zur Erhaltung eines Endzwecks übereinstimmen, wird Kunst genannt. In diesem Verstande giebt es so viele Künste, so vielerlei Endzwecke man zu erhalten suchen kann. Es giebt sowohl mechanische, als nachahmende Künste. Es giebt eine Kunst zu gefallen, zu bewegen, die Gemüther zu erforschen, stets fröhlich zu seyn u. s. w.; auf welche die Erklärung des Hrn. Verf., daß man durch die Kunst etwas hervorbringe, nicht allemal ohne Zwang angewendet werden kann. — Im subjectiven Verstande setzt sowohl die Kunst als die Wissenschaft eine Fertigkeit voraus, die practischen Sätze der Kunst gehörig in Ausübung zu bringen, oder die theoretischen Sätze der Wissenschaft gehörig zu erkennen. Von dieser subjectiven Kunst sagt Aristoteles mit Recht, sie sei habitus cum recta ratione effectivus.

Die Kunst verhält sich zur Wissenschaft wie die Auflösung einer Aufgabe zu einem Lehrsatze. Jene lehrt, was zu thun sei, wenn ein gewisser Endzweck erhalten werden soll; und dieser, was einem gewissen Vorwurfe unter dieser oder jener Bedingung zukomme. Sie werden sich aus der Logik erinnern, daß man eine jede Aufgabe in einen Lehrsatz verwandeln könne; und verwandeln müsse, wenn man begreifen will, wie durch die

vorgeschriebene Auflösung der verlangte Endzweck erhalten wird. Eben also giebt es für jede Kunst eine besondere Wissenschaft, in welcher gezeigt wird, daß der Inbegriff der Ausübungssätze zur Erhaltung des vorgesetzten Endzweckes wirklich übereinstimme. Man kann daher jede Kunst sowohl kunstmäßig als wissenschaftlich besitzen, d. h. man kann eine Fertigkeit haben, die Regeln der Kunst auszuüben oder zu demonstriren; und wir haben Beispiele genug, daß Eines ohne das Andere vollkommen möglich sei.

Es bleibt noch der Unterschied zwischen Kunst und Natur auseinanderzusetzen, und dieses wird noch weniger Schwierigkeit haben. Zur Erhaltung einer jeden Absicht gehört eine Folge von Handlungen oder Veränderungen, die zu dieser Absicht die Mittel sind; und insoweit sie als Mittel zu ihrem Endzwecke übereinstimmen, sind sie auch mit einander verknüpft. Außer dieser idealischen Verknüpfung aber giebt es auch eine physische Verknüpfung, nach welcher diese Mittel selbst unter sich als Wirkungen und Ursachen zusammenhangen können; und hierin liegt das ganze zu erklärende Geheimniß! Wenn ein Endzweck durch solche Mittel erhalten wird, die bloß in der ersten Verbindung stehen, so ist es ein Werk der Kunst; stehen sie aber unter sich nicht nur in der ersten, sondern zugleich mit in der zweiten Verbindung, oder, mich deutlicher auszudrücken: wenn die Mittel, dadurch ein Endzweck erhalten wird, nicht nur zu diesem Entzwecke harmoniren, sondern auch unter sich dergestalt verbunden sind, daß eines die wirkende Ursache des andern ist; so ist der erlangte Endzweck ein Werk der Natur. Die bloße Erklärung des Wortes Natur rechtfertigt diesen Begriff; doch ich will ihn durch ein Beispiel erläutern, und zwar durch das Beispiel, das Hr. Flögel anführt.

Die Mittel, welche der Künstler anwandte, um den Laokoon hervorzubringen, stimmten alle mit seiner Absicht überein. Unter sich aber standen sie in keiner weitern Verbindung; und alles, was er bei Verfertigung seines Kunststückes vorgenommen, folgte bloß willkührlich auf einander. Daher sagt man, dieser Laokoon sei kein Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst. — Aber die Pflanze, die hervorgewachsen ist? Diese kann man in zweifacher Absicht betrachten. Man sieht entweder auf die vortreffliche Übereinstimmung aller Mittel zu einem einzigen Endzwecke, und sagt: es ginge mit dem Wachsthum der Pflanzen

überaus künstlich zu; oder man betrachtet die Mittel zum Wachsthume, wie sie unter sich als Wirkungen und Ursachen physisch verknüpft sind, und sagt eben so richtig: der Wachsthum der Pflanze sei ein Werk der Natur. Sie sehen hieraus, daß das Natürliche eigentlich das Künstliche nicht ausschließt. Alle Werke der Natur sind zugleich im höchsten Grade künstlich. Man nennt aber zum Unterschiede dasjenige schlechtweg künstlich, was nicht natürlich zugleich, und bloß durch willkührliche Mittel, insoweit sie zu einem Endzwecke übereinstimmen, entstanden ist.

Der Mensch kann in einer Kunst oder Wissenschaft eine natürliche oder auch eine künstliche Fertigkeit haben. Er hat eine natürliche Fertigkeit, insoweit die Mittel, durch welche er sie erhalten, in seinen Fähigkeiten und ihrer Vermischung zureichenden Grund haben. Hat er aber nach Vorschrift der Kunst gewisse Handlungen willkührlich vorgenommen, um sich diese Fertigkeit zu erwerben, so besitzt er eine künstliche Fertigkeit. Dieses folgt ganz ungezwungen aus der vorigen Betrachtung; und man begreift nunmehr, worauf Horaz gesehen, wenn er sagt:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est — —

und den Ausspruch thut:

— — — alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.

Mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Gekünstelten hat es eine ähnliche Bewandtniß. Die schönen Künste und Wissenschaften haben die Absicht zu gefallen. Der Virtuose muß also alle Mittel anwenden, die ihn zu diesem Ziele leiten. Wenn wir nun die Bemühung zu gefallen gar zu deutlich merken, und also mehr die Übereinstimmung der Mittel zum Endzwecke, als ihre natürliche Verbindung unter einander wahrnehmen; so sagen wir, es sei zu sehr gekünstelt. Hat aber der Künstler seine Mittel, außer ihrer Übereinstimmung zur Absicht, auch unter sich dergestalt verbunden, daß sie ungezwungen aus einander fließen, und sich gleichsam einander nothwendig machen; so sagen wir mit Recht: er hat die Kunst zu verbergen gewußt, es ist alles Natur in seinen Arbeiten.

Ich glaube nunmehr den Sprachgebrauch des Wortes Kunst vollkommen gerechtfertigt zu haben. — Und deswegen,

fragen Sie, mußte ich einen ſo langweiligen Brief durchleſen? Kann denn der ſo willkührliche Sprachgebrauch nicht auch ſeinen Eigenſinn haben? — Selten! Die Redensarten, die bei einer Nation durchgängig eingeführt ſind, pflegen etwas mehr als einen bloßen Eigenſinn zum Grunde zu haben.

138ſter Brief.

Man muß einigen ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie die erſten unter den Deutſchen geweſen ſind, welche die Menſchen in der großen politiſchen Geſellſchaft mit wahren philoſophiſchen Augen zu betrachten angefangen. Die Weltweisheit iſt in Deutſchland zu Hauſe; dieſes fangen nach und nach die Ausländer an einzuſehen. Es fehlt uns auch nicht an Syſtemen der Staatskunſt, die auf philoſophiſche Gründe gebaut ſind. Allein unſerer politiſchen Weltweisheit klebt noch einige Schüchternheit an, die ſie natürlicherweiſe nirgend als in einem freien Staate ablegen konnte. Da iſt ihr wahres Vaterland, wo ſie ſich nicht ſcheuen darf, weder der eigenmächtigen Gewalt noch der Heuchelei mit offner Stirne unter die Augen zu treten. Unter einer eingeſchränkten Regierung aber muß ſich die Minerva ſelbſt nicht ſelten den Helm in die Augen rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter ſehe, als ihm erlaubt wird. Vielleicht iſt dieſes die Urſach, daß ſich die politiſchen Schriftſteller in Deutſchland und Frankreich mehr um die äußeren Vollkommenheiten der menſchlichen Geſellſchaft, als um die inneren bekümmern. Jene ſind die einzigen, bei welchen der Unterthan weiſe ſeyn darf; daher widmet er ſich ihnen ganz, und überläßt die Unterſuchung der letztern dem freiern Republikaner.

Ein ungenannter ſchweizeriſcher Schriftſteller, der in die Fußſtapfen eines edeldenkenden Iſelin getreten, und vielleicht noch weiter als ſein Vorgänger gekommen iſt, hebt ſeine „philoſophiſche und politiſche Verſuche" *) mit folgender

*) Zürch, bey Orell und Compagnie. 1760.

Betrachtung an: „Die Staatskunst scheinet sich in unsern Tagen „mit einem besondern Glanze empor zu schwingen. Die allge„meine Staatswirthschaft, die Finanzen, die Handelschaft, die „Künste, die Landwirthschaft, das Forstwesen, und alles was in „die äusserliche Glückseeligkeit eines Staats einen Einfluß hat, „werden mit dem Enthusiasmus, welcher der Mode eigen ist, „von den Gelehrten um die Wette bearbeitet. Beynahe unzeh„liche neue Socraten entziehen die Weltweisheit der Betrachtung „des Himmels, um ihre erhabenen Bemühungen der Verbesse„rung der Erde zu widmen"; und machen, möchte man hinzusetzen, daß jetzt mehr als Sokraten nöthig sind, die Bemühungen der Weltweisen von der Erde bis zu ihren Bewohnern wieder emporzuheben. Es ist bei weitem so schwer nicht, die Menschen von der brodtlosen Betrachtung des Himmels, als von der einträglichen Verbesserung der Erde abzulenken.

„Es ist freylich eine eben nicht allzuangenehme Arbeit", fährt der Verf. fort, „einer verwöhnten Welt anstatt ihrer „schmeichlerischen Vorurtheile, rohe und unbeliebige Wahrheiten, „die ihr schon bis zum Eckel wiederholt worden sind, auf das neue „zu predigen. Aber eben deswegen ist es gar keine überflüßige „Bemühung, diejenigen, die ihr noch unverderbtes Herz eines „bessern Schicksals würdig macht, vor diesen Ausschweifungen „zu warnen. Je mehr die gute Sache der Tugend Gefahr „läuft, mit desto grössern Muthe sollen alle Freunde die Ver„theidigung derselben übernehmen".

Sie werden dieses Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen. Die Schreibart ist etwas schweizerisch, und einem delicaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anstößig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird? Wie sehr ist der Leser geneigt, sich in die Heimath des Schriftstellers zu versetzen und die allda übliche Mundart anzunehmen, wenn ihm diese mühsame Gefälligkeit nur angenehm belohnt wird! Die Materien, die hier abgehandelt werden, sind, wo nicht neu, wenigstens in einem neuen Lichte gezeigt. Nach einer Einleitung „von der politischen Tugend" betrachtet der Verf. die „Vollkommenheit" und „Verderbnis eines Staats", jede in einem besondern Abschnitte. Hierauf handelt er von den „Pflichten, welche aus der Verderbnis des Staats fliessen", in sechs Abschnitten. Der dritte Abschnitt von den besondern Pflichten, welche die Gelehrten und die Schriftsteller, in Betrachtung der Verderbniß des Staats, zu

beobachten haben, hat meine Neubegierde zuerst auf sich gezogen. Der Hr. Verf. liest hier, wie Sie sich leicht vorstellen können, den witzigen Schriftstellern den Text, welche die Gemüther durch muthwillige Scherze einzunehmen oder, wie die Schriftsteller seiner Nation sich ausdrücken, ins Verderben zu stürzen wissen. Doch ist er wider die anakreontischen Dichter nicht so sehr erbittert, als Herr Wieland zu seyn pflegt; denn ihn scheint kein persönlicher Haß aufgebracht zu haben. Er bleibt in den Schranken der Mäßigung, und zeigt dem Gelehrten bloß die wichtige Rolle, die er in der Gesellschaft spielt, und die Pflichten, welche ihm diese Wichtigkeit der Rolle auferlegt. „So „groß und so weit ausgebreitet", spricht er, „die Macht der „Fürsten immer seyn mag; so giebt es doch eine Art von „Menschen, welche ohne Macht und ohne äusserliche Grösse „einen stärkern und ausgebreitetern Einfluß in die Gemüther „haben. Es sind dieses die Gelehrten und unter denselben ins„besondere die Schriftsteller. Plato, Xenophon, Horaz, Cicero, „Tacitus, Fenelon, Wolf, Leibnitz, Bodmer, Pope, Baco, „haben ein jeder in verschiedenen Ländern und in der Folge der „Zeiten mehr Menschen beherrscht, als immer ein Alexander der „Grosse, ein Carl der V., ein Timurbeg und ein Ludwig der „XIV. Ein elender Federheld, ein la Mettrie, verderbet so gut „als ein Voltaire mehr Gemüther, als der größte Eroberer je„mals Menschen unterjocht hat. Diese durch kein Zeitalter „und durch keine Gränzen eingeschränkte Gewalt verbindet die „Schriftsteller und die Gelehrten zu einem solchen Gebrauche „ihres Witzes und ihrer Gaben, die ihrer grossen Bestimmung „entspreche. Er redet hierauf von dem schädlichen Gebrauche, den einige Schriftsteller von ihrem Talente gemacht: „Bald ist „es ein munterer und dem Scheine nach liebenswürdiger Leichtsinn, womit erhabene und der ehrfurchtsvollesten Erwegung „würdige Wahrheiten als Kleinigkeiten behandelt werden. Bald „sind es Scherze und Spöttereyen, welche, indem sie nur auf „gewisse Fehler und Ausschweiffungen gerichtet sind, zugleich „grosse und erhabene Pflichten lächerlich machen. Bald streuet „die herrschende Sucht des Witzes und Scharfsinns, und die „verführende Begierde durch unverdaute Einfälle zu schimmern, „in blendenden Betrachtungen gefährlichen Saamen des Zweifels „und der Ausgelassenheit aus. Bald theilet ein erhitzter und „unbehutsamer Eifer der unvorsichtigen Zunft der Lesenden, ohne

„genugsame Prüfung unschuldiger Weise solche Sätze mit, welche „die gefährlichsten und verderblichsten Irthümer in sich schliessen. „Diese Art von vorsätzigem Witze, von flüchtigem Scharfsinn, „und von anmuthiger Weisheit ist insbesondere den neuen fran„zösischen Schriftstellern eigen. — Molière, Boileau, la Roche„foucault, la Beaumelle, ja selbst Montesquieu, der Adler unter „allen französischen Verfassern, haben ihre vortrefliche Geister so „weit erniedriget", u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

XXIV. Den 8 Jan. 1761.

Beschluß des 138sten Briefes.

Man kann weder die Billigkeit dieser Klagen in Zweifel ziehen, noch den Eifer tadeln, mit welchem sich tugendhafte Schriftsteller dem einreißenden Strom widersetzen. Allein ist ihr Tadel auch nicht einseitig? Warum ziehen sie bloß wider diese belustigenden Schriftsteller zu Felde? und verschonen eine andere Zunft von Scribenten, welche nicht sowohl durch anmuthigen Witz, als durch einen traurigen Enthusiasmus den Verstand und das Herz ihrer Leser verderben? Ist die Schwärmerei, ist der Aberglaube etwa weniger verführerisch, weniger ansteckend, als der lachende Witz?

Mich dünkt, die leichtsinnigen und schwermüthigen Seelenverderber könnten immer mit einander abrechnen: wo sich die Letztern nicht etwa auf den Theophrast berufen, welcher behauptet hat, daß „eine lustige Sünde sträflicher sei als eine traurige" *). So viel ist gewiß: das Gift der einen findet in der andern sein Gegengift; und man erkennt auch hierin die Wege der Vorsehung, die eine faule Luft, welche den Saamen der schleichenden Pest in sich trägt, durch einen niederreißenden

*) Marcus Antoninus εἰς ἑαυτόν, lib. II. § 10.

Steuern zerstreut. Wir würden noch immer unter dem Joche des alten Aberglaubens seufzen, wenn nicht bald witzige, bald gründliche Zweifler seine Ketten zerschlagen, und ein Übel durch das andere vertrieben hätten. Der vernünftige Leser wird dadurch aufmerksam gemacht. Er sieht den Abgrund von beiden Seiten, und wandelt auf der Mittelstraße fort. Und wie viele vortreffliche Schriften würden wir nicht entbehren, wenn es niemals verwegene Zweifler gegeben hätte! Ohne einen scharfsinnigen Bayle würden wir keine „Theodicee", so wie ohne den falschen Witz der Sophisten keine Widerlegung derselben vom Sokrates bekommen haben.

Will man einer Verderbniß steuern? Gut! kein Vernünftiges wird dieses tadeln. Allein man sehe sich vor, und rotte entweder das entgegengesetzte Verderben zugleich mit aus, oder lasse sie beide einander die Stange halten. Der falsche Witz ist einem vernünftigen Mann höchst unanständig, aber gewiß die falschen Empfindungen eben so sehr; und gleichwohl hat noch Niemand wider dieselben geeifert. — Doch ich muß nur abbrechen, sonst möchte man mich der Partheilichkeit beschuldigen; denn ich erinnere mich eben jetzt, daß der Verfasser der „Leßingischen unäsopischen Fabeln" auch unsere „Briefe" zu den schädlichen Geburten des Witzes rechnet, die ihre Leser mit Lachen ins Verderben ziehen; und diesem ernsthaften Scribenten entfährt gewiß kein Machtwort, das ihm nicht so mancher wichtige Recensent auf Glauben nachschreibt.

Ich komme zu meinem Schriftsteller zurück. In dem vierten Abschnitte handelt er von den besondern Pflichten, welche die Geistlichen in Betrachtung der Verderbniß des Staats zu beobachten haben. Die Pflichten, welche er ihnen auferlegt, sind eben so strenge, und eben so sehr nach der Idee der vollkommenen Natur abgemessen, als die, welche er in dem vorigen Abschnitte den weltlichen Gelehrten vorgeschrieben. Es ist angenehm, das schöne Ideal zu betrachten, das er den Geistlichen zur Nachahmung vorhält, ob man gleich nicht begreift, warum er diese Strenge bloß in Betrachtung der Verderbniß eines Staats beobachtet wissen will. Den Schluß des Gemäldes machen folgende schöne Züge: „Es ist der Eifer eines Dieners Gottes we„der schwärmerisch, noch hochmüthig, noch trotzig. Weisheit, „Klugheit, Sanftmuth und Bescheidenheit begleiten alle desselben „Bemühungen, und beleuchten alle seine Wege. Verträglich,

„liebreich und menschenfreundlich, verabscheuet er alle Gewaltthä-„tigkeit. Er hütet sich auf alle Weise, das Reich der Wahrheit „durch derselben unwürdige Mittel auszubreiten. Er ist zu er-„leuchtet um nicht einzusehen, daß er dieselbe dadurch auf die „unwürdigste Weise entehren würde. Er weiß allzuwohl, daß „ihm nichts anders ein Recht über die Gemüther geben kann, „als die göttliche Kraft der Wahrheit, und der tugendhafte Wan-„del, der von derselben die rührendste Probe ist. Wehe dem-„jenigen, der von diesen Grundsätzen abweicht! Er wird dadurch „ein abscheulicher Verbrecher an Gott und an den Menschen."

In dem letzten Abschnitte untersucht der Verf. die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verbesserung eines Staats. Er widerlegt hier das allgemeine Vorurtheil, nach welchem man alle Hoffnung zur Verbesserung gar zu leicht aufzugeben pflegt. Seine Gedanken hierüber sind bündig, und so angenehm vorgetragen, daß ich Bedenken trage, sie in einem Auszuge zu zerrütten.

139ster Brief.

Sie werden in eben demselben Bändchen noch einige Aufsätze von verschiedenem Inhalte finden, die auch zum Theil nicht von demselben Verfasser herzurühren scheinen. Der zweite Aufsatz besteht in einigen Briefen über Dr. Brown's berühmtes Werk „von den englischen Sitten" *). Der Verf. giebt sich für einen Reichsstädter, wie es das Ansehen hat, für einen Nürnberger aus, der sich zu Regensburg aufhält und an einen seiner Mitbürger schreibt. Wie diese Briefe mit den Schriften des schweizerischen Patrioten in Einen Band gekommen, wird uns nicht gemeldet; und aus der Schreibart sollte man den Reichsstädter fast für erdichtet halten, wenn nicht gewisse zutreffende Umstände seine Existenz gar zu deutlich bewiesen. — Brown's Estimate kennen Sie doch? wenigstens aus dem er-

*) John Brown, an estimate of the manners and principles of the times. Vol. I. 2. London 1757, 1758. 8°.

Anmerk. des Herausgebers.

staunlichen Aufsehen, das es in England gemacht, und aus der Menge von Auszügen, Widerlegungen und Vertheidigungen, mit deren Beurtheilung sich alle englische Blätter von 1757 und 1758 beschäftigen. Von diesem Werke nun, das freilich unsere besten Köpfe kaum mehr als dem Namen nach kennen, liefert der Verf. eine Art von Auszug. — Muß man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Naß von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke hat es Weile. Sind doch die Schriften des Shaftesbury noch nicht einmal alle übersetzt! Die tiefsinnigen Gedanken des Engländers, und die freie Art, mit welcher er seinem Vaterlande die bittersten Wahrheiten sagt, welche vielleicht jemals einem Staate gesagt worden sind, würden auch gegenwärtigen Auszug schätzbar machen, wenn der Verf. nicht den seltsamen Einfall gehabt hätte, seine Vaterstadt beständig mit England zu vergleichen, und jeden Gedanken des Doctors, den er anführt, sogleich durch eine so falsche Anwendung gleichsam zu entkräften. Der Leser weiß nicht, wie ihm geschieht, wenn er aus dem großen und mächtigen England auf einmal in das enge Gebiet einer Kreisstadt versetzt wird. Er ist noch betäubt von dem Ungestüme des großen Weltmeers, und soll den Übellaut eines murmelnden Bachs bemerken, welches nicht weit von seiner Quelle sein Gewässer und seinen Namen in den Strom ergießt.

Am lustigsten schien mir diese Parallele da, wo der Verf. Dr. Brown's Betrachtungen über den Zustand der englischen Kriegesmacht anführet. Ihnen muß dieser Contrast noch deutlicher in die Augen fallen; denn Sie haben Gelegenheit gehabt, das englische Kriegesvolk kennen zu lernen, das die bittern Vorwürfe des Doctors auf die allernachdrücklichste Weise, durch Thaten, widerlegt; und die mit mit diesen verglichenen Kreistruppen? wenigstens haben Sie solche näher betrachten können als ich.

„Der englische Soldat", sagt der Verfasser der Briefe im Namen des britischen Schriftstellers, „obgleich sehr verdorben, „führet sich zwar in den meisten Anlässen mit besonderer Herz„haftigkeit auf; und die Ehre seiner Rotte, seiner Compagnie „und seines Regiments ist ihm noch sehr angelegen. Der

„Verfasser will den Leuten vom Stande und den Officiers das „gleiche Lob nicht zugestehen. Ihre weibische Weichlichkeit be„raubet sie aller physicalischen und moralischen Eigenschaften, „welche nöthig sind, dasselbe zu erwerben. Ihr Unglaube und „ihre Ruchlosigkeit tauget zu nichts, als ihre Gemüther mit „Feigheit zu erfüllen, und ihre falsche Ehre beinget keine weitere „Früchte, als etwa die prahlende Verwegenheit, die zu einem „Zweykampfe erfordert wird. Eine überzeugende Probe des Man„gels der Tapferkeit hat sich bey dem letzten Aufruhre gezeigt. „Alles zitterte, alles floh damals vor einer Handvoll armseliger „Bergleute. Jedermann wollte für die gemeine Sache Geld „hergeben, so viel man verlangen konnte; aber dem Feinde die „Spitze bieten, wollten wenige. Der Selbstmord, den man zu „einem so kräftigen Beweise der englischen Herzhaftigkeit machen „will, ist im Grunde nichts anders, als eine Feigheit, die „Schande zu ertragen, die man aus dem Verlust der Reich„thümer, des Überflusses, der Maitressen und andrer solchen „Armseligkeiten befürchtet, welche die Eitelkeit und Weichlichkeit „für die höchsten Güter ansehen. Der Verfasser tadelt hier sein „Vaterland insbesondere wegen Mangel der Stiftungen, vermit„telst derer jungen Leuten der wahre kriegerische Geist und die „dazu erforderliche Geschicklichkeit beygebracht werden könnten. „Die brittische Jugend wird denselben weder bey ihrer elenden „Aufziehung, noch bey der verderblichen Lebensart der Officiers „im Frieden, und ihrer eigennützigen Aufführung im Kriege „ergreifen."

So kühn, so freimüthig tadelte der Britte, als die Umstände seinen Tadel noch zu rechtfertigen schienen; und die großmüthige Nation nahm seine Züchtigung mit Dank an. Vielleicht läßt sie ihr nunmehr die Gerechtigkeit widerfahren, seine Vorwürfe in einer Palinodie zu widerrufen. Der Verf. der Briefe, welcher wohl sah, was hier seine Vergleichung für eine Figur machen werde, setzt ziemlich kleinlaut hinzu: „Was soll „ich hier von uns sagen, mein Freund! Wir haben schon lange „fast alle Gedanken von Vertheidigung fahren lassen; und wie „schön die Verfassung unsers ganzen Kreises sey, erhellet aus „dem Begriffe, den man sich macht, so bald man nur das Wort „Kreistruppen erschallen höret".

Der fünfte Versuch enthält „Ermahnungen eines Eidgenos„sen an seinen Sohn", die der Denkungsart ihres Verf. Ehre

machen; doch ich eile zu dem „Gedanken über die Recht„mäßigkeit des fremden Kriegesdienstes", welche den Beschluß des Bändchens ausmachen. Die Mode erlaubt den Eintritt in fremde Kriegesdienste ohne die geringste Bedenklichkeit. Der vernünftige Mann, der zum Kriege Neigung hat, nimmt keinen Anstand, wenn sein Vaterland im Frieden begriffen ist, sein Glück, wie man es zu nennen pflegt, in fremden Diensten zu suchen. Ob die Sache des Fürsten, welchem ich diene, gerecht sei, spricht man, mag er verantworten; ich thue meine Pflicht, indem ich seinem Befehle gehorche. Allein man bedenkt nicht, daß dieses einzig und allein für die Unterthanen der kriegführenden Mächte eine gültige Entschuldigung sei. Diesen kommt es freilich nicht zu, von der Rechtmäßigkeit des von ihrem Oberhaupte unternommenen Krieges zu urtheilen, und nach diesem Urtheile zu handeln. Einem Fremden aber, der freiwillig in eines andern Fürsten Kriegesdienst tritt, — was für Bedenklichkeiten legt diesem die Vernunft und sein eigen Gewissen nicht auf, ehe er diesen Schritt thut? Der Verf. untersucht diese Frage kurz und gründlich.

„Der Eintritt eines Particularen in fremde Kriegesdienste", spricht er, „ist nichts anders als eine Verkommniß, vermittelst welcher dieser einem fremden Fürsten verspricht, ihm mit „allen seinen Leibeskräften und aller seiner Geschicklichkeit und „Einsicht in das Kriegswesen, wider seine Feinde behülflich zu „seyn". Zur Rechtmäßigkeit dieses Vertrages gehören nach dem Urtheile des Verf. so viele und so selten vereinigte Bedingungen, daß er es fast für eine Unmöglichkeit hält, dieselben beisammen anzutreffen. Erstlich muß derjenige, der in solche Kriegesdienste tritt, sein eigner Herr, oder durch die Erlaubniß seines Oberherrn zu einer solchen Handlung befugt seyn. „Zweytens", spricht der Verf., „weis ein solcher, daß der Herr, dem er dienen „soll, eine rechtmäßige Sache hat; oder er weis, daß sie unrechtmäßig ist, oder er zweifelt noch daran. In den zween letztern Fällen verbinden ihn seine Pflichten gegen Gott, gegen „die Gesellschaft, und gegen sich selbst, sich eines solchen Dienstes „zu enthalten. Die Ehrlichkeit verbietet ihm, sich zu einem „Werckzeuge der Laster zu verkaufen. Eine solche Niederträchtigkeit ist allen Grundsätzen der Tugend und der Religion zuwider und eine unbedingte Knechtschaft, die so sehr die Würde „und Hoheit des Menschen entehrt, als sie die Gesetze der Gott-

„heit verletzet. Sie machet eine jede schändliche Handlung, die „man darinne begehet, zu eben so hassenswürdigen Übelthaten, „als die Verbrechen eines Mörders und Straßenräubers sind. „In dem ersten Falle hingegen kann ein Mensch ohne die heiligen Gesetze im geringsten zu verletzen, und auch noch Beschaffenheit der Umstände aus edlen, tugendhaften und großmüthigen Absichten in eines fremden Fürsten Kriegesdienste „treten."

Mit der Rechtmäßigkeit der Sache des Fürsten, behauptet der Verf., sei es allein nicht genug. Der Freiwillige, welcher sich in dessen Dienste begiebt, soll auch überzeugt seyn, daß dieser Herr seine gerechte Sache auf eine solche Weise und durch solche Mittel auszuführen suche, die den ewigen Gesetzen der Natur und den Grundsätzen der Menschlichkeit gemäß sind, und daß er ihn nicht zu einem Werkzeuge solcher Handlungen machen werde, welche ungerecht, grausam und unmenschlich sind. „Es „ist unstreitig", spricht er, „daß wir sträflich sind, wenn wir „uns zu solchen Handlungen gebrauchen lassen; und daß wir „uns weder vor Gott, noch vor den Menschen, noch vor unserm „eigenen Gewissen deshalb werden rechtfertigen können. Die „Religion und die Menschheit finden es gleich verdammlich, sich „so dringenden Gefahren, seine heiligste Pflichten zu verletzen, blos „zu stellen". Er setzt diese unstreitigen Grundsätze in der Folge deutlicher aus einander, wendet sie auch auf die Aufführung hülfeleistender Nationen an, und schließt mit folgenden freimüthigen Anmerkungen:

„Freylich wird nach diesen Grundsätzen die Aufführung unserer so gepriesenen eydsgenossischen Altvordern nicht in allen „Stücken gerechtfertiget werden können; und wer weiß, wie wir „bestehen würden, wenn wir dieselbe zum Probiersteine unserer „dermaligen Weise zu handeln, nehmen sollten? — Ich muß „indessen zu Ehren unsers Vaterlandes noch eine Anmerkung „hinzufügen: wenn schon unser Betragen in dem einen und andern mit den strengsten Gesetzen der Gerechtigkeit und der „Weisheit nicht übereinstimmet; so ist es noch von der Härtigkeit, und man darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Landesherren weit unterschieden, welche ihre Landeskinder, denen sie „doch auch Vatertreu geschworen haben, um einige geringschätzige „Hülfsgelder zu ihrer Üppigkeit und verderblichen Pracht zu

„erhalten, in fremde Dienste zwingen, und bald wie Sclaven „verkaufen."

Ein weiser Republikaner kann bei uns die Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, der so wenig, als er, die Macht der Tyrannei zu scheuen hat, werden vermuthlich auch so urtheilen wie er.

Aus dem IX. Theil.

II. Den 5 Febr. 1761.

143ster Brief.

Sie fragen, welches denn die schweizerischen Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten? Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genannt zu haben, welche in diesem Felde unter uns die ersten Früchte gezogen. Die „philosophischen und patriotischen Träume" des Erstern, und der „Nationalstolz" des Letztern verdienen den Beifall vollkommen, welchen sie durchgehends erhalten haben. Vom „Nationalstolz" ist letzthin zu Zürich *) eine verbesserte Auflage herausgekommen, die von der ersten merklich unterschieden ist. Der Verf. hat seine zerstreuten Anmerkungen in Ordnung gebracht, und mit mehr als schriftstellerischer Verläugnung oft die

*) Bey Heidegger und Compagnie. 1760. 8°.

wichtigsten Gedanken und berechtesten Stellen weggelassen, die ihm mehr zu schimmern als zu unterrichten schienen. Der Vortrag hat dadurch etwas von seinem vorigen Feuer, und das Werkchen ziemlich von seiner vorigen Masse verloren, allein zu seinem Vortheile. Durch die abgemessene Ordnung und Kürze, welche der Verf. hineinzubringen gewußt, ist es eine der feinsten Ausarbeitungen geworden, die wir im Deutschen haben. Die Schreibart ist beneidenswerth; und wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stellen die Mühe allzu merklich wäre, welche sich der Verf. gegeben, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu errathen. Er sucht öfters Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden müssen; und verfehlt dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er verläugnet seine Provinzialsprache sehr glücklich; aber man merkt es, daß ihm diese Verläugnung sauer geworden. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten, und seine Denkungsart ist edel und philosophisch. Der Weitläuftigkeit feind, begnügt er sich, das Wesentliche zu sagen, so zu sagen, daß der Leser das Übrige mit Vergnügen hinzudenkt; und spottet der unermüdeten Schriftsteller, die sich mit ihren Lesern nie einlassen, ohne ihnen alles zu sagen, was sie nur wissen. „Die Prosaschreiber", spricht er bey Gelegenheit der Verachtung der Menschen gegen einander, „verachten sich untereinander. Manche sind auf ihre Weitläuf„tigkeit, manche auf ihren Verstand stolz. Jene schreiben alles „was sie wissen; diese nur was wissenswürdig ist. Jene schlep„pen auf Karren in ihren Werken zusammen, was man von „der Sündfluth an, ohne sie gewußt hat. Sie werden des „Schleppens nicht satt, sie reissen ihren Gegenstand mit den „Zähnen herum, sie leiern auf ihre Weitläuftigkeit stolz, ihr „unüberwindliches Geschwätze dahin, bis ein sanfter Schlaf den „Leser überfällt, und sie leiern noch. Der Verfasser eines Fo„lianten scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der Verfasser eines „Duodezbändchens ein Geck. Es ist in ihren Augen Unsinn, „wenn man nur von dem Wesentlichen gerührt, nicht mehr „sagt, als gesagt zu werden verdienet. Sie heissen ungelehrtes, „tändelhaftes, leichtes und flüchtiges Zeug, was mit Wahl, mit „Richtigkeit und Anmuth geschrieben ist. Sie verwerfen, was „sie nicht kennen, die Sorge für die Schreibart, und die Be„redsamkeit. Sie verwerfen den Witz, weil sie keinen haben. „Der gelehrte Haufe nennt die Classe, die Verstand hat, die

„Classe der Kleinmeister. Die Classe, die Verstand hat, nennt „den Haufen ihrer Gegner die Classe der Pedanten, weil ein „Mensch, der ohne Verstand auf einen unnützen Quark von „Gelehrsamkeit stolz ist, ein Pedant ist."

In der ersten Auflage *) schien Herr. Zimmermann bloß den freien Staaten einen Stolz auf ihre Regierungsform zu erlauben: und dieses war von einem Republikaner zu vermuthen; allein die glänzende Rolle, die jetzt unser monarchischer Staat vor den Augen der Nachwelt spielt, und die des edlen Stolzes so würdig ist als alles, was die Geschichte von Republiken erzählt, hat ihn auf andere Gedanken gebracht. Er widmet in der zweiten Auflage dem Stolze, der in Monarchien Platz hat, ein besonderes Hauptstück; und Sie werden leicht erkennen, welche Monarchie hier sein einziges Beispiel ist. „Der „Stolz, der in Monarchien Platz hat", spricht er, „ist die Er„habenheit, die der Mensch fühlt, wenn er sich durch die Person „seines Monarchen vorzüglich beglückt siehet. — Dieselbe Nach„ahmungssucht, welche die Hofleute des Alexanders antrieb, den „Kopf gegen die Schulter zu krümmen, weil der Kopf des „Alexanders krum hieng, macht den Geist der Unterthanen groß, „wenn der Geist des Monarchen groß ist." Der Gedanke ist glänzend, aber falsch. Bei den Hofleuten des Alexander war es nicht Nachahmungssucht, sondern Schmeicheleі, daß sie einen Naturfehler ihres Monarchen nachahmten; aber die Größe des Geistes läßt sich von keinem Schmeichler annehmen. Man kann aus Niederträchtigkeit den Kopf seitwärts krümmen, aber nicht den Geist erheben. Und warum sollen wir von der andern Seite den Fall mit der Nachahmungssucht vergleichen, wenn man, durch ein großes Beispiel angefeuert, die wahre Seelengröße kennen, lieben, und selbst danach streben lernt? Ist dieses Nachahmung? oder ist es nicht vielmehr die uns angeborne Liebe zum Erhabenen, die jetzt durch die Macht des Beispiels einen neuen Trieb bekommt? In dieser Betrachtung läßt sich mit Recht hoffen, der große Geist des Monarchen werde den Geist der Nation in der That veredeln und nicht bloß zur Nachahmungssucht

*) Von Moses Mendelssohn in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" beurtheilt (s. die erste Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S. 439 – 457). Anm. des Herausgebers.

reizen. Hr. Zimmermann selbst leitet in der Folge diese rühmliche Nacheiferung von einer edlern Quelle her. „Das Reich", spricht er, „das in Europa seine Augen am meisten auf seinen „König heftet, wird so oft alle andre Reiche der Erde übersteigen, „als sein König das ist, was er seyn soll. Alles kömmt auf „die Person des Monarchen an. Der beste Kenner der alten „und neuen Staatsverfassungen hat gesagt: die Sitten des Monarchen tragen zu der Freyheit so viel bey, als die Gesetze; er „könne aus Menschen Thiere, und aus Thieren Menschen „machen; er werde Unterthanen haben, wenn er freye Seelen „liebe, er werde Sclaven haben, wann er kleine Seelen liebe. „Die erhabensten Fähigkeiten bleiben verborgen, wenn sie der „Fürst nicht hervor ruft.

„Ein Fürst der zugleich die Macht und den Willen hat „seine Unterthanen glücklich zu machen, ein Fürst den bey seinem „Leben sein Volk als einen Gott verehrt, und bey seinem Tode „als einen Vater beweint, theilt seine Größe mit seinem Volke. „Die Majestät des Thrones ist ein Licht, das von dem Monarchen auf das Volk, und von dem Volke auf den Thron „fällt".

Hierauf folgt eine Beschreibung des Fürsten, auf welchen die Nation stolz zu seyn Ursache hat. Diese geht uns so nahe an, daß ich mir ein Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie schmeichelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste Weise, indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern.

„Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz empfinden, „wenn der Monarch die Tage seiner Jugend in der Einsamkeit „zugebracht, in den Jahren der Wollust das Unglück gekannt, „und in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein König zu seyn.

„Der Geist der Nation nähme einen neuen Schwung; „alle Künste bezauberten die Sinne, alle Wissenschaften reitzten „den Verstand, wenn dieser König auf dem Throne ein Philosoph, ein Gesetzgeber, ein Freund der Künste, des Friedens, der „Wissenschaften, und der Menschen wäre.

„Der gegründetste Stolz würde die Armeen dieses Königs „ermuntern, wenn er, im Kriege so groß als im Frieden, die „Beschwerden der Märsche, die Unbequemlichkeiten der Jahrszeit, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens mit den Sol-

„baten theilte; wenn er mitten unter ihre Haufen träte, wenn „er in ihre Zelter ginge, mit jedem spräche, mit den Muntern „frölich, mit den Unglücklichen betrübt, Öl in ihre Wunden „und Linderung in ihre Schmerzen brächte; wenn er ihre Ungeduld „in ihren Schwachheiten, und ihren Heldenmuth im Tode unter„stützte. Wenn er, vor dem Feinde, mit den Eigenschaften des „größten und des klügsten der Helden, das Künftige durch das „Vergangene vorhersähe, und, immer das Gegenwärtige mit Ad„lersblicken überschauend, den kurzen, den entscheidenden Augen„blick ergriffe; wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor „seinen Völkern herführe, und mitten in den Flammen der „Schlacht mit unerschütterter Gegenwart des Geistes auf ein„mal Noth und Errettung bemerkte.

„Die Unterthanen dieses Königs sähen, aus unendlichen Ge„fahren, die Tage seiner Grösse nahen, wenn die gewaltigsten „und zum Streite für die Oberherrschaft der Welt geweihten „Völker wider ihn aufstünden. Sie sagten mit einem ihrer „schönsten Genien: die unüberwindliche Standhaftigkeit, der ge„setzteste Muth, die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und „die weit über die gemeine Schranken gehende Weisheit unsers „Beschützers sind uns Bürgen der göttlichen Hülfe. Die kleinen „macedonischen Haufen stürzten sich mit der Überzeugung in die „mächtigen Heere der Feinde: wir sind Geschöpfe einer höhern „Ordnung, weil die Seele unserer Armee ein Geschöpf von „höherer Ordnung ist.

„Jede Seele würde groß, wenn der Monarch durch die Ge„schwindigkeit und die Menge noch nie erhörter Thaten, von „Freunden und Feinden bewundert, die Augen aller Völker auf „sich zöge; wenn er bald durch die Natur, bald durch die Zahl, „bald durch Helden, die er siegen gelehrt, überwältigt, immer „Hülfe in der Noth, immer Errettung am Rande des Abgrun„des, nach jedem Verluste neue Siege erstritte, und niemand „ähnlich als sich selbst, in Glück und Unglück groß, bald seine „Feinde, bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich über dem weiten „Grabe der Überwundenen und der Überwinder der Friede zu „leuchten anfinge; wenn über den Helden der Philosoph, über „den Rächer der Menschenfreund, wenn der Monarch über sich „selbst triumphirend, der müden Welt zurufe: es ist genug!“ — So weit Zimmermann.

Eine Dichterinn, die den „Sieg des Königs bei Torgau“ *) besungen, prophezeiet uns diesen glücklichen Tag in folgenden schönen Strophen:

Schutzengel, die, als Er gewonnen,
Unsichtbar um Ihn her geschwebt,
Frolockten laut, daselbst, wo über tausend Sonnen
Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;
Sie warfen sich auf's Antlitz nieder,
Und seine Stimme hieß sie gehn,
Um künftig mit bedeckendem Gefieder
Noch meinem König beyzustehn.

Sie lagen noch und baten Friede
Von dem, der auf dem Stule saß,
Erhörung redete herab in einem Liede
Zu heilig für das Sylbenmaaß,
Sanft tönten in die goldne Harfen
Accente der Erbarmung ein,
Und Väter, die zum Thron die Cronen warfen,
Vernahmen, bald soll's Friede seyn.

Der Weltweisheit und Freundschaft heilig
Sind meines Helden Tage dann.
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewöhnlich eilig!
Euch lächelt Er von fern her an;
Dann zieht den Schlachten, die entscheiden,
Der Philosoph von Sans-Souci
Die Flure vor, wo sichre Heerden weiden,
Und wie Horaz, so singt Er sie.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) „Den Sieg des Königs bei Torgau beschrieb Anna Louisa Karschin, geborne Dürbachin, Glogau 1760.“

III. Den 12 Febr. 1761.

Beschluß des 143sten Briefes.

Was dünkt Ihnen von vorerwähnten Zeilen? Sie werden vermuthlich Lust bekommen, das Gedicht ganz zu lesen, aus welchem sie genommen sind? Alle Strophen sind zwar nicht von gleicher Stärke; allein aus einigen leuchtet eine männliche, und fast etwas wilde Imagination hervor, die ganz untrüglich ein ungemeines Genie verräth. Wenn die Dichterinn, wie man sagt, bisher in einem Stande gelebt, da sie weder Erziehung noch Unterricht, weder Anleitung noch Aufmunterung hat genießen können, so sind ihr die Fehler desto leichter zu verzeihen, und die Züge des Genies gereichen ihr zu desto größerer Ehre. Urtheilen Sie aus folgenden Stellen!

O Muse! die mit kühnen Fluge
Bis ins Gewühl der Feldschlacht dringt,
Dem Held zum Streite folgt, und seines Heeres Zuge
Nachspäht, und grosse Thaten singt,
Trag meine Phantasie auf Flügeln
Hin, wo die Elb' ans Ufer trat,
Zu sehen, wie auf nachbarlichen Hügeln
Mein König grosse Dinge that.

Daun hielt an Zuversicht gelehnt
Den Degen in der Hand, und sah
Sein unabsehlich Heer am Strom weit ausgedehnt;
Stolz auf sein Lager stand er da
Und zählte seiner Wagen Menge,
Gemacht um Feuer auszuspeyn,
Schon dacht' er sich gerühmt durch Siegs-Gesänge,
Schon sah er Wien lufttaumelnd sein.

Hohnlächelnd von Berlin gekommen,
Vereinte sich mit ihm Lascy. —
Und vom gerechten Zorn des Helden eingenommen,
Drang itzt der König gegen sie;
So stürzt ein Adler auf die Schlange,
Die sicher zwischen Felsen liegt,
Schlau auf der Hut, entwischte sie ihm lange,
Er überrascht die List, und siegt. —

Der König winkt, die Reuter falten
Ernsthaft die Stirnen, und ihr Arm
Wird ihren Feinden schwehr. Geschwungne Säbel spalten
Den Kopf, und vom Gehirn noch warm
Zerfleischt das Schwerdt die Eingeweide.

Welches Gemälde! Sagen Sie mir doch, ob es wahr ist, daß die Reiter die Stirne falten, wenn sie einhauen! Der Zug ist erhaben, und so viel ich weiß, noch ungebraucht. Ich begreife nicht, wie ein unkriegerisches Frauenzimmer auf diese Bemerkung hat zuerst kommen können!

144ster Brief.

Die „Einfälle und Begebenheiten", die, mit einer grotesken Vignette geziert, ohne Benennung des Orts *) herausgekommen, sind ein anmuthiges Allerlei von lustigen und ernsthaften, satyrischen, kritischen und philosophischen Gedanken, in deren Gesellschaft sich auch manche Pößchen und Wortspiele einschleichen. Der Verf. will sich folgende Grabschrift setzen lassen:

Ci git H. Jureconsulte malgré lui,

und sagt am Ende des Büchelchens: „Ich baue einen Garten, „wo keine Blumen wachsen. Die silbernen Bäche, für den „Narcissus gefährlich, deren sanftes Murmeln die Dichter ver„stehen, fliesen weit, ach leider weit! davon. Kein Schäfer „besuchet diese Gegenden, und Philomele kennet sie nicht. Ein „Feld mit traurigen Dornen ist mir zum Erbtheile worden. „In diesem sitze ich einsam die ganze Lebens Zeit und löse Knoten „auf, welche Verschlagenheit künstlich geknüpfet hat. Vergeben „mir also, ihr Richter des guten Geschmakes! wenn meine „Schreib Art herbe, und je zuweilen nach Acten schmeket."

---

*) Auch ohne Namen des Verfassers. Der Verfasser ist aber Carl Ferd. Hommel. Anm. des Herausgebers.

Unter den lustigen Einfällen haben mir folgende vorzüglich gefallen: „Als ich Doctor wurde", erzählt der Verf., „hatte ich „mit einem Kaufmanne Bekantschaft, der scherzhaft zu mir „sagete, ich würde ihm doch auch eine Disputation überbringen. „Das thate ich. Als er die vielen Allegata sahe, fragete er, was „die * * und † † nebst beygeschriebenen Namen verschiedner „Schriftsteller bedeuteten? Es sind Tratten, sagete ich, denn „weil ich einige Säze für wahr annehme, dann vielleicht der „Leser zweifelt, so solte ich selbige beweisen; aber der Kürze „halber thue ich Anweisung, und nenne diejenigen, wo er dies„fals seine Zahlung erhalten kan. Wenn man aber falsch „allegiret, kommen sie mit Protest zurüke, und als ein Kauf„mann wissen Sie, was diesfals der Trassirer zu gewähren hat".

„Andreas Rüdiger, welchen man einige Zeit lang den Leip„ziger Philosophen genennet, hatte gefunden, daß aus seinen „Namen Andreas Ruidigerus durch Versezung derer Buchstaben „arare rus dei dignus heraus gebracht werde. Es ist das aller „reinste Anagramma. Dieser Weltweise lernete anfänglich die „Gottes Gelahrheit, und war in Halle bey Christian Thomasen „wohl gelitten, dessen Kinder er unterrichtete. Es suchte ihn „aber Thomasius von der Gottes Gelahrheit ab zu bringen und „sagete: daß er sich besser zur Arzteney Kunst schikete. Rüdiger ant„wortete, er verspüre selbst bey sich mehrere Neigung ein Arzt zu „werden, trüge aber Bedenken, solches zu thun, weil er zur „Theologie einen göttlichen Beruf in seinem Namen führe, denn „er sey arare rus dei dignus. Narrens Possen! sagete Thomasius, „das ist eben der göttliche Beruf ein Arzt zu werden, denn dei „rus heißt der Gottes Acker."

Hr. Hommel wagt auch manche kleine Streifereien in das Gebiet der Metaphysik; vermuthlich mehr in der Absicht, die Einwohner zu erschrecken als zu bekriegen. Die Metaphysiker sind ein schwerfälliger Trupp, der von dem leichten Geschwader des Witzes überfallen und beunruhigt, aber nicht verdrängt werden kann. Ich weiß nicht, zu welcher Parthei ich mich zählen soll; allein Sie mögen urtheilen!

§ 14. mit Hr. Hommel der Vernunft ihre so lange behauptete Oberherrschaft streitig machen. „Ein Vorurtheil ist", spricht er, „welches kein Weltweiser aus zu wurzeln vermögend, nehm„lich, daß der Mensch glaubet, es sey nichts vortreflichers als „Vernunft zu haben. Man verstehe mich recht. Die Vernunft

„ist unser schönstes und herrlichstes Kleinod, das gebe ich zu. „Menschen können sich nichts götlichers vorstellen, das ist vol„kommen richtig. Aber ich behaupte meinen Saz folgender „maasen: Die Vernunft, sage ich, ist das höchste Kleinod des „Menschen, aber sie ist nicht das höchste Kleinod überhaupt. „Es giebet vielleicht in der Unendlichkeit der Dinge und in „andern Welten höhere Wesen, für welche die Vernunft ein gar „zu geringer Vorzug wäre." Vielleicht, spricht der Widersacher der Vernunft; und ihre Sachwalter antworten: unmöglich. Man verstehe uns recht. Wir begreifen unter dem Worte Vernunft sowohl vernünftig denken, als vernünftig handeln: dasjenige, was bei Gott im allerhöchsten Grade Allwissenheit und Schöpfungskraft genannt wird. Nun lasset eure Wesen in anderen Welten seyn, was sie wollen; so muß ihr vermeinter Vorzug, der mehr als die Vernunft gelten soll, in einem innern Vermögen bestehn, das ihnen zukommt. Dieses Vermögen muß, als ein wahrer Vorzug, eine Vollkommenheit seyn, und auch vollkommene Folgen haben. Ich nenne sie Folgen, und nicht Wirkungen, aus einer vielleicht unnöthigen Vorsichtigkeit: weil die Vorstellungen Gottes nicht Wirkungen, sondern Folgen seiner allerhöchsten Vernunft genannt werden können. Doch da von endlichen Wesen die Rede ist, kann ich immer sagen: ein jedes Vermögen, das ihnen zukommt, muß, wenn es vollkommen seyn soll, vollkommene Wirkungen hervorbringen. Diese Wirkungen sind entweder Gedanken oder Handlungen, und als vollkommene Wirkungen entweder vollkommene Gedanken oder vollkommene Handlungen; oder giebt es noch ein drittes? Unmöglich! denn es sind entweder innerliche oder äußerliche Wirkungen: die innerlichen sind Gedanken, die äußerlichen Handlungen. Wie weit sind wir nun? Der übervernünftige Vorzug des Hrn. Hommel kann nichts anders seyn, als etwa ein Vermögen, vollkommen zu denken oder vollkommen zu handeln. Was meinen Sie? sollte Hr. Hommel nicht erlauben, dafür zu setzen: vernünftig zu denken, oder vernünftig zu handeln? Ich sollte nicht zweifeln; denn vernünftig denken und handeln heißt nichts anders, als nach der Regel der Vollkommenheit denken und handeln. Aber wie steht es nun um das vorige vielleicht? Kann man wohl noch zweifeln, ob es einen höheren Vorzug gebe, als das Vermögen, vollkommen zu denken oder vollkommen zu handeln, Realitäten sich vorzustellen oder außer sich wirklich

werden zu lassen? Die Vernunft entscheidet also den Fall zu ihrem Vortheile. Es kann seyn, daß sie in ihrer eigenen Sache partheiisch ist; allein so geht es, wenn man mit einem Gegner zu thun hat, den man zuletzt für seinen Richter erkennen muß.

§ 49 heißt es: „Kan man wohl bey sich in der Stille „etwas ohne Worte denken? Doctor Löscher hat behauptet, daß „dem ersten Menschen Wörter anerschaffen wären, und es gehe „ganz und gar nicht an, daß, ohne sich an Worte zu halten, „etwas gedacht werden könne. Meistentheils freylich denken wir „auch vor uns stillschweigend mit Worten, das machet, weil wir „von Jugend auf durch beständiges Reden und Schreiben mit „ihnen allzu gemein werden. Allein es ereignen sich dann unerach„tet häufige Gedanken der Seele, ohne daß ihnen die Einbil„dungs Kraft ein Zeichen oder Wort vormahlet. Die Menschen „haben gedacht, ehe die Sprache erfunden worden, und ein „taub geborner urtheilet, schließet, und hat so gar von Tugenden „und Lastern, deren Namen er niemals gehöret, gute Begriffe. „Solten wohl die Engel, weil ihnen die Zunge fehlet, ohne „Gedanken seyn?" Es ereignen sich häufige Gedanken der Seele, sagt Hr. Hommel, ohne daß die Einbildungskraft ein Zeichen oder Wort vormalt? Ich gestehe es, daß meine Seele sich vergebens bemühe, es so weit zu bringen. Ohne Zeichen oder Worte kann sie kaum die ersten Elemente der Gedanken, die Absonderungen gehörig fassen. Ich bin nicht einmal im Stande, die rosenrothe Farbe zu denken, ohne mir die Rose oder sonst einen so gefärbten Gegenstand mit vorzustellen, wenn ich die Sache selbst und nicht Worte, oder Zeichen derselben, denken will. Was die Menschen gethan, ehe die Sprachen erfunden worden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ein Taubgeborner seine Begriffe zwar nicht mit artikulirten Tönen, aber doch mit andern Zeichen verbindet, und daß er ohne dieses Hülfsmittel nimmermehr Begriffe von Tugenden oder Lastern bekommen würde. Die Engel beweisen noch weniger; denn erstlich weiß ja Hr. Hommel nicht, ob sie nicht auch ihre Zeichen haben, die ihnen Hülfsmittel der Gedanken sind; und zudem: wer hat denn gesagt, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne Zeichen oder Worte zu denken?

Noch einen Einfall muß ich Ihnen anführen, den Hr. Hommel vielleicht zum Spaß „meine ganze Logik" nennt. § 56: „Alle Beweise laufen dahinaus, daß zwey Dinge, von

„welchen die Rede ist, einander in gewissen Stüken ähnlich sind. „Denn was die Vernunft Lehre einen Schluß nennet, was ist „dieses anders, als daß gewiesen wird, es komme das Subjectum „mit dem Prädicato überein, deswegen, weil beyde einem Dritten „gleichen. Wenn aber zwey Dinge einem dritten ähnlich sind, „so sind sie einander selbst ähnlich, als: ich sol beweisen, daß „die Tugend schön sey. Dieses muß durch einen Schluß her„aus gebracht werden. Ich muß das dritte suchen, welchem so „wohl die Schönheit, als die Tugend gleichet; habe ich dieses „gefunden, so kan ich sagen, daß auch beyde einander ähnlich „sind. Wohlan, ich wil diesen Beweis antreten. Schön nennet „man dasjenige, so den Leuten gefället. Tugend aber ist, wenn „jemand seinen Vortheil dem Vortheile anderer nachsezet. Dieses „nun gefället denen Menschen, und wird von ihnen gelobet. Also „ist die Tugend schön; denn sie kommet mit den Begriffen der „Schönheit darinnen überein, daß sie beyde gefallen und gelobet „werden." Da haben Sie die Logik unvergleichlich ins Feine getrieben! Begreifen Sie, was Hr. Hommel hiermit sagen will? Sein Ernst kann es unmöglich seyn; „und zum Scherze sollten „ihm billig Vernunftschluß, Schönheit und Tugend allzu ehr„würdige Namen seyn". Was für Begriffe! schön ist, was den Leuten gefällt; Tugend ist, wenn man seinen Vortheil dem Andern nachsetzt! Man sieht wohl, daß in der kurzen Logik des Hrn. Hommel das Capitel von den Erklärungen keinen Platz gefunden. Und ein Vernunftschluß ist ihm nichts anders, als ein Beweis, daß das Subject dem Prädicat ähnlich ist, weil sie beide einem Dritten ähnlich sind? Wenn dieser Begriff erträglich seyn soll, so muß man alle mögliche Arten von Übereinkommen des Subjects mit dem Prädicat für Ähnlichkeiten annehmen, und also mit dem Worte ähnlich seyn einen ganz unerhörten Verstand verbinden. Ich möchte den Hrn. Hommel folgenden Schluß in seine Form bringen sehen: „die Logik lehrt uns rich„tig schließen; also verdient sie unsere Hochachtung". Wo wird er wohl hier sein ähnlich seyn hinsetzen? Jedoch seine ganze Logik ist, däucht mich, einem witzigen Einfalle ähnlich; und was einem witzigen Einfalle ähnlich ist, ist nicht immer der Wahrheit ähnlich.

Aber gleichwohl sieht man an andern Stellen, daß Hr. Hommel sehr gute philosophische Einsichten hat. Seine „meta„physische Fabel" (§ 18) ist vortrefflich, seine Gedanken von den

„Sinnen" (§ 70) überaus leſenswerth, und ſein „Schattenſpiel der Welt" (§ 84) wird Ihnen gefallen. Er nennt das Letzte eine Parodie der Leibnitziſchen vorherbeſtimmten Übereinſtimmung; und man kennt das Schickſal der Parodien. Sie vergnügen den Leſer durch die Nachäffung; allein es gelingt ihnen ſelten, das parodirte Werk von ſeinem Werthe herunterzuſetzen. Hr. Hommel, der in ſeinem traurigen Felde ſo viel Knoten aufzulöſen hat, ſcheint in ſeinen Erholungsſtunden gern neue Knoten zu ſchlagen, um ſie den Weltweiſen aufzulöſen zu geben. Er will die Vernunft entgelten laſſen, was ihm die Verſchlagenheit Leides zugefügt hat.

Einige witzige Aufſätze, z. B. der Auftritt aus einem Luſtſpiele „der böſe Advocat" (§ 25) und „das Lomberſpiel" (§ 65), haben mich bedauern laſſen, daß der Verf. nicht ſeine glücklichſten Stunden den ſchönen Wiſſenſchaften widmen kann. So geht es leider unſern beſten Köpfen. Ihr Genie verzehrt ſich unter der Laſt einer trockenen und undankbaren Arbeit; und in Nebenſtunden ſollen ſie mit den Ausländern wetteifern, welche das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Muſen widmen zu können! Daher ſind unſere beſten Werke des Witzes mehrentheils Jugendproben glücklicher Köpfe; denn wenn das Alter der Vernunft kommt, ſo flieht gemeiniglich die Muſe. Doch dieſes ſind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchelchen, das ich vor mir habe, einige kritiſche Erklärungen herſetzen, die ſo ſinnreich ſind, und wenn man ſie geleſen hat, ſo leicht und natürlich ſcheinen, daß ſie eines Bentley würdig ſind:

31.

„Ad rivum eundem lupus et agnus venerant
„Siti compulsi: superior stabat lupus,
„Longeque inferior agnus: tunc fauce improba
„Latro incitatus, iurgii causam intulit.

„Wie kan der Wolf fauce improba incitatus ſeyn: Eine ver„zweifelte Stelle! ſaget Burman. Andere ſezen face improba, „andere fame improba. Allein ich ſehe keine Schwierigkeit. „Man muß nur nicht, wie oben ſtehet, die Unterſcheidungs Zeichen „ſezen, ſondern alſo leſen:

— — — — tunc fauce improba,
Latro incitatus, iurgii causam intulit

„daß nehmlich fauce improba auf das Wort intulit gezogen „werde."

36. „Bey dem Ovid*) stehet dieser unverständliche Vers:

— — — ego vindice flamma
In domino dignosque everti tecta penates.

„Ich nehme in domino dignosque für indignosque domino „penates. Denn die Richter trennen zuweilen die Wörter, wie „das Beyspiel des Horaz zeiget:

„Alter rixatus de lana saepe caprina
„Propugnat nugis armatus.

„Auch hier muß man nicht propugnat, sondern: pro pugnat „nugis (das heißt: pro nugis pugnat) lesen".

Eben so glückliche Erklärungen schwerer Stellen finden Sie § 44 und 55. Doch mir fehlt der Raum, mehr abzuschreiben.

IV. Den 19 Febr. 1761.

145ster Brief.

Sie sind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatischen und epischen Gedichten die vollkommen tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moralischer Einsichten, als mit Fleiß vermeiden? Es scheint Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphilosophischen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchsten heroischen Tugenden gehalten worden; und wenn dieses wäre, so hätte Homer freilich das, was er für die vollkommenste Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulysses und Ajax oft genug gefeiert und angepriesen. Er würde vielleicht vollkommnere Charaktere gewählt haben, meinen Sie, wenn seine Seele nur von der

*) Metamorph. lib. I. v. 231.

erhabenen Tugend eines Leonidas, Cato, Brutus, oder von der noch göttlicheren Tugend der Patriarchen den geringsten Begriff gehabt hätte. Lord Shaftesbury hat bei Ihnen zwar kein geringes Gewicht; und da dieser die höchste Tugend für so unpoetisch hält, daß er sagt *): „in einem jeden Gedichte" (es sei episch oder dramatisch) sei „ein vollkommener Charakter das „größte Ungeheuer, und unter allen Erdichtungen am wenigsten „einnehmend, am wenigsten moralisch, und am wenigsten be„quem die Sitten zu verbessern"; so lassen Sie der bewährten Autorität dieses großen Kenners, und noch mehr seinen angeführten Gründen Gerechtigkeit widerfahren. Allein Sie glauben, daß der Lord die Alten vielleicht sinnreicher vertheidigt, als sie sich selbst würden vertheidigt haben. Wie käme es sonst, fragen Sie, daß sie ihren Homer, den sie fast vergöttert haben, über diesen Punkt nicht besser zu rechtfertigen gewußt, als Plutarch in der von unserm Freunde G. angeführten Stelle?

Gut, daß ich Ihnen auch hierin genugthun kann! In dem Leben Homers, das Einige dem Plutarch, Andere aber mit mehrerem Rechte dem Dionysius von Halicarnaß **) zuschreiben, finde ich eine Stelle, in welcher sich der Verfasser über diesen Punkt so deutlich erklärt, als Sie nur immer wünschen können, und in wenigen Worten alles sagt, was zur Entscheidung desselben nöthig ist. Sie wissen, ich hielt, ehe ich die Stelle im Shaftesbury bemerkt hatte, die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiele ***). Ich muß bei Ihnen nothwendig in Verdacht kommen, den griechischen Schriftsteller ausgeschrieben zu haben; denn Sie finden fast bei ihm die nämlichen Worte. Doch unser G. weiß, ob ich eines Diebstahls zu beschuldigen bin; denn er hat mir die Stelle selbst angewiesen.

„Sollte uns Jemand tadeln", spricht der griechische Schriftsteller zum Beschlusse seines Werks, „daß wir in dem Homeri-

*) Siehe den 123sten Brief (oben S. 142).

**) S. Thom. Gale in der Vorrede zu den Opusculis mythologicis, physicis et ethicis, so 1688 zu Amsterdam herausgekommen.

***) Siehe den 66sten Brief (in der ersten Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S 579—582).

„schen Gedichte physikalische, politische und moralische Wahr„heiten, wie auch verschiedene andere nützliche Kenntniße suchen, „da doch der Grund derselben auf böse und lasterhafte Hand„lungen gebauet ist; so kehren wir uns hieran nicht. In einem „Gedichte sind außerordentliche Handlungen und Leidenschaften, „und hervorstehende Charaktere das Nothwendigste. Nun sind „die sittlich guten Handlungen einförmig und unfruchtbar, „und zeigen in der poetischen Ausführung keine sonderliche „Erfindung (τὰ μὲν ἀγαθὰ καθ' ἑαυτὰ, ἁπλᾶ ἐστι καὶ „μονοειδῆ, καὶ ἀκατασκεύαστα); die aber zum Theil böse „sind, geben Gelegenheit zu vielerlei Veränderungen und mannig„faltigen Situationen, woraus der Stoff zu den Handlungen „erwächst. Durch die Hinzuthuung des Bösen wird auch die „Kenntniß und die Wahl des vollkommen Guten erleichtert. Zu„dem giebt ein solcher Vorwurf dem Dichter Gelegenheit zu „mancherlei beweglichen Reden, die er zum Theil selbst führt, „zum Theil seine eingeführten Personen halten läßt; woraus den „Lesern ein vielfältiger Nutzen erwächst."

Ich brauche nichts hinzuzuthun. Die Stelle zeigt gar zu deutlich, daß den Alten nicht unbekannt gewesen, daß es weit erhabnere Tugenden giebt, als sie in ihren Gedichten ausgeführt; und daß sie nicht aus Unwissenheit, sondern mit Überlegung so sorgfältig vermieden, die Tugend in ihren Gedichten auf die höchste Stufe der sittlichen Vollkommenheit zu bringen. Idomeneus beschreibt beim Homer*) den Unterschied zwischen einem feigherzigen und braven Kriegsmanne, wenn sie beide in einem Hinterhalte fechten sollen. Nachdem er des Feigherzigen Bestürzung, Zittern und Klappern mit den Zähnen beschrieben, spricht er:

Τοῦ δ' ἀγαθοῦ οὔτ' ἄρ τρέπεται χρώς, οὔτε τι λίην
Ταρβεῖ, ἐπειδὰν πρῶτον ἐςίζηται λόχον ἀνδρῶν,
Ἀρᾶται δὲ τάχιστα μιγήμεναι ἐν δαῒ λυγρῇ.

Das ist:

„Aber der wackere Kriegsmann verändert die Farbe „nicht, und zittert nicht sehr, sobald er sich einmal im „Hinterhalt stellet. Nun wünscht er nur baldigst im „hitzigen Treffen handgemein zu werden".

*) Iliad. XIII. v. 279.

Zweifeln Sie daran, daß Homer eingesehen, der brave Kriegsmann würde bewundernswürdiger seyn, wenn er gar nicht zitterte? Und gleichwohl hat er mit Vorsatz vermieden, ihn über die Menschlichkeit zu erheben. Er läßt ihm noch einen schwachen Rest von den Empfindungen, die dem Menschen bei Herannahung des entscheidenden Augenblicks so natürlich sind, und sagt mit weiser Bescheidenheit: „er zittert nicht sehr, sobald er „sich einmal im Hinterhalt stellt". Pope, der große Pope hat dieses λίην und dieses ἐπειδὰν πρῶτον nicht bemerkt oder nicht gebilligt, und daher die Standhaftigkeit des braven Mannes bewundernswürdiger abzubilden gesucht. Urtheilen Sie selbst, ob seine übertriebene Beschreibung eine bessere Wirkung thut!

Not so the brave — still dauntless, still the same,
Unchang'd his colour, and unmov'd his frame;
Compos'd his thought, determin'd is his eye,
And fix'd his soul, to conquer or to die;
If ought disturb the tenour of his breast,
'Tis but the wish to strike before the rest.

Das ist:

„So macht es der Wackere nicht. — Stets unerschrocken und immer sich selbst gleich, mit unveränderter „Farbe, den Leib unerschüttert, die Gedanken nicht verwirrt, mit entschlossenen Blicken und standhafter Seele „stehet er da, zu siegen oder zu sterben. Wenn noch etwas sein Gemüth beunruhigt, so ist es der Eifer, im „Gefechte der Vorderste zu seyn."

Das Gemälde ist prächtiger und moralisch erhabener als Homer's, aber vollkommen in dem Geschmacke der Neuern, die des Guten nie zu viel thun zu können glauben. Wie weit ist dieses von der edlen Einfalt des Homer entfernt! Ich könnte Ihnen aus der Übersetzung des Pope, der den Homer so glücklich modernisirt hat, viele dergleichen Beispiele anführen, in welchen der Unterschied des antiken und modernen Geschmacks so deutlich zu sehen ist. Pope giebt jedem großen Zuge des Homer die allerfeinste Ausbildung, und jede Neigung zum Guten verwandelt er in eine heroische Tugend. Homer vermeidet mit aller möglichen Sorgfalt das sittliche Ideal, und Pope sucht es ihm bei jeder Gelegenheit unterzuschieben. Will man auch diesen nicht tadeln,

so muß man doch wenigstens jenem die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm die vollkommenen Charaktere der Neueren nicht unbekannt gewesen, und daß er sie vielmehr mit gutem Bedacht zu vermeiden gesucht hat.

146ster Brief.

Aber wie? fragen Sie an einem andern Orte; sind denn die höchsten Tugenden nicht erhabener, als die mittelmäßigen? O ja! jedoch nur moralisch, nicht poetisch erhabener. So wie die Dichtkunst ihre besondere Güte hat, die weder mit der physikalischen noch mit der moralischen Güte allezeit übereintrifft, so hat sie auch ihre besondere Erhabenheit. In der Sittenlehre ist die Fertigkeit, den allerheftigsten Begierden und Leidenschaften aus löblichen Bewegungsgründen zu widerstehen, eine erhabene Tugend; so wie die Fertigkeit, trotz der löblichsten Bewegungsgründe der mindesten dawider streitenden Begierde nachzugeben, das niedrigste Laster ist, und eine kriechende Denkungsart verräth. In der Dichtkunst aber ist diejenige Nachahmung oder Erdichtung die erhabenste, welche die mehresten Seelenkräfte am sinnlichsten und angenehmsten beschäftigt.

Hr. Curtius, der Ihnen durch seine Übersetzung der Aristotelischen Dichtkunst bekannt seyn wird, hat im vorigen Jahre eine Sammlung von „kritischen Abhandlungen und Gedichten" *) drucken lassen. In der „Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst" spricht er: „wir nennen dasjenige erhaben, was die gewöhnlichen Begriffe „übersteigt, und das menschliche Gemüth mit Bewunderung er„füllet". Diese Erklärung paßt auf das Erhabene überhaupt; allein das Erhabene in der Dichtkunst erfordert eine nähere Einschränkung, die dem Wesen der Dichtkunst gemäß ist; denn wenn wir z. B. im gemeinen Leben einen Menschen bewun-

*) Hannover, verlegt's Johann Christoph Richter.

dern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt, so geschieht dieses doch keinesweges in der Nachahmung: indem es nichts bewundernswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand erhaben, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche Rede das Gemüth mit Bewunderung zu erfüllen. Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewundernswürdig; und daher kann der sittlich abscheulichste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese: 1) es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedrückt seyn; die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit, und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von Jedermann, der gesunde Vernunft hat, begriffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwerlich oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. Dieses sind die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige ist in „der That erhaben", spricht er in der 7ten Abtheilung seiner Schrift vom Erhabenen, „welches viel Nachdenken verursacht, „welches man schwerlich oder vielmehr unmöglich besser geben kann, „welches fest im Gedächtnisse bleibt und nicht so bald vergessen „wird. Überhaupt", setzt Longin hinzu, „ist dasjenige wahr„haftig schön und erhaben, was allemal und allen Menschen „gefällt. Denn wenn Leuten von verschiedenen Wissenschaften, „Lebensart, Neigungen, Alter und Einsicht dieselbe Sache zu„gleich gefällt, so ist die Vermischung und Zusammenstim„mung so vieler Verschiedenheiten ein großer und unbezwei„felter Beweis von der Gegenwart des Wunderbaren oder Er„habenen."

Hr. Curtius macht wider diese richtigen Anmerkungen folgende Einwürfe:

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, welches viel Nach„denken verursachet, so würde der größte Theil der geometri„schen, algebraischen u. s. w. Sätze erhaben seyn.

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reitzende verliebte „Ode, bleibt eben so lange und länger noch im Gedächtnisse, „als die vollkommenste Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden Volcke eigenthüm„lichen Nationalcharakters, des Clima's, der Religion, und Er„ziehung, tausend andere Umstände, machen fast unmöglich, daß „viele Sachen allen Menschen, zu allen Zeiten, und unter al„len Umständen, erhaben scheinen können. Daß Schriften vie„len und verschiedenen Leuten gefallen, ist kein Beweis des Er„habenen, sonst müßten Molierens Lustspiele, und des Abt „Coyre Satyren oder moralische Kleinigkeiten im höchsten Grade „erhaben seyn."

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist es nicht lächerlich? Login sagt: was alle diese Merkmale besitzt, ist erhaben; und Hr. Curtius glaubt ihn widerlegt zu haben, wenn er beweist, daß dasjenige nicht erhaben sei, welches nur eine von diesen Eigenschaften besitzt. Hr. Curtius hat Recht, aber wahrhaftig Longin auch; die Lehrsätze der Mathematik, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied oder eine verliebte Ode; was über diese Eigenschaften noch, wie Longin hinzusetzt, schwerlich oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann: das ist in der That erhaben; und dieses wird vermuthlich Hr. Curtius nicht in Abrede seyn. — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die elfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heineke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführt *), sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; son-

*) Dionysius Longin vom Erhabenen. Griechisch und Teutsch, nebst dessen Leben, einer Nachricht von seinen Schrifften, und einer Untersuchung, was Longin durch das Erhabene verstehe, von Carl Heinrich Heineken. Lpz. u. Hamb. 1738. 8°.

Anm. des Herausgebers.

dern umgekehrt: was Leuten von verſchiedener Einſicht, Lebensart und Erziehung vorzüglich gefällt, davon kann man deſto ſicherer glauben, daß es in der That erhaben ſei.

Daß nicht alles, was erhaben iſt, Jedermann gefallen muß, erſieht man aus der Abhandlung des Herrn Curtius gar deutlich. Er ſpricht der berühmten Ode der Sappho und verſchiedenen vortrefflichen Stellen des Demoſthenes und Plato, die Longin anführt, ganz ohne Bedenken die Erhabenheit ab; er beruft ſich keck auf ſeine Leſer, ob Jemand in der Stelle des Demoſthenes wider den Midias etwas Erhabenes finden würde, wenn nicht das Anſehen des Longin die neuern Kunſtrichter davon überredet hätte? „Wer Einen ſchlägt", ſpricht Demoſthenes, „kann vielerlei ausüben, das der Beleidigte nicht „einmal alles zu erzählen weiß: mit den Geberden, mit den „Augen, mit der Stimme; theils als ein Verwegener, theils „als ein Feind, theils mit der Fauſt, theils ins Angeſicht. Dergleichen Dinge können ſchon entrüſten. Einen, der keine Beſchimpfungen zu ertragen gewohnt iſt, können ſie raſend machen. Niemand vermag bei Erzählung einer ſolchen That die „Abſcheulichkeit mit Worten ſattſam abzuſchildern."

Ich berufe mich eben ſo keck, als Hr. Curtius, auf jeden Leſer von Geſchmack, ob Longin und Quintilian geirrt, wenn ſie dieſe Stelle, beſonders im Original, wo ſie noch weit feuriger iſt, erhaben gefunden haben; und ob Longin nicht Recht hat zu ſagen: der Redner mache es eben ſo, wie der, welcher ſchlägt; er greife das Gemüth ſeiner Richter mit wiederholtem Eifer und von ganz verſchiedenen Seiten an. Er bringt ſeine Gedanken mit Fleiß in eine anſcheinende Unordnung, weil die Ordnung ein ruhiges Gemüth, die Unordnung aber eine Leidenſchaft anzeigt, welche uns angreift und in Bewegung ſetzt.

V. Den 26 Febr. 1761.

147ster Brief.

Wundern Sie sich über die seltsamen Urtheile des Hrn. Curtius? Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. Damit seine Gedanken vom Erhabenen desto wichtiger scheinen mögen, geht er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des Longin flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusetzen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchem seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Kritiken aus den Anmerkungen des Heineke über den Longin zusammengeschrieben. Den bekannten unglücklichen Tadler des Longin, den Silvain, mit allen Übereilungen, die ihm Heineke so strenge als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schutz; und geht mit diesem seltsamen Kunstrichter in der Verkleinerung des Longin so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beispiele gewählt zu haben.

Mir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behandeln; und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cäcil, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführt, als bekannt voraussetzt, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begriff abstrahirt; läßt sich zwar nicht so leicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß: sein großer Geschmack hat ihn das Erhabene in den Werken des Geistes nie verkennen lassen; und seine richtige und feine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführt, die zur wahren Quelle des Erhabenen leiten. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten; und in seinen Anmerkungen über diese Beispiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen, und zeigt die wahren Mittel, durch welche diese Stellen so vortrefflich geworden sind. Er schreibt mehr für den

Kunstbegierigen, der selbst erhaben werden will, als für den Weltweisen, welcher das Erhabene zu definiren sucht.

Seine Beurtheiler schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie schicken eine willkührliche Definition vom Erhabenen zum voraus; und wenn die Exempel des Longin mit dieser willkührlichen Definition nicht übereinstimmen, so tadeln sie. Silvain erklärt das Erhabene; sehen Sie zu, ob Sie aus dem Geschwätz klug werden können! „Das Erhabene", spricht er, „ist „eine Rede von einem außerordentlichen Schwunge, welche durch „die edelsten Bilder, und durch die größten Empfindungen, deren Hoheit sie eben durch diesen außerordentlichen Schwung bemerklich macht, die Seele über die gewöhnlichen Begriffe der „Größe erhebt; und auf einmal zu demjenigen führt, was in „der Natur am erhabensten ist, solche in Entzückung setzt, und „ihr hohe Begriffe von sich selbst beibringt." Dieses war sein Probierstein des Erhabenen; und wo er das Zeug nicht alle bemerken konnte, das war ihm zwar schön und vortrefflich, aber nicht erhaben.

Die Erklärung des Hrn. Curtius, die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben angeführt, ist zwar deutlicher, aber desto unvollständiger. Er hat nicht bemerkt, daß sich die Gränzen des Schönen und Erhabenen wirklich in einander verlieren; denn der höchste Grad von Schönheit erregt Bewunderung, und wird, vermöge des Hrn. Curtius eigener Erklärung, dadurch selbst erhaben. Die zärtlichste Empfindung wird in diesem Verstande erhaben, wenn sie mit so vieler Wahrheit und innerlicher Rührung geschildert wird, daß sie der Leser in ihrer ganzen Lebhaftigkeit mit empfindet, und fast zweifelt, ob er Wahrheit oder Erdichtung vor sich sieht. Wer die berühmte Ode der Sappho auch nur in einer mittelmäßigen Übersetzung liest, der fühlt sich von dem sanften Feuer der Empfindung durchdrungen. Die Gluth wühlt in seinen Adern, wie in den Adern der Sappho selbst; und wechselt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, das bei ihr auf die Liebeswuth folgt, um bald darauf der Verzweiflung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles was man an diesen Versen bemerken kann", spricht er, „besteht in einer großen Zärtlichkeit und sehr lebhafter „Leidenschaft". Curtius gesteht noch weniger ein. „Die Ode „der Sappho", sagt dieser, „ist zwar voll von zärtlichen Empfindungen; ist aber weder durch die Gegenstände, noch durch

„die Art zu denken, oder den Ausdruck über die gewöhnlichen „Begriffe erhöhet, und also nicht erhaben." Diese Kunstrichter läugnen lieber ihre eigene Empfindung, ehe sie von einer vorgefaßten Worterklärung abweichen wollen.

Longin giebt fünf Quellen des Erhabenen an, welche die Eintheilung seines Buchs ausmachen.

Die erste und wichtigste Quelle ist τὸ περὶ τὰς νοήσεις ἀδρεπήβολον. Tollius übersetzt diese Worte: „nobilis et felix „in concipiendis grandibus et excelsis sensibus animi magnitudo"; und Heineke: „eine edle Kühnheit, ungemeine Gedanken glücklich hervorzubringen". Curtius sagt schlechtweg: „die Grösse und Vortreflichkeit der Gedanken".

Die andere ist eine heftige enthusiastische Leidenschaft.

Diese beiden Quellen, sagt Longin, werden meistens mit uns geboren; die drei übrigen aber rühren von der Kunst her, und bestehen in einer gewissen Anordnung der Figuren u. s. w. — Wissen Sie, was Hr. Curtius zu dieser einsichtsvollen Eintheilung sagt? „Es könnte einer bey genauem und „richtigem Gebrauche dieser Quellen, dennoch Reden und Gedichte machen, welche zwar schön, aber nicht erhaben seyn „könnten. — Dieses bringt einen aufmerksamen Leser des Longins natürlicher Weise auf die Gedanken, welche Silvain geäussert, Longin habe nemlich keinen bestimmten Begrif vom „Erhabenen gehabt". O ja! sehr natürlich! Ich möchte wissen, was Hr. Curtius noch für eine sechste Disposition von Seiten des Dichters verlangt, wenn er erhaben seyn soll? Was kann ich mir von der Erhabenheit eines Homer oder eines Shakespear für einen gröβern Begriff machen, als daß sie von Natur eine edle und glückliche Kühnheit in Hervorbringung groβer Gedanken, und eine heftige und enthusiastische Leidenschaft besaβen: durch die Kunst aber die Gedanken, Figuren und Worte so zu ordnen gelernt haben, wie sie dem Erhabenen am vortheilhaftesten sind?

Doch ich habe hier Genies genannt, von welchen Hr. Curtius eben keine so hohe Begriffe zu haben scheint. Von dem Engländer urtheilt er in seinem spröden und verächtlichen Tone: „Schakespears Trauerspiele, und insbesondere sein Hämlet, sind, „nach Voltairens eigenen Ausspruche, von ungeheuren Fehlern und „blendenden Schönheiten zusammengesetzt". O! hier verging mir alle Geduld. Ist das der Ton, aus welchem man von einem der

tragischsten Genies redet, die jemals gelebt haben? Seine Trauerspiele sind aus „ungeheuern" Fehlern und „blendenden" Schönheiten zusammengesetzt! Man muß gewiß den Shakespear nur aus dem Voltaire kennen, wenn man so von ihm urtheilen darf. Und Voltaire, dieser Voltaire wird, wenn er billig seyn will, selbst gestehen, wie viel er dem Shakespear zu verdanken hat. Der Schatten der englischen Kühnheit, den er sich unterstanden auf das französische Theater zu bringen, hat ihm sein Glück gemacht.

Und vom Homer urtheilt Hr. Curtius nicht viel besser. Nirgend giebt er dem Longin so sehr Recht, als in seiner Kritik über die Odyssee. „Eine scharfe Critik", sagt er, „welche den „blinden Verehrern des Homers sehr nahe gehet, die sich aber „vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertiget". An einer andern Stelle wiederholt er die so oft gerügten Fehler und Schwachheiten der homerischen Götter; und wiederholt sie so, daß man fast zweifeln sollte, ob er den Homer nicht eben so wenig kennt, als den Shakespear?

Ich komme zu Longins Quelle des Erhabenen zurück. Tollius, führt Heineke in der Note an, will diese Eintheilung nicht loben. „Niemand", sagt er, „ist hierinnen deutlicher und „genauer als Hermogenes, welcher im zweyten Capitel des „ersten Buchs de formis p. 246. behauptet, eine jede Rede be„stehe blosserdinges aus der Erfindung und Ausdrückung" u. s. w. Allein Tollius hat offenbar Unrecht. Es ist leicht zu begreifen, daß Hermogenes die Eigenschaften des Erhabenen, Longin aber die Eigenschaften des Dichters zergliedert, welcher das Erhabene hervorbringt. Jene lassen sich sehr natürlich in Erfindung und Ausdruck eintheilen; die Eigenschaften des erhabenen Dichters aber hat Longin von einer andern Seite betrachten müssen, von welcher seine fünf Abtheilungen am natürlichsten in die Augen fallen.

Eine Stelle des Plato, die Longin in dem 12ten Abschnitte für erhaben hält, ist dem Hrn. Curtius ein Beweis, daß Longin selbst keinen deutlichen Begriff vom Erhabenen gehabt habe. Ich will Ihnen diese Stelle hersetzen, damit Sie urtheilen können. „Ich wiederhole noch einmahl", sagt Longin, „daß Plato wie ein fliessend Wasser, ohne Geräusch, fortgehe, „und dennoch erhaben sey. Weil du sein Buch von der Re„publik gelesen, wird dir auch der Ort nicht unbekannt seyn, da

„er sagt: Die weder Weißheit noch Tugend kennen, sondern „allezeit dem Wohlleben und der Üppigkeit ergeben sind, sinken, „wie sie es verdienen, in den Abgrund, und irren allda das „ganze Leben hindurch. Denn zur Wahrheit hinauf haben sie „niemals geschauet, noch vielweniger nach derselben gestrebet, „daher haben sie niemals ein lauteres und unschuldiges Vergnügen „kosten können. Sie kriechen, wie das weidende Vieh mit ge„bücktem Haupte herum, und sehen beständig niederwärts auf „die Erde, und auf die Speisen, sie grasen, kühlen ihre Brunst; „und da immer einer gieriger ist, als der andere, so schlagen „sie um sich, stossen und beschädigen einander mit ihren Klauen „und eisernen Hörnern, und zuletzt bringen sie aus unersättlicher „Schlemmerey sich selbst um." Diese Stelle hat den Hrn. Curtius überzeugt, daß Longin gar nicht wisse, was erhaben sei! Es ist wahr, Curtius führt sie nach Heinekens Übersetzung an, die mir hier selbst nicht gefällt; allein warum hat Hr. Curtius mehr auf den Heineke, als auf den Longin gesehen?

Auf die nämliche Weise tadelt Hr. Curtius eine andere Stelle des Plato, die Longin in dem 32sten Abschnitte für göttlich hält. Hr. Curtius spricht, sie sei schülermäßig, gezwungen und frostig; — Ausdrücke, deren man sich zu bedienen billig scheuen sollte, wenn von einer Stelle des Plato die Rede ist, die Longin göttlich findet. Ich kann Ihnen diese vortreffliche Stelle nicht hersetzen; denn sie ist ziemlich lang, und sie enthält einige Metaphern, welche sich nicht wohl übersetzen lassen. Heineke hat sie gegeben, so gut er gekonnt; und was Curtius zur Bestätigung seines verwegenen Urtheils anführt, hat er bloß im Heineke gelesen. — Und ein dritter Beweis, daß Longin das Erhabene nicht gekannt habe, soll dieses seyn, daß er den Geschichtsschreiber Thucydides für erhaben hält. Das hätten Sie in der That nicht geglaubt. Hören Sie aber des Hrn. Curtius Gründe! „Das Erhabene ist bekanntermassen der End„zweck des Geschichtschreibers nicht, sondern er ist schuldig, die „Personen so zu schildern, wie sie gewesen sind, und die Bege„benheiten so zu erzählen, wie sie sich zugetragen haben, ohne „selbige auf eine höhere Staffel der Würde zu erheben. Da „nun aber die Begebenheiten in der Welt sich größtentheils nach „den gewöhnlichen Begriffen zutragen, so siehet man nicht, wie „eine Geschichtserzehlung im Ganzen auf das Erhabene An-

„spruch machen könne, ob sie gleich einige erhabene Stellen zu„fälliger Weise haben kann."

Ich bin fast müde, dergleichen schale Urtheile zu widerlegen. Was für Begriffe von der Pflicht eines Geschichtsschreibers! Als wenn ein erhabener Geist nicht die gemeinste Begebenheit mit einem ganz andern Auge betrachtete! als wenn man in einer wahrhaften Erzählung nicht auch Genie und erhabenes Genie zeigen könnte! Hr. Curtius lese doch nur das Leben des Agesilaus von Xenophon, oder das Leben eines Helden vom Plutarch, und sodann eines von Paull. Er lese den kleinen peloponnesischen Krieg vom Thucydides beschrieben, und sodann die erste und beste Beschreibung des jetzigen Krieges, der an großen Thaten und Revolutionen doch unendlich fruchtbarer ist. Er wird gar bald den Unterschied sehen, was ein erhabener oder kriechender Geschichtsschreiber sei. Jener sucht, wie ein Adler, seine Nahrung auf der Erde, und trägt sie mit sich bis an die Sonne; und dieser sudelt die Götterkost, welche ihm die Gelegenheit anbietet, in seinem Staub herum, bis sie ihm ähnlich sieht.

„In der funfzehnten Abtheilung", fährt Hr. Curtius fort zu recensiren, „handelt Longin von dem vierten Mittel das Er„habene hervorzubringen, nehmlich von den Einbildungen oder „Phantaseyen. Longin unterscheidet die Einbildungen in der „Poesie, von ihrer Wirkung in die Redekunst, und will, daß „in den Reden ihre Absicht die Deutlichkeit, in der Poesie aber, „das Schrecken oder Erstaunen sey". „Es ist aber offenbar", setzt Hr. Curtius hinzu, „daß in der Poesie Einbildungen ge„braucht werden können, und von Poeten wirklich angewendet „werden, ohne daß dadurch Schrecken und Erstaunen gewirket „werden". Man kann ihm dieses zugeben. Freilich kann sich der Dichter zuweilen bloß die Deutlichkeit zum Endzwecke vorsetzen, und diese durch redneriſche Phantasie zu erreichen suchen. Longin meint nur, der Redner müsse niemals ein Dichter werden, und die Deutlichkeit dem Erstaunen nachsetzen; aber der Dichter kann allerdings das Gegentheil thun, und wenn es die Umstände erfordern, das Amt eines Redners über sich nehmen.

Ferner sagt Hr. Curtius: „Longin begreift unter dem „Ausdruck Einbildungen, sowohl dasjenige, was die Weltweisen „Einbildungen nennen, als auch was sie mit dem Namen der „Empfindungen belegen". Keines von beiden! Longin giebt eine

Erklärung von dem Worte Phantaſie, welche der Poeſie angemeſſener iſt. „Man pflegt ſonſt", ſpricht er, „eine jede Vorſtel„lung der uns in die Sinne gefallenen Bilder, Phantaſey „zu nennen. Öfters verſtehet man auch unter dieſer Benennung „einen jeden Gedanken überhaupt, in ſo weit er eine Rede her„vorbringt (ἐννόημα λόγου γεννητικόν), er mag herkommen, „wo er will. Allhier aber brauchen wir dieſe Namen bloß, „wenn eine enthuſiaſtiſche und leidenſchaftsvolle Vorſtellung ge„genwärtig zu ſeyn, und den Zuhörern vor Augen geſtellet zu „werden ſcheinet". Dieſes iſt eine ſehr deutliche Erklärung von demjenigen, das man in den ſchönen Wiſſenſchaften Einbildungen oder Phantaſie zu nennen pflegt. Die Einbildungskraft des Dichters muß ſo enthuſiaſtiſch, ſo voller Affect ſeyn, daß ſeine eingebildeten Vorſtellungen ſo lebhaft ſcheinen als gegenwärtige ſinnliche Empfindungen. Das Beiſpiel, das Longin anführt, erläutert den Satz ungemein:

Ὦ μῆτερ, ἱκετεύω σὲ μὴ πίσευέ μοι,
Τὰς αἱματωπούς καὶ δρακοντώδεις κόρας·
Αὗται γὰρ, αὗται πλησίον θρώσκουσί μου.

Das iſt:

O Mutter! ich bitte dich, reize nicht wider mich dieſe blutäugigen, dieſe ſchlangenhaarigen Plagegeiſter. Sie kommen, ſie — ach! ſie ſpringen auf mich los.

„Der Dichter", fügt Longin hinzu, „ſiehet die Plagegeiſter, und „nöthiget, ſo zu ſagen, den Zuhörer, daß er deſſen Phantaſeyen „beynahe gleichfalls ſiehet".

Sehen Sie! ſo ſind die Kritiken des Hrn. Curtius beſchaffen. Ich habe noch einige Stellen in ſeiner Abhandlung angeſtrichen, aber ich will Sie verſchonen. Mein Brief iſt ſo etwas langweilig geworden, wie ich merke. — Es befindet ſich auch in eben der Sammlung eine Abhandlung von Gleichniſſen und Metaphern, wie auch vier Lehrgedichte, wovon ich noch ein Wort zu ſagen hätte. Jedoch ein ander Mal.

XII. Den 16 April 1761.

157ster Brief.

Freilich muß ein kritischer Schriftsteller philosophiren, wenn er, nicht so gemächlich als ein St. Mard, bloß seine Empfindungen aufzeichnen will. Muß er aber deswegen die philosophischen Mienen affectiren? muß er seine glatte Stirne mit Fleiß in Falten legen, damit man glaube, sie sei vor Nachdenken runzlig geworden? Man lobt und bewundert einen Baumgarten mit Recht, daß er die logikalische Strenge und Genauigkeit in seinen ästhetischen Untersuchungen beibehalten, und am üppigen Hofe der Einbildungskraft selbst den Weltweisen nicht verläugnet hat. Dieser Weltweise behandelte die Ästhetik als einen Theil der allgemeinen Logik; daher mußte er dem Ursprung der schönen Gedanken, die im Verborgenen gebildet werden, auf allen ihren geheimnißvollen Wegen nachspüren. Seine Vernunft besucht die Schauspiele des Witzes und der Einbildungskraft, wie Sokrates das Theater, nicht sowohl sich zu vergnügen, als um über die Natur der Vergnügungen Betrachtungen anzustellen. Jetzt, da wir eine Logik der schönen Wissenschaften haben, liegt einem jeden kritischen Schriftsteller freilich ob, nach den Regeln dieser Logik zu denken, und seine Gedanken zu prüfen. Die Philosophie muß in allen seinen Gedanken durchschimmern, und den fruchtbaren Boden zeigen, aus welchem die Gedanken hervorkommen. Wer aber mit Metaphysik prahlt und seine kleinste Ausarbeitung mit Logik bebrämt, wer sogar sonst wäßrig schreibt, und nur hier und da ein metaphysisches Dunkel über seine gemeinen Gedanken streuet, um sich ein Ansehen zu geben; der mißbraucht die Worte, wenn er seine Art zu schreiben philosophisch nennt.

Ich kann den Hrn. Curtius nicht ganz von dieser Beschuldigung freisprechen. Ich lese seine „Abhandlung von den Gleichnissen und Metaphern", die in der ganzen Sammlung noch das Lesenswertheste ist. Er redet von der Ordnung, welche der Poet zu beobachten hat, wenn er an

einer Stelle verschiedene Gleichnisse anbringen will. Die Regel ist sehr natürlich, daß die schwächern vorangehen und die stärkern folgen müssen, damit der Eindruck nach und nach an Lebhaftigkeit zunehme. Allein der Gedanke ist zu gemein, und muß aufgestutzt werden. „Ich will annehmen", sagt Herr Curtius, „es sollen zu Erläuterung eines Satzes vier Gleichnisse „auf einander folgen. O hat eine grosse äusserliche Klarheit; P „ist noch klärer; Q ist nicht so klar als O, und R nicht so „klar als Q. Hier ist die Folge dieser Gleichnisse, nach den „Gesetzen der poetischen Ordnung, nicht O, P, Q, R, oder auf „einige andere Weise, sondern R, Q, O, P" u. s. w. Mit allen diesen fürchterlichen Q, R, O, P u. s. w. sagt Hr. Curtius weiter nichts, als daß das Lebhaftere allezeit auf das minder Lebhafte folgen müsse. — Fast ein gleiches Spiel treibt er mit seinem A, B und C, womit er die Hauptheile eines Gleichnisses bezeichnet. In dem Haller'schen Vers:

Ich will ein Swift, ein Hobbes werden

ist Haller A, Swift und Hobbes B, die Verfolgung falscher Tugenden aber C, u. s. w.

Oft giebt sich Hr. Curtius gar zu sehr bloß, daß ihm die Gründlichkeit, die er affectirt, nicht natürlich sei. Lesen Sie z. B. den 12ten §, dessen Anfang sich in die Wolken der Ideen verstieht. Hr. Curtius will erklären, was intensive und extensive Klarheit sei. „Eine Sache", spricht er, „ist innerlich „klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich angeben kann (Claritas intensiva). Eine äusserliche Klarheit entsteht, wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeutlich vorgestellet werden (Claritas extensiva)". Begreifen Sie, was Hr. Curtius hiermit sagen will? Wie es scheint, so glaubt er, ein Begriff könne entweder extensive oder intensive klar seyn. Wie man mir aber diese Begriffe erklärt hat, so kommt einem jeden klaren Begriffe sowohl extensive als intensive Klarheit zu, so wie man einer jeden Erleuchtung sowohl Stärke als Ausbreitung zuschreibt. Aber so wie ein Licht ausgebreiteter und das andere stärker seyn kann, wie z. E. der Mondschein und der brennende Vesuv: eben also können wir uns in Einem Begriffe eine gröfsere Anzahl von Merkmalen, in einem andern die Merkmale klarer vorstellen. Durch die Menge der Merkmale wird claritas extensiva, und durch die Klarheit der

Merkmale wird claritas intensiva bestimmt. Hr. Curtius kann also nicht sagen: eine Sache ist innerlich klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich angeben kann; sondern, wenn er ja Subtilitäten haben will, so drücke er sie wenigstens richtiger aus: ein Begriff erlangt ein stärkeres Licht, wird intensive klarer, je klarer, deutlicher, vollständiger und ausführlicher wir seine Merkmale wahrnehmen. Noch weit unrichtiger ist die folgende Erklärung: „eine äusserliche Klarheit entstehet, „wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeutlich vor„gestellt werden". Hätte Hr. Curtius nicht die lateinischen Worte claritas extensiva zwischen Klammern hinzugesetzt, so hätte vielleicht Niemand errathen, was er mit dieser Erklärung sagen will. Aber so merkt man es noch wohl, daß es heißen soll: die verbreitete oder ausgedehnte Klarheit eines Begriffs besteht in der Menge der Merkmale, die wir an einer Sache wahrnehmen. Nun lesen Sie weiter! „Die äusserliche Klarheit grün„det sich auf die bloße Erkenntnis der Sinnen" (merken Sie sich das!) „und bestimmet die Vollkommenheit eines Gedichts, „deren Grad man, nach den Stufen der darinn befindlichen äus„serlichen Klarheit, abmisset" (Hr. Curtius kennt also kein anderes Maaß zur Vollkommenheit eines Gedichts, als die äußerliche Klarheit, die er noch dazu sich auf die bloße Erkenntniß der Sinne gründen läßt), „indem ein Gedicht eine vollkom„mene sinnliche Rede ist". Da haben wir es! Hr. Curtius hält eine „sinnliche Erkenntniß" für eine „bloße Erkenntniß der Sinne", und beweist daher in bester Form, daß die äußerliche Klarheit, welche sich auf die bloße Erkenntniß der Sinne gründet, auch die Vollkommenheit einer sinnlichen Rede bestimmen muß.

An einer andern Stelle setzt Hr. Curtius eine Regel fest, nach welcher die Richtigkeit der Gleichnisse beurtheilt werden soll: „wenn beyde Sätze" (die verglichen werden sollen) „unter „einer gemeinen und nahen Art (Species proxima) begriffen „werden, so ist das Gleichniß richtig; kommen beyde Sätze aber „nur in einer entfernten Art oder Geschlecht überein, so ist das „Gleichniß falsch; indem alsdann die darunter begriffene Arten „so zahlreich seyn, und die Unterschiede ihrer Bestimmungen so „weit von einander abgehen können, daß man die Aehnlichkeit „mit Mühe entdecken, und noch weniger im Stande seyn „würde, die ausgelassenen Vergleichungssätze bey einer Vorstellung

„zu finden". Diesen Gedanken erläutert Hr. Curtius durch Beispiele. Er führt aber nur solche Beispiele an, die ihm günstig scheinen, und verschweigt unzählige andere, die ihn widerlegen. Wenn dieses Gesetz allgemein wäre, so müßten die Sätze, die poetisch verglichen werden können, in allen wesentlichen Stücken, welche das Wesen der nächsten Art ausmachen, übereinkommen, und nur in einer einzigen Bestimmung von einander abgehen. Nimmt man diese Bestimmung in ihrer Unterart hinweg, so müssen sie beide vollkommen ähnlich seyn. Wer kann aber die poetischen Gleichnisse so einschränken? Corydon singt beim Virgil:

O formose puer, nimium ne crede colori;
Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur.

Kann man wohl sagen, daß der schöne Alexis und eine weiße Blume zu einer species proxima gehören? Der Gerechte, singt der Übersetzer der Psalmen:

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Seegen schwillt.

Wo ist hier die species proxima? Ich finde nichts, als eine Ähnlichkeit zwischen dem Glückstand eines Gottesfürchtigen, und dem guten Fortkommen eines Baums, der am Bache steht. Doch wozu dienen alle diese Beispiele? Es ist offenbar, daß sich Hr. Curtius nur unrichtig ausdrückt. Er hat sagen wollen: dasjenige, worin die beiden Vergleichungssätze übereinkommen sollen, kann in einem jeden verschiedentlich bestimmt seyn; aber die Verschiedenheit der Bestimmungen muß die Ähnlichkeit nicht verdunkeln. So ist z. B. das Grünen eines Baums und der Wohlstand eines Menschen nicht einerlei, allein die Ähnlichkeit leuchtet in die Augen; denn beide sind vollkommene Zustände, jenes einer Pflanze, und dieser des Menschen. Auf eine gleiche Weise mögen die alba ligustra wohl nicht völlig so ausgesehen haben, wie Alexis; allein beider Schönheit war doch nur äußerliche Farbe, und Corydon wollte nur den Satz beweisen: nimium ne crede colori. Hätte Hr. Curtius seine Regel so eingeschränkt, so wäre sie freilich nichts neues, aber doch richtig gewesen. Baumgarten drückt diese Regel also aus: caveantur Metaphorae dissimiles, quarum ipsum comparationis

tertium notabiliter differt in termino et subjecto assimilationis, et durae, i. e. a longinqua similitudine ductae *).

Im Übrigen enthält der theoretische Theil dieser Abhandlung des Hrn. Curtius einige sehr nützliche Gedanken, die eine würdigere Gesellschaft verdient hätten. Wenn der Verf. die zweite Hand daran legen wollte, so könnte der Aufsatz vielleicht gut werden. Doch sage ich dieses nur von dem theoretischen Theile der Abhandlung. Die Gedanken des Hrn. Curtius aber, welche er über den practischen Gebrauch der Gleichnisse in den verschiedenen Dichtungsarten hinzufügt, sind so mittelmäßig, so seicht möchte ich fast sagen, daß sie keiner Verbesserung fähig sind. Ich will Ihnen einige Proben hersetzen. § 21 handelt von dem Gebrauche der Gleichnisse in den Lustspielen. „Eine „Comödie", sagt Hr. Curtius, „ist eine Nachahmung einer „niedrigen moralischen Handlung, welche durch redende Personen „vorgestellet wird. In einer Comödie kommen also nur Hand„lungen des gemeinen Lebens vor: und da der Prinz in solchen „Fällen sich nicht viel anders, als der Bürger ausdruckt, und „sich nicht ängstlich um weitgesuchte Gleichnisse bemühet; „so muß ein Dichter in der Comödie gleiche Vorsicht anwenden, „und sich hüten, daß seine redende Personen keine allzugelehrte „Mine machen." Nun da! das war alles, was Hr. Curtius von dem Gebrauche der Gleichnisse in den Comödien zu sagen wußte. Die Prinzen reden fast wie die Bürger, darum müssen sie keine allzu gelehrte Miene machen! Die Tragödie wird § 22 eben so kahl abgefertigt. Doch nirgend ward ich so sehr betrogen, als bei Gelegenheit der Ode. Hier, dachte ich, wird Hr. Curtius von dem Unterschiede der griechischen, römischen und orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt als die pindarische, und diese mehr als die davidische; und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von Einem Gleichniß in das andere übergeht und, wenn er sich dann von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Falle es dem Dichter erlaubt ist, von dem

*) Aesthet. § 787.

Gleichnisse zurückzukehren und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten in dem Gleichnisse wie ein Blitz verschwinden muß. Allein wie erschrak ich, als ich statt dieser schmeichelnden Hoffnungen folgenden armseligen § lesen mußte! „In einem so erhabenen und heftigen Ge„dichte, als die Ode seyn soll, ist der Dichter in einer beständi„gen Bewegung und Entzückung, die ihm keinen Raum zu „weitgesuchten und überflüßigen Gleichnissen verstattet, hingegen „sich auch nicht mit einer schülerischen Sorgfalt um die allzu„genaue Ähnlichkeit der würklich angebrachten Vergleichungen be„kümmert, weil die Kühnheit des Gedichts, und der hohe Geist „der Ode, auch die Kühnheit der Gleichnisse entschuldiget". Als wenn jeder andere Dichter Raum genug hätte, „weitgesuchte und überflüssige" Gleichnisse anzubringen, oder genöthigt wäre, sich um die „allzu genaue" Ähnlichkeit seiner Vergleichungen mit einer „schülerischen Sorgfalt" zu bekümmern! Und die schöne Entschuldigung! der Ode ist es erlaubt, in Vergleichungen kühn zu seyn, weil die Ode ein kühnes Gedicht ist.

Hr. Curtius schließt mit dem Lehrgedichte. „Ein Lehrgedichte", spricht er, „ist nicht für den niedern Pöbel" (ich möchte wissen, welches Gedicht denn wohl für den „niedern Pöbel" ist), „sondern für Leute geschrieben, die Verstand und „Erkenntniß haben. Der Dichter kan also hier seine Kräfte „aufbieten, den Vortrag der sittlichen und oft trockenen Wahr„heiten mit den auserlesensten Gleichnissen zu beleben." Gut! lassen Sie uns doch sehen, mit welchen auserlesenen Gleichnissen Hr. Curtius selbst die „sittlichen und oft trockenen" Wahrheiten in seinen Lehrgedichten belebt. Hier fällt sogleich in seinem Lehrgedichte von dem „Schicksale der Dichtkunst" eine Seite auf, die mit Gleichnissen genug ausgeziert ist. Wir wollen lesen!

Wie des Elektri feur'ger Gang, so bald sein erster Funke reifet,
Dem Denken an der Schnelle gleich, zu dem entfernten Vorwurf schweifet;
So schnell mischt sich die Hippokrene mit der gelehrten Tiberfluth,
Der Römer spielt des Griechen Töne; des Krieges wüst Gerassel ruht.

Merken Sie hier den ungereimten Zirkel? die schnelle Ausbreitung des Geschmacks, als eine abstracte psychologische Erschei-

nung, wird durch ein physikalisches Phänomenon aufgeheitert und sinnlicher gemacht:

Wie des Elektri feur'ger Gang u. s. w.

Aber dieses physikalische Phänomenon selbst nimmt seine Zuflucht wieder zu einem psychologischen:

Dem Denken an der Schnelle gleich.

Das einzige unfruchtbare Vergleichsmittel ist hier die Geschwindigkeit; und dieses ist in dem Vergleichungssatze selbst noch nicht bestimmt genug, und muß abermals verglichen werden. So auserlesen ist der Stoff des Gleichnisses, an die höchst elende Ausbildung nicht einmal zu denken. Weiter!

Wie an Araxens krummen Strand der Massaget den Perser fliehet,
Und mit verstellter Furcht den Feind in die verborgne Netze ziehet;
Dann plötzlich, mit gewandter Stirne, ihm Blitz und Schlag entgegen trägt,
Und ihn, durch Sicherheit entkräft, mit jähen Sturz zu Boden legt;
So war die Barbarey auch nur mit halb geschlossnen Aug entschlafen,
Sie reißt sich aus des Schlummers Arm u. s. w.

Vortrefflich! so wie der Massaget „fliehet", so war die Barbarei mit halbgeschlossenem Auge „entschlafen"; und so wie der Massaget sich plötzlich wendet, so reißt sich die Barbarei aus des Schlummers Arm. Nach der Zergliederung, die Hr. Curtius der Kunstrichter vorschreibt, ist die Barbarei A, der Massaget B; und C, oder das tertium comparationis, wird sich auch wohl finden, wenn man nur fliehen und entschlafen auf ihre nächste Art zurückführt. — Doch Sie müssen mehr Gleichnisse lesen! Hier ist noch ein physikalisches! Die Barbarei hat eine Zeit lang geherrscht, aber die Muse läßt sich wieder sehen:

Wie Guericke mit strengen Zuge die Luft aus dichten Körpern zwingt,
Dann jene um die Zaubergläser mit sausenden Getöse ringt,
Doch plötzlich mit gedrungnen Strom, wenn sich der Widerstand verliehret,
Die vor verlaßnen Hölen füllt, und fremde Lüfte mit sich führet;
So nahm, mit gleicher Kraft bewafnet, die Muse ihren ersten Sitz.

Auch eins aus der Naturgeschichte:

So wie das Kind der kühlen Schatten, die Nachtviole, Blüthe treibt,
Wenn sie bey Sonnenfinsternissen die wahre Nacht zu fühlen glaubt,
Doch wenn des Mondes Schatten nicht dem Strom des Lichts den Durchfluß wehret,
Erschrocken Blatt und Knospe schließt, und ihre Blüthe in sich kehret;
So athmet in betrognen Dichtern, theils Weisens niederträcht'ger Geist,
Da andre den geborgten Schimmer, zu Lohensteins Altären reißt;
Doch wenn der Muse wahres Bild mit ungeschminkten Putz sich zeiget,
Fällt Schwulst und falscher Witz dahin, des Dorfs gemeiner Ausdruck schweiget.

Herr Curtius ist an gelehrten Gleichnissen unerschöpflich. Ich schlage sein Lehrgedicht „vom Zustande der Seelen nach dem Tode" *) auf, und finde schon wieder eines aus der Naturgeschichte:

So wie, mit aufgerümpfter Stirn, ein Mann vom heißen Afrerstrande
Des überfrornen Meeres lacht u. s. w;
So zweiffelnd sehn zuerst die Sinnen der Seelen geistig Wesen an.

Dieser Dichter thut weite Reisen um seine Gleichnisse. Eines holt er von „Araxes krummem Strand", das andere „vom heißen Afrerstrande" her. Lohnt es wohl der Mühe, eine Absurdität so weit herzuholen?

*) „Die Schicksale der Seelen nach dem Tode. Ein philosophisches Lehrgedicht".

Anm. des Herausg.

Aus dem X. Theil.

XVII. Den 4 Juni 1761.

166ster Brief.

Wissen Sie denn nicht, daß wir uns vorgenommen, Sie bloß von der deutschen Litteratur zu unterhalten? Die ausländische war für unsern Plan zu weitläuftig; und da wir nicht genug davon sagen konnten, so war unsere Abrede, lieber gar nichts davon zu sagen. Diese Abrede ist Ihnen nicht unbekannt, und Sie fordern gleichwohl eine Nachricht von der „neuen Heloise" *) des Hrn. Rousseau? Gut! da Sie es verlangen, so soll für dieses Mal eine Ausnahme geschehen.

Daß ich dieses Werk gelesen habe, konnten Sie mit Recht voraussetzen. Einen philosophischen Roman, eine zweite Heloise, davon Rousseau der Verf. oder doch wenigstens der Herausgeber ist; ein Werk, das in Paris Aufsehen macht, das man sich in Deutschland aus den Händen reißt, und wovon man allhier in allen Gesellschaften spricht; — konnte ich dieses wohl ungelesen lassen? Sie wissen, mit welcher Begierde ich sonst zuzugreifen pflege, sobald ich nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirne eines kleinen Aufsatzes glänzen sehe.

Aber hätte Rousseau lieber philosophische Aufsätze, als einen Roman geschrieben? Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich in meiner Erwartung betrogen fand. Es hat mir

*) Julie, ou la nouvelle Héloïse. Amsterd. 1761. 8°.

nicht wenig Überwindung gekostet, alle sechs Bücher dieses Romans mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durchzulesen. Man trauet sich Anfangs selber nicht. Seiner eigenen Empfindung zum Trotze, zwingt man sich, gewisse Dinge schön zu finden, die ein allgemeiner Beifall dafür erkannt hat. Durch das Ansehen des Verfassers und des Publikums getäuscht, liest man, ermüdet die Geduld, und macht sich noch immer Hoffnungen, bis man endlich am Rande ist und sich betrogen sieht. Sie finden zwar in dieser Sammlung hier und da vortreffliche Briefe, die eines Rousseau würdig sind; aber was sind es auch für Briefe? solche, in welchen Rousseau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt: über das Lesen der Bücher, über den Zweikampf, über den Selbstmord, über die Musik, über die Erziehung, über die Vergnügungen eines arbeitsamen Landlebens. Sie wissen, was man sich von einem Rousseau über diese Materien versprechen kann! Wo es auf Beredsamkeit und Gründe ankommt, da hat sich dieser Weltweise schon als Meister gezeigt. Allein wie selten hat der Romandichter Gelegenheit, diese Talente anzubringen! und wie wenig ist der Schriftsteller, welcher diese Talente allein, obgleich im höchsten Grade, besitzt, zum Romanschreiben aufgelegt! Eine fruchtbare und unerschöpfliche Dichtungskraft; Kenntniß des menschlichen Herzens, die sich nicht sowohl bei allgemeinen moralischen Betrachtungen verweilt, als in das Eigenthümliche eines jeden Charaktes eindringt; die große Gabe zu erzählen, und die noch größere zu dialogiren; die ächte Sprache der Leidenschaften, welche in dem Herzen des Lesers ein sympathetisches Feuer anzündet, und nicht eher schwärmt, als bis die Einbildungskraft des Lesers vorbereitet ist, mit zu schwärmen: — dieses sind die Eigenschaften, welche man an einem Richardson bewundert, in dem Werke des Rousseau aber vergebens suchen wird. Seine Dichtungskraft hat er in diesem Werke in keine große Unkosten gesetzt; seine Kenntniß des menschlichen Herzens ist mehr speculativisch als pragmatisch; die Erzählungen sind sich ungleich, bald schleppend, bald in vollem Galopp; die Gabe zu dialogiren möchte man ihm fast ganz absprechen, und seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers. Sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspürt, sich mit ihnen zu versteigen.

Am Ende der Sammlung hat der Verf. oder, wie er sich

lieber nennen will, der Herausgeber der Briefe, eine Vorrede nachgesetzt, die er Préface de la nouvelle Héloïse, ou entretien sur les romans, entre l'éditeur et un homme de lettres, betitelt. Hier scheint er die Fehler seines Werks offenherzig genug anzuzeigen, und mit der ihm gewöhnlichen Scharfsinnigkeit von sich abzulehnen. Was er von der guten Absicht eines Romanschreibers und von der Lauterkeit der Moral sagt, die in seinen Briefen gepredigt wird, das lasse ich dahingestellt seyn. Aber die magern Erfindungen und der unnatürliche Vortrag lassen sich durch keine guten Absichten entschuldigen. Ist es eine wahre Geschichte, und haben die einsiedlerischen Schweizer wirklich so geschrieben, als sie der Sammler ihrer Briefe schreiben läßt; so ist er außer Schuld, der Leser aber nichtsdestoweniger befugt, sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

167ster Brief.

Sie sind nicht gewohnt, mit einem allgemeinen Urtheile zufrieden zu seyn, und ich nicht, es dabei bewenden zu lassen. Hier sind die Gründe, die mein vermessenes Urtheil über die Heloise des Hrn. Rousseau veranlaßt haben! — Was die Erfindung betrifft? Urtheilen Sie selbst, ob folgender Plan eine sonderliche Fruchtbarkeit verräth! Julie von Etange und ihre Muhme Clare, zwei liebenswürdige Fräulein, werden von einem jungen Menschen, der unter dem Namen St. Preux vorkommt, in den Wissenschaften unterrichtet. Der Vater der Julie ist abwesend; und ihre allzu gütige Mutter vertraut die beiden Schülerinnen einem jungen wohlgebildeten Weltweisen, ohne von dieser gefährlichen Vertraulichkeit das Geringste zu befürchten. Clare ist ein flüchtiges Mädchen, das zum Verlieben nicht gemacht ist. Sie verehrt ihren Lehrmeister, ohne ihn zu lieben, und kennt keine andere Neigung, als Freundschaft für ihre Julie. In der Folge heirathet sie einen gewissen von Orbe, ohne Neigung; in dem Ehestande liebt sie ihn ohne Zärtlichkeit, und nach seinem Tode beweint sie ihn aus Pflicht. Kurz! die Eindrücke berühren nur die Oberfläche ihrer Seele;

und sie ist zu leichtsinnig, jemals eine große Thorheit zu begehen. Julie aber ist von einem weit fühlbarern Wesen. Die zärtlichen Neigungen treiben in ihre Seele so tief Wurzeln, daß sie sich ihrem Wesen gleichsam einverleiben und über alle ihre Fähigkeiten ausbreiten. Ihr Lehrmeister ist so zärtlich als sie, aber weit ungestümer in seinen Gemüthsbewegungen. Solche empfindungsreiche Seelen sind zu allem, was groß und erhaben ist, aber auch zu großen verliebten Thorheiten aufgelegt. Sie begehen wirklich eben nicht die kleinsten; und wenn ich Fräulein Julie nicht schmeicheln soll, so verführt sie mehr, als sie verführt wird. Die beiden Verliebten reden mit Entzückung von der Tugend, indem sie sich am meisten von ihr entfernen; und predigen in allen ihren Thorheiten nichts als Weisheit. Der Baron von Etange, ein Mann von altem Adel und stolz auf sein Pergament, kommt nach Hause, und will sein Fräulein von keinem geringen Bürger ohne Entgeld unterrichten lassen. Die Mutter merkt endlich die geheime Vertraulichkeit ihrer Tochter mit ihrem Lehrmeister; und da sie weiß, daß der Baron unbeweglich seyn wird, so verzehrt sie sich in ihrem eigenen Kummer und stirbt. Der Vater, welcher nicht lange hernach gleichfalls hinter das Geheimniß kommt, nöthigt seine Tochter, einen Herrn von Wolmar zu heirathen, der ihm in den letzten Feldzuge sein Leben gerettet hat. St. Preux erfährt es, geräth in Verzweiflung, und will sich entleiben; doch ist er vorsichtig genug, seinem Freunde Sir Eduard Bomston, der gleichsam von den Wolken heruntergefallen ist, um ein Freund des Saint Preux zu werden, diesen verzweifelten Entschluß zu melden und seine Meinung darüber zu verlangen. Diese Briefe und die Antwort des Sir Eduard sind die vortrefflichsten in der ganzen Sammlung. Es ist wahr, sie hangen mit dem Reste der Geschichte nicht zusammen, und St. Preux scheint sich nur ermorden zu wollen, um dem Sir Eduard Gelegenheit zu geben, den Selbstmord so unnachahmlich zu bestreiten; denn in dem nächsten Briefe darauf ist alles wieder vergessen. Indessen sind die Briefe an und für sich voll von der erschütternden Beredsamkeit, welche wir an dem Genfer Bürger gewohnt sind, und welcher nichts, die verstockteste Verzweiflung selbst nicht, widerstehen kann. „Bedenke es wohl, Jüngling!" spricht Bomston unter andern; „was sind zehn, zwanzig, dreißig Jahre für ein unsterbliches Wesen? Schmerz und

„Vergnügen vergehen wie ein Schatten; das Leben verfließt in „einem Augenblicke; an und für sich ist es nichts, sein Werth „hängt von dem Gebrauche ab, den man davon macht. Das „Gute, das man gestiftet hat, vergeht nicht, und macht, daß „das Leben etwas wird. — — Hast du im Innersten deines „Herzens noch die kleinste Empfindung von Tugend, so komm „und laß dich unterrichten, wie man das Leben lieben kann. „So oft dich die wilde Lust ankommt, es zu verlassen, sprich „zu dir selbst: noch eine gute Handlung will ich vor meinem „Tode ausüben. Sodann gehe hin, suche einen Dürftigen, der „Hülfe: einen Unglücklichen, der Trost: einen Bedrängten, der „Vertheidigung bedarf. Führe mir die Unglücklichen zu, die zu „schüchtern sind, mich anzusprechen. Nimm meine Börse und „meinen Credit. Nimm hin und mache glücklich, so bin ich „desto reicher. Kann dich diese Betrachtung heute zurückhalten, „so wird sie dich auch morgen, übermorgen, so lange du leben „kannst, zurückhalten. Kann sie aber das nicht, so stirb; du „bist nichts mehr als ein Bösewicht."

Ich komme zur Geschichte zurück. Wolmar ist ein tugendhafter, heiterer Mann, der gut denkt und wenig empfindet. Er ist bei Jahren, hat sich eine große Kenntniß des menschlichen Herzens erworben, ist ein Menschenfreund aus Grundsätzen, nicht aus Empfindung, und liebt eine stille und arbeitsame Lebensart. Das Seltsamste in seinem Charakter ist, daß er das Unglück hat, von dem Daseyn eines höchsten Wesens nicht überzeugt zu seyn. Er begreift sehr wohl, daß dieses ein Unglück für ihn sei; allein die Überzeugung hängt nicht von dem Willen ab.

Dieser einzige Umstand quält Julien. Im Übrigen ist sie glücklich, findet Geschmack an der stillen Landwirthschaft, besorgt ihre ländlichen Geschäfte mit der größten Ordnung und Gemächlichkeit, und wird aus einem schwachen Mädchen die tugendhafteste Frau von der Welt. St. Preux ist bei ihnen auf dem Lande; und der Anblick ihres ruhigen Lebens und fleißigen Wirthschaftswesens besänftigt seine Gemüthsbewegungen, und heilt ihn von der heftigen Leidenschaft, die ihn verzehrt hatte. Er thut eine Reise nach Italien, um allda einen Liebeshandel des Lord Eduard Bomston zu schlichten. Unterdessen stirbt Julie, und die Geschichte hat ein Ende.

Sie sehen, daß in dieser Anlage keine außerordentliche

Situationen Platz finden; und Rousseau selbst macht keinen Anspruch auf Situationen. Nehmen Sie diesen geringen Vorrath von Begebenheiten, dehnen Sie ihn aus, so weit Sie können, und füllen Sie die Lücken mit langen moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten aus; so haben Sie ungefähr die Geschichte der „neuen Heloise", die Briefe ausgenommen, in welchen Rousseau besondere Materien nach seiner Art abhandelt, und die, wie ich Ihnen schon gemeldet, vortrefflich sind.

Und nunmehr sind Sie einigermaßen im Stande, auch von den Charakteren zu urtheilen. Was ist der, sogenannte St. Preux? Er soll der Abälard in der Geschichte seyn, und sie nennen ihn alle den Weltweisen. Den Weltweisen! ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdient? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, welcher in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In seiner Liebe ist er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen; und in seinem übrigen Thun und Lassen finden Sie nicht die geringste Spur von Überzeugung. Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft; und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerinn oder von seinem Freunde an der Hand geführt zu werden. Er trinkt sich einst einen Rausch. Julie macht ihm Vorwürfe, und er verschwört sich den Wein. Sie billigt auch diese Übereilung nicht, und er trinkt wieder, aber nicht mehr, als ihm die beiden Schönerinnen reichen wollen, weil er sich selbst nicht zutrauet, Maaß halten zu können. Und so kindisch unschlüssig ist er in seinem ganzen Wesen. Soll das Beispiel des St. Preux den Stolz der Weltweisen demüthigen? O! er müßte ihnen ähnlicher seyn, wenn sie sich selten schämen sollen.

Lord Eduard Bomston ist ein Engländer, das zeigt ein Name an. Aber sein Charakter? In Paris wird ihn vielleicht Jedermann für englisch halten, aber ganz gewiß in London nicht. Großmuth, Aufrichtigkeit, übermäßiger Stolz auf sein Vaterland, und etwas rauhes und trockenes im Äußerlichen: dieses sind die Züge, welche man der englischen Nation überhaupt zuschreibt. Machen sie aber den Engländer ins-

besonders aus? Gewiß nicht! Jeder Engländer hat, wie Muralt sehr wohl bemerkt, etwas vorzüglich eigenthümliches, das ihn nicht nur von allen Menschen, die außer der Insel wohnen, sondern auch von allen andern Engländern unterscheidet; und dieses Unterscheidungszeichen macht erst den einzelnen Engländer aus.

(Der Beschluß folgt.)

XVIII. Den 11 Juni 1761.

Beschluß des 167sten Briefes.

Man muß die Engländer in England studiren, um diese eigensinnigen Leute zu fassen und gehörig nachahmen zu können. Ich glaube, daß sich auf dieses besondere Unterscheidungszeichen diejenige Art von Witz oder Scharfsinnigkeit gründet, die von den Engländern humour genannt wird, und sich so schwer erklären läßt. Jeder Einfall, jede Handlung, die aus diesem individuellen Zuge eines Charakters fließt, scheint sonderbar; aber sie wirft ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter desjenigen, dem sie zugeschrieben wird; sie gibt uns diesen Menschen in individuo zu erkennen: und dieses sind, wo ich nicht irre, die Eigenschaften des Humors. — Doch ich verliere mich in Betrachtungen.

In dem Charakter des Eduard finde ich nichts, als das Allgemeine, das man mit dem Namen eines tugendhaften Engländers zugleich zu denken gewohnt ist; und auch dieses Allgemeinen hat sich der Verf. nicht mit dem besten Vortheil bedient; denn überhaupt ist Eduard eine episodische Person in dieser Geschichte, von der man sich weit mehr verspricht, als sie in der That zu bedeuten hat.

Der Charakter des Wolmar ist vortrefflich und macht dem Hrn. Rousseau Ehre. Die Erfindung, durch den Umgang mit einem ruhigen, etwas kaltsinnigen, aber äußerst tugend-

haften Manne die ungestümen Leidenschaften zweier Verliebten zu besänftigen; — diese Erfindung sage ich, gehört dem Hrn. Rousseau ganz eigen, und ist seiner würdig. Wie das Getöse jenes aufrührerischen Pöbels sich Anfangs in ein leises Murmeln und dann in eine tiefe Stille verlor, sobald der ehrwürdige Greis seinen Mund aufthat: eben so verliert sich das wilde Brausen der Leidenschaft erst in dem Herzen der Julie, und sodann auch in dem Herzen des St. Preux, durch das Beispiel einer so gelassenen und ruhigen Gemüthsbeschaffenheit, wie die Wolmar's. Die Beschreibung, welche St. Preux von dem Leben der beiden Eheleute macht, ist überaus reizend. Nur schade! daß er öfters zu sehr ins Kleine verfällt und durch die Weitläuftigkeit etwas ermüdet.

Julie ist eigentlich der Philosoph in dieser Geschichte. Sie philosophirt unaufhörlich, nicht wie eine Schülerinn des Saint Preux, sondern wie ein Rousseau: mit demselben Feuer und mit derselben Einsicht. So oft sie den Saint Preux ihren Lehrmeister nennt, so schien mir es immer, als wollte sie seiner spotten. In der That ist sie ihm an Vernunft, Wissenschaft und Weisheit weit überlegen; und sie kann von ihm nichts anders gelernt haben, als etwa die Anfangsgründe der Liebe. Im Übrigen spielt sie in dieser Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen; und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das alle Muster der Tugend, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft. Hr. Rousseau erklärt sich in seiner Unterredung mit einem Homme de lettres öffentlich wider die allzu vollkommenen Muster, und glaubt, daß sie zwar zur Bewunderung, aber nicht sehr zur Nachahmung reizen. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie weit der Charakter der Julie mit diesem Urtheile übereinstimmt. Sie hat Schwachheiten begangen, allein sie ist desto vollkommener; sie war weniger, und wird mehr als ein tugendhaftes Frauenzimmer: sie wird ein Engel. Es kann seyn, daß die Erinnerung ihrer vorigen Fehler sie noch immer in unsern Augen etwas heruntersetzt, und auf die Stufe zurückführt, welche für die Nachahmung nicht zu hoch ist. — Die übrigen Charaktere sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Was soll ich aber zu der Affectensprache des Hrn. Rousseau sagen? Sie wird von allen Seiten mit der größten Lo-

besondere aus? Gewiß nicht! Jeder Engländer hat, wie Muralt sehr wohl bemerkt, etwas vorzüglich eigenthümliches, das ihn nicht nur von allen Menschen, die außer der Insel wohnen, sondern auch von allen andern Engländern unterscheidet; und dieses Unterscheidungszeichen macht erst den einzelnen Engländer aus.

(Der Beschluß folgt.)

XVIII. Den 11 Juni 1761.

Beschluß des 167sten Briefes.

Man muß die Engländer in England studiren, um diese eigensinnigen Leute zu fassen und gehörig nachahmen zu können. Ich glaube, daß sich auf dieses besondere Unterscheidungszeichen diejenige Art von Witz oder Scharfsinnigkeit gründet, die von den Engländern humour genannt wird, und sich so schwer erklären läßt. Jeder Einfall, jede Handlung, die aus diesem individuellen Zuge eines Charakters fließt, scheint sonderbar; aber sie wirft ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter desjenigen, dem sie zugeschrieben wird; sie gibt uns diesen Menschen in individuo zu erkennen: und dieses sind, wo ich nicht irre, die Eigenschaften des Humors. — Doch ich verliere mich in Betrachtungen.

In dem Charakter des Eduard finde ich nichts, als das Allgemeine, das man mit dem Namen eines tugendhaften Engländers zugleich zu denken gewohnt ist; und auch dieses Allgemeinen hat sich der Verf. nicht mit dem besten Vortheil bedient; denn überhaupt ist Eduard eine episodische Person in dieser Geschichte, von der man sich weit mehr verspricht, als sie in der That zu bedeuten hat.

Der Charakter des Wolmar ist vortrefflich und macht dem Hrn. Rousseau Ehre. Die Erfindung, durch den Umgang mit einem ruhigen, etwas kaltsinnigen, aber äußerst tugend-

haften Manne die ungestümen Leidenschaften zweier Verliebten zu besänftigen; — diese Erfindung sage ich, gehört dem Hrn. Rousseau ganz eigen, und ist seiner würdig. Wie das Getöse jenes aufrührerischen Pöbels sich Anfangs in ein leises Murmeln und dann in eine tiefe Stille verlor, sobald der ehrwürdige Greis seinen Mund aufthat: eben so verliert sich das wilde Brausen der Leidenschaft erst in dem Herzen der Julie, und sodann auch in dem Herzen des St. Preux, durch das Beispiel einer so gelassenen und ruhigen Gemüthsbeschaffenheit, wie die Wolmar's. Die Beschreibung, welche St. Preux von dem Leben der beiden Eheleute macht, ist überaus reizend. Nur schade! daß er öfters zu sehr ins Kleine verfällt und durch die Weitläuftigkeit etwas ermüdet.

Julie ist eigentlich der Philosoph in dieser Geschichte. Sie philosophirt unaufhörlich, nicht wie eine Schülerinn des Saint Preux, sondern wie ein Rousseau: mit demselben Feuer und mit derselben Einsicht. So oft sie den Saint Preux ihren Lehrmeister nennt, so schien mir es immer, als wollte sie seiner spotten. In der That ist sie ihm an Vernunft, Wissenschaft und Weisheit weit überlegen; und sie kann von ihm nichts anders gelernt haben, als etwa die Anfangsgründe der Liebe. Im Übrigen spielt sie in dieser Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen; und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das alle Muster der Tugend, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft. Hr. Rousseau erklärt sich in seiner Unterredung mit einem Homme de lettres öffentlich wider die allzu vollkommenen Muster, und glaubt, daß sie zwar zur Bewunderung, aber nicht sehr zur Nachahmung reizen. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie weit der Charakter der Julie mit diesem Urtheile übereinstimmt. Sie hat Schwachheiten begangen, allein sie ist desto vollkommener; sie war weniger, und wird mehr als ein tugendhaftes Frauenzimmer: sie wird ein Engel. Es kann seyn, daß die Erinnerung ihrer vorigen Fehler sie noch immer in unsern Augen etwas heruntersetzt, und auf die Stufe zurückführt, welche für die Nachahmung nicht zu hoch ist. — Die übrigen Charaktere sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Was soll ich aber zu der Affectensprache des Hrn. Rousseau sagen? Sie wird von allen Seiten mit der größten Lo-

beserhebung aufgenommen; man nennt sie erhaben, begeistert, göttlich. Und ich — zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich finde sie spitzfindig, affectirt und voller Schwulst. Hr. Rousseau, der zum Entzücken schön schreibt, so oft er die Sprache der begeisterten Vernunft zu reden hat, scheint über die Natur der Leidenschaften räsonnirt, sie selbst aber niemals gefühlt zu haben; daher es ihm denn so schwer wird, ihre ächte Sprache zu reden. Er will sie durch Ausrufungen und Hyperbeln in einen Zustand von Empfindungen zwingen, welche ihm durch die Erfahrung nicht bekannt genug sind; und dieser Versuch muß allemal mißlingen. Wer eine Empfindung nicht kennt, der trifft schwerlich von ungefähr die rechte Seite des Herzens, welche dieser Empfindung zusagt. Durch Ausrufungen und Hyperbeln wird man heftig und ausgelassen, aber nicht herzrührend. Und ich muß gestehen, daß mein Herz bei allen verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich konnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen; denn was auf Empfindung Anspruch macht, muß entweder Empfindungen erregen, oder es wird abgeschmackt.

Ich kann Sie hiervon durch kein Beispiel überzeugen. Sie müssen nicht einzelne Stellen, sondern ganze Briefe lesen, um hiervon richtig urtheilen zu können. Lesen Sie also z. B. die Briefe des verliebten Weltweisen, und sagen Sie mir, ob Ihnen der Jüngling nicht mehr geschraubten Witz und wilde Einbildungskraft, als eine wahre Leidenschaft zu verrathen scheint? Sie können auch der Julie verliebte Briefe hinzuthun. Sie sind leidlicher als die des Jünglings, aber immer noch unnatürlich genug.

168ster Brief.

Die Frage hatte ich nicht erwartet; ob ich mit der Sprache der Zärtlichkeit so vertraut bin, daß ich alle Farben kenne, welche sie in der Natur bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Charaktere anzunehmen fähig ist? Nein! so theuer möchte ich die Befugniß zum Kunstrichter nicht erkaufen. Doch diese Ausflucht rettet nicht. In der Natur kann vieles seyn, das in der

Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur dem Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen. Lassen Sie uns also sehen, in wie weit Ihre Gründe, die Sie zur Vertheidigung des Rousseau vorbringen, die Wahrscheinlichkeit retten!

Ich räume Ihnen die allgemeinen Grundsätze ein, daß die Leidenschaften die Natur des Bodens annehmen, aus welchem sie hervorwachsen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit der Charaktere ihre Farben verändern; daß dieselbe Gemüthsbewegung diesen niedergeschlagen, jenen geschwätzig: diesen sanft, jenen ungestüm machen kann; daß auch die Grundsätze, welche ein Mensch eingesogen, in der Natur seiner Gemüthsbewegungen vieles verändern. Ein junger Mensch, wie der St. Preux in der „neuen Heloise", der mit einer platonischen Sittenlehre groß geworden, der mehr gelesen als sich umgesehen, und seine vorgefaßten Schulbegriffe durch den Umgang noch nicht gemildert hat: ist gleichsam ein Mensch aus einer andern Welt. Seine hochtrabenden Gesinnungen mischen sich in alle seine Empfindungen mit ein. Was er fühlt, fühlt er mit Entzücken. Was er liebt, ist in seinen Augen göttlich und über die Sphäre der gemeinen Natur hinweg. Er schwärmt mit einem Anscheine der Vernunft; und weiß seinen Grillen selbst einen Firniß von Erhabenheit anzustreichen, welcher sie in seinen Augen der göttlichen Eingebung gleich macht. Er wird also von seiner Leidenschaft mit einer Begeisterung reden, die der Schwärmerei nahe kommt. Alle seine Ausdrückungen werden einen Schwung annehmen, der sie über die gemeine Denkungsart hinwegsetzt. Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. Es kommt also bloß darauf an. Ist die verliebte Sprache des Saint Preux von dieser Beschaffenheit, so habe ich mit Unrecht getadelt.

Allein nunmehr haben Sie mich in die Nothwendigkeit gesetzt, Exempel anzuführen. Gut! ich werde nicht lange wählen. Hier sind einige! — Der Weltweise giebt der Julie in einem Sendschreiben die Flammen zu erkennen, die ihn heimlich verzehren, und die Verzweiflung, in welche sie ihn zu stürzen drohen. Sie thut einigen Widerstand. Endlich entdeckt sie ihm in dem 4ten Briefe, daß sie seit langer Zeit ein gleiches Feuer in ihrer

Brust nähre; und der Weltweise antwortet: „Möchte des Him„mels! Ich hatte eine Seele für den Schmerz, verleihet mir „nur eine für die Glückseligkeit. Liebe! Leben der Seele! „komm! unterstütze die meinige, die bereit ist in Ohnmacht zu „sinken. Unaussprechlicher Reiz der Tugend! unüberwindliche „Kraft der Stimme der Geliebten! Glück, Vergnügen, Ent„zückungen, wie tief dringen eure Pfeile! wer kann ihren An„griff erdulden? O wie kann ich den Strom von Entzückun„gen aushalten, der mein Herz überschwemmt! Wie soll ich „für die quälenden Besorgnisse einer furchtsamen Geliebten bü„ßen! Julie — nein; meine Julie auf den Knien! meine Ju„lie vergießt Thränen!

„Erlaube, erlaube, daß ich das unerwartete Glück, geliebt „zu seyn, recht koste; — geliebt zu seyn, von ihr —; Thron „der ganzen Welt, wie tief erblicke ich dich unter mir! Ich „will ihn tausendmal überlesen, den anbetungswürdigen Brief, „in welchem deine Liebe und deine Empfindungen mit feurigen „Buchstaben aufgezeichnet sind".

Sind nun dieses Empfindungen? frage ich. Nach allen Grundsätzen einer platonischen Liebe! ist dieses eine Sprache des ächten Affects? oder sind es nicht vielmehr frostige Ausrufungen eines Menschen, der sich eine Zärtlichkeit erzwingen will, welche ihm die Natur versagt hat? — Doch weiter! In dem zehnten Briefe spricht er:

„Alles, was Sie mir von der Glückseligkeit unsers gegen„wärtigen Zustandes sagen, ist nicht zu läugnen. Ich fühle es, „daß wir glücklich seyn sollten; und ich bin es dennoch nicht. „Die Weisheit mag immer durch Ihren Mund reden, die „Stimme der Natur redet lauter. Wie kann man ihr widerste„hen, wenn sie sich mit der Stimme des Herzens vereinigt? „Außer Ihnen sehe ich nichts in dieser irdischen Wohnung, das „meine Seele und meine Sinne zu beschäftigen würdig wäre; „nein, ohne Sie achte ich die ganze Natur nicht; aber ihr Reich „ist in Ihren Augen, und nur da ist sie unüberwindlich" (welche kindische Spitzfindigkeiten!). „Was für unaussprechliche „Widersprüche liegen in den Empfindungen, die Sie mir ein„flößen! Ich bin zu gleicher Zeit unterwürfig und verwegen, „ungestüm und zurückhaltend. Ich kann die Augen nicht zu „Ihnen erheben, ohne einen innerlichen Kampf zu empfinden. „Ihre Blicke, Ihre Stimme senden in mein Herz, mit der

„Liebe zugleich, die rührende Annehmlichkeit der Unschuld, einen „göttlichen Reiz, den man ohne Bedauern nicht auslöschen kann. „Wenn ich mich noch zu wünschen unterstehe, so geschieht es „niemals anders als in Ihrer Abwesenheit. Meine Begierden, „die sich zu Ihnen nicht hinwagen, wenden sich indessen zu Ih„rem Bilde; und an ihm räche ich mich für die Hochachtung, „die ich Ihnen zu bezeigen genöthigt bin.

„Indessen verschmachte ich und verzehre mich. Das Feuer „fließt durch meine Adern, nichts kann es auslöschen oder mil„dern; ich fache es nur mehr an, indem ich es zwingen will. „Ich sollte glücklich seyn; ich bin es auch, das gestehe ich. Ich „beklage mich keineswegs über mein Schicksal; so wie es ist, „möchte ich mit allen Königen der Erde nicht tauschen. In„dessen quält mich ein wirkliches Übel, und ich suche umsonst „ihm zu entkommen; ich möchte nicht gern sterben, und den„noch sterbe ich. Ich möchte für Sie leben, und Sie geben „mir den Tod".

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? Nicht wahr? kaum mittelmäßig. Stellen Sie sich aber vor, daß der junge Mensch eine Menge von verliebten Briefen in diesem Tone fortleiert, daß die Geschichte öfters in einem ganzen Buche nicht von der Stelle kommt, und man nichts anders, als dergleichen gekünstelte Empfindungen, geschraubte Gedanken und zärtliche Antitheſen, zu lesen hat. Stellen Sie sich dieses alles vor: denn ich müßte alles abschreiben, wenn ich es Ihnen beweisen wollte; und nun sagen Sie mir, ob der geduldigste Leser nicht endlich über einen solchen Vortrag ermüden, und das Buch mehr als einmal aus den Händen werfen muß?

Ich muß noch eine Stelle ausschreiben, den Anfang des 14ten Briefes:

„Was hast du gethan? Ach! was hast du gethan, meine „Julie? Du wolltest mich belohnen, und du hast mich hinge„richtet. Ich bin trunken, oder vielmehr rasend. Meine Sinne „sind außer sich, alle meine Fähigkeiten hat der tödtliche Kuß „in Verwirrung gebracht. Du wolltest meine Schmerzen lin„dern? Grausame! du hast sie nur heftiger gemacht. Gift „habe ich auf deinen Lippen gesammelt. Es gährt, es entzün„det mein Blut, es tödtet mich; und dein Mitleiden bringt „mich um.

„O unsterbliches Andenken jenes Augenblicks der Verblen-

„dung, der Raserei und der Bezauberung, niemals, niemals „wirst du in meiner Seele verlöschen; und so lange die Reizun„gen der Julie in derselben eingeprägt sind, so lange mein be„wegtes Herz mir noch Empfindungen und Seufzer darreicht, „wirst du die Strafe und das Glück meines Lebens aus„machen". Er schließt diesen heftigen Brief mit einer Antithese: „O Julie! ich kann in dem Zustand nicht länger leben, in wel„chem ich mich befinde. Ich fühle es, daß ich sterben muß zu „deinen Füßen — oder in deinen Armen".

Er bekommt in einer Entfernung einen Brief von der Julie, und antwortet: „Was habe ich ausgestanden, indem ich „ihn bekam, den so feurig gewünschten Brief! Ich erwartete „den Postreiter im Posthause. Kaum wird das Packet eröffnet, „so nenne ich meinen Namen, werde ungestüm; man sagt mir, „es sei ein Brief da; ein Schauer überfällt mich: ich fordere „ihn, getrieben von einer tödtenden Ungeduld; ich bekomme ihn „endlich. Julie, ich erblicke die Züge deiner angebeteten Hand. „Meine zittert, indem ich sie ausstrecke, den kostbaren Schatz „anzunehmen. Ich hätte die geheiligten Buchstaben gern tau„sendmal geküßt. O! wie vorsichtig ist eine furchtsame Liebe! „Ich getraue mir nicht, vor so viel Zeugen den Brief an den „Mund zu bringen oder zu eröffnen. Ich entwische schleunig. „Die Kniee zittern unter mir. Meine zunehmende innerliche „Bewegung läßt mich kaum auf den Weg Achtung geben. „Bei dem ersten Umwege öffne ich den Brief" —. Dem Him„mel sei Dank! Was glauben Sie, daß nun endlich in diesem Briefe gestanden? Die Wiederholung dessen, was St. Preux so oft von seiner Geliebten gehört, und der Leser schon mehr als zu oft hat lesen müssen. Ich glaube, daß alle diese Unruhen in der Natur möglich sind; wer wird aber alles beschreiben, was in der Natur möglich ist?

(Der Beschluß folgt.)

XIX. Den 18 Juni 1761.

Beschluß des 168sten Briefes.

Endlich wird St. Preux ganz abenteuerlich. In der strengsten Jahreszeit hält er sich auf freiem Felde zwischen ungeheuren Gebirgen auf. Er kann allda von einem Hügel vermittelst eines Teleskops die Stadt entdecken, wo Julie wohnt; und hier bringt er, wie er seiner Julie schreibt, den ganzen Tag zu, „die beglückten Mauern zu betrachten, welche die Quelle seines Lebens einschließen". „Ich schütze mich vor der außerordentlichen Kälte", schreibt er ferner, „durch Laufen und durch „trockene Blätter und Reiser, die ich anzünde; der wilde Ort „gefällt mir so sehr, daß ich mir Papier und Dinte hergetragen „habe; und hier schreibe ich auf einem Felsenstücke."

„O Julie! Julie!" fährt er fort; „wir sollen also nicht „vereinigt seyn? Unsere Tage sollen nicht zusammen hinfließen? „Wir sollten auf ewig getrennt seyn können? Nein! niemals „stelle sich dieser entsetzliche Begriff meinem Geiste vor. Er verändert in einem Augenblicke meine erweichte Zärtlichkeit in Raserei. Die Wuth treibt mich von Höhle zu Höhle. Wider „meinen Willen entfahren mir laute Seufzer und Wehklagen. „Ich brülle wie ein aufgebrachter Löwe. Ich bin zu allem aufgelegt, nur nicht, dir zu entsagen. Nichts, nichts in der „Welt weigere ich mich zu thun, um dich zu besitzen, oder zu „sterben". Er beschließt diesen wilden Brief auf eine eben so seltsame Weise. „Ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen", spricht er. „O Julie! Sie wissen den uralten Gebrauch „des Leucadischen Felsen, der letzten Zuflucht unglücklicher Liebhaber. Dieser Ort gleicht ihm in vielen Stücken. Der Felsen „ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung". Für einen Menschen, der so herzhaft droht, möchte ich wohl schwören, daß er lieber durch's Teleskop gucken, als sich ins Wasser stürzen wird. Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, daß er zu solchen abgenutzten romanenhaften Touren seine Zuflucht nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abenteuer in allen Romanen des Richardson, so will ich die Julie eine Schwester der Pamela nennen. Dieser Engländer soll in einem Schreiben an einen seiner Freunde in Deutsch-

land zu erkennen gegeben haben, es wäre ihm unmöglich, die Julie des Hrn. Rousseau zu lesen. Ich glaube es; und mich dünkt, es wäre ihm noch weit unmöglicher gewesen, sie zu schreiben.

Ich habe bereits mehr als einmal gesagt, und muß es nochmals wiederholen, daß die besonderen Materien, welche Hr. Rousseau in diesem Romane abhandelt, vortrefflich ausgeführt sind. Nur der Roman, dünkt mich, ist seiner unwürdig; und verdient den Beifall nicht, den er erhalten hat.

169ster Brief.

Herr Rousseau hat wohl eingesehen, daß die Schreibart seiner Verliebten zu tadeln sei. Der Gelehrte, mit dem er sich unterredet, spricht in der Vorrede: „Wollen Sie denn das „Briefe nennen? ist das ein Briefstyl? Wie voller Ausrufungen! voller Würze! Wie viel emphatische Heftigkeit, gemeine „Dinge herzusagen! Mit was für großen Worten werden die „kleinsten Vernunftgründe vorgetragen! Wahrer Sinn und Richtigkeit ist selten; Feinheit, Kraft und Gründlichkeit aber nirgend darin anzutreffen. Der Ausdruck ist beständig in den „Wolken, und die Gedanken kriechen. Sind es anders wirkliche Personen, so gestehen Sie, daß ihre Schreibart sehr unnatürlich sei".

Aus der Antwort des Hrn. Rousseau aber werden Sie ersehen, daß sich dieser Weltweise von der Natur der Affectensprache gar seltsame Begriffe macht. „Glauben Sie", spricht er unter andern, „daß die wahren Leidenschaften so lebhaft, so „stark, so farbenreich sprechen, als ihr in euren Schauspielen „und in euren Romanen bewundert? Keinesweges! die Leidenschaften sind so voll von sich selber, daß sie sich mehr mit „Überfluß als mit Kraft ausdrücken". Das dächte ich nicht. Meines Erachtens sind die zärtlichen Leidenschaften nichts weniger als schwatzhaft. Zorn und Verzweiflung pflegen, indem sie Erleichterung suchen, sich mit Überflusse zu ergießen; aber wahre Zärtlichkeit ist zu schüchtern, mit Worten zu prahlen und ihren Überfluß auszukramen. Wenn ihr die Empfindungen zuströmen, so drückt sie solche zwar nicht farbenreich, aber auch durch kei-

nen Schwall von Worten aus, der mehr Überfluß als Kraft anzeigt.

Rousseau fährt fort: „Ein Brief, welchen die wahre Liebe „dictirt, der Brief eines Liebhabers, welcher ächte Leidenschaft „empfindet, wird weitschweifig, ausgedehnt, voller Unordnungen, „Wiederholungen und langen Reden seyn. Sein Herz, das „von einer überströmenden Empfindung voll ist, wiederholt be„ständig eben dasselbe, und wird niemals fertig: wie eine reiche „Quelle, die unaufhörlich fließt und sich niemals erschöpft. „Nichts sticht hervor, nichts ist merkwürdig; man behält weder „Worte, noch Wendungen, noch Redensarten; man bewundert „nichts, wird von nichts frappirt. Indessen wird man gerührt, „und weiß nicht, warum." Was von der Weitschweifigkeit der Affectensprache gesagt wird, begreife ich nicht. Ich glaube, es sei nichts unerträglicher, als wenn das Pathetische weitschweifig wird. Die Unordnungen und Wiederholungen aber müssen in der Natur der Leidenschaft ihren guten Grund haben, und nicht auf Gerathewohl angebracht werden. Die Unordnung muß sogar nur anscheinend seyn. Es fehlen schulmäßige Übergänge und Verbindungen der Begriffe; allein wer Gefühl hat, wird sie nicht vermissen, und in dieser scheinbaren Unordnung eine weit höhere Ordnung, die Ordnung der Empfindungen, wahrnehmen. Die Wiederholungen sind nur bei solchen Empfindungen erlaubt, die in dem Zustande, worin wir sind, alle übrige an Lebhaftigkeit übertreffen. Hier sind die Wiederholungen natürlich, und hier thun sie die beste Wirkung. Aber ohne Ursache wiederholen, ohne Maaß weitschweifig seyn, und die Ordnung der Gedanken zerstören, ohne sich eine wichtigere Ordnung, die Ordnung der Empfindungen, leiten zu lassen; beweist mehr einen müßigen Schwätzer, als einen tiefgerührten Liebhaber.

Rousseau sagt ferner: „In dieser Art von Briefen wer„den die Gedanken gemein, und die Schreibart dennoch nicht „alltäglich seyn. Die Liebe ist eine Verblendung; sie schafft „sich, so zu sagen, eine andere Welt; sie umgiebt sich mit Ge„genständen, die nicht vorhanden sind; und da sich alle ihre „Empfindungen in Bilder verwandeln, so wird ihre Sprache „bilderreich seyn. Aber diese Bilder werden keine Richtigkeit, „keine ordentliche Folge haben; ihre Beredsamkeit besteht in der „Unordnung; sie beweist mehr, je weniger sie schließt". Sie

können sich leicht vorstellen, was aus diesen Grundsätzen für eine Sprache der Leidenschaften hat entstehen müssen! Sie ist, wie wir gesehen haben, bilderreich, weitschweifig und unordentlich geworden.

170ster Brief.

Der letzte Brief des Herrn von Wolmar, in welchem er dem St. Preux den Tod der Julie meldet, sagt man, sei ein Meisterstück. Ich räume es ein, wenn von den Grundsätzen, wenn von den philosophischen Betrachtungen die Rede ist, welche in diesem Briefe vorkommen. Soll ich aber die Standhaftigkeit der Julie, und ihren mehr als sokratischen Muth bewundern, mit welchem sie in ihren letzten Stunden den Tod erwartet; so muß sich Julie als eine Sterbende zeigen. Sie muß noch eine starke Seele in einem vom Fieber entkräfteten Körper blicken lassen; ich muß das Leiden ihres Geistes und seinen Triumph über die Plagen des Körper wahrnehmen, wenn ich jene wollüstige Empfindung genießen soll, die von Mitleiden und Bewunderung zusammengesetzt ist, und durch diese Zusammensetzung jenes erhabener und diese sanfter macht. Julie aber übersteigt die Sphäre der Menschheit. Das Fieber verzehrt ihren Körper; und gleichwohl ist sie in ihrem Thun und Lassen, als wenn sie die vollkommenste Gesundheit genösse. Ihr Sterben ist ein sanftes Hauptneigen, wie das Sterben auf der Schaubühne. Einige Stunden vorher macht sie ihr Zimmer rein, besorgt ihren Nachttisch, kleidet sich mit Wahl und Sorgfalt an. „Geschmack und Annehmlichkeit zeigten sich in „ihrem nachläßigen Putze. Man hätte sie eher für eine Staats„dame ansehen sollen, die Gesellschaft erwartet, als für eine „Landedelfrau, die den Tod erwartet". Sie geht zu Tische, sie genießt etwas, trinkt ein Glas Wein, und beredet ihre Freunde zum Essen. „Kurz", sagt Rousseau, „eine Hausfrau, die ihren „Gästen ihre Aufwartung zu machen beflissen ist, kann in ge„sunden Tagen sich nicht höflicher, verbindlicher und liebenswer„ther gegen ihre Fremden betragen, als die sterbende Julie ge„gen ihre Familie". Den ganzen Tag ist ihr Geist in einer unaufhörlichen Wachsamkeit. Sie philosophirt, sie vermahnt, sie tröstet, sie beweist und widerlegt. Ich sehe allenthalben

Rousseau, nirgend ein sterbendes Frauenzimmer; und bin all Augenblicke geneigt zu zweifeln, ob Julie auch krank sei.

So geht es mit den übermäßigen Verschönerungen des Ideals. Man will die Bewunderung höher treiben, und wird unglaubhaft. Einen Sokrates, der bei muntern Leibeskräften den gewissen Tod mit Sonnenuntergang erwartet, bewundert man, daß er den letzten Tag seines Lebens noch in dem Schooße der Weltweisheit hinbringen kann, und über alle Zerstreuungen hinweg ist, die einen gemeinen Sterblichen in seinen Umständen alles Nachdenkens unfähig gemacht haben würden. Allein das Urtheil eines Arztes ist so unwiderruflich nicht, als das Urtheil der Athenienser; und wenn wir sehen, daß der Kranke selbst seine Schwachheit verläugnen, und nach langen ermüdenden Unterredungen noch vier oder fünf Seiten in einem Odem wegphilosophiren kann, so glauben wir ihm mehr als dem Arzte: und die Bewunderung verschwindet. Ja die Julie ist allen Anwesenden an Munterkeit und Kräften weit überlegen. Sie belehrt ihren Prediger, überzeugt einen Wolmar, tröstet die Frau von Orbe, entwirft einen Plan zur Erziehung ihrer Kinder, und disputirt über den Zustand der abgeschiedenen Seelen: ohne daß sie das Fieber jemals erinnert, sie habe genug geredet. Wolmar erinnert sie einst daran, und sie antwortet sinnreich genug: „ja für eine Kranke rede ich vielleicht zu viel, „aber nicht für eine Sterbende. Ich werde bald gar nicht mehr „reden". Sie setzt hinzu, um das Vermögen zu philosophiren zu entschuldigen, das einem Sterbenden vielleicht nicht geziemt: „Ich mache jetzt keine Vernunftschlüsse mehr, aber ich habe „welche gemacht. Ich wußte in gesunden Tagen gar wohl, daß „ich sterben müsse. Ich habs oft über meine letzte Krankheit „nachgedacht, und jetzt mache ich mir meine Vorhersehung zu „Nutze. Ich bin nunmehr weder zum Denken noch zum Ent„schließen aufgelegt. Ich sage nur, was ich gedacht, und thue, „was ich beschlossen habe". Eine feine Distinction! mit der sich allenfalls der Herr von Wolmar, aber gewiß das Fieber nicht abweisen läßt.

Man sieht gar deutlich, daß es dem Hrn. Rousseau mehr um seine philosophischen Materien, als um den Roman zu thun gewesen. Er hat keinesweges den Plan zur Geschichte zuerst entworfen, und sodann überlegt, welche Materien wohl als Episoden darin Platz finden könnten; sondern die Materien waren

abgehandelt: und um sie zu verbinden und ein Ganzes daraus zu machen, erfand er eine Geschichte, die aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zwar sinnreich genug ist, aber in der That mehr eine beständige Kette von Episoden, als eine wohlgeordnete Geschichte genannt werden kann. — So ist es, und deswegen danke ich gar schön für des Hrn. Rousseau Roman; und lese hingegen die schönen Abhandlungen, die außer der Verbindung, in welcher sie stehen, vortrefflich sind!

171ster Brief.

Man hat auch schon angefangen, von der „neuen Heloise" eine deutsche Übersetzung, sauber gedruckt und mit einem Titelkupfer geziert, zu liefern *). Daß sie übersetzt werden würde, war zu vermuthen; man kennt das rüstige Volk unserer Übersetzer, und die heißhungrige Begierde, mit welcher sie über ein Werk wie die Julie herfallen mußten. Daß man sie aber mißhandeln würde? Auch dieses war nicht unerwartet. Die gekünstelte und an sehr vielen Stellen dunkele Sprache des Rousseau erfordert Zeit und Aufmerksamkeit; und unsern gewöhnlichen Übersetzern fehlt gemeiniglich beides. Sie übersetzen, ohne zu lesen; und arbeiten mit einer Eilfertigkeit,

Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind.

Sie übersetzen einen Gedanken, ohne zu wissen, was für einer darauf folgen wird. Wie können sie sich also um Deutlichkeit, Zusammenhang und Schönheit des Styls bekümmern? Kommt noch die Unwissenheit der Sprache hinzu, so muß nothwendig die vortrefflichste Urschrift in ein solches Geschmiere verwandelt werden —, wie unsere meisten Übersetzungen zu seyn pflegen. Man kann sagen: unsere elenden Übersetzer machen den Originalschriftstellern der Nation Ehre; denn wer die Schriften der Ausländer nur aus Übersetzungen kennt, der wird immer lieber unsere mittelmäßigen Originale lesen, weil doch wenigstens Menschenverstand darinnen ist.

*) Leipzig in der Weidmannischen Handlung. 1761.

Die deutsche Übersetzung der Heloise ist in dem „Hamburgischen Correspondenten" ungemein getadelt worden. Ich glaube dieses Räthsel leicht auflösen zu können. Die Ungleichheit der Übersetzung zeigt gar deutlich, daß verschiedene ganz ungleiche Hände daran gearbeitet haben müssen. Daher sind manche Briefe gut, manche erträglich übersetzt, und in manchen zeigt sich die elendeste Unwissenheit von der Welt. Es ist sicher zu verwundern, wie ein Mensch, der die gemeinsten französischen Redensarten nicht versteht, so unverschämt seyn kann, sich an eine so schwere und undankbare Übersetzung zu wagen. Der angeführte Recensent hat eine Menge von groben Schnitzern angezeigt, die er hier und da im Durchlesen bemerkt hat. Daß aber der Übersetzer ja nicht glaube, das wären sie alle! Ich habe nur wenige Briefe mit dem Originale verglichen, denn die Arbeit ist gar zu ekelhaft; und hier ist eine kleine Nachlese, darüber Sie erstaunen werden. Ich konnte mich sicher darauf verlassen: wo ich im Deutschen gar zu groben non-sense, gar zu plumpe Ungereimtheiten bemerkte, da konnte ich zuversichtlich auf einen Übersetzungsfehler Jagd machen, und mir eine gewisse Beute versprechen. Z. E. der Übersetzer sagt (im 4ten Briefe): „Wie sollte dieses Herz, das nichts verbergen kann, „dir seine übrige Schwachheit verbergen? Ach! den ersten „Schritt, der das meiste kostet, den sollte es nicht thun". Das Herz soll den ersten Schritt nicht thun? So schreibt kein Rousseau. Ich schlug auf und fand: le premier pas, qui coûte le plus, étoit celui, qu' il ne falloit pas faire. — Doch Kleinigkeit! hören Sie weiter! „Du weißt es, und deine „Reue wird es bestärken". Tu le sais, sagt das Original, et tes remords en augmenteront. — „Ich sehe, ich fühle all„zuwohl", heißt es im Deutschen, wohin der erste Schritt ver„leitet, und doch suchte ich gar nicht mein Unglück zu voll„enden, sondern ihm zu entgehen". Welcher Unverstand! Ich suche nicht mein Unglück zu vollenden, sondern ihm zu entgehen! Je ne cherchois pas à préparer ma ruine, mais à 'éviter, sagt Rousseau; und aus dem préparer ist in der Übersetzung vollenden geworden!

(Die Fortsetzung folgt.)

XX. Den 25 Juni 1761.

Fortsetzung des 171sten Briefes.

Noch immer in demselben Briefe: „Denke jedoch nicht, „daß es mir unbekannt wäre, daß es mir gebühre Bittschriften „anzunehmen, und daß ich, um mir Gehorsam zu verschaffen, „nichts thun darf, als mich aus List verächtlich machen." Verstehen Sie das? unmöglich! Pour me faire obéir, sagt Rousseau, je n'avois qu'à me rendre avec art méprisable. Nun ist der Verstand deutlich. Durch Verstellung sich eine Herrschaft über den Geliebten anmaßen, nennt Julie: sich mit Kunst verachtungswürdig machen.

Der 5te und 6te Brief sind erträglich. Im 7ten sagt der Übersetzer: „daß sie uns doch fehlet, diese geschickte Frau, deren „Verlust du für unsern Vortheil hältst! Er wäre es gewesen", „wenn wir gleich Anfangs in sichere Hände gerathen wären; allein jetzt, da wir aus ihren Händen kommen, sind wir zu wohl unterrichtet" u. s. w. Welche Verwirrung! Ich schlug nach, und fand einen ganz andern Gedanken. „Vielleicht wäre es besser gewesen", heißt es in der Urschrift, „statt in ihre Hände zu kommen, gleich „Anfangs in sichrere Hände zu gerathen". Allein il l'eût été, was kann das anders heißen, als: „er wäre es gewesen"!

Daß der Übersetzer étourderie sehr einfältig durch Einfalt gegeben, hat bereits der Hamburgische Recensent erinnert; allein er hat in eben demselben Briefe raisonneuse, wo es offenbar Vernünftlerinn heißen soll, durch Schwätzerinn gegeben, und macht durch diesen Schnitzer die ganze Stelle unverständlich.

Sie haben genug. O noch lange nicht! die lustigen Schnitzer werden erst noch kommen. St. Preux beklagt sich, die Julie sehe für eine schmachtende Liebhaberinn zu munter aus; und er wünscht mehr Kennzeichen einer verliebten Sehnsucht in ihrer Gesichtsbildung anzutreffen. Sie findet diese Klage seltsam; comptiez-vous, fragt sie, de me respecter aussi longtems que je ferois peur, et de vous retracter quand je deviendrois supportable? d. i.: „dachten Sie etwa, „mich so lange zu verehren, als ich schrecklich aussähe, und zu „rückzuweichen, sobald mein Gesicht erträglich würde?" Nun

hören Sie, wie unser Übersetzer die Stelle versteht! „oder mach„ten Sie sich vielmehr die Rechnung, mich so lange zu vereh„ren, als ich furchtbar wäre, und wenn ich verträglicher „würde, Ihre Ehrfurcht zurück zu nehmen?" Wenn sich doch unsere Übersetzer wenigstens die Mühe geben wollten, die Wörterbücher nachzuschlagen! Faire peur, furchtbar seyn, und supportable, verträglich: solche grobe Schnitzer würden ihnen doch unmöglich entwischen können.

Je vous dirai, sagt St. Preux zur Julie, ce que les autres auront pensé; vous me direz sur le même sujet, ce que vous pensez vous-même, et souvent après la leçon j'en sortirai plus instruit que vous, — „und oft werde ich in der Lehrstunde mehr gelernt haben als Sie". Unser Übersetzer sagt: „und oft werde ich noch gelehrter aus der Lehrstunde „kommen als Sie". So! und also macht sie ihn in der Lehrstunde noch gelehrter, als sie selbst ist?

On s'exerce à voir, comme à sentir, ou plutôt une vue exquise n'est qu'un sentiment délicat et fin. Diese Sentenz muß dem Übersetzer Anfangs paradox geschienen haben. Er kam also auf den unglücklichen Einfall, zu verbessern; nahm das Sehen allhier im uneigentlichen Verstande, und setzte: „man übt sich im Denken, wie im Empfinden; oder viel„mehr, eine vortreffliche Kenntniß ist nichts als ein zärtliches „und feines Gefühl". Auf derselben Seite kommt der Gedanke s'exercer à voir, comme à sentir zum zweiten Male vor. Daselbst merkt der Übersetzer endlich, daß seine Verbesserung unschicklich sei, und läßt es beim natürlichen Verstande bewenden; allein, was einige Zeilen vorher geschrieben war, blieb stehen.

Julie schickt ihrem Liebhaber Geld zu Reisekosten. Als er sich weigert, es anzunehmen, giebt sie ihm deswegen Verweise, und spricht unter andern: entre deux coeurs unis, la communauté des biens est une justice et un devoir, et si je me trouve en arrière de ce qui me reste de plus qu'à vous, j'accepte sans scrupule ce que je réserve, et je vous dois ce que je ne vous ai pas donné. Der Gedanke ist nichts außerordentliches, allein, nach Gewohnheit dieser pretiösen Verliebten, seltsam gewendet. Julie will sagen: sie habe zwar mehr behalten, als sie ihrem Liebhaber geschickt hat; allein sie trüge kein Bedenken, den Überschuß anzunehmen, und wollte

ihm so viel schuldig bleiben. Unser Übersetzer aber, der gut genug übersetzt zu haben glaubt, wenn er die Stellen, die er im Französischen nicht versteht, im Deutschen eben so unverständlich macht, verdeutscht: „wenn ich dem, was ich mehr als Sie besitze, einen Überfluß habe, so nehme ich gleichsam das, was „ich zurückhalte, ohne Bedenken an, und bleibe Ihnen nicht „das schuldig, was ich Ihnen nicht geben könnte". Können Sie sich etwas unsinnigeres vorstellen? Man sieht, daß der Mann im Finstern tappt, und um sicher zu gehen, sich an seinen Vorgänger fest anschließt; allein er geht so ängstlich, daß jeder Tritt ein kleiner Fall wird.

Sagen Sie mir doch, was das heißen soll? „niemals „habe ich deutlicher bemerkt, was für ein innerer Zug mich nö„thiget, unser gemeinschaftliches Daseyn nach dem Zustande „meiner Seele auf verschiedene Arten einzurichten". Der unglückliche Mann! er hat sich abermals an seinen Führer festgehalten; er hat Wort für Wort nachgelallt, was die Urschrift sagt, und gleichwohl versteht ihn kein Mensch. Je n'ai jamais mieux remarqué, sagt der schwärmerische St. Preux, avec quel instinct je place en divers lieux notre existence commune selon l'état de mon ame. Der Gedanke ist entsetzlich gekünstelt, aber doch zu verstehen. „Ich habe niemals „so deutlich bemerkt, wie sehr mein Gemüth geneigt ist, unser „unzertrennliches Daseyn bald hierher, bald dorthin zu versetzen, „nachdem der Zustand meiner Seele so oder anders beschaffen „ist". Die Folge macht den Gedanken deutlicher; allein nach der deutschen Übersetzung ist gar kein Menschenverstand hineinzubringen.

Was heißt das: „das schlimmste ist, daß alle diese Übel „mein ärgstes unaufhörlich vergrößern"? Wort zu Wort! Le pis est que tous ces maux empirent sans cesse mon plus grand mal. Die Übersetzung ist getreu. Wer kann dafür, daß mon plus grand mal hier nicht durch mein ärgstes gegeben werden muß! Wenn die Arbeit fördern soll, so kann man unmöglich auf solche Kleinigkeiten sehen.

Ah que ne me trahissois-tu? „Ach warum verriethst „du mich doch?" sagt der Übersetzer. — Werden Sie nicht bald müde seyn? höre ich Sie fragen. O ja! ich bin es schon. Doch ich will den 36sten Brief in der Übersetzung nicht umsonst gelesen haben. Sie müssen ein paar Stellen daraus hö-

ren. Baise cette lettre, hebt Julie an, et saute de joye pour la nouvelle que je vais t'apprendre; mais pense que pour ne point sauter et n'avoir rien à baiser, je n'y suis pas la moins sensible; d. i. „küsse diesen Brief, und tanze „vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir zu melden habe; „du kannst aber glauben, daß ich, die nicht tanzt und nichts „zu küssen hat, deswegen nicht weniger vergnügt darüber sei". Unser elender Übersetzer sagt: „küsse diesen Brief, und springe „vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir erzählen will; wisse „aber, wenn du nicht springst, und ihn nicht küssen willst, so „bin ich die Allerunempfindlichste". Ist eine so armselige Übersetzung nicht tief unter der Kritik?

Je ne jugeai pas à propos, ich hielt es nicht für dienlich; der Übersetzer meint, à propos heißt allenthalben die rechte Zeit.

Il falloit feindre de la tristesse, et le faux rôle que je me vois contrainte à jouer m'en donne une si véritable, que le remords m'a presque dispensée de la feinte. Der Übersetzer sagt gerade das Gegentheil: „die falsche Rolle, die „ich zu spielen genöthigt bin, erweckt mir eine so wahre Be„trübnis, daß mein Gewissen mich beynahe von der Verstel„lung freyspricht". Freilich! dispenser heißt auch freisprechen; aber hier spricht das Gewissen die Julie nicht frei, sondern es „überhebt sie der Mühe", sich zu verstellen.

Sie werden leicht glauben, oder Sie sollten mir den Unglauben theuer bezahlen müssen, daß einem solchen Übersetzer tausend kleine Unrichtigkeiten entwischen, die man, ohne Ekel zu erregen, nicht aufmutzen kann; daß man ihm unnatürliche Redensarten, französisch-deutsche Wortfügungen und überhaupt den Mangel der Zierlichkeit gern übersieht, und nur da ein wenig stutzt, wo man unmöglich einen Menschenverstand herausbringen kann. Und gleichwohl werden solche Übersetzungen von unserm nachsichtsvollen Publico gut aufgenommen; und es findet sich auch wohl noch hier und da ein Zeitungsschreiber, der das Herz hat sie anzupreisen.

Aus dem XI. Theil.

III. Den 13 Aug. 1761.

181ster Brief.

Sie lesen die philosophisch-politischen Schriften der Herrn Schweizer mit Vergnügen? Sie lieben den patriotischen Ton, der in ihren Aufsätzen herrscht, und allen ihren Gedanken und Wendungen Feuer, Kühnheit und Nachdruck giebt? Nun, so wird Ihnen die beikommende Schrift desto angenehmer seyn, da sie dieselben Vorzüge hat und in unserm Vaterlande entstanden ist. Sie handelt „vom Tode für das Vaterland" *); eine Materie, die Sie näher angeht, und gewiß die Feder eines Patrioten, der aber auch zugleich ein Weltweiser ist, verdient. Das Titelblatt ist mit einer saubern Vignette von der Erfindung und Arbeit unseres Hrn. Meil's geziert, auf welcher die Erschlagenen bei Thermopylä zu sehen sind; nebst einer antiken Urne, mit dem berühmten griechischen Epigramm des Simonides, das im Deutschen ungefähr folgendergestalt lauten würde: O Wandersmann, melde den Lacedämoniern, daß wir hier liegen, unsere Landesgesetze befolgend.

Diese Broschüre hat mich in verschiedenen Betrachtungen ungemein vergnügt. Der richtige Inhalt, die so schöne als gründliche Ausführung, die öftere Erwähnung unseres Kleist, und die bei dieser Gelegenheit so natürliche Reflexion auf Sie: alles dieses that eine so angenehme Wirkung auf mich, daß ich das Werkchen mehr als einmal lesen mußte. „Der Inhalt?" fragen Sie spöttisch; „können diesen auch müßige Weltweisen „vor ihrem Schreibpulte beherzigen?" Sie haben Recht. Ihnen ein solches Werk anpreisen, heißt mit jenem Schwätzer dem Hannibal eine lange Rede von der Kriegskunst halten. Allein es muß Ihnen doch angenehm seyn, zu hören, was sich ein Weltweiser auf seiner Studirstube vom Tode für's Vaterland

*) Berlin, bey Friderich Nicolai. 1761. (Der Verf. ist Thomas Abbt. — D. H.)

für Begriffe macht. Zu Sparta würde man zu einem solchen Schriftsteller gesagt haben: preise nicht den Tod für's Vaterland, stirb ihn; allein unser Vaterland ruft Gottlob! noch nicht jedweden Arm zu seiner Vertheidigung herbei, und auch nicht jeder Arm ist geschickt, dasselbe zu vertheidigen. Es sei immer den unkriegerischen Weltweisen vergönnt, die große Pflicht in der Einbildungskraft zu feiern, die sie nicht im Stande sind auszuüben; das zu denken, was sie und ihre tapfern Mitbrüder unter der Aufsicht ihres großen Anführers zu thun bereit sind.

Meine Schrift, sagt der Verf. in dem Vorbericht, „kann „nur alsdann ganz überflüßig seyn, wenn alle Unterthanen des „Königs schon bereit und willig sind, ihr Leben für Ihn und „für den Staat, wenn er es fordert, aufzuopfern. O! wenn „ich doch eine vergebene Arbeit unternommen hätte!"

In dem ersten Hauptstücke betrachtet der Verf. „die Liebe für das Vaterland in Monarchien". Man glaubt insgemein, in einer Monarchie fände kein Vaterland statt. Dieser Irrthum wird hier bestritten. Eine von den Haupturſachen, die dieses Vorurtheil veranlaßt haben, ist unstreitig die in Monarchien eingeführte Eintheilung der Stände, dadurch die Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr getrennt worden sind. „Jeder „dieser Stände fieng bald an zu glauben, daß er nur auf eine „einzige Art das seinige dazu beytragen dürfte. Allein, wenn „ein allgemeines Bestes statt findet (und dieses findet sich bey „allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische „Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ver„schwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und „Edelmann. Alles vereinigt sich, und stellt sich unter dem „vormals so herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann ist „jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder „Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. — Die „Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden „besondern Stand an sich zieht. Die Stände scheinen alsdann „wie getrennt. Ein besonderer Zufall ereignet sich. Sie zieht „die Bande stärker an sich, und aller Unterschied verschwindet." Diese Betrachtung zeigt uns den Krieg in Monarchien von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Das Übel, das er mit sich führt, ist mit dem wichtigen Vortheil verknüpft, daß die Ent-

fernung der verschiedenen Stände vermindert, und die Bürger einer republikanischen Gleichheit näher gebracht werden. In einer kriegführenden Monarchie ist alles Bürger, das Verdienst und nicht die Geburt bestimmt die Stände; der Staat gleicht einer Republik, die den König zum Dictator gewählt hat.

„Man seufzt", sagt der Verf. anderswo, „wenn das Va„terland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein er„zeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankün„digt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu sei„ner Vertheidigung herbey rufen; wenn es gleich nicht jeden her„bey rufet? Wenn es aber diese Rechte über uns gleich bey „unsrer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyran„nisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden „wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben „verschwiege? — O Sparta, die du mit trockenem Auge, „nur mit der Rührung, welche Tugend beym Anblicke der Tu„gend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bey Ther„mopylä gehen sahst, zu den Grabmälern, die sie sich mit ih„ren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen er„schlagener Perser als Grabsteine aufgethürmet stunden, und der „Tod fürs Vaterland die prächtigste Aufschrift war: O „Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauern „verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen „Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebohrnen „Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben?"

In dem zweiten Hauptstücke begegnet der Verf. dem so seichten als gewöhnlichen Einwurfe, daß es lächerlich sei, sich für den Vortheil Anderer aufzuopfern. Die Gründe, deren er sich bedient, können Ihnen nicht unbekannt seyn. Folgende Anmerkung, die der Verf. in einer Note anführt, wird Ihnen gefallen: „So oft gewisse Dinge, die uns gerührt, und unsre „Seele bald mit Schauer, bald mit einer weichmüthigen Em„pfindlichkeit erfüllet haben, lächerlich gemacht werden: so oft „wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausge„übt. — Wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte zu paro„diren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren wir das „Vergnügen zu bewundern. Das Possierliche erstickt alle ernst„hafte Leidenschaften." Er führt Exempel aus dem Lustspiele les Plaideurs und aus dem Thomas Jones an, und setzt

folgendes hinzu: „ein solcher Verfasser giebt uns einige süsse „Sachen zu kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie ge„niessen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrli„chen Weine, der uns vorgesetzt wird, verderben."

Im dritten Hauptstücke wird gezeigt, „daß die Liebe für das Vaterland den Unterthanen eines Staats eine grosse und neue Denkungsart mittheile". Diese wichtige Betrachtung hätte weitläuftiger ausgeführt zu werden verdient. Woher kommt es, daß die alte Geschichte noch immer interessanter ist, als die neuere, obgleich diese unsern Zeiten näher angränzt? Eine der wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bei den Griechen und Römern die ganze Nation eine große Denkungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande war die Seele ihrer Welthändel, das Feldgeschrei ihrer blutigen Kriege, und der Nerve aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtsschreiber fand in dieser großen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies: denn er hatte nicht bloß Thaten, sondern Gedanken und Gesinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neuern Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Unterwürfigkeit ist an die Stelle der Liebe getreten, und hat denkende Wesen wie in Maschinen verwandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstoßen worden. Die Nationen interessiren sich für die Welthändel nicht wie selbstdenkende und selbsthandelnde Geschöpfe, sondern wie unthätige Zuschauer. Wie kann sich also der Leser für *ihre* interessiren? Kommt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation nothwendig, wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde; und ihr großer Anführer ist nicht, was Andere seyn möchten, die Seele vieler Körper, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seele der Seelen. Zu welchen hohen Gesinnungen ruft uns das erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Augen haben? „Welcher patriotische Busen", ruft der Verf. aus, „muß nicht klopfen, wenn wir den *Mann*, nach dem sich unser „Jahrhundert nennen, und nicht nur nennen, sondern auch durch „ihn prangen wird, sich täglich dem Vaterland, das er in seiner „ganzen ernsten Majestät vorstellt, als ein Opfer darbieten

„ſehen! — Ich erinnere mich noch mit dem melancholiſchen „Vergnügen, das unſre Seele bey der Vorſtellung einer tragi„ſchen Begebenheit überſtrömt, eine ganze Stadt über die falſche „Nachricht von dem Unglück ihres Friederichs in Beſtürzung, „Greiſe in Thränen zerfliſſend, und Jünglinge im männlichen „Ernſte geſehen zu haben. Römer würden ins Kapitol geeilt „ſeyn, um ſich daſelbſt unter die Legionen einſchreiben zu laſſen; „hier baten Söhne ihre Väter, ſich zur Armee losreiſſen zu „dürfen. O! darf ich wohl hier von meinem Freunde ſchweigen, „der, mit jedem ſchönen Talent zum Nutzen des Staats in „andern Ständen ausgerüſtet, eben damals ſich der Vertheidigung „des Vaterlandes zu weyhen den Entſchluß gefaßt, und auch ins „Werk gerichtet hat! Deine Freunde ſehen dir nach, theurer***, „wünſchen dich um ſich, und wagen es doch nicht, dieſen Wunſch „zu vollenden, weil ſie eine römiſche Tugend verehren. Sie „werden dein Bild erkennen, wenn ſie dieſes Blatt leſen; und „andern werden dich deine Verdienſte, nicht die Stimme eines „Freundes, bekannt machen."

(Der Beſchluß folgt.)

IV. Den 20 Aug. 1761.

Beſchluß des 181ſten Briefes.

Das 4te Hauptſtück iſt als ein Zuſatz zu dem vorigen zu betrachten. Es wird darin gezeigt, „daß ſich die Liebe zum „Vaterlande auch in allen übrigen Handlungen der Unterthanen „äuſſere". Dieſes folgt ganz natürlich aus dem Vorhergehenden. Wenn die Denkungsart einer Nation durch die Liebe für das Vaterland einen neuen Schwung nimmt, ſo müſſen auch die Handlungen ihrer Bürger ſich veredlen und dieſer neuen Denkungsart gemäß werden. „Sollte der Mann, der bereit iſt, für „das Wohl ſeiner Mitbürger zu ſterben, ſollte er nicht auch für „das Wohl ſeiner Eltern, ſeiner Kinder, ſeiner Freunde, manche „Beſchwerden, einige Arbeiten, einigen Verluſt erdulden wollen? „Sollte er nicht einige Gemächlichkeiten gerne entbehren, um ſeinen

„Kindern eine gute Erziehung zu geben, deren sie sonst vielleicht „beraubt seyn müßten?" u. s. w.

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt, so muß die Nation in der Geschichte zum ewigen Muster für andere Nationen glänzen. Dieses führt der Verf. in dem 5ten Hauptstücke mit vieler Beredsamkeit aus. Bei Gelegenheit der Ehrfurcht, mit welcher die Nachkommen die Wahlstätten rühmlicher Schlachten anschauen, ruft er aus: „Wie heilig müssen nicht „unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf seyn! Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvoller Schauer „müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief ein„gefallene Grabstätten tritt, unter welchen Epaminonden liegen. „Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange an deinem „Grab, unsterblicher Kleist, an deinem Grabe vorüber gehe: „dann müsse ich deine fürs Vaterland empfangene Wunden über„zählen, deine Entschliessung, ihm die schon erschöpften Kräfte „vollends zu weyhen, fühlend bewundern, und dir den Dank „zollen, welchen wir dem fürs Vaterland sich aufopfernden Pa„trioten schuldig sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkt „betrachtet, der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter „sich! Seine Werke dienen jezt als Lorbern, die er selbst um „sein künftiges Grab gepflanzet hat. Wenn aber dieses Grab „nicht den Patrioten einschlösse: würden diese Lorbern wol so „schön grünen?"

Das 6te Hauptstück führt die Überschrift: „man beweißt, „daß die Liebe fürs Vaterland (wenn man nicht den Beystand „einer geoffenbarten Religion genießt) am leichtesten die Furcht „vor dem Tod bezwinge"; — ein Satz, der entweder nicht erweislich ist, oder keines Beweises beharf. Redet der Verf. von der Furcht vor dem Tod überhaupt, — wie will er ihn durch die Liebe für's Vaterland bezwingen? Meint er aber nur den Tod für's Vaterland, so ist die ganze Geschichte sein Beweis. Wer zweifelt, ob die Liebe für's Vaterland dem Tod seinen Stachel nehmen könne, der muß auch in Zweifel ziehen, ob es jemals Griechen, Römer oder Deutsche in der Welt gegeben. Ich übergehe also dieses Hauptstück, und komme zu dem 7ten, in welchem untersucht wird: „ob diese Leidenschaft in den „Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse, verbunden „werden".

Der Präsident von Montesquieu weist jeder Regierungsform eine besondere Triebfeder an, welche die Staatsmaschine im Gang erhält: der despotischen Regierung die Furcht, der Monarchie die Ehre, und dem freien Staate die Tugend. Unser Verf. glaubt, die Ehre sei eine Triebfeder, die bei einem großen, wo nicht dem größten Theil der Nation nichts ausrichten kann. Es gehören zwei Bedingungen dazu, wenn wir von der Ehre Bewegungsgründe zu unsern Handlungen hernehmen sollen. Wir müssen die Ehre, das Urtheil Anderer über unsre Handlungen für eine Glückseligkeit halten; und wir müssen uns an einem Standorte befinden, wo unser Thun und Lassen in die Augen fällt, und von demjenigen bemerkt werden kann, der in Monarchien das Recht hat, Ehre und Schande zu bestimmen. Nun lebt der größte Theil der Nationen in einer Dunkelheit, in welcher man selten auf die Folgen der Ehre Anspruch machen kann; und unter dem Adel selbst, der dieses Vorrecht hat, kann es Viele geben, welche die Ehre für keine sonderliche Glückseligkeit halten. Die Liebe zum Vaterlande aber, behauptet unser Verf., sei eine weit allgemeinere Triebfeder, die auf alle Glieder eines Staats mit gleichen Kräften wirken kann.

Wo ich nicht irre, so ist die Tugend, welche Montesquieu für die Triebfeder in Republiken hält, nichts anders, als die Liebe zur Freiheit oder zum Vaterlande. Unser Verf. würde also bewiesen haben, daß die republikanische Tugend auch unter der Aufsicht eines Monarchen eine Triebfeder des Staats abgeben könne. Er hätte vielleicht eben dieses von der Furcht darthun können. Sie ist in Monarchien zwar weit schwächer als in despotischen Staaten, aber dennoch nicht ganz ohne Wirkung: und also sehr nützlich mit der Ehre zu verbinden. Überhaupt lassen sich wohl in diesem Falle keine ausschließende Maximen festsetzen. Der Republikaner handelt nicht selten aus Ehrbegierde, der Unterthan aus Furcht, und der Sklav aus Tugend. Alle möglichen Triebfedern wirken in allen möglichen Regierungsformen. Die Frage ist nur diese: welche Triebfeder, welcher Staatsgrundsatz wird durch jede Regierungsform am meisten begünstigt? Hierauf antwortet Montesquieu mit Recht: die Hoffnung belohnt zu werden, oder die Ehre durch die monarchische; die Furcht vor der Strafe durch die despotische; und die Liebe zur Freiheit, oder die Tugend durch die republikanische Regierungsform. Wohl zu verstehen: diese Regierungsformen kom-

men den ihnen zusagenden Triebfedern am meisten zu statten, ohne die übrigen auszuschließen, ja ohne zu verhindern, daß nicht in gewissen Fällen die übrigen allgemeiner und wirksamer seyn sollten.

Im letzten Hauptstücke untersucht der Hr. Verf., „wann „ehe diese Liebe fürs Vaterland schwärmerisch werde?" Er erklärt den Enthusiasmus durch einen Zustand der Seele, in welchem sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt, mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von Schönheit erschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderten Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Hieraus lassen sich die nothwendigen Bedingungen bestimmen, ohne welche der Enthusiasmus zur Thorheit wird: 1) die Seele muß sich in keine unmögliche Verbindungen setzen, und dieselben sich als möglich vorstellen; 2) das Bild der Begeisterung muß aus keinen widersprechenden Theilen zusammengesetzt seyn; 3) der Gegenstand muß nicht allzu niedrig und der Würde des Menschen unanständig seyn; 4) die Handlungen müssen zu dem vorgesetzten Endzwecke übereinstimmen. Der Verf. macht die Anwendung von diesen Sätzen auf Enthusiasten verschiedener Art, und beurtheilt den Werth ihrer Schwärmereien. Zuletzt kommt er auf den von ihm angepriesenen Enthusiasmus, auf „die Liebe „fürs Vaterland". Der Stoff erhebt sich, und wird dem Vorwurfe angemessen. Welches Feuer! „Ich sehe das Vaterland „von allen Seiten bedränget, von Feinden allenthalben bestürmet, „und an seinen Grundpfeilern erschüttert. Es breitet ringende „Hände gegen mich aus, es flehet um die Hülfe seiner Kinder.— „Wer ist jener Mann, dessen Gesichtszüge unter Schweiß und „Staub, wie unter einer Maske, verborgen liegen, auf welchen „sich das Vaterland stützt? Keine Pracht, keine äussere Zeichen „unterscheiden ihn: aber ein Eifer, für alle das Muster zu seyn; „ein wachsames Auge, vor dem sich die Feinde zu verbergen „suchen; ein ausgestreckter Arm, der sie zurück hält. Merkmale „genug; es ist mein König. Er hält den Fall des Vaterlandes „noch auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf. Um ihn „herum stehen seine tapfern Soldaten: um ihn herum liegen „auch die edlen Streiter, die fechtend zu seinen Füssen nieder„gesunken sind. Magnarum animarum prodigi. Wie arbeitet „meine Einbildungskraft, diese grossen Bilder zu fassen! Auch die

„Seufzer und die Wehklagen der Unmündigen, der Greise, „dringen auf sie zu: alsdann

Pulchrum mori succurrit in armis!

„alsdann stürmt der Gedanke in mir empor, daß es edel sey, „fechtend fürs Vaterland zu sterben" u. s. w.

Der Verf. beschließt sein Werkchen mit folgenden Versen des Horaz, die er aber in sehr schlechte deutsche Verse übersetzt:

Lucem redde tuae, dux bone, patriae,
Instar veris enim vultus ubi tuus
Affulsit populo, gratior it dies,
Et soles melius nitent.

Einer unserer Freunde hat versucht diese Zeilen folgendermaßen zu übersetzen:

Gieb bald, o bester Fürst, dein Licht dem Volke!
Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antlitz strahlt,
Fließt sanft der Tag dahin, und jede Sonne malt
Mit schönerm Glanz die Morgenwolke.

Ich habe mich etwas lange bei dieser kleinen Schrift verweilt. Allein was dünkt Ihnen? würde es um diese deutsche Prose nicht weit besser stehen, wenn unsere Gelehrten statt ihrer ungeheuren Werke lieber einzelne Materien, mit dem gehörigen Fleiße, ausarbeiten wollten?

VIII. Den 18 Sept. 1761.

186ster Brief.

Herr Rabe hat die Kritik meines jüdischen Gelehrten mit einer Art von Selbstverläugnung aufgenommen, die ihm vielleicht mehr Ehre bringt, als wenn er die ganze Mischnah ohne die geringste Unrichtigkeit übersetzt hätte. Er hat unsern 122sten Brief, in welchem seine Übersetzung beurtheilt wird, in die Vorrede zum zweiten Theile einrücken lassen; und ohne weitere Umstände, ohne seinen Beurtheiler zu chicaniren oder Ausflüchte zu suchen, mit Verläugnung aller schriftstellerischen Eitelkeit angezeigt, wie die getadelten Stellen zu verbessern seien. „Es „kommt einem Autor hart an", sagt Herr Rabe eben daselbst,

„eine Kritik unbeantwortet zu lassen, oder gar zu bitten ihm „seine Fehler zu verzeihen. Ich habe zu billigen Lesern das Zu„trauen, sie werden letzteres von selbst thun, um so mehr, wenn „ich ihnen melde, daß mich diese Arbeit desto mehr Mühe ge„kostet, weil ich keinen Lehrmeister dazu gehabt, und mir auch „die brauchbarsten Hülfs-Mittel dieselbe zu erleichtern, gefehlt." Niemand wird ihm hierin mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen können, als mein Rabbi. „Man kann der Arbeit des Herrn „Rabe", wiederholte er letztlich bei Erblickung des zweiten Theils der Mischnah, „das Lob einer wohlgerathenen Über„setzung nicht verweigern. Er hat hier und da gefehlt; allein „welche Übersetzung ist von allen Fehlern frei? Sobald ein Über„setzer zeigt, daß er die Sache versteht, beider Sprachen kundig „ist, und sich um die Übersetzung Mühe gegeben; so sind die „Fehler, die ihm entwischen, auf die Rechnung der menschlichen „Schwachheit zu schreiben. Hat er noch überdem ein Werk „unternommen, das mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, „als die Mischnah; so ist die Nachsicht eine Pflicht, welche er „von billigen Lesern fordern kann."

Mein Rabbi hat auch von dem zweiten Theile einige Tractate mit Aufmerksamkeit durchgelesen und mit der Urschrift verglichen. Er versichert, einige der schwersten Massichthoth durchgehends richtig übersetzt befunden zu haben. In dem 2ten Tractat, „von den Vermischungen oder Verbindungen der Örter am Sabbath", welcher einer der schwersten in der ganzen Mischnah seyn soll, hat er nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt; und der dritte, „von den Osterfesten", soll ihrer nicht viel mehr haben. Hier sind die Stellen in den von ihm durchgesehenen Tractaten, wo er Ursache zu haben glaubt, mit der Übersetzung des Hrn. Rabe unzufrieden zu seyn! Ich werde hier abermals meinen Rabbi mit dem Übersetzer der Mischnah reden lassen, und mich so lange empfehlen.

Tractat II. Erufin.

Cap. 1. Mischnah 9. „Da sodann die sonst erforderliche Höhe „von 10 Ehlen heraus kommt"; ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heißen: 10 Handbreit.

Cap. 3. M. 5. „Kommt er dann anderswo her, so soll „er überall hinwärts gelten"; soll heißen: „kommen ihrer zwei, so „will ich die Wahl haben".

Cap. 4. M. 3. „Wenn jemand über die Gränze des Sab„baths auf eine nach dem Gesetz erlaubte Weise (z. E. jemands „Leben zu retten, den Neumond zu sehen, u. s. w.) hinaus„gegangen"; um den Neumond zu sehen, ist nicht erlaubt, über die Sabbathgränze zu gehen; wohl aber, um den Aufgang des Neumonds vor dem hohen Gerichte zu Jerusalem zu bezeugen.

Cap. 5. M. 1. „So auch, wenn von den Thürmen „u. s. w. —: so richtet man sich in allen diesen Fällen nach den „aussen hervor ragenden Theilen, daß man daraus die Ge„stalt einer viereckigten Tafel bringe (und also wenn „z. E. an dem Nord-Östlichen Eck u. s. w.), und man auch „dabey die Ecken (welches bey einer Rundung nicht angienge) „gewinne." Hr. Rabe verbindet hier zwei Sätze, die getrennt werden müssen. So heißt es nach dem Grundtexte: „richtet „man sich in allen diesen Fällen nach den außen hervorragenden „Theilen (und also wenn z. E. an der nordöstlichen Ecke u. s. w.). „Man giebt aber überhaupt der Sabbathgränze die Gestalt eines „Vierecks (aber nicht eines Zirkels), damit man die Ecken ge„winne".

M. 4. Die hier unter dem Text stehende Note beschreibt die Art zu messen, welche in der Mischnah das Durchbohren der Berge genannt wird. An der Stelle aber, wo sie angebracht worden, ist die Rede noch nicht von dieser Messungsart, sondern von dem sogenannten Überschlagen oder Verschlingen (s. M. Jom Tob).

M. 9. „R. Akiba setzte den andern Lehrern entgegen, ob „sie denn nicht eingestünden, daß wenn jemand seinen Eruf „in eine Höhle machte, man ihm von dem Ort des Eruf „nicht mehr als 2000 Schritt erlaube (und er, wo solche zu „End, nicht weiter in die Höhle hinein gehen dörfe)?" Ich begreife nicht, was Hr. Rabe mit dem „weiter in die Höhle hineingehen" sagen will? Der Sinn ist dieser: „wer seinen Eruf „in einer Höhle macht, der kann von dem Orte des Eruf nicht „mehr als 2000 Schritte gehen (und also wird ihm die Höhle „mit angerechnet, und man läßt sie nicht für 4 Ellen gelten)". S. M. 8.

Cap. 7. M. 9. „Wenn die Speise weniger worden, dörfe „man zu dem, was davon übrig seye, hinzu thun, es seye so „wenig als es wolle." Nach der Meinung des R. Jose ist

das Hinzuthun, wenn die Erufspeise weniger geworden, ganz und gar unnöthig. S. Raschi, R. Bartenura und R. Jom Tob.

Cap. 8. M. 5. „R. Jose macht den Unterschied u. s. w. — „(ob er gleich eingesteht, daß eine Wohnung auch in Abwesen„heit ihres Bewohners eine Wohnung heisse)." Wäre dieses, so müßte ja ein Jude so gut in seiner Abwesenheit verbieten, als ein Heide. R. Jose muß also gerade das Gegentheil behaupten: daß nämlich eine Wohnung bei Abwesenheit des Besitzers eigentlich keine Wohnung zu nennen sei; daher es denn darauf ankommt, ob die Besitzer am Sabbath zurückzukommen pflegen.

Cap. 10. M. 1. Not. „Diese Satzung kommt auf die „Frage an", u. s. w. Hr. Rabe hat diese ganze Erklärung falsch verstanden. Ich mag mich bei der Kritik nicht aufhalten, sondern schreite sogleich zur Verbesserung. Hr. Rabe wird mich schon verstehen. „Der erste Lehrer hält es, dem Gesetze nach, „für ein Gebot, am Sabbath Tphillin zu legen; nur sollen die „Weisen solches untersagt haben, aus Beisorge, man möchte sie „in der Hand in einem öffentlichen Reschuth vier Ellen weit „tragen. Da nun am Sabbath Tphillinlegenszeit ist, so darf „der Findende nicht mehr als ein einziges Paar anlegen und „nach Hause tragen; denn das zweite Paar würde durch das „Verbot: nichts hinzuzuthun, zu einer Last werden. Rabban „Gamliel aber will, am Sabbath sei das Tphillinlegen gar „nicht geboten; daher das Verbot, nichts hinzuzuthun, hier nicht „statt findet. Vielmehr seien die Tphillin am Sabbath als ein „Schmuck anzusehen; und da am Haupte und am linken Arm „zwei Paar Tphillin angebracht werden können, so hält dieser „Lehrer für erlaubt, je zwei Paar nach Hause zu bringen." Hr. Rabe ist hier ziemlich nachlässig gewesen.

Tractat III. Pesachim.

Cap. 2. Mischnah 4. „Und darf auch, so die Hebe unrein „gewesen, den Werth des Holzes, womit sie hätte ver„brennt werden sollen, nicht bezahlen." Ist unrichtig. Warum sollte auch das Holz, so man nicht gebraucht, bezahlt werden? Der Sinn ist: wenn die Hebe unrein gewesen, so braucht er nicht einmal so viel zu bezahlen, als sie statt gemeines Brennholzes zum verbrennen werth gewesen.

M. 5. „Indem solche (Kuchen von Dankopfer und Fla„den vor Nasiräer) alsdenn schon ungesäuert seyn müssen, und

„man Schuld mit Schuld nicht bezahlen kan". Dieſes iſt nicht die wahre Urſache, ſondern weil es in der Schrift heißt: „ihr ſollt die Mazzoth hüten"; daher ſie für die Oſtern, aber nicht bloß für Dankopfer oder für die Naſiräer, gehütet werden müſſen.

M. 6. „So wird auch erfordert, daß man von dem „Stengel eſſe (auch wenn dieſe Kräuter dürr ſind, welches bey „den Blättern nicht ſtatt hat)"; ſoll heißen: „ſo erfüllt man auch „ſeine Pflicht, wenn man den Stengel dieſer Kräuter ißt". (Wenn vorhin geſagt worden, die Kräuter mögen auch dürr ſeyn; ſo iſt dieſes nur von den Stengeln, aber nicht von den Blättern zu verſtehen.)

Cap. 3. M. 2. „Wenn in einem Backtrog einer Olivengroß Teig an einem Ort beyſammen iſt, zu dem Ende, einen „Riß damit zu verkleiben, iſt man ſchuldig ſolchen wegzuſchaffen: „iſt es aber nicht ſoviel, oder man hat ihn nicht zu dem „Ende hingekleibt, wird es um der Wenigkeit willen nicht „geachtet." Dieſes iſt falſch! Wenn der Teig nicht zum Verkleiben da iſt, ſo wird vielmehr jede Wenigkeit geachtet und muß weggeſchafft werden. S. Gemara.

Cap. 5. M. 6. „Wenn der Iſraelite (oder auch ein Fremder u. ſ. w.)." Was will Hr. Rabe hiermit ſagen? Iſt ein Fremder, wenn vom Opfern die Rede iſt, irgend ein Anderer, als ein Iſraelite?

M. 8. „So wie es mit Schlachtung des Oſterlamms an „Werkel-Tagen gehalten wurde, eben ſo wurde es am Sabbath „gehalten, auſſer daß die Prieſter den Vorhof abſchwemmtens wiewohl ſolches nicht mit Wohlgefallen der „Gelehrten geſchehen." So? haben denn die Prieſter den Vorhof an Werkeltagen nicht abgeſchwemmt? Der Verſtand iſt: „außer dem Abſchwemmen des Vorhofs, welches die Prieſter „zwar auch am Sabbath thaten, die Gelehrten aber nicht zugeben wollten".

Cap. 6. M. 2. ſagt Hr. Rabe, R. Elieſer halte dafür, die Feſtfreude ſei als eine gebotene Sache anzuſehen; welches aber eigentlich die Meinung des R. Jhoſchua iſt; R. Elieſer aber hält die Feſtfreude für eine Sache, die im freien Willen ſteht.

M. 3. hingegen wenn es Sabbath iſt; wenn das „Oſterlamm zureicht zur Sättigung der Geſellſchaft, oder die „meiſten darunter unrein ſind" u. ſ. w.; nicht die Meiſten

unter der Gesellschaft, wie es hier scheinen sollte, sondern der gröſste Theil der Gemeine: da denn das Osterlamm in Unreinigkeit dargebracht wird. S. Cap. 7. M. 3., wo diese Lehre vorkommt.

M. 3. „Wenn jemand das Osterlamm an einem Sabbath „schlachtet ohne nahmentlich zu bestimmen, daſs es ein „Osterlamm sey," u. s. w. Schelo lischmo heiſst nicht: im Namen des Osterlamms, sondern: im Namen eines andern Opfers; da denn das Osterlamm untüchtig, und der Schlachtende eines Sündopfers schuldig wird. Der Mangel einer namentlichen Bestimmung aber macht weder das Osterlamm untüchtig, noch den Schlachtenden schuldig.

Cap. 7. M. 10. „Die Spannadern (so man nicht essen „darf, wie die in der Hüffte, oder nicht essen kann)". Was nicht gegessen werden kann, hat nicht nöthig verbrannt zu werden. Die Rede ist hier von dem Theile der Spannadern an der Hüfte, welcher dem Gesetze nach erlaubt ist, und auch gegessen werden kann: nur daſs ihn die Weisen verboten zu essen.

Cap. 9. M. 9. „Weiſs man aber nicht, welches von be„den zuerst geschlachtet worden, so isset ersteres von dem Seinigen, „die andern aber dürfen nicht mit ihm essen: (es möchte das „Ihrige, dessen sie sich begeben, zuerst geschlachtet worden „seyn)"; soll heiſsen: „es möchte das Ihrige zuerst geschlachtet „worden seyn, und sie sich dadurch des Seinigen begeben haben".

Eben daselbst: „sondern müssen das Ihrige an die Brand„stätte bringen (es möchte das Seinige zuerst geschlachtet worden „seyn, womit sie nicht in Gesellschafft stehen)". Wenn das Seinige zuerst geschlachtet worden, so stehen sie allerdings mit ihm in Gesellschafft; denn nach dem Schlachten ist nicht mehr Zeit zum Absagen. Diese Stelle muſs daher verbessert werden, und zwar folgendergestalt: „es möchte das Seinige zu„erst geschlachtet worden seyn, da sie sodann das Recht nicht „mehr gehabt hätten, sich dessen zu begeben und ein anderes zu „schlachten".

Der fünfte Tractat, Joma, oder vom Versöhn-Feste ist durchgehends richtig übersetzt.

Tractat VI. Succah.

Cap. 1. Mischnah 1. „So ist sie auch untüchtig, wenn sie „nicht 20 Handbreit hoch ist"; ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heiſsen: 10 Handbreit.

M. 4. „Indem man keine Lauberhütte aus dem macht, „was noch im Feld steht, dieweil es heißt, sie soll gemacht „werden". Diese Ursach würde statt finden, wenn die Bedeckung nicht von Menschenhänden aber nicht zur Lauberhütte gemacht worden wäre. Daß man aber mit dem, was im Felde steht, keine Bedeckung mache, kommt daher, weil es heißt: „von „deiner Tennen und von deiner Kelter".

M. 7. „Die Schule Hillel, man müsse sie ganz auf„reissen, oder Eines zwischen zwey Brettern heraus thun; R. „Meir aber, man soll nur je Eines zwischen zwey Brettern her„aus nehmen und bedörfe es weiter keines Aufreissens" ist ungegründet; und soll heißen: „die Schule Hillel will, man könne „entweder aufreißen, oder eines herausnehmen; R. Meir aber, „man müsse eines herausnehmen, das Aufreißen aber würde nicht „helfen".

Cap. 3. M. 12. „Ingleichen verordnete er, daß der Tag, „da man die Webe-Garbe darbrachte (der 16te Nisan), ganz ver„botten seyn solle (an demselben Tag nach nichts von dem neuen „Getreid zu essen)"; und in der Note heißt es: „Da nachin „so lang der Tempel stund, so bald sie dargebracht war, solches „erlaubt gewesen, so war es jetzo so bald der Tag anbrach, „erlaubt; Er machte aber diese Verordnung, damit der Tem„pel desto eher wieder gebauet werden möchte". Wie hängt dieses zusammen? Wird den Tempel desto eher aufgebaut werden, weil man den 16ten Nisan noch nichts von dem neuen Getreide essen darf? Hr. Rabe hat hier, wie es scheint, nicht mehr als die halbe Periode gelesen. Es heißt eigentlich: „er „machte diese Verordnung aus Beisorge, man möchte, wenn der „Tempel wieder aufgebauet seyn würde, es gleichfalls, sobald der „Tag anbricht, für erlaubt halten".

Tractat VII. Bezah oder Jom tof.

Cap. 1. Mischnah 1. „Gelinder als die Schammäaner", soll heißen: strenger.

Cap. 4. M. 4. Am Ende der Mischnah beziehet sich Hr. Rabe auf eine unterstehende Note, die hier nicht zur Sache kommt. Daß das Holz im Hinterhofe verboten ist, kommt keinesweges aus der in dieser Note angeführten Ursache, weil es nicht erlaubt ist, dergleichen Dinge so zu thun, wie man sie an Werkeltagen zu thun pflegt; sondern: weil das Bauholz gar nicht

zum Brennen bestimmt, und also mukzah ist. S. R. Bartenura.

M. 4. „Doch darf man nach R. Jhudah die zwey „Ende von einem Docht in zwo Lampen thun, und solche „anzünden, sodann aber in der Mitte dieselbe abbrennen"; ist undeutlich, und soll heißen: „und solche in der Mitte anzünden, „um sie dadurch abzubrennen".

M. 7. „Die andern Gelehrten aber sagen, man müsse „genauer bezeichnen, was man davon essen wolle, von wo an „bis wo hin (indem man die Wahl nicht habe, von dem ganzen „Haufen zu nehmen, wo man wolle)." Niemand begreift, was Hr. Rabe mit dieser Ursache sagen wolle: man muß genauer bezeichnen, denn man hat die Wahl nicht. Eigentlich aber hat es damit folgende Bewandtniß: die Rabbinen sind uneinig, ob eine Wahl statt finde oder nicht; d. h. ob eine Sache, die von einer künftigen Wahl abhängt, als bestimmt anzusehen sei oder nicht. Die allhier vorkommenden Gelehrten halten dafür, es fände keine Wahl statt; daher nichts dem freien Willen überlassen, sondern alles so genau als möglich bestimmt werden müsse. — So weit die Kritik.

Hr. Rabe hat auch den dritten Theil der Mischnah bereits herausgegeben, er ist aber meinem Rabbi noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich werde ihm ein Exemplar davon zuschicken, und mir seine Kritik ausbitten, sobald ich wieder Lust haben werde, Ihnen einen Brief zu schreiben, den wir beide nicht verstehen.

XI. Den 8 Oct. 1761.

190ster Brief.

Wer die theatralische Muse des sel. Herrn von Cronegk bloß aus seinem „Codrus" kennt, der weiß noch sehr wenig, was die deutsche Schaubühne in diesem würdigen Dichter verloren hat. Codrus ist das ausgearbeiterste, aber bei weitem nicht das beste Stück, das er hinterlassen hat. Es gehört freilich zu den besten deutschen Trauerspielen; aber leider! die besten deutschen Trauerspiele würden in Frankreich und England kaum

gute Trauerspiele seyn. Kehren Sie sich weder an die übertriebenen Lobeserhebungen unsrer Recensenten, noch an den Beifall, mit welchem der gekrönte Codrus aufgeführt worden. Sie wissen, wie wenig sich auf jene zu verlassen ist; und der Beifall des deutschen Parterre ist noch weit unzuverlässiger. Unsere Großen finden entweder keinen Geschmack an der Schaubühne, oder sie kennen die französische zu gut. Das Volk haßt die Trauerspiele, und besucht den Codrus, um den Zeus zu bewundern, der am Ende den Blitz so trefflich zu schleudern weiß. Die unter dem kleinen Haufen der Liebhaber den Ton angeben, sind junge Leute, welche von der Universität den Glauben mitgebracht, daß sie Geschmack haben. Eine glückliche Tirade, einige spitzfindige Sittensprüche bringen ihre Hände in Bewegung; sie klatschen, das Volk gähnt, und die wahren Kenner schweigen. Wie wenig kann sich ein Dichter auf einen solchen Beifall zu gute thun!

Daß die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften dem Codrus den Preis zuerkannt, wird Ihnen wohl der geringste Beweis für seine Vortrefflichkeit seyn. Sie wissen, diese Herren haben nachher das Unglück gehabt, eines der elendesten Stücke, das jemals das Licht erblickt hat, krönen zu müssen. Mit diesem verglichen, ist der Codrus ein übermenschliches Meisterstück.

Jedoch die Verfasser der Bibliothek haben deutlich genug erklärt, daß die glückliche Poesie des Stils, und eine einzige schöne Situation, die sie im Codrus bemerkt, ihm den Preis zugezogen. Der Herr von Cronegk wäre mit dieser Urtheilt, wenn er es erlebt hätte, meines Erachtens vollkommen zufrieden gewesen; denn er hatte allzu viel kritische Einsicht und allzu wenig poetische Eitelkeit, als daß er seinen Codrus, für ein Meisterstück hätte halten sollen. Die Kritik, die er zugleich mit dem Stücke eingeschickt und die derselben ist beigefügt worden, zeigt seine Unpartheilichkeit gegen seine eignen Werke allzu deutlich. Lassen Sie es seyn, daß er ein wenig zu französisch urtheilt; genug, daß er seine eigenen Fehler nicht schont, und lieber getadelt als unverdient gelobt seyn will.

Die Einheiten, die Anzeigung des Stoffes, die Verbindung der Auftritte, den Gebrauch des Wunderbaren und den Gang dieses Trauerspiels hat der Verf. selbst beurtheilt. Ich habe nur noch einige Anmerkungen hinzuzuthun, die ich aber unter keine kritischen Titel zu bringen weiß.

Die vollkommenen Charaktere müssen dem Dichter ungemein gefallen haben. Alle seine Charaktere überschreiten die Natur. Codrus, Medon, Elisinde und Philaide sind höchst tugendhafte, und Artander höchst lasterhaft. Jene sind vollkommene Engel, dieser ein vollkommener Teufel. Es herrscht daher eine unerträgliche Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Personen. Jene moralisiren bey aller Gelegenheit und wechseln Sittensprüche, Artander prozt und kramt eine falsche Politik aus. Es ist wahr, die Sittensprüche des Herrn von Cronegk sind vortrefflich; es ist wahr, er schildert die Tugend erhaben, und das Laster erschrekend und abscheulich; allein je mehr dieses die Absicht des tragischen Dichters ist, desto sorgfältiger muß er sie verbergen. Wann er geradezu moralisirt, so wird er frostig.

Aus dieser Häufung der vollkommenen Charaktere ist noch eine andere Unbequemlichkeit entsprungen. Der Hauptvorwurf des Trauerspiels ist der Tod des Codrus für's Vaterland: Codrus pro patria non timidus mori. Die Bereitwilligkeit, sich dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, sollte also in dem Charakter des Codrus hervorleuchten, und ihn von allen übrigen handelnden Personen unterscheiden. Allein Medon, Elisinde und Philaide sind alle Augenblick bereit, für Athen, für den König und Einer für den Andern zu sterben. Wenn unter diesen großmüthigen Seelen irgend eine Uneinigkeit entsteht, so ist es immer um den Vorzug zu sterben: so sehr entfernt sind sie von der feigen Liebe zum Leben, und also auch von der Bestrebung, mit welcher gemeine Seelen einen völligen Tod betrachten. Der Zuschauer, welchem diese heroische Gesinnungen beständig vor den Ohren gehen, muß zuletzt das Verlangen des Codrus eben nicht außerordentlich finden. Er wird sich vielmehr verwundern, daß der große Codrus den Tod für's Vaterland nicht so entschlossen, nicht so freudig stirbt, als jeder andere von den handelnden Personen thun würde. In der That, der Endschluß, für Athen zu sterben, macht den König bekümmert, unruhig und niedergeschlagen: indessen daß die übrigen handelnden Personen nichts sehnlicher wünschen, als für Athen oder auch Einer für den Andern zu sterben. Die Dichter haben sich die hohen heroischen Gesinnungen aufsparen sollen, damit sie in dem Charakter des Helden desto stärker in die Augen leuchten möchten.

Und was soll ich zu dem gedoppelten Interesse sagen, das offenbar in diesem Stücke herrscht? Das Schicksal von Athen ist eigentlich das Hauptinteresse; allein in den ersten drei Aufzügen herrscht ein ganz anderes Interesse, das mit dem Schicksale von Athen in keiner Verbindung steht: nämlich die unvermuthete Wiederkunft des Medon und seine Liebe zur Philaide, die bei seiner Abwesenheit und vermeintem Tode zur Braut des Königs bestimmt worden. Dieser kleine Knoten wird geschürzt und wieder aufgelöst; Niemand ist unterdessen um Athen bekümmert, der Zuschauer weiß auch gar nicht, daß Athen in Gefahr sei. Alles ist ruhig; allein im 7ten Auftritte des dritten Aufzugs kommt Artander, wie gerufen, um einen neuen Knoten zu schürzen. Unter dem Vorwande, den Frieden zu befestigen, welchen der Zuschauer für längst befestigt hielt, kommt er mit einem Gefolge nach Athen, und bemächtigt sich der Stadt und der Person des Königs. Allhier geht also das eigentliche Hauptinteresse erst an. Es ist wahr, die Liebe des Medon zur Philaide schlendert immer noch nebenher, und hat einigen Einfluß in die schöne Situation, in welcher sich Medon befindet, als ihm der Tyrann frei giebt, eine Person beim Leben zu erhalten; allein der Dichter hätte diese Liebe voraussetzen, aber nicht drei ganze Aufzüge damit anfüllen sollen. Der Zuschauer glaubt, diese Liebe sei der Hauptknoten.

Und obgleich in den ersten drei Aufzügen nur von der Liebe des Medon die Rede ist; so hört man dennoch die stoische Elisinde, die ihren Sohn ermahnt, seine Liebe dem König aufzuopfern, von nichts als von Heldentugend, vom Tode für's Vaterland, von dem Geblüte des Theseus, und von dem, was ein Unterthan seinem Könige schuldig ist, reden. Im Vorhergehen gesagt, ich weiß nicht, ob der Ton, aus welchem der Hr. v. Cronegk von Unterthan und König spricht, nicht gar zu modern ist. Die Griechen waren niemals so unterthänige Unterthanen, als sie der Hr. v. Cronegk seyn läßt. Sie kannten wohl die Pflicht, fürs Vaterland zu sterben, allenfalls unter der Anführung eines Königs für dasselbe zu sterben; aber sich dem Wohlgefallen eines Königs aufzuopfern, und aus unterthänigem Gehorsam sogar seine erlaubtesten Neigungen zu unterdrücken, war vielleicht zu Athen niemals eine Pflicht. Ich kann nicht ohne Widerwillen die tugendhafte Elisinde zur Philaide sagen hören:

Glaubst du, daß wenn mein Sohn, wenn Medon euch noch lebte,
Daß seine Zärtlichkeit der Tugend widerstrebte?
Sein König liebet dich; er ist ein Unterthan,
Obgleich von Theseus Stamm. Wer nicht gehorchen kann,
Ist nicht zu herrschen werth.

Philaide antwortet ihr:

Er *) ist der Ehrfurcht werth, mehr als der Zärtlichkeit;
Für ihn zu sterben, sind Athen und ich bereit.

Auch Medon spricht:

Mein Leben geb' ich gern für meinen König hin.

Elisinde muntert ihren Sohn auf, aus Liebe zum Codrus der Philaide zu entsagen:

— — — Die Liebe tadl' ich nicht;
Sie herrsche, wo sie will; doch weiche sie der Pflicht!
Ermuntre dich, mein Sohn! Schlag nicht die Hoffnung nieder,
Die wir von dir gefaßt; sey endlich Medon wieder.

Er beklagt sich, der Verlust der Philaide würde unvermeidlich seinen Tod nach sich ziehen. Stirb, spricht die strenge Elisinde,

— — — Stirb und sey tugendhaft!
Dis ist des Lebens Zweck. — — — —

Man sollte glauben, es käme hier auf die Erhaltung des Vaterlandes oder sonst eines großen Theils des menschlichen Geschlechts an; und gleichwohl betrifft es bloß eine Privatabsicht des Königs, der noch dazu weder sonderlich verliebt ist, noch hartnäckig auf seinem Sinn besteht. Man hat ihm noch nicht einmal entdeckt, daß Medon ein früheres Recht auf die Liebe der Philaide habe; und sobald er es erfährt, vereitelt er auf einmal die prächtige Moral der Elisinde, und zeigt, wie wenig seine Ruhe oder Zufriedenheit von dieser Liebe abhange.

191ster Brief.

Wollen Sie aber den tragischen Geist des Hrn. von Gronegk kennen lernen; so lesen Sie dessen unvollendetes Trauerspiel „Olint und Sophronia" **). Ich kann Ihnen

*) Der König.

**) Des Freyherrn Joh. Friederich von Gronegk Schriften. Leipzig 1760.

weder den Plan noch die Entwicklung, weder die Beobachtung noch die etwa glückliche Übertretung der Einheiten in diesem Stücke anpreisen; denn der Dichter hat nicht mehr als vier Aufzüge hinterlassen; und wer weiß ob er oder die Herausgeber seiner Schriften nicht mit Fleiß den fünften unterdrückt haben? Wo ich nicht irre, so hat der Ausgang den Dichter zu früh übereilt; der Stoff war in den ersten vier Aufzügen verschnitten, und der Rest wollte zum fünften nicht hinreichen. Doch dieses sind Muthmaßungen!

(Die Fortsetzung folgt.)

XII. Den 15 Oct. 1761.

Fortsetzung des 191sten Briefes.

Also nichts von den Regeln des Ganzen! Aber die Handlung, das Interesse, die Charaktere, die Leidenschaften: diese haben mir in „Olint und Sophronia" besser gefallen als im Codrus, und so gut wenigstens, als in einem deutschen Trauerspiele, das ich kenne. Die Fabel zu diesem Stücke ist aus dem zweiten Gesange der Gierusalemme liberata des Tasso, und wird Ihnen nicht unbekannt seyn; denn sie ist eine von den schönsten Episoden in diesem Heldengedichte. Nun hören Sie, wie sie der Herr von Cronegk zum Theater bearbeitet hat!

Der Schauplatz ist zu Jerusalem. Ismenor, ein mahomedanischer Priester, hat ein den Christen heiliges Bild in die Moschee bringen lassen: in dem abergläubischen Wahne, die Christen, welche die Stadt belagerten, würden nichts wider dieselbe ausrichten, so lange das Bild in der Moschee bliebe. Olint, ein heimlicher Christ, Liebhaber der Sophronka und Feldherr des Aladin, Königs zu Jerusalem, stiehlt dieses Bild aus der Moschee; und indem er von dieser kühnen That zurückkommt, begegnet er seinem Vater Evander, und entdeckt ihm, was er sich unterfangen. Im 3ten Auftritte will Aladin mit seinem Gefolge die Moschee besuchen; und Ismenor, ganz außer sich, kommt ihm entgegen, und bringt ihm die schreckliche Bot-

ſchaft, das Bild ſei entwandt. Aladin ſchwört dem Thäter den Untergang; Iſmenor, als Prieſter, ſetzt hinzu:

— — — Das ganze Volk ſoll ſterben!
Wer einen Chriſten ſchont, der muß mit ihm verderben.

Er wirft einigen Verdacht auf Olint, dem der König ſo eben aufgetragen, den Thäter aufzuſuchen. Clorinde, eine perſiſche Prinzeſſinn, voller heldenmüthigen Geſinnungen, und verliebt in Olint, nimmt die Vertheidigung ihres Geliebten auf ſich, und ſpricht zum Iſmenor:

Die Tugend glaubet nie, was ein Verleumder ſpricht.
Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.
Die Prieſter wollen Gott durch Blut und Eifer dienen;
Sie ſtrafen — und verzeihn befiehlt Gott uns und ihnen u. ſ. w.

Dieſe Lehren thun auf Iſmenor die gewöhnliche Wirkung; er verwickelt Clorinden mit in den Verdacht. Der König ſchwört allen Chriſten in Jeruſalem den Tod, wenn man den Thäter nicht entdeckt.

Im 4ten Auftritte entdeckt Clorinde ihrer Vertrauten, der Hernicie, ihre Liebe zum Olint. Der Dichter hat dieſe froſtige Erklärung durch Sittenſprüche aufgeſtutzt:

Das Herz macht unſern Werth, nicht Purpur oder Kronen.
Wer ſind die Sterblichen, die in Palläſten wohnen,
Für die die Welt ſich bückt, und die man Fürſten nennt?
Oft Sklaven, die das Volk beneidet und nicht kennt,
Geringe Sterbliche, nur ſtolz auf eitle Rechte,
Die die Geburt ertheilt, im Herzen aber Knechte.

Das Ende des erſten Aufzuges macht ein ſehr ſchöner Chor mit Recitativen und Arioſen, den ich Ihnen ganz abſchreiben möchte, wenn er nicht zu viel Raum einnähme. Die Verſe ſind harmoniſch, ſanft und dennoch feurig, von der Art, wie die Chöre des Racine in der „Athalie" oder „Eſther". — „Er „wollte einen Verſuch thun", ſagen die Herausgeber in der Vorrede, „ob nicht die Chöre wieder eingeführt, und durch ſelbige „die Aufzüge untereinander beſſer verbunden werden könnten. Er „glaubte, daß ihm der Pindariſche Ausdruck der alten Chöre nicht „erlaubt ſey, und daß unſere Muſik, unſere Art zu ſingen, „ſolches verhindere."

Zweiter Aufzug. Sophronia, eine chriſtliche Jungfrau, die Geliebte des Olint, eine liebenswürdige Schwärmerinn, faßt den heldenmüthigen Entſchluß, ſich für die Thäterinn anzugeben,

und den seligen Tod für ein ganzes Volk zu sterben. Sie werden sich noch zu besinnen wissen, was für wesentliche Bedingungen der Verf. „des Todes für das Vaterland" zu einem löblichen Enthusiasmus erfordert? Hier sind dieselben Ideen! Die schöne Enthusiastinn spricht zu ihrer Freundinn Serena:

Wie süß ist nicht der Tod, das Vaterland zu retten!
Sieh unsre Christenschaar: nimmt dich kein Schauer ein?
Serena! diese Schaar soll morgen nicht mehr seyn.
Wie schrecklich! Welch ein Bild! Wenn ich aus Schwachheit wanke,
Erhebe du mein Herz, entzückender Gedanke!
Eh' noch der Morgen kömmt, sind Sieg und Palmen dein;
Die Christen werden frey, und du wirst nicht mehr seyn;
Nicht mehr in einer Welt, wo die Tyrannen siegen;
Wo falsche Tugenden die Sterblichen betriegen;
Wo man die Weisheit höhnt, die unbekannt und still,
Sich nicht der Frevler Glück durch Schand' erkaufen will.
Dorthin, in eine Welt, wo die, die Christen waren,
Frey von der Menschen Schmerz, gesichert von Gefahren,
Im Schooß des ew'gen Glücks, von sturmbefreyten Höh'n,
Mitleidend auf die Welt und unsre Thränen sehn;
Zu dieser bessern Welt erhebt sich mein Verlangen;
Voll Freuden werd' ich dich dort wiederum umfangen.
Leb' wohl! — — — — —

Serena macht ihr Einwürfe und Gegenvorstellungen; allein Sophronia giebt ihr zu bedenken, daß die gemeinste Leidenschaft mächtig genug wäre, die Furcht vor dem Tode zu besiegen; Schwermuth, Hoffnung, Ruhmbegierde, Kummer und Liebe seien stärker als der Tod:

So soll Religion, Vernunft und wahrer Muth
Zu schwach seyn, das zu thun, was Wahn und Hitze thut?
So soll um bessern Ruhm, um ew'ge Siegeskronen,
Ein Christ, in dessen Brust Ruh', Trost und Hoffnung wohnen,
Sich vor dem Tode scheun, den Liebe, Hoffnung, Wahn,
Und Schwermuth oder Stolz beherzt besiegen kann?

Sie fährt in diesem erhabenen Ton fort, und nimmt den allerzärtlichsten Abschied von ihrer Freundinn. Dem Olint läßt sie empfehlen, auf die völlige Errettung der Christen bedacht zu seyn; und spornt sich zuletzt durch ihre lebhafte Einbildungskraft selbst zu der großen That an:

— — Wie leicht sind Schmach und Banden,
Wie leicht ist aller Schmerz des Todes überstanden!
Der Augenblick ist da. Nun eilt der Geist befreyt
Zu seinem Ursprung auf: der Körper unentweiht,

Sinkt hin im blut'gen Staub — Bewahret ihn vor Schande;
Bedeckt ihn, Freundinnen, mit Schutt und leichtem Sande!
Und wird es euch erlaubt, o so begrabt mich hin,
Daß ich beym stillen Grab der theuren Mutter bin,
Dort, wo die Christen sind. Es geb' kein Stein zu lesen,
Wo meine Leiche ruht, und wer ich einst gewesen.
O Vorsicht, laß mein Blut doch ungerächet seyn!
Zum Himmel muß es nie um Rache flehend schreyn!
Erleucht' der Feinde Herz, an statt sie zu bestrafen;
Laß in der Erde Schooß den Körper ruhig schlafen,
Bis jenem grossen Tag, da die Posaune tönt, u. s. w.

In dem 2ten Auftritte erscheint der König, und Sophronia giebt sich wirklich als Thäterinn an. Diese Scene würde der Dichter vermuthlich umgearbeitet haben. Wie sie da ist, halte ich sie für eine der unvollkommensten im ganzen Stücke. Der Zuschauer ist in der größten Erwartung, und verspricht sich große Dinge von dieser vortrefflichen Situation; allein der Dichter hat sie auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt. Aladin sucht den Olint, welchen er ausgeschickt hatte, den Thäter auszuforschen. Sophronia naht sich ihm, und spricht in einem geistlosen Tone:

— — — Herr, du erblickst in mir,
Die dir das Bild entführt. Verschon' das Volk der Christen;
Ich seh' die Deinen sich zu ihrem Tode rüsten;
Halt' ein, und wende nur den Zorn auf mich allein!
Ganz sey die Ehre ihr, ganz sey die Strafe mein;
Dein Eidschwur wird erfüllt u. s. w.

Der König läßt ihr Fesseln anlegen, und sie trotzt in Sentenzen:

— — — Willkommen, werthe Bande!
Verbrechern seyd ihr schwer; ihr selbst bringt keine Schande;
Der Unschuld seyd ihr leicht. Stolz auf die edle That, u. s. w.

Wie vortrefflich hat Tasso diese Situation in ihrem Glanze zu zeigen gewußt! Warum hat ihn doch v. Cronegk verlassen? Ihn nachahmen wäre hier rühmlicher gewesen, als die mißliche Affectation, zur Unzeit sich einen eigenen Weg zu bahnen. Weil ich jetzt nicht übersetzen mag, so will ich Ihnen diese Stelle nach der Koppen'schen Übersetzung anführen, in welcher, so elend sie ist, dennoch der Geist des Tasso noch hin und wieder durchscheint; ich werde aber doch die erzählende Art in die dramatische verwandeln, um nur das anzuführen, was in

einem Trauerspiele zu gebrauchen ist. Der König ertheilt den Befehl, das Volk der Christen auszurotten; Sophronia eilt zu ihm hin und ruft:

Verschone! halte noch mit Grimm und Eifer ein,
Halt' ein, o König! laß dein Volk noch ruhig seyn!
Ich komme zu dir her, des Missethäters Leben,
Den deine Rache sucht, dir willig Preis zu geben.

Aladin.

Erzähle was du weißt, und wie es zugegangen;
So soll dein Christenvolk noch keine Straf' empfangen.

Sophronia.

Nun wohl! der Thäter steht vor deinen Augen hier!
Der Diebstahl unsers Bilds, mein König, kömmt von mir!
Ich bin die Räuberinn, die diesen Schatz gestohlen!

Aladin.

Du selbst? sprich, wer hat dich zu dieser That verleitet,
Wer hat dir Rath ertheilt, wer dich dabey begleitet?

Sophronia.

— — — Mir, mir gebührt der Ruhm allein!
Kein Mensch soll, außer mir, desselben theilhaft seyn!
Von mir, und niemand sonst, ist Rath und That gekommen!
Ich hab' es von mir selbst und heimlich unternommen.

Aladin.

So fühle auch den Zorn des Aladin allein!
Beym Allah! dich soll bald die schwarze That gereun.

Sophronia.

Dein Zorn trifft den mit Recht, auf den der Ruhm geflossen.
Das Bild ist unentweiht; nun leid' ich unverdrossen.

Als man ihr die Fesseln anlegt, läßt sie Tasso schweigen, und weder trotzen noch verzagen; sondern eine stille Größe in ihren Blicken äußern, die ein Kennzeichen des wahren Enthusiasmus ist:

Ella si tace; e in lei non sbigottito,
Ma pur commosso alquanto è 'l petto forte;
E smarrisce il bel volto in un colore,
Che non è pallidezza, ma candore.

Cronegk hat auch da seinen Vorgänger nicht erreicht, wo er den Olint herbeieilen läßt, die Sophronia zu retten und sich

selbst anzugeben. Im dritten Aufzuge läßt er den König die Sophronia noch einmal vornehmen, um sie auszuforschen. Er fragt sie:

Wer gab dir Hülf und Rath? Wer half zum Raube? Sprich!
Verstockte! schweigst du noch? Wer ist der Thäter?
Olint, der sich unter der Wache, unter welcher er gestanden, auf einmal hervor drängt
Ich!

Wie gefällt Ihnen dieser theatralische Kunstgriff? Nicht wahr? sehr gezwungen und unnatürlich? Freilich dergleichen Theaterstreiche, wie man sie zu nennen pflegt, sind bei den Franzosen sehr gewöhnlich. Aber alle Theaterstreiche sind unschmackhaft und höchst unerträglich, wenn sie die Kunst zu sehr verrathen. Warum muß Olint so lange unter der Wache sich ruhig halten, und nicht eher hervorbringen, bis der König eine Frage thut, auf welche er reimen kann? Und das einsylbige Ich! wie unnatürlich ist es in dem Munde eines Olint! bei dem alle Lebensgeister in vollem Aufruhr seyn müssen, jetzt da er hineilt, seine Geliebte zu retten und für sie sich der Todesstrafe zu unterwerfen.

Hierauf folgen einige Auftritte, die ihre vorzügliche Schönheiten haben. Ich rede nicht von schönen Tiraden; diese fehlen dem Hrn. v. Cronegk niemals. Ich meine tragische Situationen, die Leidenschaften zu erregen fähig sind. Aladin will den Olint zum Abfall vom Christenthum bereden, und versichert ihm, Sophronia habe diesen Schritt bereits gethan; nun stünde es bei ihm, ob er die Sophronia oder den Tod wählen wollte. Olint wählt den Tod; der König ergrimmt und verläßt ihn, nicht ohne die härtesten Bedrohungen. Olint in einem Monologe:

Sey ruhig, Herz! du wirst aus diesem Thal der Zähren
Nun bald befreyt, und eilst zu jenen höhern Sphären —
Doch ach, Sophronia! welch Schauer nimmt mich ein!
Sophronia! du wirst nicht dort, nicht bey mir seyn,
In jener Ewigkeit — der Tod! Er wird uns trennen,
Auf ewig. Ach! nichts wird uns je verein'gen können!
Auf ewig! — ohne sie! — O Vorsicht! stärke mich;
So unglückselig war kein Sterblicher, als ich.
Der Jüngling, der entfernt die Hoffnung aufgegeben,
Hienieden die zu sehn, für die er wünscht' zu leben,
Kann denken: Bald entflieht des Lebens kurze Zeit,
Und dann vereinigt uns der Tod — die Ewigkeit.

Doch ich — ich hab' ihn nicht, den Trost, der ihn erquicket,
Ich soll Sophronien auf ewig unbeglücket,
Gestraft, gequälet sehn — —

Endlich folgt eine meisterhafte Scene, die eines Corneille nicht unwürdig ist. Clorinde erfährt die Liebe des Olint zur Sophronia, und geräth in eifersüchtige Wuth und Verzweiflung. Da sie bei Hofe viel vermag, so läßt sie die gefesselte Sophronia vor sich kommen, um mit eigenen Händen Rache auszuüben. Welch eine schöne Situation! welch ein Kampf der entgegengesetzten Affecten! Clorinde wüthet, Sophronia ist voller Sanftmuth; jene schäumt vor Verzweiflung, und diese besänftigt sie durch eine Gelassenheit, welche die natürlichen Kräfte überschreitet, und die Wirkung einer über Tod und Marter wunderbar siegenden Seele anzeigt. Sie nennt den Namen des Olint; dieses Wort erregt die ganze Wuth der Clorinde:

— — Der Name giebt mir meine Wuth zurück.
— — — — — —

Stirb, Unglückseel'ge! stirb! und dein vergossnes Blut
Bestrafe sein Vergehn, und stille meine Wuth!
Dein Auge sieht umher, und wünschet den Verwegnen;
Was kann er dir zum Schutz? was kannst du selbst?

Sophronia.

Dich segnen —
Verzeih ihr, Ewiger, Gott, der du kannst verzeihn!
O Vorsicht, laß mein Blut anjetzt das Mittel seyn,
Das ihren Geist erweicht, und sie zu dir bekehret!
Daß Leidenschaft und Wahn sie wider dich empöret,
War nur ihr Irrthum Schuld. O sende, Herr, dein Licht
In ihr verfinstert Herz! Verlaß die Deinen nicht!
Lob sey dem Ewigen — die Schrecken sind verschwunden.
Lob sey dem Ewigen — der Tod ist überwunden.

Doch dieser schöne Auftritt wird Ihnen vermuthlich in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften"*) zu Gesichte gekommen seyn, allwo Sie sich auch von den übrigen theatralischen Arbeiten dieses Dichters unterrichten können. — Sein Lustspiel „der Mißtrauische" ist zwar meines Erachtens kaum mehr als mittelmäßig. Vielleicht ist der Hauptcharakter keiner glücklichern Ausführung fähig. Wer Argwohn, Mißtrauen und Menschenfurcht so weit treibt, erregt Widerwillen und beinahe Mitleiden;

*) Des sechsten Bandes erstes Stück.

denn man ist geneigt, seine Schwachheit für einen Fehler des Gehirns zu halten. Ein englisches Trauerspiel ließe sich vielleicht eher daraus machen als eine Comödie; denn da könnte das übertriebene Mißtrauen in seinen schrecklichsten Folgen gezeigt werden. Hingegen werden Sie einige Plane und einzelne Auftritte aus verschiedenen Lustspielen bemerken, die einen fruchtbaren Kopf anzeigen. Die guten Erfindungen sind auf der deutschen Schaubühne noch seltener als die guten Ausführungen; und was sage ich auf der Schaubühne? Wir haben leider! in dem weiten Felde der Dichtkunst noch sehr wenig erfindungsreiche Köpfe aufzuweisen; denn die schwindligen Träumereien unserer Nacht- und Einsamkeitssänger wird man ja nicht zu den Erfindungen zählen wollen?

Aus dem XII. Theil.

I. Den 22 Oct. 1761.

192ster Brief.

Ein Ungenannter hat sich mit den fünf Briefen, die ich an Sie über die „neue Heloise" geschrieben habe, einen kleinen Spaß gemacht. Er hat bei Gelegenheit derselben einen Bogen drucken lassen, der den Titel führt: Abaelardi Virbii Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Gedruckt am vier und zwanzigsten des Herbstmonats 1761. Aus der Laune, die darin herrscht, möchte ich fast auf den Verfasser der „Socratischen Denkwürdigkeiten" rathen *); wenigstens kenne

*) Moses Mendelssohn hat die Identität der Person richtig getroffen; die „Socratischen Denkwürdigkeiten" und diese pseudonyme Schrift hat die neuere Zeit gleichmäßig dem Joh. Georg Hamann zugesprochen.
Anm. des Herausgebers.

ich keinen andern deutschen Schriftsteller, welcher diese Laune mit einer so körnigen Schreibart, die zugleich figürlich und spruchreich ist, zu verbinden pflegte. Das Salz ist darin mit vollen Händen gestreut; und die immer fortgehende Ironie ist bisweilen so fein, daß ich bald muthmaßen sollte, der Verfasser habe einigen unserer heftigsten Widersacher eine Nase drehen, und sie glauben machen wollen, als wenn dieser Bogen eine bittere Satyre auf unsre Briefe wäre. Ich nahm mir sogleich vor, Ihnen diesen Bogen zuzusenden, und dem Ungenannten in ein paar Zeilen zu zeigen, daß ich sehr wohl Spaß verstände; mußte aber zu meiner Verwunderung erfahren, daß ein Ungenannter bereits in meinem Namen eine Antwort hatte drucken lassen; denn wenig Tage nachher, da ich den erstern erhalten, erhielt ich einen andern gedruckten Bogen, mit der Aufschrift: Fulberti Kulmii Antwort an Abälardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend. Gedruckt am zehnten des Weinmonats 1761. Ich mache diesem zweiten Unbekannten mein Compliment, daß er die Laune des erstern so glücklich ergriffen hat. Nebst der Ironie hat er zugleich eben die dunkle spruchreiche Schreibart affectirt, und daher Gelegenheit genommen, dem erstern eine Erinnerung zu geben, die ich nicht mißbilligen kann. Was mich anbetrifft, kann ich nunmehro nichts weiter thun, als Ihnen diese beide Bogen beilegen und Ihr Urtheil erwarten.

Abälardus Virbius

an den Verfasser der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend.

Mein Herr,

In **Paris** soll jedermann die neue Heloise bey ihrer Erscheinung für einen guten Roman gehalten haben; aber ganz gewis in **Berlin** nicht. Doch ich übertreibe vielleicht eine Schmeicheley, die man am Anfange seines Briefes schuldig ist, wenn ich Ihrem Urtheil einen so allgemeinen Einfluß zuschreiben wollte.

Sie haben sich unstreitig um viele Leser verdient gemacht, daß Sie eine Ausnahme von Ihrem Grundgesetz (keine Ausländer in Anspruch zu nehmen) gewagt. Rousseau! Diderot! Buffon! ververdienen die Huldigung eines patriotischen Weltweisen; und man macht sich in Deutschland eine Ehre daraus, dies Triumvirat von französischen Schriftstellern so gründlich übersehen zu können, als wir uns vielleicht wünschen selbige erreichen zu mögen.

Was den Bürger zu Genf anlangt: so ist es allerdings ein Glück für ihn, daß er den Namen eines Philosophen, ungeachtet unserer strengen und erhabenen Begriffe von diesem Titel, mit wenig Kosten hat in der Fremde behaupten können, da er sich bisher blos durch die Laune seines Witzes und den Contrast übermüthiger Meynungen berühmt gemacht. Daß er in Frankreich dafür gelten mag, wundert mich nicht; wodurch sich aber unsere graduirte und eigenmächtige Philosophen haben blenden lassen, einen Schriftsteller, wie Rousseau, für ihren Ordensbruder zu erkennen, ist noch ein Knoten für mich. Meine Absicht war es daher, seinen Weltweisen im Reifrock nur mit fliegender Hand zu lesen.

Ohngeachtet es mir beym ersten Theil gereuen wollte, mich in ein so dickes Buch eingelassen zu haben; ohngeachtet ich die letzten Bogen desselben mit einem: ohe jam satis est! zu Ende geeilt, so war mir doch sein Gespräch sehr behülflich, die Eindrücke, die mir vom ganzen Werk übrig geblieben waren, theils zu sammeln, theils zu entwickeln; und ich fand mich endlich geneigt im Ton des begeisterten Geschmacks alles für gut zu erklären, was einen Salomo zum Grillenfänger, einen Young zum pragmatischen Geschichtschreiber des Centaurengeschlechts, einen Rousseau zum Romandichter, und uns beyde, mein Herr, zu kritischen Briefstellern macht, ja zu kritischen Briefstellern ohne Beruf, als den uns unsere Gaben oder wohl gar eine Einbildung davon weiß machen.

Auch Empfindungen gehören zu den Gaben, deren wir uns nicht überheben müssen. Wenn das, was unsere Empfindungen nicht erregt, und Ihres Orts nicht herzrührend ist, allen Anspruch darauf verlieren, und abgeschmackt heissen sollte: so fehlt es nicht viel, daß die gröbsten Malesicanten vom Autorstande, die in ihren zehn Theilen die Folter gelitten, um zum Erkenntnis und Gefühl ihrer Untüchtigkeit gebracht zu werden, gerechter sind als Sie. Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie also ueber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den Werth eines Buchs, falls das eiskalte Herz gewisser Leser durch das Ärgernis ihres eigenen Beyspiels nicht zur Verstockung noch mehr erbaut werden soll.

Ich bin nicht gelehrt genug, mein Herr, den wesentlichen Begrif von einem Roman absondern zu können; nicht schöpferisch genug einen dergleichen zu erfinden; nicht beredt genug ein Hirngespinst wahrscheinlich zu machen. Es lohnt meiner Mühe nicht die Individualität der besten Romanhelden näher zu untersuchen; ich will daher gerne todten Kunstrichtern überlassen, diese ihre Mondenkälber mit dem reichsten

Leichengepräng auszustatten und in das Heiligthum der Verwesung zu begleiten. Gesetzt auch, daß sie die neue Heloise nicht mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit beurtheilt hätten, die Ihnen eigen bleibt: so ist es nicht meine Sache jemanden seinen Geschmack streitig zu machen. Erlauben Sie gleichwohl, daß ich Ihren zurreichenden Gründen einige Anmerkungen, Zweifel, Fragen, Vermuthungen und Einfälle an die Seite setzen darf. Es gefällt mir, dies öffentlich einem Unbekannten von Ihrer Einsicht zu unterwerfen, gleichwie es Ihnen zu statten kommt mit Freunden abzumachen, was zum gemeinen Besten beytragen kann.

Sollte es nicht wenigstens einen characteristischen Unterschied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben? Sollte dieser Unterschied nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen? Ist es Unwissenheit oder Kunst, diesen Unterschied gänzlich aus den Augen zu setzen und aufzuheben? Autoren und Lesern mag man alles zu gut halten; aber ist es nicht eine kleine Schande für Kunstrichter, diesen Misbrauch zu übersehen und ohngeahndet zu lassen? Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher nachgeahmt, daß seine Geschicklichkeit hierin ein unvergeblich Verbrechen in den Augen solcher Virtuosen seyn mag, denen ihr Gewissen über ihre Muster dunkle Vorwürfe macht. Warum endlich eine Sittenlehre, die am meisten nach der Schaubühne eingerichtet ist, bey den Pharisäern der Tugend den höchsten Beyfall findet, gehört nicht hieher; daß man sie aber pragmatisch nennt, kann man niemanden verwehren, weil die Herrschaft des ersten Menschen über das Thierreich und des Philosophen über den Zusammenhang der Dinge sich durch Namen und Willkühr selbige zu münzen, offenbaret.

Ich frage weiter: ob es mit der ästhetischen Wahrscheinlichkeit im Grunde besser aussehen mag, als mit der poetischen Gerechtigkeit, an die man auch einige Zeit abergläubisch gewesen? Da man die Wahrscheinlichkeit in Behandlung der Geschichte unsäglich gemisbraucht, daß unsere Nachkommen vielleicht mehr Ursache finden werden über das ingenium graium als os rotundum des aufgeklärtesten Jahrhunderts nach Christi Geburt misvergnügt zu seyn, so nimmt ein demüthiger Beobachter der Natur und Gesellschaft den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der eine Legende nicht deswegen verwerfen wissen will, weil sie unglaublich ist, sondern mit ctessinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit sagt: Incredibile, sed verum. Es möchte also freilich zum Urbaren einer Geschichte eine Art von Unwahrscheinlichkeit und zur Schönheit eines Gedichtes eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören. Man sollte aber nicht so wohl mit dem Buchstaben dieses Grundsatzes pralen, sondern vielmehr zeigen, daß man auch den Sinn desselben und die Kraft der Anwendung besässe, oder Funken von dem, was man in allgemeinen Ausdrücken bis in den Himmel erhebt.

Sie möchten gerne wissen, mein Herr, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, wodurch er den Namen

eines Weltweisen verdient? und ich möchte eben so gern aus den Werken des Abälards überzeugt seyn, ob es eine Lobschrift oder Satyre ist, die man auf sein Grab gesetzt haben soll:

GALLORUM SOCRATES, PLATO MAXIMUS HESPERIARUM,
NOSTER ARISTOTELES, LOGICIS (QVICUNQVE FUERUNT)
AUT PAR AUT MELIOR, STUDIORUM COGNITUS ORBI
PRINCEPS, INGENIO VARIUS, SUBTILIS ET ACER,
OMNIA VI SUPERANS RATIONIS ET ARTE LOQUENDI
ABAELARDUS ERAT. SED NUNC - - -

Bayle nennet die Eitelkeit das Element dieses Mannes, und er selbst hat sich nicht geschämt, sich als einen albernen Menschen zu schildern, der in seinen Vorlesungen von nichts als Buhlliedern geschwärmt, die in seiner Provinz zwar Mode geworden, in denen wir aber nicht den feinen Geist vermuthen dürfen, der die Tändeleyen eines Lessings, Gleims und G*** erhebt und adelt.

Man sollte also fast meynen, daß Ihrem eigenen Urtheil zum Trotz, der speculativische Character eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde. Es ist in der That schwer sich von einem jungen Gelehrten, der ein halber Savoyard zu seyn scheint, einen klugen Begrif machen zu können, wenn man unter lauter Sternen der ersten Grösse zu wandeln gewohnt ist, die auf hohen Schulen und Academien der Wissenschaften als grosse Lichter den Tag, als kleine Lichter aber die Nacht regieren. Der sogenannte St. Preux scheint unterdessen am Fuß der Alpen eben so füglich ein Philosoph genannt werden zu können, als der kleine Knabe Descartes von seinem Vater; jedoch ich kenne Philosophen, die selbst den alten Descartes ungeachtet seiner Verdienste um den heutigen Weg zu philosophiren, aus blosser christlicher Liebe in ihrer Gesellschaft dulden.

Ein verliebter Philosoph kann unmöglich anders als ein albern Geschöpf in unsern Augen seyn, bis die Reihe an Sie und mich kommen wird lebendig zu wissen, was uns die Muse längst wahrgesagt, daß die Liebe wie der Tod Philosophen mit Idioten gleich mache und wie der jüngste Richter ohne Ansehen der Person sey. Sollten also ein Paar schwarze Augen einmal wunderthätig genug seyn Ihr eisaltes Herz, mein Herr! in einen blühenden Frühling zu ver-

wandeln, oder bin ich bloß darum auf meine Freyheit so eifersüchtig, um die Schadenfreude einer blonden Heloise desto völliger zu machen: wer sagt uns beyden in diesem Fall für unsere Philosophie gut? Vielleicht dürfte sie uns keine andere Dienste leisten, als unsere Leidenschaft in ein methodischeres, geschrobneres und affectirteres Spiel zu setzen. Wer sollte sich aber nicht entschliessen heftig und ausgelassen zu thun, wenn eine Gebietherinn diese Sprache für herzrührend hält? Und warum sollte man sich schämen durch Ausrufungen und Hyperbolen ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln noch geniessen läßt? Gehört denn nicht zu moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten so gut eine fruchtbare und unerschöpfliche Einbildungskraft als zu Situationen? Ist es endlich anständig, daß Sie die Blumen wollüstiger Beredsamkeit ihrer Vergänglichkeit wegen mit so sprödem Eckel ansehen, und niedrigen Liebhabern in einem Thal der Alpen zumuthen wollen, ihre Empfindungen in Friedrichsd'or oder Pfund Sterling umzusetzen?

Die Gabe zu erzählen ist sehr mannigfaltig. Ein Livius, Sallust und Tacitus können jeder an selbige Anspruch machen, und es gereicht ihnen nicht zum Tadel, daß sie sich in ihrer Schreibart eben so unähnlich sind, als sie sich von den Curtiis Rufis, den Floris und den Monachis curiosissimi supercilii der neuesten Klostergelehrsamkeit entfernen. Zu einem dramatischen Mährchen ist die Gabe zu dialogiren unentbehrlicher. Es ist zwar an dem, daß ein gelehrter Kunstrichter leichter zu befriedigen ist als ein süsser Sophiste; unterdessen bleibt das Gespräch des Rousseau immer ein Meisterstück, nicht in jener Gabe zu dialogiren, die im Reich der Todten beym Puntsch bewundert wird, und mit der man im galanten Arkadien astronomische Beweise und metaphysische Sätze macht, sondern in der männlichen, die eine philosophische Diät im Lesen und Schreiben voraus setzt, Attischen Honig in den Kammern des Bauchs und Lucians Fechteröl auf der nackten Haut des Leibes.

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 29 Oct. 1761.

Beschluß des 192sten Briefes.

Wer ist aber der ästhetische Moses, der Bürgern eines freyen Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf? (die da sagen: Du sollt das nicht angreifen, du sollt das nicht kosten, du sollt das nicht anrühren. In der Natur ist manches unrein und gemein für einen Nachahmer — auch alles was möglich ist, laßt

euch nicht gelüsten!) Wenn man es uns eben so schwer machen will Originale zu seyn als Copien zu werden; was hat man anders im Sinn als uns in „Maulesel" zu verwandeln?

Wie war Ihnen zu Muth, mein Herr! da Sie den ehrwürdigen Greis auf ein Collegium aestheticum nach Deutschland einluden, oder ihn bey einem Almanachschreiber in die Schule schickten? Des Herrn Richardson Kupferstich mag in einem Kränzchen von gelehrten Damen obenan hängen; nil admirari bleibt immer die Grundlage eines philosophischen Urtheils. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buchs sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist. Daß witzige Köpfe, die mehr Stutzer, als ehrliche Bekenner der schönen Wissenschaften sind, ein sympathetisch Gefallen an Engelgestalten haben, die kein Autor noch Leser gesehen, und den fleischlichen Sinn aufblasen, daß schöne Geister von der Geistlichkeit des Mondlichts begeistert werden, entschuldige ich gern; aber Philosophen gebührt es zu prüfen. Hat nicht Young schon in seinem Schwanengesang auf die septem sine flumine valles gewiesen? doch alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu ersetzen, und nichts als die Höllenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.

Wenn unsere Vernunft Fleisch und Blut hat, haben muß, und eine Wäscherinn oder Sirene wird; wie wollen Sie es den Leidenschaften verbieten? Wie wollen Sie den erstgebohrnen Affect der menschlichen Seele dem Joch der Beschneidung unterwerfen? Kannst du mit ihm spielen, wie mit einem Vogel? oder ihn mit deinen Regeln binden? Sehen Sie nicht, daß Sie hiedurch alle Leuchtthürme niederreissen, die Ihnen selbst und andern zur Richtschnur dienen müssen? Doch Rousseau hat wider die geschriebene Musik der Affectensprache zu viel Antipathie geäussert, daß es eben so unbillig seyn würde sein ästhetisch Gewissen zu zwingen, als einen Israeliten lüstern zu machen — zu pommerschen Schinken.

In dem Schreiben eines guten Freundes ausser Deutschland ersehe, daß ein anderer Rousseau an Briefen sammelt um den Abälard zu versüngen. Aber weil die Geschichte nicht von der Stelle gehet; so möchte der Sammler wohl graue Haare bekommen, ehe er Herausgeber werden dürfte. Sollten Sie, mein Herr, die Erscheinung dieses Romans erleben: so wird sich der neue Abälard schmeicheln können, einen alten Oheim wie den Domherrn Fulbert an Ihnen wieder zu finden. Erkennen Sie es also, daß man Ihnen nicht nur Zeit sondern auch Gelegenheit geben wird zu einer Genugthuung nach Ihres Herzens Wunsch.

Erlauben Sie noch, daß ich hier das Fragment eines griechischen Romans, den im Ernst philosophisch genannt werden kann und auch in Briefen besteht, einem müßigen Landsmann empfehlen darf, aus der Dunkelheit hervor zu ziehen. Ich habe mit viel Antheil in den Werken des Hippokrates den untergeschobenen Briefwechsel über die lachende

Sucht des Demokrits geleſen und erinnere mich Stellen, darin gefunden zu haben, die durch eine freye Überſetzung (dergleichen vom Ariſtänet der Zuſchauer, wo ich nicht irre, zur Probe gegeben) dem franzöſiſchen Witz Ehre machen würden. Ein fähiger Nachahmer könnte Gelegenheit nehmen das Syſtem dieſes alten Philoſophen in einen Brief einzukleiden und anzuhängen, welches durch einige neuern Hypotheſen der heutigen Philoſophie in vielen Lücken, gelobter Wahrſcheinlichkeit gemäß, ausgefüllt werden könnte.

— — Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae de ferrum valet, exsors ipsa secandi.

Fulberti Kulmii

Antwort

an

Abälardum Virbium

im Namen des Verfaſſers der fünf Briefe, die neue Heloiſe betreffend.

Wundern Sie ſich, daß der Schöpfer der „neuen Heloiſe" auch in Deutſchland den Biedernamen eines Philoſophen hat behaupten können? Wir ſchätzen die Worte nicht nach innerm Schrot und Korne, ſondern nach dem relativen Werth, den ihnen der Stempel eines jeden Landes einprägt. Genug! wenn wir uns verſtehen. Wir können das Wort Marquis nicht anders deutſch geben als Marggraf; aber wir wiſſen ſchon, was ein franzöſiſcher Marggraf zu bedeuten hat. Unſere Schulweisheit heißt auch in Frankreich Metaphyſik; und wenn ein Engländer die Großmuth der Prinzeſſinn Adelaide nach Verdienſt preiſen will, ſo muß er ſagen, ſie habe einer verarmten Bäuerinn tauſend Pfund geſchenkt: ob es gleich nur livres de France waren.

Jedoch wenn auch kein Magiſter in Deutſchland den Bürger aus Genf für ſeinen Ordensbruder erkennen würde, ſo kommt ihm meines Erachtens gleichwohl der Name Philoſoph, nach ſei-

ner ersten Grundbedeutung, vorzüglich zu. Wie? er sollte die Weisheit nicht lieben? Muß er nicht vielmehr bis zur Ausschweifung in sie verliebt seyn? Wir haben ihn auf der großen Weltbühne Molière's Meisterstück mit ihr machen sehen: er den Misanthropen, sie die Coquette. Er that ihr einen sauren Liebesantrag, sie schien gleichgültig; er ward bitter und tadelte ihre Sitten, sie lachte. Zuletzt schmähte er auf seine Buhlschaft, auf ihre Lieblinge, auf die ganze Welt; und im Herzen loderte noch die Liebe.

Aber den Namen seines neuen Geschöpfs St. Preux möchte ich aus dem Buche der Weltweisen wegstreichen. Sein Urbild, der entmannte Abälard, konnte immer in philosophischen Vorlesungen von nichts als Buhliedern schwärmen, und gleichwohl als ein wahres Lob zur Grabschrift erhalten:

Gallorum Socrates.

Aber ein Schweizer, der sich in verliebten Antithesen zum Weltweisen seufzen will, hat weder die Landessitten noch den Sprachgebrauch für sich. Zu Zürich ist Anakreon ein Priester der Venus, ein Verführer der Jugend; und unweit Genf soll man ihn wie in Griechenland den Weisen nennen?

Doch über diesen Punkt sind wir einig. Das Costüm mag mit der Wahrscheinlichkeit ein gleiches Schicksal haben. Gehört die Unwahrscheinlichkeit, wie Sie vermuthen, zum Urbaren der Geschichte: warum nicht auch die Freiheit, am Fuße der Alpen französisch zu philosophiren? Ich wende mich also zu Ihren entscheidenden Fragen, die ich suchen will mit der „Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit" zu beantworten, welche, wie Sie gütigst bemerken, mir eigen seyn soll. Sie heben an:

„Sollte es nicht wenigstens einen characteristischen Unterschied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben?" Warum nicht?

„Sollte dieser Unterschied nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen?" — Er sollte.

„Ist es von Seiten des Kunstrichters Unwissenheit oder Kunst, diesen Unterschied gänzlich aus den Augen zu setzen und aufzuheben?" — Unwissenheit, mein Herr, Unwissenheit! Der Verfasser der „Socratischen Denkwürdigkeiten" versteht mich schon, wenn ich dem Sophisten antworte: „nichts weiß ich".

„Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des Romanhaf„ten tiefer eingesehen und glücklicher nachgeahmt" u. s. w. „Die wahre Natur des Romanhaften" ist ein Gallimatthias! besser: „die romanhafte Natur des Wahren". Wenn Rousseau Geistschöpfer (esprit créateur) genug ist, diese romanenhafte Natur aus dem Nichts hervorzurufen, und Sie sich getrauen, das erschaffene Chaos auf Ihre Atlasschultern zu nehmen; so will ich anbeten und schweigen. Hierin bestand meine Unwissenheit. Ich forderte Bündigkeit, Ordnung und Zusammenhang; und siehe! ich war in einer Zauberwelt, wo ich nichts begreifen, wenig glaubwürdig finden, und alles desto kräftiger glauben sollte. Mein Geist war zu der hohen Entzückung nicht vorbereitet genug, in welcher wir sehen, was noch kein Auge entdeckt hat, mit den Händen greifen, wo nichts ist, hören, schmecken, glauben, und uns schämen zu fragen: warum?

Nach dem offenherzigen Bekenntniß, das ich Ihnen von meiner Unwissenheit abgelegt, fordere ich nicht ohne Billigkeit ein redliches Gegengeständniß. Gestehen Sie mir, daß die Schuld der mißlungenen Kritik nicht ganz mein ist. Wenn der ästhetische Zauberer mir seine Wunder zeigen will; so muß sein erstes Wunder seyn, meinen Glauben zu fangen und ihm die Augen auszustechen, um nach Belieben seinen Spott mit ihm treiben zu können. Als Kunstrichter habe ich ein Recht, den starken Geist zu spielen und in seine geheimnißvollen Künste ein Mißtrauen zu setzen. Er muß entweder meine Empfindungen bezaubern, oder ich bin ungläubig. Er mag immer schäumen und rufen: ich sehe Erscheinungen von der Erde aufsteigen! ich muß sie selbst sehen, oder ich glaube, es geht in seinem Gehirne um.

Sehen Sie, mein Freund! was der Kunstrichter vor dem Autor voraus hat? Auch jener will Empfindungen erregen: aber gemeine; keine Wunder, keine Zauberwerke. Wer unglaubliche Dinge vorbringt, sagt der ungläubige Prophet Mahomet, muß Wunder thun, um sie zu bestätigen; wer aber mit eurem Verstande redet, braucht der Wunderzeichen nicht, um euren Glauben zu fesseln. Und was meinen Sie? muß die Maleficanten vom Autorstande die Folter verdienen, welche sie in unsern zehn Theilen gelitten; daß ihr eisbaltes Herz längst zur Selbsterkenntniß hätte entflammt werden sollen, — sind dieses etwa so unglaubliche Dinge?

Nichts geht über die Bündigkeit, mit welcher Sie die Liebessprache des St. Preux rechtfertigen. Allerdings! wenn er mit seinem blauäugigen Mädchen über das Jachin und Broas der Zärtlichkeit eins geworden, so kann ihm kein ästhetischer Moses verbieten, in Hyperbolen zu schmachten, oder in spitzfindigen Ausrufungen zu ihren Füßen zu sterben. Seine Scheidemünze ist alsdann so gänge und gäbe, als Friedrichsd'or oder Pfund Sterlinge.

Aber Sie Unglücksprophete! was für ein Machtwort haben Sie sich entfahren lassen! Noch zittern meine Gebeine. Noch tönt die Stimme der Muse in meinen Ohren, die Sie in einem prophetischen Liede mir drohen lassen. Ja! ja! ich fühle es, meine Stunde wird kommen. Der Liebesgott, der in den Palästen der Großen herumschwärmt, wird im Vorbeigehen mit seinem Bogen auch an meiner Hütte anpochen; und wehe dem Kunstrichter, wenn seine Gebieterinn keine andere Sprache verstehen will, als der er sich aus kritischem Gewissen zu schämen hat! Wie, wenn die Eigensinnige Deutsch versteht, und in Stunden der Einsamkeit erhoben oder in Nachtgesängen zur Gegenliebe erweicht seyn will? Muß ich die Dichter von der ecaurigen Gestirne um Gnade, und die Gottheit ihrer mitternächtlichen Muse um Begeisterung anflehen? Muß ich, wenn die Tyrannin Modegeschmack hat, ihren Namen in traurige Cypressen einschneiden, und meine Liebe in schwermüthigen Hexametern hinweinen? — O nein! so tief hat die Göttinn Ate noch den Nacken keines Sünders gebeugt. Und wenn uns auch die Philosophie nicht wider die Grillen der Leidenschaften, nicht wider die Laune des Götterknaben schützt, so schützt uns doch eine höhere Macht, die Pflegemutter aller Leidenschaften, die Eigenliebe. Lassen Sie also Ihre Muse bald die Palinodie anstimmen, wenn sie unsern Weihrauch gern auf ihrem Altare brennen sieht.

Ihre Fragen sind nunmehro beantwortet; und nun ist die Reihe an mir, auch welche zu thun. Amant alterna Camoenae. Die Musen sind Ihnen gnädig und bewahren Ihr Genie vor Mißwachs; warum opfern Sie, parcus deorum cultor, so selten auf ihren Altären, und bringen nur einzelne vergängliche Blätter dar, die jedes Lüftchen verweht? Warum stoßen Sie Ihr Gebet in kurzen geheimnißvollen Seufz-

zern aus? und gewöhnen Ihre Brust nicht lieber zu einem längern Athem, der die heilige Gegenwart der Gottheit andächtiger verehrt? Und endlich warum wählen Sie eine Schreibart, deren Schönheiten nur mikroskopische Augen ergötzen? Hat die Natur keine Gegenstände, die der Nachahmung würdiger sind als der Schimmel? Es ist wahr, Sokrates, der Bildhauer, bekleidete die Grazien, um ihre nackten Reize nicht jedem unkeuschen Auge bloßzustellen; wenn ich aber von den Werken des Weltweisen auf das Werk des Künstlers schließen kann, so wird er die holden Schönheiten bekleidet, aber nicht versteckt haben. Das Gewand muß den Wuchs, die Gelenkigkeit und den freien Schwung der Glieder ohne Neid durchschimmern lassen, damit die Augen des Geistes genießen, was den fleischlichen Augen entzogen wird.

Die Kenner loben an Ihren Ausarbeitungen Erfindung, Zeichnung und Ausdruck; aber sie vermissen die weise Vertheilung des Lichts und Schattens. Die Gegenstände sind wie in eine düstre Wolke verhüllt; und nur hier und da streift ein Wetterstrahl durch, der die Augen blendet. Sie bekümmern sich so wenig als Sie, mein Herr! um die Schönheiten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist; aber noch weniger um die Schönheiten, welche man ohne Noth dem Augenschein entzogen hat. Die Sinne vergehen vor Spleen und Langerweile, wo der Witz beständig Räthsel aufzulösen hat.

Da Sie wie aus den Wolken zu mir herab geredet, so mußte ich mir aus meinem Staube eine ähnliche Wolke aufblasen, um Ihnen zu antworten. Wollen Sie sich aber von einem Unbekannten rathen lassen, so treten Sie aus Ihrer Maschine hervor, und zeigen sich den Zuschauern in menschlicher Bildung. Gedrungene Kürze ist eine ästhetische Tugend, aber die Faßlichkeit muß nicht darunter leiden. Die feinsten Anspielungen sind nur Schnörkel des Styls; sie müssen wohl angebracht, und nicht gehäuft werden, wo sie nicht mehr verunstalten als zieren sollen.

Sie sehen, ich rede schon wieder in dem Tone eines Gesetzgebers: „du sollt das nicht angreifen, du sollt das nicht „kosten". Sie wissen aber auch, daß dieser Ton den Verfassern der Briefe schon zur zweiten Natur geworden; der über-

muthige Charakter, in welchem sie sich festgesetzt, macht, daß der Vernünftige sie von den gemeinen Pflichten bürgerlicher Höflichkeit losspricht; und der gezüchtigte Autor findet einigen Trost in ihrer natürlichen Strenge. Er schmeichelt sich, so elend nicht zu seyn, als ihn der spröde Geschmack dieser Tadelsüchtigen findet.

IV. Den 12 Nov. 1761.

194ster Brief.

Ich überdenke die elenden Schriftsteller und Übersetzer, die wir Ihnen schon seit einigen Jahren bekannt gemacht haben. Ein Menge ziemlich schaler Köpfe! Und gleichwohl sind sie alle große Genies gegen den Schmierer, über welchen ich mich seit gestern ärgere. Der Titel seines Buchs ist: „Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen. Frankfurt am Mayn, bey Garbe 1761." Daß der deutsche Urheber dieser Schrift ein elender, unwissender Übersetzer sei, soll mein künftiger Brief beweisen; gegenwärtiger soll ihn von einer andern Seite betrachten. Ich bin noch ungewiß, ob er selbst ist betrogen worden oder seinen Leser zum Besten haben will? Eins von beiden ist unstreitig. Der Titel verkündigt einen heiligen Eiferer, dem die Würde, mit welcher Lord Shaftesbury die menschliche Natur krönt, ein Greuel in den Augen ist; der der Religion einen angenehmen Dienst zu erweisen glaubt, wenn er alle Tugenden der Vernunft auf ihrem Altare schlachtet, den natürlichen Menschen zum Ungeheuer macht, und Gott in seiner Schöpfung lästert, um ihn in der Offenbarung desto mehr zu verherrlichen. In der Vorrede giebt der deutsche Schriftsteller sich immer noch dieselbe Miene, nur daß er nach seiner Art auch gerne witzig seyn möchte. „Der Mylord", heißt es, „machte nach seinem System aus blos natürlichen „Menschen lauter Mylords, er schuf sie, wie Homer seine

„Götter *), und schmückte sie mit den prächtigsten Feyerkleidern „der Modetugenden. Welches System würde sich auch für „unsere scharfsehende erleuchtete Zeiten besser schicken? Alle „Stutzer geist- und weltlichen Standes, alle von der schönen „Passion brennende Personen beyderley Geschlechts, die sich bey „der schönen und artigen Welt niemals gerne ohne prächtige „Kleidung sehen lassen, müssen ihm beyfallen. Seine Tugend „ist die Tugend der galanten Centauren, der starken grossen „Geister, wie die Tugend von Sans-Souci".

Sie vermuthen ganz gewiß, der Anti-Shaftesbury wird von einem Young oder sonst einem andächtigen Gottesgelehrten herrühren, der den sogenannten Centauren den Hals brechen will? Warten Sie, der Übersetzer wird ihn zu erkennen geben. „Der Verfasser dieser philosophischen Gespräche", fährt er fort, „entblößt im Gegentheil die Menschen im natürlichen Stande „von Rock und Wambs, so zu reden, er ziehet ihnen gar das „Hemde der Tugend vom Leibe, daß ihnen kaum das Fell „übrig bleibt, und nöthiget sie, bey ihrer moralischen Blöße „eine Decke in der Offenbarung zu suchen". Nun was meinen Sie, wer der große Beschützer der Offenbarung ist, welchen der Übersetzer wider den Lord auftreiben läßt? Der Listige! er schämt sich, ihn zu nennen; aber Sie brauchen nur eine Seite zu lesen, um den Mandeville, den berüchtigten Verfasser der Fabel von den Bienen zu erkennen. Das Buch heißt auch im Englischen keinesweges Anti-Shaftesbury, sondern es ist der zweite Theil der „Fabel von den Bienen", so wie sie im Jahr 1729 zu London herausgekommen ist. Die ganze Welt kennt den Mandeville und seine Fabel. Jedermann weiß, wie er es mit der geoffenbarten Religion meint, und was für Vortheile sie sich von seinen Lehren zu versprechen hat. Wenn er sich von dem Lord unterscheidet, so ist es größtentheils darin, daß ihm auch die natürliche Religion so heilig nicht ist, als jenem erhabenen Weltweisen. Jedermann weiß dieses, folglich; nur unser Übersetzer ist entweder einfältig genug, zu glauben, oder unverschämt genug, seinen Lesern weis machen zu

*) Es ist ekelhaft, den Witz solcher Leute in Anspruch zu nehmen. Bedenken Sie aber doch das Gleichniß: „wie Homer seine Götter"! Als wenn Homer seine Götter edler als die Natur geschildert hätte!

wollen, der zweite Theil von Mandeville's Fabel von den Bienen *) sei eine ernsthafte Vertheidigung der geoffenbarten Religion.

Daß er seinen Helden nicht zu erkennen giebt, daß er ihn vermummt und verstellt auf die Bühne bringt, das macht ihn etwas verdächtig: Allein man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er scheint gleichwohl selbst betrogen worden zu seyn. Sie kennen die niedrige, oft scurrile Schreibart des Mandeville. Um sich auch im Äußerlichen von dem Lord zu unterscheiden, wählte er die gemeine Sprache des Pöbels, die er aber durch vielen Witz und seltsame Laune aufzustutzen wußte. Da ihm der Lord das menschliche Geschlecht zu sehr zu veredeln scheint; so setzt er ihm beständig das Beispiel der Schiffsleute, Schornsteinfeger und Kräuterweiber entgegen, auf welche er die erhabenen Grundsätze des Weltweisen anwendet, um sie lächerlich zu machen, und endlich die Folgerung daraus zu ziehen, die ihm so sehr am Herzen liegt: daß „das Laster der menschlichen Gesellschaft eben so nützlich sei, als die Tugend". Dieser ungereimte Satz ist die Moral seiner Fabel, und die Ursach, warum er mit der erhabenen Weltweisheit des Shaftesbury nicht zufrieden seyn kann.

Unser Übersetzer hingegen nimmt in seiner Einfalt alles in dem feierlichsten Tone von der Welt. Der Autor schäkert und treibt Kurzweil, der Übersetzer ist streng und ernsthaft. Jener führt die Sprache eines lockern Freidenkers, dieser eines schalen Gaubidaten. Sie können sich leicht vorstellen, was aus dieser Verwirrung für ein Mischmasch von Ernst und Spaß, von Feierlichkeit und Kurzweil entstanden ist. Die lose Miene des Autors blickt allenthalben hindurch, und thut neben dem frommen Gesichte des Übersetzers die lächerlichste Wirkung von der Welt. Kann man hieraus nicht sicher schließen, der gute Mann sei selbst betrogen worden, und habe das Werk aus frommer Absicht unternommen?

In der That hat er seinen Autor so sehr gemißhandelt, daß das Werk unter seinen Händen ganz unkenntlich geworden ist.

*) The fable of the bees, or private vices publick benefits.

Anm. des Herausg.

Er hat ihm, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, „Rock und Wambs" und das „Fell" selbst mit abgezogen. Dadurch hat er ihm das Gift benommen, aber wahrhaftig das Leben mit. Ein Löwe, dem man alle Glieder gelähmt hat, damit er nicht schaden könne, ist ein jämmerlicher Anblick; und jeder vernünftige Leser wird das Bild dieses Löwen in dem verdeutschten Mandeville erkennen.

195ster Brief.

Ich glaube, mein Übersetzer besitzt alle die Eigenschaften, deren jede ganz allein hinreichend wäre, ihn zum elenden Übersetzer zu machen. Er versteht weder die Sprachen, noch die Materie, und ist äußerst nachlässig. Dieß sind harte Beschuldigungen, ich gestehe es; allein sie sind nicht härter als die Beleidigung, die ein solcher Mensch dem Publico anthut, indem er ihm Dinge vorsagt, welche er selbst nicht versteht, und verwirrtes Zeug hinschreibt, mit welchem er nicht die mindeste Idee verbinden kann. Ich habe nur die ersten beiden Gespräche mit der Urschrift verglichen; und ich würde ein ganzes Buch schreiben müssen, wenn ich alle Nachlässigkeits- und Unwissenheits-Fehler rügen wollte. Wo er von ungefähr richtig übersetzt, da ist sein Ausdruck schülerhaft, unangemessen, gezwungen und schielend. So angenehm sich das schnurrige Ding im Englischen lesen läßt, so wenig kann man im Deutschen eine Seite ohne den äußersten Ekel und Widerwillen lesen. Ihnen die Zeit nicht zu verderben, die ich mir leider! habe verderben müssen, übergehe ich die lächerlichsten Fehler dieses elenden Schmierers; und begnüge mich, einige von den Stellen anzuführen, wo das Deutsche gerade das Gegentheil vom Englischen sagt, wenn anders noch ein Sinn hineinzulegen ist. Hier sind einige von diesen merkwürdigen Stellen!

Seite 33. Cleomenes macht die Anwendung von den erhabenen Grundsätzen des Lord Shaftesbury auf die niedrigsten Professionen, und hält eine lächerliche Lobrede auf die edlen Gesinnungen eines armen Weibes, die ihren Sohn zum Schornsteinfeger bestimmt. You find yourself, spricht er zum Ver-

theidiger des Lords, under a necessity of allowing my Panegyricks, as you call them, to be just; or finding the same fault with most of my Lord Shaftesbury; d. i.: „Sie „müssen entweder meine Lobrede, wie Sie sie nennen, gelten „lassen, oder an den meisten Lobreden des Lords Shaftesbury „eben dasselbe auszusetzen finden". Unser Übersetzer sagt: „Sie „finden sich genöthiget, meinen Lobreden, wie Sie es zu nen„nen belieben, beyzufallen, oder in den meisten, Fehler, „die der Mylord Shaftesbury vorgestellt hat, zu ent„decken". Verstehen Sie das?

Seite 36. Horaz, der Vertheidiger des Lords, spricht: I admire your Invention, and thus much I will own, that by overacting the part in that extravagant manner, you have set the social system in a more disadvantageous light, than ever I had considered it before. But the best things, you know, may be ridicul'd. D. i.: „Ich bewundere Ihren „Kunstgriff; und so weit muß ich gestehen, daß Sie das Ge„selligkeitssystem, indem Sie die Rolle bis zur Ausschweifung „übertrieben, in ein so unvortheilhaftes Licht gesetzt haben, in „welchem ich es noch nie betrachtet habe. Allein Sie wissen, „die beste Sache von der Welt kann lächerlich gemacht werden." Nun hören Sie das Gewäsch unsers Übersetzers! „Ich muß „mich nur über Ihren Kunstgrif wundern, und gestehe gern zu, „daß Sie das Lehrgebäude der Geselligkeit auf eine geschickte „aber allzu ausschweifende Art ins volle Licht gesetzt haben, als „ich es von der schlimmen Seite noch niemals auf die Art an„gesehen habe. Allein Sie wissen auch die besten Dinge gar zu „lächerlich zu machen." Ist Ihnen etwas elenderes je unter die Augen gekommen?

Incontinence, and Adultery itself, Persons of Quality are not more free from, all over christendom, than the meaner People. Dieses heißt in der Übersetzung: „in der gan„zen Christenheit werden vornehme Leute nicht so leicht in öf„fentlichen Ehebruch und Unreinigkeit, als der gemeine Pö„bel verfallen". Gerade umgekehrt!

Cleomenes macht in dem zweiten Gespräche eine weitläuftige Beschreibung von der Lebensart eines Edelmannes, der ein Muster der Tugend, der guten Sitten und rittermäßigen Aufführung ist. Er beschreibt seine köstlichen und wohleingerichteten Ge-

bäude. (Ich übergehe unendlich viele Schnitzer, welche der Übersetzer an diesem Orte macht, weil ich Ihnen ausdrücklich nur diejenigen Stellen anführen will, wo er das Gegentheil von seinem Originale sagt.) Horaz antwortet auf die Beschreibung des Cleomenes: this is a study'd Piece; but I don't like it the worse for it, pray go on; d. h.: „diese Beschrei„bung ist ziemlich ausstudirt, sie gefällt mir aber deswegen nicht „weniger; fahren Sie nur fort". Unser Übersetzer sagt: „Sie „machen mir hier zwar eine ausstudirte Beschreibung, die ich „aber gar nicht davor ansehe. Belieben Sie nur fortzu„fahren". Diese Stelle befindet sich S. 59; und ich versichere Sie, daß diese und die folgende Seite so sehr von den lächerlichen Fehlern wimmeln, daß Sie nicht zwei Zeilen finden werden, die richtig übersetzt wären; ohne das Original ist es ganz unmöglich, in dem Geschmiere des Übersetzers einen Funken von Menschenverstand zu finden. Ich könnte Ihnen ganze Seiten abschreiben, davon Sie ohne Hülfe des Englischen nicht eine einzige Periode verstehen sollten. Doch ich habe mich anheischig gemacht, Ihrer Geduld zu schonen und nur offenbare Widersprüche anzuführen.

To be well dress'd, sagt Horaz, is a necessary article, and yet to be sollicitous about it, is below a Person of Quality; d. i.: „wohlbekleidet seyn ist ein nothwendiger Ar„tikel; aber sich darum zu bekümmern ist für eine Standesper„son zu niedrig". Nun unser Übersetzer: „wie eine wohlanstän„dige Kleidung ein nothwendiges Stück ist; so kann es auch ei„ner Standesperson, sich darum selbst sorgfältig zu bekümmern, „nicht für übel gehalten werden."

Seite 66: „im übrigen kann ich es nicht geschehen las„sen, wenn Sie meinen, daß ich irrete". In der Urschrift steht: and for the rest, I give you leave to think me in the wrong.

Lösen Sie mir einmal folgende Construction auf! „Seit „ich auf Ihre Antworten gedacht habe, so weiß ich nicht, doch „kann ich treten, und vielleicht einen Augenblick daran zweifeln, „daß ich mich nicht bereüge, ob in der Welt ein solcher durch „sie abgeschilderter Mensch vorhanden sey oder gefunden werden „könne, und der anders als Sie denken sollte." Was haben Sie hier gelesen? Kann ein Kranker im Schlafe ungereimteres

Zeug plaudern? Mandeville sagt: since I have reflected on what you answered me, I don't know; but I may be in the wrong, as I should certainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary opinion. Das könnte ungefähr heißen: „Seitdem ich „das überlegt, was Sie mir geantwortet haben, so scheint es „mir beinahe, als wenn ich Unrecht hätte. So viel ist gewiß: „wäre ein solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschreiben, „und er behauptete die entgegengesetzte Meinung, so würde ich „ihm ohne Anstand Recht geben."

S. 74. „Sie wollten ihn auch nicht verdammen, und geben doch keine Ursache an, warum Sie ihn für verdächtig halten" heißt im Original: you would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The severity of the Task giebt der Übersetzer: „die Schwierigkeiten eines Flecken". Übertrifft er nicht alle elende Übersetzer unsers an elenden Übersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenerklärung thun. Dieser Übersetzer ist fast noch schlechter als er!

(Der Beschluß folgt.)

V. Den 19 Nov. 1761.

Beschluß des 195sten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der 80sten Seite! denn weiter konnte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Ehrmanns nur deswegen so vortrefflich geschildert, um zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes, die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können, obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wundern sich, wie ich merke", spricht er zum Horaz, „daß ich mir einen so übermäßigen

„Grad von Scharfsichtigkeit beimessen kann, einen listigen und „verschlagenen Menschen besser zu kennen, als er sich selbst „kennt"; which in strictness is an impossibility, and consequently not to be bragg'd of, but by a Coxcomb: „dieses „ist in der That eine wahre Unmöglichkeit, mit welcher folglich „kein Anderer als ein Hasenfuß prahlen kann". — „Sie kön„nen mit sich selbst umgehen, wie Sie wollen", antwortet Horaz. „Ich habe nie so etwas gesagt".

Unserm Candidaten schien der Ausdruck Coxcomb zu profan; wissen Sie, wie er die Stelle giebt? „Lassen Sie uns „aufs ernstlichste davon sprechen, die Sache ist wirklich unmög„lich, und es kann sich dessen kein Mensch rühmen, der nicht „seinen Verstand durch unabläßige Gewohnheit dar„zu geschickt gemacht hat". — Horaz antwortet auf das Compliment, das der deutsche Coxcomb sich selbst macht: „Sie können mit sich selbst nach Ihrem Gefallen verfahren, „was mich aber betrift, habe ich dergleichen noch niemals vor„gegeben".

Genug von einer erbärmlichen Übersetzung, die so tief unter der Kritik ist! Ich würde sie mit keiner Sylbe berührt haben, wenn mich der falsche Titel des Buchs nicht veranlaßt hätte, den wahren Verfasser desselben bekannt zu machen.

XII. Den 31 Dec. 1761.

207ter Brief.

Wie verdroß es mich, als ich in dem zweiten Bande der Cronegk'schen Schriften „Einsamkeiten" antraf! Einsamkeiten von allerlei Gattung: in Reimen und in Hexametern, in sechs und wieder in zwei Gesängen, in Lehrgedichten und in Oden. O der verwünschte Schlendrian! Zwar sind die Einsamkeiten eines Cronegk so öde nicht, als sie bei dem gemeinen Haufen der Dichterlinge zu seyn pflegen. Ein denkender Kopf nimmt allenthalben seine Seele mit, die seine Einsiedeleien selbst gesellig macht. Sie finden hier und da vortreff-

liche Verse, neue Gedanken, manche angenehme Beschreibung; aber das Ganze? Hieran ist nicht zu gedenken. Man faselt mit dem schwermüthig scheinenden Dichter von einer Grille auf die andere. Es sind Reverien, die kein Plan, kein Zusammenhang verbindet; und am Ende fragt man sich sehr oft vergebens: was habe ich gelesen?

Wollen unsere Dichter den Young nachahmen: warum borgen sie ihm bloß die Manier ab, ohne Zeichnung, Ausdruck und Composition von ihm zu lernen? Der Engländer hat in seinen „Nachtgedanken" einen Stoff wichtiger Weisheitslehren und tiefsinniger Wahrheiten, die er nach einem wohlgeordneten Plane verbindet und in den reichsten Schmuck der Poesie einkleidet. Er hat dabei eine ihm eigene Manier: den allzu häufigen Gebrauch der Hyperbel, dadurch er den Leser oft ermüdet; und ein düsteres Colorit, das man ihm gern verzeiht, weil es seiner tiefsinnigen Seele so natürlich ist. Unsere Dichter mißbrauchen die Hyperbel, und stellen sich trübsinnig; so glauben sie den Engländer nachgeahmt zu haben. Wenn man noch eine scheinbare Ursach fände, warum sie so jämmerlich klagen! was sie so betrübt macht! Wie können wir ihre Schwermuth mit empfinden, wenn sie uns ohne Grund zu klagen scheinen, wenn wir uns gar nicht für sie interessiren?

Der Herr von Cronegk fängt seine gereimten Einsamkeiten an:

Dir, schauervolle Nacht der heil'gen Einsamkeit,
Dir, traur'ge Stille, sey mein zärtlich Lied geweiht!

— — — — — — —

Hier, wo ich mich versenkt in meinen Schmerz verhülle,
Verdopple sich die Nacht! Ein mächt'ger Schauer rauscht
Durch das erschrockne Thal, in dem kein Waldgott lauscht.

— — — — — — — —

Die Einsamkeit allein soll meine Klagen hören;
Sie berge meine Wuth und die erhitzten Zähren!
Es wird vielleicht in ihr mein reger Schmerz gestillt.
Dich segn' ich, Einsamkeit; du bist des Grabes Bild.

Hierauf ladet er seinen Freund ein, mit ihm zu weinen; und endlich auch die Schutzgeister:

Ihr, die ihr um mich schwebt, und wie soll ich euch nennen?
Ihr weinet selbst vielleicht, wenn Geister weinen können;

Und ist mein traurig Lied hierzu nicht allzu schwach,
So weint uns noch vielleicht die Nachwelt fühlend nach.
Doch was soll Nachwelt seyn? —

Hier verliert sich der Dichter in Betrachtungen über die Eitelkeit des Nachruhms; und erst auf der sechsten Seite erfahren wir, daß die Entfernung von Zemiren die Ursache sei, warum er selber weint, und Freund, Schutzgeister und Nachwelt will weinen lassen. Die reimlosen „Einsamkeiten" sind interessanter; doch wie gesagt, ihr ganzes Verdienst besteht in einzelnen Stellen, die ihre vorzügliche Schönheiten haben; das Ganze ist von keiner Erheblichkeit.

Lassen Sie uns indessen einem sonst guten Dichter diese Modesünde zu gute halten; unsere dunkle Nacht- und Gräberpoeten haben die Stimme der Natur so sehr überschrien, daß ein junges Genie, indem es seine Kräfte übt, leicht verführt werden kann, dem großen Haufen nachzugehen. Zu einer andern Stunde hat der Hr. v. Cronegk das Lächerliche dieser seltsamen Mode sehr wohl eingesehen. In seinem Lehrgedichte an Herrn U. heißt es:

Einst sang die Nachtigall; der Uhu war nicht weit,
Und sprach: dein künstlich Lied reizt nur zur Weichlichkeit.
Der Schäfer hört dein Lied: entzückt von deinen Tönen,
Sinkt er ganz schmachtend hin, im Arm von seiner Schönen,
Und küßt sie feuriger. Mich hört um Mitternacht
Der Weise, der allein bey später Lampe wacht.
Mein Lied tönt furchtbar schön, und mehrt der Nächte Schrecken,
Zu schwermuthvollem Ernst den hohen Geist zu wecken.
Quäl' ich auch gleich sein Ohr; dieß Quälen bessert ihn;
Und folglich ist mein Lied dem deinen vorzuziehn.
O gründlicher Beweis! die Rauhigkeit der Kehle
Macht bey dir dein Verdienst! antwortet Philomele; u. s. w.

Unter seinen übrigen Lehrgedichten sind einige überaus schön. Seine Verse fließen sanft, und doch nicht ohne poetisches Feuer. Er kennt die Welt, schildert seine Charaktere, hat moralische Einsichten und, was bei einem deutschen Dichter selten ist, Kenntniß der schönen Künste. Unter andern hat mich das Lehrgedicht „Gewohnheit und Natur" ungemein vergnügt. Der wahre horazische Geist herrscht in diesem moralischen Gedichte. Es hat Plan und Ordnung, gründliche Betrachtungen, Charaktere, Salz und feine Satyre:

Wie schwerlich lassen sich die Neigungen besiegen,
Die bey der Kindheit schon mit untilgbaren Zügen
Die rege Phantasey, die jeden Geist belebt,
In unser tiefstes Herz mit mächt'gen Fingern gräbt!
So gräbt ein junger Hirt, in die noch weiche Rinde
Des jungen Ulmenbaums, den Namen der Celinde.
Der werthe Name wächst zugleich mit seinem Baum
Und auch wenn dieser fällt, vertilgt die Zeit ihn kaum.
So wohnen unbekannt in unerfahrnen Seelen
Die Bilder jeder Lust, die sie sich künftig wählen.
Noch in der Wiege lag Alkmenens stolzer Sohn
Und seine zarte Faust erdrückte Schlangen schon.
Das Kind, das sonst erfreut nach Gold und Silber gaffte,
Und mit begier'ger Hand sein Obst zusammen raffte,
Das, was man andern gab, voll Neides angeschielt,
Mit Diebstahl nur gescherzt und mit Betrug gespielt,
Sich aus Mistrauen nie von seinem Schrank entfernet,
Das Kind, das keine Kunst so schnell, als Rechnen, lernet,
Dieß hoffnungsvolle Kind, Lavernens liebster Sohn,
Leiht itzt auf zwölf pro Cent, und nennt sich Harpagon.

— — — — — — —

Crispin, der starke Knab', der unbekannte Leute
So gern mit Steinen warf, stets andern Kindern dräute,
Schrie, schimpfte, hämisch that, voll Stolz und Überdruß,
Crispin, der starke Knab', ist itzt ein Critikus.

Hm! daß Sie hier denken: wenn der Dichter Recht hätte, wie mancher von meinen Freunden müßte einst ein „starker Knabe" gewesen seyn? Wer weiß? wenn sie auch gleich nicht mit Steinen nachgeworfen, so können sie doch vielleicht sehr früh einem schlechten Dichter nachgerufen haben:

Strike him! he has made bad verses! *)

Nachdem der Dichter verschiedene Charaktere von dieser Seite betrachtet, fährt er fort:

Was nutzt uns der Verstand, wenn ihn das Herz betrüget,
Und wenn ein Augenblick Entschließungen besieget,
Die lange Jahre durch, nach vielem Fleiß und Müh',
Der Weise sich gefaßt; Natur verstummet nie.
Ein ein'ger Wink von ihr ist mehr, als alle Gründe:
Denn die Vernunft spricht gut und die Natur geschwinde.

*) S. Shakespear's Cäsar.

Ein wahrer philosophischer Gedanke! Die Geschwindigkeit, mit welcher die angebornen Neigungen wirken, macht, daß sie sehr oft der Vernunft zuvorkommen: deren Gründe, so überzeugend sie auch sind, erst langsam nachfolgen, und zu spät vermahnen.

Fast alle gleichen wir, trotz Regeln und Verstand,
Dem spielenden Gargil, dem lehrenden Cleanth.
Wir sehn der Tugend Bahn; wir wollen sie beschreiten,
Und lassen uns dennoch von den Begierden leiten.
Der Irrthum macht uns stolz, die Menge reißt uns hin;
Mehr als die Tugend selbst, thut oft der Eigensinn.
Kurz, wir sind, seit Saturn das Regiment verlohren,
Sehr theoretisch klug, und practisch sind wir Thoren.

Ich glaube, diese Stellen werden Sie begierig genug machen, das ganze Gedicht zu lesen, und sodann werden Sie auch „Günther's Schatten", „das Glück der Thoren", überhaupt die ganze kleine Sammlung von Lehrgedichten mit Vergnügen lesen; nur das nichtsbedeutende prosaische Ding nicht, welches die Herausgeber, ich weiß nicht warum, am Ende der Lehrgedichte hingesetzt haben.

Noch finden Sie zwei Bücher „Oden und Lieder", auch „vermischte Gedichte"; aber wenige gute Stücke, die unter einer Menge von mittelmäßigen vergraben liegen. Die mehresten sind vermuthlich jugendliche Versuche des Dichters, die unter seinen Papieren gefunden worden sind, und in den Augen seiner Freunde vielleicht einigen Werth haben können. Für den Ruhm des Hrn. v. Cronegk aber wäre es unstreitig besser gewesen, wenn die Herausgeber mehr die strenge Kritik als die nachsehende Freundschaft hätten wählen lassen. Das einzige Gedicht „der Krieg", das zu Anfange des gegenwärtigen Krieges besonders herausgekommen, und sich hier in der Menge fast verliert, ist mehr werth, als alle die Lieder mit den Refrains: „ich weis nicht wie", „ich weis nicht was", die Zeit wird's lehren", „das weis ich schon", „das ist schon wahr", u. s. w.; davon das zweite Buch der Oden und Lieder fast ganz voll ist. Wir haben im Deutschen eine ekelhafte Menge von dergleichen Liedern; und zum Unglück haben sie fast alle denselben Schnitt, dieselbe Wendung. Man sieht weder Anfang noch Ende; man kann die letzte Strophe zuerst, und die erste zuletzt lesen; man kann

hinzusetzen und davon nehmen, so viel man will. Kurz, es sind poetische Capricen, denen der erste Einfall einigen Werth gab, davon man aber nur sehr wenige haben muß, wenn sie gefallen sollen.

Lassen Sie mich meinen Brief mit denselben Versen beschließen, mit welchen Hr. v. Cronegk sein Leben, und die Herausgeber seiner Schriften ihre Vorrede beschlossen. Er schrieb sie auf seinem Krankenbette an einen Freund:

Wenn sich ein Reimer unterfteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht:
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parce längers Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen,
Und dieß erträgt er ohne Schmerz:
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

Aus dem XIII. Theil.

I. Den 7 Jan. 1762.

208ter Brief.

Von dem „Versuche über das Genie", davon ich Ihnen einst *) Nachricht gegeben, ist nunmehr in dem ersten Stücke des 3ten Bandes der „Sammlung vermischter

*) S. den 93sten Brief (oben S. 52—54).

Schriften" u. s. w. *) eine Fortsetzung zu lesen. Sie verdient es, daß ich mich dabei verweile; denn sie verräth einen Verfasser, der selbst denkt, und nicht immer mit solcher Ängstlichkeit in die Fußstapfen seiner Vorgänger eintritt, als wenn die mindeste Abweichung den Hals kosten sollte. Ich kann zwar nicht sagen, daß er mich von seinen Grundsätzen durchgehends überzeugt hätte; ja ich bin sogar in der Hauptsache, wie Sie sehen werden, nicht völlig seiner Meinung. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß seine Abhandlung viele nützliche Anmerkungen enthalte und durchgehends lesenswerth sei. Da man in Deutschland noch immer gewohnt ist, entweder für Professoren oder für Schulknaben zu schreiben; so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophirt, eine etwas seltene Erscheinung, die billig alle unsere Aufmerksamkeit verdient.

Sie werden sich noch erinnern, wie weit der Verf. in dem ersten Abschnitte in der Untersuchung des Genies gekommen. In dem zweiten Abschnitte nähert er sich nach einer etwas weitläuftigen Vorbereitung dem Ziele, und untersucht, „woher es „komme, daß man einen Menschen, der die Anfangsgründe der „Mathematik nicht begreifen kann, für einen Dummkopf hält, „da man es einem Menschen von Genie leicht vergiebt, wenn „er mit den Anfangsgründen der Metaphysik nicht fertig werden „kann?" Eine ähnliche Untersuchung hat letzthin der Königlichen Akademie der Wissenschaften wichtig genug geschienen, einen Preis darauf zu setzen; und wo ich nicht irre, so scheint der Verf. die Beantwortung dieser Frage gar zu sehr auf die leichte Achsel zu nehmen. Er glaubt, der Unterschied bestünde bloß in dem Vortheil, welchen die Anfangsgründe der Mathematik haben: „daß die Wahrheiten, welche sie darstellen, durch Bilder „unterstützt werden; oder die Wahrheiten selbst vielmehr, ihre „Natur, ihre Eigenschaften, ihre Behandlung, werden wirklich, „in concreto, und in individuellen Fällen vor Augen gelegt." „Es muß also viel leichter seyn", fährt er fort, „die vorge„tragenen Sachen zu fassen, als wenn man sich von den

*) „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Berlin, verlegts Friedrich Nicolai, 1760."

Anm. des Herausgebers.

„Wahrheiten der Metaphysik reelle Begriffe machen, und aus „bloß willkührlichen Zeichen, dergleichen die Worte sind, das „Bild der Sache selbst herausſuchen soll. Oder mit andern „Worten; man kann viel eher und leichter zur anschauenden „Erkenntniß der ersten Wahrheiten der Mathematik, als der „Metaphysik gelangen." — Ich mag hier nicht untersuchen, ob diese Folge auch richtig sei: die Figuren geben uns den Gegenstand der Mathematik anschauend zu erkennen, daher erzeugen sie anschauende Begriffe von den mathematischen Wahrheiten. Ich will dieses so lange dahingestellt seyn lassen. Allein wie steht es um die Anfangsgründe der Rechenkunst und Algebra? Hier erregen die Zeichen keine bildliche Begriffe, keine Anschauung der Sachen; sondern die allertrockenste symbolische Erkenntniß; und gleichwohl sind die Anfangsgründe der Zahlen- und Buchstabenrechnung fast so leicht zu begreifen, als die Anfangsgründe der Geometrie. In der Buchstabenrechnung wird, wie bekannt, das Resultat in allgemeinen symbolischen Zeichen gefunden; und sodann werden erst die Sachen statt der Buchstaben gesetzt. In der höhern Analysis hält es öfters sehr schwer, die Orakelsprüche des Resultats zu erklären, d. h. die Meinung und den Verstand der symbolischen Zeichen herauszubringen und in Sachen zu verwandeln. Wer es sich aber einfallen ließe, einen ganzen algebraischen Proceß hindurch immer die bezeichneten Größen und ihre Verhältnisse statt der Zeichen zu denken, der würde sich eine unbeschreibliche, aber auch vergebliche Mühe machen. Es scheint also vielmehr, daß in der Wissenschaft der Größen und ihrer Verhältnisse die Zeichen-Erkenntniß der leichteste und ebenste Weg zur Wahrheit sei. Doch unserm Verf. beliebt das Gegentheil hiervon. Ihm ist die bildliche oder anschauende Erkenntniß das einzige Mittel, die Wahrheit zu begreifen, zu erfinden, zu erdichten, ein Genie zu werden; kurz das große Geheimniß, welches einen Homer, Phidias, Cäsar, Newton und Leibnitz den Weg zur Unsterblichkeit geführt hat.

Er versteht aber unter anschauender Erkenntniß: „eine Er„kenntniß, vermöge welcher wir die Sachen in concreto er„blicken, mit ihren Wirkungen, Zufälligkeiten und Veränderun„gen, die in derselben aus dem Verhältniß mit andern zu ent„stehen pflegen"; und zieht aus angeführter Beobachtung folgende Schlüsse: „Wer viel anschauende Erkenntniß, oder viel Fähigkeit

„dazu hat, der kann eine Sache leicht faſſen; wer eine Sache „leicht faſſen kann, der hat Genie; Genie haben heißt alſo: an„ſchauende Erkenntniß von Sachen beſitzen, oder eine Fähigkeit „zu ſolcher Erkenntniß haben".

Dieſe Sätze zu bekräftigen, führt er eine Menge von Beobachtungen an, daß der Mangel an anſchauender Erkenntniß für einen Mangel des Genies gehalten wird. Seine Betrachtungen und Nebengedanken, die er dabei anbringt, ſind nützlich und angenehm zu leſen; beſonders lieſt er unſern deutſchen Afterphiloſophen den Text, deren Wiſſenſchaft in einem unerleuchteten Wörterkram beſteht; die ihr Syſtem herbeten, jedes Wort ſchulmäßig erklären, und alle Schlupfwinkel der Sophiſterei durchkriechen, ohne daß man den geringſten Funken von Genie bei ihnen wahrnähme. Von dieſen klagt er mit Recht, daß ihnen entweder die Fertigkeit oder die Fähigkeit mangle, ihre Schulbegriffe in der Natur aufzuſuchen und dadurch anſchauend zu erkennen. Sie ſchwören in verba magistri, denn ſie kennen nur die Wörter, nicht die Sachen; müſſen daher ewig das Alte wiederkäuen, ohne jemals in ihrer eigenen Wiſſenſchaft eine neue Ausſicht zu entdecken. Und wenn ſie ja etwa durch Hülfe der ihnen vorgeſchriebenen Methode auf einen neuen Gedanken gerathen, ſo geſchieht es gewiß unverſehens und ohne Abſicht. Sie ſind meines Erachtens mit den Tapetenwirkern in Frankreich zu vergleichen. Dieſe knüpfen ihre Faden gedankenlos nach vorgeſchriebenen Regeln ein, und gaffen voller Verwunderung, wenn ſie aus ihrer dummen Arbeit auf der andern Seite ein göttliches Gemälde des le Brun hervorkommen ſehen. Eben alſo müſſen unſere Syſtemwirker erſtaunen, wenn ſie ihre Erklärungen nach der Methode eines Wolf oder Baumgarten einknüpfen, und von ungefähr einen neuen Gedanken hervorkommen ſehen.

Indeſſen geht unſer Verf. in ſeinem Eifer wider die ſymboliſchen Weltweiſen offenbar zu weit, wenn er gleichſam ihnen zum Trotz eine andere Claſſe von Schriftſtellern in den Adelſtand des Genies erhebt, deren Anſpruch auf dieſe Würde vielleicht nicht viel gegründeter iſt. Ich meine die Esprits de lumière, welche die Gabe beſitzen, die allerabſtracteſten Wahrheiten durch mannigfaltige und ſinnreiche Exempel zu erläutern und, wie der Verf. ſich ausdrückt, gleichſam vor die Empfindungen ihrer Mitbürger zu bringen. „Denn je abſtrakter ein

„Begrif ist", schließt er, „desto schwerer ist er in der Natur „aufzusuchen, desto schwerer ist es, zumal ohne einige Hülfe „der Bezeichnungskunst, ihn anschauend zu machen, oder in der „Natur wieder darzustellen; desto mehr Fähigkeit und Reichthum „der anschauenden Erkenntniß ist zu diesem Unternehmen erfordert„lich, und desto mehr Genie beweist es also an demjenigen, „der es glücklich hinausführt."

Freilich! wenn das Wesen des Genies, wie der Verf. hier vorauszusetzen scheint, einzig und allein in der anschauenden Erkenntniß bestünde, so wäre nichts bündiger als dieser Schluß. Allein so müßten auch Fontenelle, Algarotti und andere Schriftsteller dieser Art für große Genies gehalten werden; und Meier, der zu der Baumgarten'schen Ästhetik die Exempel hinzugethan, müßte mehr Genie bewiesen haben als Baumgarten selbst: denn dieser hat die Wahrheiten abstrahirt, jener aber die abstracten Wahrheiten in anschauende Begriffe verwandelt. Wird sich wohl unser Verf. zu dieser Folgerung verstehen? Gewiß nicht! ich finde auch, daß er an verschiedenen Orten die Gabe, zu abstrahiren und aus besonderen Fällen allgemeine Wahrheiten zu erfinden, zu den wesentlichen Bestimmungen des Genies rechnet. Nur an manchen Stellen drückt er sich so schwankend aus, daß man glauben sollte, er setze das Wesen des Genies einzig und allein in die Fähigkeit zur anschauenden Erkenntniß; und dieses kann ihm unmöglich eingeräumt werden.

Was dünkt Ihnen wohl? war es durch Hülfe der anschauenden Erkenntniß, daß Newton auf die große Erfindung kam, die Schwere zu einem allgemeinen Triebwerke der Natur zu machen und dadurch die Bewegung der Himmelskörper zu erklären? Was für eine bildliche oder anschauende Vorstellung der Sache hat wohl der Erfinder der Differentialrechnung in Gedanken gehabt, als er aus der Betrachtung des allmäligen und stätigen Wachsthums der Größen in der Natur eine allgemeine und symbolische Rechenkunst des unendlich Kleinen abstrahirte? Gewiß hier waren ganz andere Erfindungsmittel nöthig, als die bloße anschauende Erkenntniß; und gleichwohl wird Niemand läugnen, daß diese herrlichen Erfindungen nirgend anders als auf dem fruchtbaren Boden eines Genies haben wachsen können. Unser Verf. wird sagen: die großen Erfinder werden gleichwohl ihre erfundenen Wahrheiten nicht bloß nach den Worten und symbolischen Zeichen begriffen, sondern zugleich die

Folgen und möglichen Anwendungen derselben auf besondere Fälle eingesehen haben? Allerdings! da sie große Geister waren, so hat ihre Erkenntniß nicht mager, dürftig und unfruchtbar seyn können. Jeder Begriff war für sie eine Quelle von Wahrheiten. Will der Verf. die Fruchtbarkeit der Erkenntniß Anschauung nennen, so kann ihm dieses Niemand verwehren. Er gestehe aber, daß diese Fruchtbarkeit nicht bloß in der Anwendung einer allgemeinen Wahrheit auf besondere Fälle bestehen könne; daß diese Fähigkeit, das Allgemeine auf besondere Fälle anzuwenden, zwar (wie er sich an einigen Orten gar richtig ausdrückt) „eine wesentliche Eigenschaft des Genies" sei, aber in der That weniger Stärke des Geistes verrathe, als die Gabe, das Allgemeine im Besondern wahrzunehmen, deutlich zu erkennen und in eine abstracte Wahrheit zu verwandeln; und endlich, daß das Wesen des Genies durchaus in keine Fähigkeit der Seele allein und ausschließungsweise zu setzen sei, sondern daß alle Vermögen und Fähigkeiten der Seele in einem vorzüglichen Grade zu einem großen Endzwecke übereinstimmen müssen, wenn sie den Ehrennamen des Genies verdienen sollen.

Alle Beobachtungen, die der Verf. anführt, beweisen höchstens, daß eine unfruchtbare Erkenntniß, sie mag einzeln oder allgemein seyn, einen Mangel des Genies andeute. Wen das Besondere oder Einzelne so sehr blendet, daß er nichts allgemeines herauszuziehen vermag; so auch wer das Allgemeine mit so blöden Augen ansieht, daß er nicht gewahr wird, wo es mit dem Besondern zusammenhängt: der zeigt einen schwachen Geist, ein eingeschränktes Genie. Man kann aber nicht sagen, daß jede Unfruchtbarkeit der Erkenntniß in einem Mangel der Anschauung bestünde; und wenn auch dieses wäre, so würde doch nur daraus folgen, daß ein Genie die Fähigkeit zur anschauenden Erkenntniß haben müsse; aber nicht, daß das Genie nichts anders sei als diese Fähigkeit.

Doch wo gerathe ich hin? Ich wollte Ihnen einen Auszug aus dieser Abhandlung liefern, und verliere mich im Disputiren. — Nun kann ich nicht wieder auf den schleichenden Auszugston kommen, und muß hier abbrechen. Leben Sie wohl!

209ter Brief.

Eine Stelle habe ich Ihnen aus dem zweiten Abschnitte anzuführen vergessen, die unsere Nachtsänger angeht. Sie sollen dem Verf. dienen, seinen Satz zu bekräftigen, daß man ohne anschauende Erkenntniß kein Genie haben könne. „Man „weiß", spricht er, „was eine neue Dichtungsart in Deutsch„land für eine Menge hirnloser Gedichte hervorgebracht hat. „Gilt es, nach dem äußerlichen zu urtheilen, so müssen sie „eben so schön, eben so rührend und erhaben seyn, als die „Originale, die ihre Muster gewesen seyn sollen. Schauer, „tiefempfindbar, staunend, schauervoll, und tausend „andre starke oder malende Ausdrücke sind nicht gespart: doch „lesen wir sie ohne Empfindung, und unser Gefühl sagt es „uns, daß die Verfasser ohne Genie sind. Warum? Wir wol„len sie mit einem Original vergleichen. Ein Klopstock, den „die Gerechtigkeit einst den großen Genies zuzählen wird, wenn „seine Gegner längst werden vergessen seyn; ein Klopstock „unternahm es, die feinsten und unbemerktesten Empfindun„gen dem Anschauen der Menschen darzustellen, oder die stärk„sten und erschütterungsvollsten Leidenschaften nach der Natur „zu schildern. Er mußte deshalb auf alle ihre Züge und „Wendungen, auf ihre mannigfaltigen Wirkungen und Ver„hältnisse Achtung geben, und sie von ihrer Geburt an bis „auf ihre höchste und feinste Entwickelung, bis zu ihrer tief„sten Entfernung in der Seele verfolgen; das heißt: er „mußte sie anschauend zu erkennen suchen, ehe er sie an„schauend darstellen konnte."

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 14 Jan. 1762.

Beschluß des 209ten Briefes.

„Seine elenden Nachahmer hingegen haben die Kunst Em„pfindungen aufzusuchen nicht verstanden, sie haben sie nie in „ihrer Natur erblickt, oder nie anschauend erkannt; nur seine „Worte, nur die Namen der Empfindungen haben sie sich von „ihm zu eigen gemacht, und diese mischen sie ohne Wahl und „Verstand unter einander, ohne darnach zu fragen, welche Em„pfindungen dadurch geschildert werden, oder welche im gegenwärtigen „Fall geschildert werden müssen; genug, aus der Mischung wird end„lich ein Gedicht. Dürfen sie sich aber auch wundern, daß der Leser „von Gefühl keine Wahrheit, keine Richtigkeit, keine Schicklich„keit darinn antrift?" — Es ist merkwürdig, daß alle deutsche Mißgeburten des Verstandes und Witzes, philosophischen oder poetischen Geschlechts aus eben derselben Fäulniß entstanden sind. Die nämlichen Ursachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die sie von ihren Meistern auf dummen und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes Ganze entspringen kann. Zu Wolf's Zeiten fuhr die Demonstrirsucht in die seichten Köpfe, und bis sie träumten, sie wären Metaphysiker; jetzt führt sie der Schwindelgeist der Empfindungen so lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen und sich begeistert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeisterten zu sagen pflegen: *εἰσὶ γὰρ δὴ ναρθηκοφόροι πολλοὶ, βάκχοι δέ γε παῦροι*, welches Plato *) schon zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen angewendet haben wollte.

210ter Brief.

Noch immer von dem „Versuche über das Genie"! Was muß ein Gottsched denken, wenn er sich einmal überwinden kann, ein anderes Deutsch als das seinige zu lesen, und

*) Im Phädon.

dann uns neue Deutschverderber von einem neugebackenen ausländischen Leckerbissen so viel Wesens und Aufhebens machen sieht? er, der sich zehnmal lieber einen deutschen Michel als ein Genie möchte schelten lassen; denn deutscher Michel heißt nach seiner Auslegung so viel als der große Deutsche*); dahingegen ihm das Wort Genie ein „spannagelneuer" Fremdling in unserer Sprache zu seyn bedünkt, davon „traun" unsere tapfere Voreltern, die Besieger Roms und der Gallier, nichts gewußt haben. — Jedoch lassen Sie immer Gottsched den großen Deutschen seyn; ich habe Ihnen über den dritten Abschnitt des Versuchs über das Genie noch einige Anmerkungen mitzutheilen.

Der Verf. sucht in demselben seinen Lieblingsbegriff, die anschauende Erkenntniß, auf die höchste Ehrenstufe menschlicher Einsichten zu erheben. Gleich Anfangs tadelt er die Weltweisen, daß sie die Erkenntniß der Schönheit vielmehr eine sinnliche als anschauende Erkenntniß genannt haben. „Jener Ausdruck", meint er, führe „viele Nebenbegriffe mit sich, die Irrthümer in sich „fassen, welche nicht anders als durch gehäufte Ausnahmen und „Erläuterungen weggeräumt werden können". „So ist auch", setzt er hinzu, „nicht eine jede Art der anschauenden Erkenntniß „eine strickte sinnliche, das ist, eine undeutliche Erkenntniß. Die „anschauende Erkenntniß kann höchst deutlich seyn, wie es an dem „vollkommensten Urbilde derselben unwidersprechlich ist, denn „Gott muß alles und in allen Dingen anschauend sehen." — Diese Gedanken widerlegen sich selbst. Kann die anschauende Erkenntniß „höchst deutlich" seyn, so ist sie auch der Schönheit nicht angemessen, und also für keinen charakteristischen Unterschied der schönen Künste und Wissenschaften zu halten. Nach des Verf. eigenen Gedanken sind ja die mathematischen Grundsätze leicht anschauend zu erkennen; woran liegt es dann, daß keine mathematische Wahrheit sammt ihrer Demonstration poetisch ausgeführt werden kann? Gewiß an dem einzigen Umstande,

*) S. Sprachkunst Synt. Hauptst. VIII. § 20. Mechelburg „kömmt von „Michel, welches vormals groß hieß, und mit dem griechischen μεγαλος „übereinstimmte. — Und vielleicht kömmt selbst die Benennung, ein Deutscher Michel, bloß daher, daß die alten Deutschen mehrentheils große „ansehnliche Leute gewesen. Denn der hebräische Namen Michael schicket „sich hier gar nicht her."

daß die Begriffe der Schönheit nicht höchst deutlich, sondern von einer fruchtbaren und ausgebreiteten Klarheit, oder, wenn wir nicht um Worte streiten wollen, „sinnlich" seyn müssen. Der Verf. hat also wenig Grund, zu vermuthen: „der Begriff der „anschauenden Erkenntniß würde viel fruchtbarer seyn, eine Theorie „der schönen Wissenschaften darauf zu bauen, als die wankenden „Begriffe des sinnlichen und ästhetischen jemals seyn können". Denn nach seinem eignen Geständnisse ist der Begriff der anschauenden Erkenntniß von allzu weitem Umfange, und faßt auch die höhern Wissenschaften in sich.

In der Folge sucht er zu beweisen, daß „alle Fähigkeiten „der menschlichen Seele ohne Ausnahme zu Hervorbringung an„schauender Erkenntniß in ihrem Felde geschickt sind", und daß es folglich auch einen anschauenden Verstand, eine anschauende Vernunft gebe. Sie müssen nicht vergessen, daß er in Erklärung der anschauenden Erkenntniß von der bekannten Definition dieses Worts abgeht, und die Erkenntniß der Sachen in concreto, sammt ihren Wirkungen, Zufälligkeiten, Veränderungen und Verhältnissen, darunter versteht. Diese nun soll der deutlichen Einsicht des Verstandes und der Vernunft nicht widersprechen, und von einem Genie mit denselben verbunden werden können. Er weiß die Gründe für diesen Satz ziemlich scheinbar zu machen; allein sie überzeugen nicht.

Ohne Hülfe der Sprache können wir Menschen zu keiner deutlichen Erkenntniß, und folglich zu keinem Gebrauche der Vernunft gelangen; — eine Wahrheit, die durch unzählige Beobachtungen, und vornehmlich durch diese bestätigt wird, daß die unter den wilden Thieren groß gewordenen Menschen nicht das geringste Zeichen der Vernunft von sich blicken lassen. Unsere Erkenntniß wird lebhaft und feurig, aber auch verwirrt, sobald wir eine Menge von Merkmalen zugleich erblicken, und wenn wir sie unterscheiden wollen, so müssen wir sie trennen, und jedes mit einem besonderen Zeichen oder Namen belegen, woraus die symbolische Erkenntniß erwächst. Sobald wir auf die Sachen zurücksehen und von den Zeichen abstrahiren, so verwirren sich die Merkmale unter einander, das Allgemeine vermischt sich mit dem Besondern, das Eigentliche mit dem Zufälligen, und die Deutlichkeit verschwindet. „Die Wahrheit allgemeiner Begriffe", sagt unser Verf., „erkennet der Verstand anschauend, wenn ihm „die Sinne einzelne Fälle darstellen, und die Einbildungskraft „aus ihrem Schatze gesammleter Bilder ähnliche in die Seele

„herzuführt. Dieſe mannigfaltige Reihe von Bildern überſieht „unſer Verſtand mit forſchendem Blick, und findet in jedem „einzelnen Gegenſtande Merkmale, die unter tauſenderley Wen„dungen in allen übrigen auch anzutreffen ſind.“ Ganz wohl! aber wie findet der Verſtand dieſe Merkmale? und wie unterſcheidet er ſie von den Merkmalen, die nicht in allen dieſen Gegenſtänden anzutreffen ſind? Nicht anders als vermittelſt der ſymboliſchen Erkenntniß: indem er den Merkmalen Namen giebt, ihnen die Beſtimmungen in ihrer Unterart nimmt und ſie zu einer höhern Art oder Gattung zurückführt; da ſich denn findet, daß die ſo verſchieden ſcheinenden Merkmale zu derſelben Art oder Gattung gehören, und ſich alſo ähnlich ſind. Der Hr. Verf. betrachtet das Verfahren unſrer Seele bei dieſer Gelegenheit allzu oberflächlich, und glaubt, der Verſtand habe nur mit „forſchendem Blicke anzuſchauen“, um zu deutlicher Erkenntniß zu gelangen. Wenn er aber unterſucht hätte, wie der Blick des Verſtandes forſchen muß; ſo hätte er freilich eingeſehen, daß die ſymboliſche Erkenntniß ſo entbehrlich nicht ſei, als er zu glauben ſcheint.

Ich ſuche z. B. den Begriff einer heroiſchen Handlung deutlich zu machen. Ich beſinne mich auf eine Menge einzelner Thaten, davon man zu ſagen pflegt, ſie ſeien heroiſch. Codrus ſtirbt freiwillig fürs Vaterland, Brutus befreit Rom von einem Oberherrn, Regulus leidet die entſetzlichſten Martern, Friedrich widerſetzt ſich mit einem kleinen Haufen der Gewalt einer halben Welt. Alle dieſe Handlungen geben uns nicht anzuſchauen, daß ſie Genie hätten außer dem Effort des Geiſtes, welchen ſie uns zu koſten ſcheinen. Dieſer aber giebt noch keinen deutlichen Begriff. Sobald wir hingegen die Merkmale trennen, jedem ſeinen Namen geben, und in das Fach ſeiner Art oder ſeines Geſchlechts einſetzen: ſo finden wir, daß gewiſſe Merkmale aller dieſer Handlungen in einem Fache zuſammenkommen; es ſind in unſerm Falle ungefähr dieſer ſich die größten Hinderniſſe und Schwierigkeiten nicht abhalten laſſen, ein löbliches Beginnen auszuführen. Nunmehr iſt unſre Erkenntniß deutlich; und wenn wir hiervon die Anwendung auf vorige einzelne Fälle machen, ſo wird unſer Begriff lebhafter, aber nicht deutlicher: denn das Anſchauen hilft uns nicht zum Unterſcheiden.

Freilich iſt dieſe Art, zu deutlicher Erkenntniß zu gelangen, wie der Verf. bemerkt, ein ſchweigendes Geſtändniß von der Schwäche unſrer natürlichen Kräfte; aber nicht, wie er meint,

weil die Absonderung unnöthig seyn würde, wenn wir vollständige Inductionen machen könnten. Nein! die allervollständigsten Inductionen können der Absonderung nicht entbehren. Wir können ohne Hülfe der Absonderung nichts unterscheiden, und also aus einer noch so vollständigen Induction nichts lernen. Allein eben diese Nothwendigkeit der Absonderung und der Bezeichnung (d. i. der symbolischen Erkenntniß) beweist, daß wir Staub sind. Höhere Wesen bedürfen dieser Hülfsmittel vermuthlich weniger als wir, und der Allerhöchste durchschaut alle mögliche Welten mit einem Blick. Indessen müssen wir mit dem uns beschiedenen Theil zufrieden seyn, und uns schon mit der Abstraction und Bezeichnung behelfen, so gut wir können.

Vielleicht aber haben die Genies hierin etwas voraus, und können mit dem Verstande empfinden? Dieses kann Niemand entscheiden, der nicht zu ihrem Mittel gehört. Ich muß also diese Frage unbeantwortet lassen. So viel ist gewiß, nach dieser Voraussetzung ließe sich begreifen, was ein wahrhaftes Genie unlängst, wie Sie sich erinnern werden, hat behaupten wollen: daß man nämlich in dem Zustande feuriger Empfindungen eher Wahrheiten von Gott und seinen Eigenschaften fühlen, als durch Hülfe der frostigen Vernunft beweisen könnte.

Unser Verf. hat beinahe einen ähnlichen Gedanken. Er sagt: „Wenn ich mir die Allmacht Gottes als eine Kraft, alles „mögliche hervorzubringen, vorstelle, so habe ich zwar einen richtigen Begrif davon: allein er wird bey weitem nicht die Kraft „auf meine Seele haben, und einen solchen lebendigen Eindruck „auf mein Herz machen, als wenn ich die unzähligen Werke „seiner Hände vom größten bis zum kleinsten anschauend durchgehe, sie in einen Blick zu fassen suche, und dadurch ein zwar „dunkles und unausgemaltes, aber doch grosses und erschütterndes Bild von seiner Macht in meiner Seele erwecke. Der erste „Begrif wird todt bleiben, wenn der andere die rechtmäßigen „Empfindungen gegen dieses anbetungswürdige Wesen auffordert; „der erste läßt die Seele leer, dieser bereichert sie mit unzähligen und mannigfaltig abgeänderten Vorstellungen, die dasselbe „verherrlichen; jener ist nur ein Schatten", u. s. w.

Diese Anpreisung der empirischen Erkenntniß Gottes, wenn ich mich so ausdrücken kann, hat ihren Nutzen. Man bedenke aber auch, daß alle Erfahrungen in der Welt uns keinen Begriff von der Allmacht geben können. Wer dieses und jenes kann,

der kann noch nicht alles; und die Erfahrungen beweisen doch niemals mehr, als daß Gott dieses und jenes hervorbringt. Wenn die Begriffe der Allmacht bei mir erweckt werden sollen, so muß immer erst stillschweigend der symbolische Schluß hinzugedacht werden: wer dieses und jenes aus dem Nichts hervorbringen kann, der kann auch alles Mögliche aus dem Nichts hervorbringen. Das Anschauen der göttlichen Werke giebt uns keine Begriffe von den göttlichen Eigenschaften, sondern erweckt uns nur, auf dieselben zu schließen. Jede Betrachtung der Werke Gottes ist ein Untersatz, zu welchem uns die Einbildungskraft den Obersatz in die Gedanken bringt, und sodann erfolgt der Schlußsatz, der eine Eigenschaft Gottes enthält. Wir müssen also jeder Erkenntniß ihren Werth lassen, und der empirischen nicht mehr zuschreiben, als ihr in der That zukommt. Ohne Hülfe der allgemeinen Begriffe bleibt sie ewig eine unerleuchtete, eingeschränkte Einsicht, die uns zwar in den Werken der Natur Macht und Verstand, aber keine Allmacht und keine Allwissenheit zu erkennen geben kann.

Ich könnte hier schließen; allein es fallen mir abermals einige Sätze in die Augen, die mich aufmerksam machen. „Man sieht weit „eher einen Ovid", sagt unser Verf., „einen Rubens, einen Lully, oder „überhaupt einen Dichter und Künstler, welche die Einbildungs„kraft oder der Witz zu Genies erheben, wieder aufstehen; als einen „Leibnitz, oder einen Neuton. Große Generals und große Staats„männer sind seltenere Erscheinungen als große Dichter; es wer„den viel mehr Odendichter reif als Heldendichter." Aus diesen Bemerkungen zieht er eine Folge. Doch mit der Folge habe ich hier nichts zu thun. Die Bemerkung selbst scheint mir nicht die richtigste zu seyn. Die Rubens und die Lullis hat die Hand der Natur vielleicht so dünne gesäet, als die Leibnitze und Newtons. Und warum setzt der Verf. diesen großen Virtuosen den Ovid zur Seite? Wenn er ja keine Heldendichter nehmen wollte, weil diese einen großen Plan zu überdenken haben, und also den großen Genies in den höhern Wissenschaften schon näher kommen; warum wählte er nicht einen Pindar, Anacreon oder Horaz? Gewiß, er würde gefunden haben, daß diese so selten sind, als die großen Erfinder in den Wissenschaften immer seyn können. Daß große Generale seltnere Erscheinungen seien als große Dichter, hätte ich aus dem Munde eines unsrer Landsleute am wenigsten erwartet. Unser Vaterland hat beinahe so viel große Ge-

nerale als mittelmäßige Dichter hervorgebracht. Und auch zu Rom und zu Athen waren Homer und Virgil, Pindar und Horaz die Einzigen in ihrer Art: da ich noch fast zweifle, und es nicht zu entscheiden wage, ob nicht Alexander und Julius Cäsar ihres Gleichen gefunden haben? Oberdichter werden allerdings mehr reif, als Heldendichter. Die Frage ist aber nur, ob sie gut sind. Wie viele Pindare sind denn seit undenklichen Zeiten reif geworden? Überhaupt, möchte man wohl sagen, ist kein Genie für eine Kunst oder Wissenschaft zu groß. Die kleinste und unansehnlichste Kunst ist Gegenstandes genug, das größte Genie zu beschäftigen. Nur hat jedes Genie, wenn es wählt, auf den größern Nutzen zu sehen. Im Übrigen aber hat der kleinste Gegenstand mannigfaltigen Stoffes genug, das größte Genie wirksam zu erhalten. Vielleicht hat jener französische Tanzmeister nicht unrecht gehabt, der einen andern Meister in seiner Kunst eine Menuet tanzen sah, und voller Entzückung ausrief: o wie viel gehört nicht zu einer Menuet!

X. Den 11 März 1762.

221ster Brief.

Abermals eine lustige Erscheinung! Aus dem Zirkel der gezüchtigten Übersetzer tritt ein grimmiger streitbarer Mann hervor *), der es für alle seine Handwerksbrüder mit uns aufnehmen will, und nicht nur mit uns, sondern mit allen möglichen Kunstrichtern, die jemals das Herz gehabt haben oder haben werden, einen elenden Übersetzer zu tadeln. Was? die Kunstrichter? Das sind ihm Dummköpfe, alberne, unwissende, grobe Leute, die von den armen Übersetzern gute Arbeit verlangen, und entweder die Einsicht oder die Billigkeit nicht haben, zu bedenken, daß die Umstände, in welchen er und seines Gleichen sich befinden, ihre Forderung unmöglich machen. Er versichert uns, er sei der Übersetzer der „neuen Heloise", der „Briefe einer „Peruanerin", und noch anderer Schriften, und habe die Unverschämtheit der Kunstrichter lange genug mit Geduld ange-

*) Es ist Joh. Gottfr. Gellius. Anm. des Herausg.

sehen. Er wäre von je her ihr abgesagter Feind gewesen, wäre aber von Natur ein gutherziges Geschöpf, das nicht gern beleidigt. Nunmehr aber sei er gereizt und aufgebracht worden; nun sollten alle Kunstrichter seine wichtige Faust empfinden. Seine erste Bravade führt den Titel: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten“; die ohne Benennung des Orts, „auf Kosten des Verf.“ herausgekommen. Sie sollten Ihre Lust sehen, wie seltsam sich der Mann geberdet. Er gesteht selbst, daß seine Übersetzung schlecht sei; und gleichwohl tobt er ganz ausgelassen, daß wir sie so genannt haben. Seine Wuth macht neben dem kleinmüthigen Geständnisse von dem schlechten Werthe seiner Arbeiten den allerseltsamsten Contrast. Was sich die Kunstrichter darum bekümmern, fragt er, ob er gut oder schlecht übersetzte? Er versichert, er übersetze weder für die Kunstrichter noch für die Nachkommenschaft, sondern einzig und allein für ein Häufchen Leser, die ihm für seine Bemühung Dank wissen; und also wäre es ein boshaftes, ungezogenes und pöbelhaftes Beginnen von den Kunstrichtern, die sich unterstünden ihn zu tadeln. In diesem seltsamen Tone ist das ganze Büchlein geschrieben; nur hier und da erlaubt sich der Verf. eine kleine Ausschweifung in interessantere Materien (wie er sagt, um seinen Lesern auch etwas zu denken zu geben); und kommt von seiner schlechten Übersetzung, ich weiß nicht wie, auf die listigen „Staatsstreiche des Teufels“ (S. 33 u. flgd.), auf die „Regierungsform der Hölle“ (S. 88) und auf die Zahl 4, 4, 7, in welche sich alle Werke der Natur sollen auflösen lassen (S. 97). Er schwärmt in dieser mystischen Gegend eine Zeit lang herum, und verliert indessen die „oberirdischen Teufel“, die Kunstrichter, ganz aus dem Gesichte. Plötzlich fährt er mit gedoppeltem Grimme auf sie los, poltert, lärmt, schreiet und stößt zu Boden, was ihm in den Weg kommt. Ramler, Ebert, Voltaire, Dusch, die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften, unsere Verleger, alles sieht er im Zorn für Kunstrichter an; weist diesem die Zähne, schilt Voltaire einen Atheisten, die Verfasser der Bibliothek Gaukler und Possenreißer, und denjenigen Verfasser der Briefe, welcher seine Übersetzung getadelt hat*), einen ungeschliffenen, groben, frechen,

*) S. oben den 171sten Brief (Seite 278—283). Anm. des Herausg.

boshaften u. s. w. Zuletzt kommt er auf die getadelte Stelle selbst, und gesteht, daß man sie mit Recht getadelt habe.

Niemand ist seinen ungesitteten Anfällen mehr ausgesetzt, als unser Verleger, in welchem er sich einbildet den Verfasser, und sogar den einzigen Verfasser, der Briefe zu finden. Was für genaue Nachrichten er von unsern geheimsten Umständen haben muß! „Die untergesetzten Buchstaben lasse man sich nicht irre „machen", spricht er. „Der ganze zehnte Band ist aus der Feder „des guten N. *) Man erkennt ihn an dem herausgehängten „Zeichen seiner Frechheit. — Sein College arbeitet überaus selten, „und ergreift philologische, auch wohl etwa philosophische Mate„rien." Uns arme Mitarbeiter B. K. D. Z. **), und wie wir alle heißen, streicht er also ganz unbarmherzig aus dem Buche der Lebendigen aus; vermuthlich weil er in der Leiter der Dinge, die er (S. 43) gleichfalls durch die Zahl 4, 24 und 7 bestimmt, keine Stelle für uns übrig hat. Wie aber, wenn ihm der böse Geist einen Staatsstreich gespielt hätte, und unter andern physikalischen Übeln: Krieg, Pest, Einsturz der Städte (S. 78) und hypochondrischen Krankheiten, die er nach des Verf. System hervorgebracht, auch ohne sein Vorwissen ein paar böse Kunstrichter untergeschoben hätte? Es kann nicht anders seyn, der Ankläger muß seine Hand im Spiele haben und unserm Gegner ein Blendwerk vormachen. Denn Sie wissen, daß Herr N. an dem zehnten Bande unsrer Briefe einen sehr geringen Antheil hat; und der College, auf welchen der Verf. zielt, unterliegt öfters der Verführung (eines bösen oder guten Geistes? das mag ich nicht ausmachen), aus der ihm angewiesenen Sphäre zu treten, um mit einem Übersetzer Händel anzufangen.

Damit Sie unsern Gegner näher kennen lernen, so muß ich Ihnen einige Stellen aus seiner Apologie für die Übersetzungen anführen. Man sollte sie fast für eine Satyre auf dieselben halten. „Das Schicksal der deutschen Übersetzungen", spricht er, „ist bekannt. Es erscheint ein berühmtes Original in fremder „Sprache; alsbald wird der Schluß gefaßt, es zu übersetzen. Diese „Arbeit nun muß so sehr als möglich beschleunigt werden. Auf

*) Nicolai. Anm. des Herausg.

**) B. ist Abbt's Chiffre, und K. D. Z. sind Chiffren Moses Mendelssohn's. Anm. des Herausg.

„der einen Seite wünscht sie das neugierige Publicum bald voll-
„endet, und zwar mit aller erſinnlichen Schönheit vollendet zu
„sehen; auf der andern dringt der Verleger zum Vortheile seiner
„Angelegenheiten darauf; und das darf ihm niemand verdenken,
„denn mehr nichts, als Vortheil, war seine Absicht. Gesetzt auch, er ist
„vernünftig genug, einzusehen, daß die Eil schlechterdings der
„Vollkommenheit des Werks schadet, so darf er doch nach seiner
„Einsicht nicht verfahren; denn um ihn her lauern andre gewinn-
„süchtige Leute, gegen die man weder durch das Recht der ersten
„Ankündigung, noch durch Privilegien sich genug verwahren kann."
Dieſes ist, wie er an einer andern Stelle versichert, die wahrhafte
Geschichte seiner Übersetzung, und seiner Meinung nach die gül-
tigſte Entschuldigung für alle Fehler, die sich in einer so über-
eilten Arbeit nothwendig einschleichen müssen. „Unſre Kunſt-
„richter", spricht er, „müssen entweder außerordentliche Dumm-
„köpfe seyn, die nicht wissen, wie es im gelehrten Staate zu-
„geht, und daß der Gelehrte, sobald er Schriftſteller wird, vom
„Verleger abhängt; oder nicht begreifen, was eine richtige,
„untadelhafte Übersetzung sagen will. Wenn sie aber das wissen
„und verſtehen, so sind sie die boshafteſten Leute von der
„Welt, die, bey der bekannten Unmöglichkeit, Dinge verlangen,
„die außer den Sphäre meiner Kräfte sind, und zur Strafe
„dafür, daß es mir unmöglich war, mir übel begegnen. Hier
„haben sie ein Dilemma, an deſſen Auflöſung sie sich müde sin-
„nen mögen." Es ist unnöthig, mein Herr! die Auflöſung ist
schon da. Auch wir sind Gelehrte, die von einem Verleger ab-
hangen. Auch unſer Verleger hat Angelegenheiten, deren Vor-
theil aber keine übereilte Übersetzungen, nur Briefe über die
Exterieratur erfordert. Fahren Sie fort, zum Beſten Ihres
Verlegers schlechte Übersetzungen zu liefern, damit wir zum Beſten
des unſrigen viel zu tadeln bekommen. Leben und leben laſſen!
sagt das gemeine Sprichwort. Die Fliege nährt sich von der
Verweſung eines Löwen, damit die Spinne sie aussaugen könne.
Ist Ihr Verleger ein größrer Sünder als Sie, so überliefern
Sie ihm seinen gebührenden Antheil an der Strafe. Wir tadeln
niemals den Überſetzer, nur allezeit die Überſetzung. Wer schuld
ist, daß sie schlecht gerathen, der mag sich auf die Bruſt schlagen.

„Wenn ich mich aber nicht zum Überſetzen verſtanden hätte;
„so hätte vielleicht ein weit schlechterer Überſetzer die Arbeit über-
„nommen." Das kann seyn! Wie wollen Sie aber, mein

guter Herr! die noch schlechteren Hände von dem Werke abhalten? Durch Ihre Eilfertigkeit? Gemeiniglich sind die elendesten Übersetzer auch die rüstigsten. Wenn sich die Verleger nicht vor der Kritik fürchteten, so würden sie gewiß die noch schlechtern Übersetzer aus mehr als Einer Ursache Ihnen vorziehen; denn „nichts als Vortheil ist ihre Absicht". Die wenige Zeit, welche man Ihnen noch gelassen, den Vorzug, den man Ihnen vor elenderen Schmierern gegeben, haben Sie einzig und allein den „boshaften, ungeschliffenen" Kunstrichtern zu verdanken, welche von den Verlegern noch einigermaßen gefürchtet werden. Wir sind gegen Ihre Übersetzung strenge gewesen, damit Ihnen der Verleger künftig mehr Zeit lassen möge, und damit schlechtere Übersetzer ganz und gar abgeschreckt werden, sich an ein schweres Werk zu wagen. Sehen Sie! das war unsre Absicht; und wenn Sie nicht selbst zu den schlechtesten Übersetzern gehören, so hätten Sie unsre Bemühung mit Dank erkennen, so hätten Sie allenfalls mit Ihrem Verleger, aber nicht mit dem unsrigen zanken sollen. Der letztere ist ganz gewiß nicht schuld, daß Sie übereilt worden sind; und wir, in der That! wir können Keiner dafür. Unsertwegen hätten Sie sich, wer weiß wie lange, besinnen mögen, ob man étourderie nicht besser als Einfalt, und faire peur nicht richtiger als furchtbar seyn übersetzen könne. Vielleicht hätten Sie unterdessen wahrgenommen, daß das gelehrtet aus der Lehrstunde kommen gleichfalls nicht viel taugt, indem das Wort gelehrter allhier unstreitig ein Beiwort, und nicht, wie Sie sich retten wollen, ein Supinum seyn kann. Wer weiß, wie viel andere unverzeihliche Fehler bei mehrerer Muße weggeblieben wären! Wir ungezogene Kunstrichter hätten alsdann entweder loben, oder wenn wir dazu zu boshaft sind, wenigstens von Ihrer Übersetzung schweigen müssen; und Sie hätten nicht nöthig gehabt, Ihre Galle in solche Unkosten zu setzen.

Sie sagen ferner: „Ein witziges Ephemeron, eine piece „du tems, darf gar nicht mit dem Grade von Genauigkeit ausgearbeitet und beurtheilt werden, als etwa ein großes Gedicht. — „Schriften, die zu kurzer Belustigung bestimmt sind, die jeder „einzelne Leser höchstens zweymal flüchtig durchläuft, und die „bald von andern neuen Werken verdrängt werden, können „nimmermehr den höchsten Grad von Richtigkeit nöthig haben. „Sogar Fehler, die bey genauerer Prüfung, den Verstand

„unterbrechen, sind darinne sehr verzeihlich." Das hat Ihnen abermals der Verleger in den Kopf gesetzt. Trauen Sie ihm aber nicht zu viel, wenn er Ihnen weiter vorsagt, daß „die Kunstrichter den Verstand nicht haben, diesen Unterschied zu bemerken". Wir haben ja auch einen Verleger, dessen Vortheil mit sich bringt, seine Schriftsteller dreister zu machen. Allein wir bedenken von einer andern Seite, daß die Pièces du tems eigentlich auf den Geschmack des großen Haufens den größten Einfluß haben; daß eine Staatsgeschichte der guten und bösen Geister so viel Leser nicht findet, als ein witziges Ephemeron; daß man sich also in einem flüchtigen Blatte zwar in Ansehung der Ausarbeitung einige Nachlässigkeit, und vielleicht in Ansehung des Styls einige Ungleichheit verzeihen könne, daß aber „Fehler, die den Verstand unterbrechen", nirgend, und um so viel weniger in kleinen Modeschriften „verzeihlich" seyn können, daß im Gegentheil ein geradbrechter Gedanke, ein zerstümmelter Einfall oder ein sinnloses Gewäsche nirgend so schädlich sei, als in Beluftigungsschriften, nirgend so ansteckend sei als in Übersetzungen von dergleichen Schriften, weil der deutsche Leser dadurch verdorben, und zu glauben veranlaßt wird, es fänden sich dergleichen anstößige Fehler auch in der von den Ausländern bewunderten Urschrift; endlich, daß ein großer Unterschied — — Doch wem schwatze ich alles dieses vor? Sie, mein Freund! sind unstreitig davon überzeugt, und unser erboster Gegner hat für seine Kunstrichter keine Ohren.

Ich habe überlaut lachen müssen, als ich folgende Stellen gelesen: „Mit alle dem war es besser, wenn unsre schlechten „Schriftsteller Übersetzer wurden, als wenn sie, wie in Frankreich, „elende Romane selbst schrieben, oder, wie in England, die Regierung oder Religion anfielen, und die Kirche sammt dem Staate „zerrütteten. Mancher wäre vielleicht ein öffentlicher Giftmischer, ein Voltaire, geworden, wenn nicht Übersetzungen ihn glücklicher beschäftigt hätten." Ein Giftmischer ist freilich arg; aber wie, mein Herr Übersetzer! ein Voltaire hätten Sie werden können? O hätten Sie doch in Ihrem Leben keine Zeile übersetzt! Und noch weiß ich kein besseres Mittel für Sie, die Kunstrichter zum Schweigen zu bringen, als wenn Sie aus Rache die Übersetzungen Andern überlassen, und auf gut Glück es immer wagen, ein Voltaire zu seyn.

XI. Den 18 März 1762.

222ster Brief.

Die Stellen, welche ich Ihnen angeführet, sind in dieser Schmähschrift noch die allersittsamsten. In der Folge wird der Verf. nach seiner Art witzig, er sprudelt Satyre, erdichtet Briefe, und treibt sein kindisches Spiel bis zum Ekel. Sein Witz erregt Mitleiden, seine Satyre macht Niemanden mehr als ihn selbst zum Gelächter; und die Schmähungen und Schimpfworte, die er wider uns ausstößt, sind so beschaffen, daß kein Vernünftiger darüber empfindlich werden kann. Ein Jeder sieht, daß ihn der Zorn außer aller Fassung gebracht haben muß; und ein Schriftsteller, der so wenig kaltes Blut zeigt, vergiebt nur allzu viel von seinem Rechte, macht seinem Gegner den Triumph gar zu leicht. Man lese nur seine Erdichtung von Orbil, seinen Brief an Herrn P. D., einen andern an unsern Verleger, und einen dritten im Namen des Herrn Rousseau Au Roi M-d-s. Er meint, die Gabe zu spotten sei ihm nicht natürlich, und er habe sie nur affectirt, um in dem Ton unsrer Briefe zu schreiben. In der That, wenn unser Spott dem seinigen ähnlich sieht, so müssen wir mehr Mitleiden als Gelächter erregen. Doch genug von dem polemischen Theile dieser Schrift! Bitterkeit ohne Gründe verdient nicht beantwortet zu werden.

Aber von der eingeschalteten Zauberphilosophie, die ich in meinem vorigen Schreiben berühret, werden Sie vermuthlich einen umständlichern Bericht erwarten. Sie sollen befriedigt seyn! Merken Sie auf! Sie werden über die wundervolle Weisheit unsres Philosophen erstaunen. Er wird Ihnen Dinge offenbaren, die kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, keine irdische Vernunft ergründen kann. Mitten in den kritischen Zänkereien wird seine Feder, wie er sagt, lüstern, sich über andere Materien auszubreiten. Er senkt sich plötzlich in die Tiefen einer mystischen Weisheit, und erzählt Begebenheiten und Anekdoten aus der obern Welt, so umständlich, als wenn ihm das ganze himmlische Archiv zu Dienste gestanden hätte. Ich werde Ihnen einige von den wichtigsten Anekdoten ausziehen.

„Gott hat zweien obersten Gattungen von Geistern aus jedem Reiche die Verwaltung der Welt, das Amt der Vorsehung

übergeben. Was der Seraph in der obern Welt thut, sollte der Teufel in der unsrigen thun; allein er hielt seine Prüfung nicht aus, wodurch die ganze Welt zerrüttet worden. Gott mußte also die Teufel ihres Amts entsetzen, und selbst das Steuer in die Hand nehmen; allein die Teufel wollten sich nicht ganz verdrängen lassen, und moralische Gründe hinderten ihre völlige Entfernung. Nunmehr wird unsre Welt durch beständige Wirkung und Gegenwirkung Gottes und des Teufels regiert. Die Ausführung eines Entschlusses gelingt oder mislingt, nach dem ihn Gott oder der Teufel eingegeben. Der Satan thürmt List auf List, er versucht Bosheit auf Bosheit; durch alles dieses weis Gott seine Absichten durchzusetzen."

Die obere Welt hat nach dem System dieses Philosophen auch täglich ihre Lustspiele, in welchen Satan wider seinen Willen den Scapin; vermuthlich mit thränenden Augen, machen muß. „Es kömmt häufig ein spottendes Verhängniß vor", sagt unser Verf. „Wenn nämlich der Teufel, oft mit großer Mühe, alles zur Ausführung eines beliebten Entwurfs veranstaltet hat, vernichtet Gott durch unversehene Hinderniß alles mit einem male; darauf nimmt er die zubereiteten Werkzeuge, so wie er sie findet, flicht sie in seinen Plan ein, und befördert damit seine Endzwecke. Solchergestalt wird der Teufel täglich das Gelächter der obern Welt. Um sich dafür zu rächen, äfft er im ganzen oder stückweise die göttlichen Anstalten nach", wovon Sie in der Folge mehr hören werden.

Nunmehr lassen sich alle Naturgeheimnisse mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit erklären. Der Teufel hat die größte Macht auf Erden, weil ihm ihre meisten Bewohner folgen; was Wunder, daß alles so bunt über Eck geht? Wer verursacht Unwissenheit, Aberglauben, Krieg, Pest und Einsturz der Städte? Der Teufel. „Im letzten Falle arbeitet er daran viele Jahre, „untergräbt allmählich die Gründe einer Stadt, leitet dahin einen „gehörigen Vorrath von Luft und Feuer, und läßt zu gemeßner „Zeit die Mine springen. Gott widersteht ihm allezeit, und verhütet tausend ähnliche Fälle; aber immer ist es nach den Gesetzen der Welt nicht möglich." — Was ist die Ursache von schweren und tödtlichen Krankheiten? der Teufel; vom Hypochonder? eben derselbe. „Sobald ein kleiner Grad von Unordnung „im Körper da ist, wird es dem Teufel leicht, einige Lufttheile

„an empfindliche Orte zu schieben, wo sie einen Druck, eine „schmerzhafte Spannung, erregen" u. s. w.

Von den „Nachäffungen" des Satans einige Beispiele anzuführen: er stellte einen Plato auf, um den Moses; einen Homer und Pindar, um den David; einen Sokrates, um den Hiob nachzuahmen. Darum konnte Augustin die heidnischen Tugenden mit Recht „schimmernde Laster" nennen. Denn sie sind ein Werk des Satans. Unter dem Namen Momus, Mercur ließ er sich zu den Göttern zählen. Die mahomedanische Religion ist gleichfalls eine Nachäffung des Satans, der alle Originalwerke Gottes so elend übersetzt. „Er ahmte bey dieser Religion „die Vielweiberey der Erzväter, die hebräische Beschneidung, und „die Enthaltsamkeit der Naziräer nach." Den Chinesen gab er einen Confucius, gleichfalls den Moses vorzustellen, unterrichtete sie in den Wissenschaften, u. s. w. Gott setzte unter den Juden nur Richter; allein der Teufel machte sie nach der Monarchie lüstern, die er schon um sie her aufgerichtet hatte. Die Geschlechtsart der Teufel selbst ist, nach dem Berichte unsers Allwissenden, monarchisch eingerichtet. Endlich sind sogar die Fehler der Abschreiber und falschen Lesarten in den heiligen Büchern gleichfalls von ihm.

Unser Verf. weiß noch weit wichtigere Geheimnisse. Wie lang dauert ein „Planetenalter"? So viel Jahrtausende, als Tage auf die Schöpfung verwandt wurden. Im siebenten Jahrtausende haben alle Geschöpfe einen Feiertag, und selbst der Teufel wird alsdann einen Ruhetag bekommen (S. 89). Wie viel Stufen sind von dem Thiere bis zum Menschen? nicht mehr denn „drei und dreißig" (S. 96). — Wie viel Steinarten giebt es wohl? Es müssen ihrer vier und zwanzig seyn, denn wir wissen vier Elemente, und sieben Metalle, und alle Werke der Natur lassen sich durch 4, 24, 7 auflösen (S. 97).

„Ich schließe weiter", sagt unser Verf. Noch weiter? So wünsche ich ihm denn viel Glück! Ich kann ihm unmöglich nachklettern.

223ster Brief.

Eine Nachricht aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, die Sie nicht wenig vergnügen wird! Nicht wahr? wir haben sehr viele

gelehrte Gesellschaften, wir haben ihrer fast zu viel? und gleichwohl hat es bisher noch an einer der nützlichsten gefehlt: an einer Gesellschaft, deren Augenmerk unmittelbar auf die „philosophische Sittenlehre", und besonders auf den, wahren Patrioten so wichtigen Theil derselben, die „Wissenschaft der Gesetze" gerichtet gewesen wäre. Wenn alle übrige Wissenschaften nur entweder die Bequemlichkeit oder das vernünftige Vergnügen der Menschen zum unmittelbaren Absicht haben, so ist es diese allein, welche ohne Umwege auf die wahre Glückseligkeit der Menschen, eines jeden insbesondere sowohl, als ganzer Staaten und Völker, abzielet. Man kann zweifeln, ob es einem Staate nützlich sey, die Mittel zur Bequemlichkeit, und vielleicht auch zu dem allervernünftigsten Vergnügen, allzu sehr zu vervielfältigen. Und in diesem Absicht ist vielleicht das gelehrteste Volk nicht immer das weiseste, und also nicht immer das glücklichste. Daß aber jene wahre Weisheit, die „philosophische Sittenlehre", jene Königin der Wissenschaften, die „Wissenschaft der Gesetze", wenn sie bey einem Volke blühen, nicht nothwendig die wahre Glückseligkeit desselben befördern müsse, bis dahin hat sich die Zweifelsucht parteyloser Köpfe wohl noch niemals verstiegen.

Diese Wissenschaft ist der einzige, der herrlichste Weg, welchen die stillen Betrachtungen der Weltweisen zu nehmen haben, um aus dem Schatten seiner Einsamkeit in die große Welt hervorzugehen, dem Bürger, dem Regenten und seinen Rathgebern zur Richtschnur ihres Wandels zu dienen, und aus bloßen Speculationen wirksame Beförderer der menschlichen Glückseligkeit zu werden. Nur in dieser Betrachtung kann der Weltweise im eigentlichen Verstande ein Lehrer der Könige, ein Aufseher des menschlichen Geschlechtes genannt werden. Ob er gleich im Verborgenen arbeitet, und von dem Staatsruder allzu sehr entfernt ist, als daß er selbst Hand anlegen könnte, so hat doch die Geschichte Beyspiele genug aufzuweisen, daß seine Einsichten bis in das Herz eines großen Regenten, bis in das Cabinet eines tugendhaften Staatsraths gedrungen sind, die Beredsamkeit eines patriotischen Redners beseelt, eine feurige Jugend zu ihrer Ausbreitung erweckt, und die Vorurtheile eines ganzen Volks besiegt haben. Welche Belohnung für den Patrioten, wenn er so glücklich ist, durch seine Bemühungen eine einzige Idee zum Besten der menschlichen Gesellschaft in den Schwang zu bringen! einen einzigen

Gebrauch, der dem Wohl eines einzigen Volks nachtheilig ist, zu tilgen!

So herrliche Früchte sich die menschliche Gesellschaft von dem Wachsthume dieser Wissenschaften zu versprechen hat, so wenig öffentliche Anstalten hat man bisher zu ihrer Aufnahme vorkehren sehen; und ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß sich in der Schweiz endlich eine Gesellschaft gelehrter Patrioten zusammengefunden, die ihre Bemühungen zum Besten derselben vereinigen wollen. Sie haben indessen vor der Hand weder von der Einrichtung dieser Gesellschaft noch von ihren fernern Absichten etwas mehr bekannt zu machen für gut gefunden, als daß sie jährlich auf die Beantwortung einer in diese Materie einschlagenden Aufgabe einen Preis setzen wollen. Am Schlusse dieses Schreibens werde ich Ihnen eine Abschrift von ihrem Avertissement, nebst der Ankündigung der Preisfragen für das Jahr 1763, so wie mir solche von einem Freunde sind zugeschickt worden, anfügen.

Daß aber die gemeinschaftlichen Bemühungen, Rathschläge und Einsichten einer gelehrten Gesellschaft zur Beförderung dieser Wissenschaft eben so nöthig sind, als zur Beförderung der Naturgeschichte und Experimentalphysik, wird Niemand in Zweifel ziehen, dem die Gränzen der philosophischen Sittenlehre in ihrem weitesten Umfange, und besonders in ihrer pragmatischen Anwendung auf die Wissenschaft der Gesetze, nicht unbekannt sind. Ein vollständiges System von den Gesetzen ist eben so wenig das Werk eines Privatmanns, als eine vollständige Naturgeschichte. Es übersteigt beinahe sogar die Kräfte einer ganzen Gesellschaft, wenn sie es nicht durch öffentliche Anstalten dahin bringt, daß sich die Tugendhaften und Weisen aller Völker mit ihr zu einem so großen Entzwecke verbinden. Dieses Feld ist überhaupt noch gar zu wenig angebaut, als daß man sich so leicht eine reiche Erndte zu versprechen hätte. Es fehlt noch sogar an einer ausführlichen Geschichte der Gesetzgeber; die meines Erachtens nothwendig vorangehen muß, ehe man mit Hoffnung eines guten Erfolgs jenes große Werk unternehmen kann.

Ein gelehrter Freund hat mir einen kleinen Aufsatz mitgetheilt, in welchem über den Plan einer allgemeinen Sittenlehre folgende Gedanken enthalten sind.

„Die Sittenlehre überhaupt hat zwei besondere Theile, „einen natürlichen oder philosophischen, und einen posi-

„tiven oder historischen. Dieser ist, und jener sollte einge„führt seyn.

„Die natürliche Sittenlehre ist eine Wissenschaft der Men„schen, wie sie nach dem rechten Gebrauche der Vernunft seyn „sollten und könnten; und der Gesetze, welche am geschicktesten „sind, sie der größten Glückseligkeit, deren sie fähig sind, theil„haftig zu machen.

„Diese Wissenschaft schränkt sich keinesweges bloß auf die „allerallgemeinsten Begriffe, auf jene einförmigen Regeln ein, welche „sich auf die abstracte Kenntniß des Menschen gründen, und „daher allen Ländern und allen Zeiten ohne Unterschied zukom„men. Die Sittenlehre heftet zwar allezeit ihr Augenmerk auf „den ursprünglichen Menschen; allein sie sucht vornehmlich „den Menschen, so wie sie jetzt sind, nützlich zu werden. Sie „umfaßt zwar das Interesse aller Völker überhaupt, allein sie „unterläßt deswegen nicht, die Entwürfe zu ihrem Besten nach „der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Umstände einzurichten; „und wenn sich ein Zusammenfluß von unüberwindlichen Hin„dernissen dem höchsten Gute widersetzen, das sie allezeit den „Menschen zu verschaffen wünscht, so sucht sie ihnen wenigstens „den Weg zu zeigen, auf welchem sie zu dem allerkleinsten Übel, „oder zu einer solchen Glückseligkeit gelangen können, die ihnen „ihre gegenwärtigen Umstände zu hoffen erlauben.

„Die Gesetze und Vorschriften der natürlichen Sittenlehre „haben drei Hauptgegenstände. Einige derselben gehen auf die „verschiedene Art unsrer Privathandlungen; woraus das natür„liche Privatrecht entspringt. Einige beziehen sich auf die „Regierung, und machen das natürliche Staatsrecht aus. „Endlich zielt die dritte Classe der Gesetze auf das Thun und „Lassen der Völker gegen einander; und hierin besteht das na„türliche Völkerrecht.

„Man unterstand sich in den vorigen Zeiten, mit gleicher „Verwegenheit Welten und Republiken aufzubauen; man schrieb „der Natur und dem Menschen Gesetze vor, und gleichwohl „kannte man weder die Natur noch den Menschen. Ohne Kennt„niß der Begebenheiten können keine Grundsätze festgesetzt werden. „Ein beständig in sich selbst eingesponnener Geist kann nichts „anders als Irrthümer ausbrüten.

„Will man die natürliche Sittenlehre zur Vollkommenheit „bringen, will man zu einer Wissenschaft der Gesetzgebung ge-

„langen, so wie sie den Menschen in allen möglichen Umständen, „in welche sie Zufall oder Weisheit versetzt hat, am ersprießlich„sten ist; so muß man den Menschen kennen, wie er gewesen „und wie er ist; man muß ihn in allen Zeiten, in allen Welt„gegenden und in allen Umständen sehen; man muß sein Thun „und Lassen genau beobachten, die Gesetze, welche er über alle „Arten von menschlichen Handlungen eingeführt, ihren Einfluß „auf seinen Zustand, ihre Abänderungen und ihre Ursachen „gründlich studiren.

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 25 März 1762.

Beschluß des 223sten Briefes.

„Dieses ist der Endzweck der positiven oder historischen „Sittenlehre. Die Geschichte eines jeden Volkes, es mag „glücklich oder unglücklich, wild oder gesittet, alt oder neu seyn, „enthält einen Vorrath von Beobachtungen, welche zu dieser „Wissenschaft gehören. Was die Menschen angeht, ist für den „Menschen eine Quelle des Unterrichts. Ihre Tugend und ihre „Laster, ihre Einsichten und ihre Irrthümer, ihre Weisheit und „ihre Thorheit, alles ist in gleichem Grade lehrreich.

„Die Beobachtung ist also die Quelle der positiven oder „historischen Sittenlehre; und da jene niemals völlig erschöpft „werden kann, so sieht man wohl, daß auch diese allezeit wird „unvollkommen bleiben müssen. Indessen ist nicht zu läugnen, „daß uns die Geschichte eine unendliche Menge von Begebenhei„ten und einzelnen Vorfällen aufbehalten, die dem Sittenlehrer „ein großes Licht geben können. Die Bemühungen aller Ge„schichtsschreiber sollten einzig und allein dahin abzielen, diese „unschätzbaren Trümmer zu sammeln, und zum Gebrauch der „philosophischen Sittenlehre zu erläutern und ins Licht zu setzen. „Man kann die historischen Beobachtungen, welche dahin gehören, „gleichfalls in drei Classen eintheilen. Sie lehren uns entweder „Privatsitten und Privatgesetze kennen, und machen das posi-

„tive Privatrecht aus; oder sie beziehen sich auf die Regie„rung, und gehören zu dem positiven Staatsrecht; oder „endlich handeln sie von den öffentlichen Angelegenheiten, woraus „das positive Völkerrecht entspringt.“ U. s. w.

Diese Eintheilung der Sittenlehre in eine philosophische und historische ist ungemein nützlich. Mich dünkt, daß man bisher in Frankreich die philosophische und in Deutschland die historische Sittenlehre zu gering geachtet. Daher fehlt es dem tiefsinnigen System eines Wolf an pragmatischer Anwendung auf die Geschichte, und den feinen Beobachtungen eines Montesquieu an allgemeinen systematischen Grundsätzen. Ein Werk, das den gründlichen Tiefsinn eines Wolf mit dem scharfsinnigen Beobachtungsgeist eines Montesquieu verbände, wäre meines Erachtens das vollkommenste Meisterstück der menschlichen Vernunft; vielleicht ein Ideal, das die menschlichen Kräfte übersteigt, dem sich aber die größten Genies unsrer Zeit so viel als möglich zu nähern suchen sollten.

Aus dem XIV. Theil.

VI. Den 13 Mai 1762.

Zehnter Brief.

Wie kommt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerischen Fabeln sagt, die ein Ungenannter ohne Vorwissen des Verf.*) herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? Die Ursach ist diese. Herr Lichtwer, der seinen ungenannten Verbesserer**) öffentlich anklagte,

*) Unter dem Titel: Herrn M. G. Lichtwers, Königl. Preuß. Hof- und Regierungsraths im Fürstenthum Halberstadt, auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig, 1761.

**) Dieß war K. W. Ramler. Man sehe näher über seinen Antheil an der Sache K. H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 3. Lpz. 1808. S. 371—372 Anm. des Herausgebers.

indem er dessen Verfahren als die äußerste Beleidigung ansah, die ihm hätte widerfahren können, versprach dem Publico eine dritte von ihm selbst verbesserte Auflage seiner Fabeln *). Diese wollten wir abwarten, um das Vergnügen haben zu können, die Bemühungen zweier wetteifernden Kunstrichter, deren jeder in gewisser Betrachtung seinen Vorzug zu haben schien, mit einander zu vergleichen. Sie ist nunmehr erschienen, die Lichtwer'sche Ausgabe **); und ich kann wohl sagen, daß mich der Wettstreit dieser geistreichen Köpfe, der Eifer, mit welchem sie sich einander zu übertreffen suchen, und das wechselhafte Glück, mit welchem sie sich wirklich übertreffen, ungemein vergnügt hat. Ich glaube ein olympisches Spiel mit anzusehen, da zwei berühmte Wettläufer ihre äußersten Kräfte anwenden, sich einander nicht nur zuvorzukommen, sondern auch den Weg zu verlegen. Die Zuschauer verfolgen sie mit begierigen Blicken, bewundern des einen Geschicklichkeit, des andern List, rufen diesem zu, beneiden jenes Glück; und ertheilen öfters dem Sieger den Preis, ohne deswegen dem Besiegten seinen Ruhm zu entziehen.

Um aber dieses Vergnügen in seiner ganzen Lauterkeit zu genießen, mußte ich die Augen von der moralischen Seite dieser seltenen Begebenheit ganz wegwenden. In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig als unerhört. Er war unbillig; denn Hr. Lichtwer kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich Niemand ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen unterstehen darf Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. Ich habe euch frei gegeben, kann er sagen, auf meinem Landgute spazieren zu gehen. Betrachtet die Gegenden, genießt von den Früchten, beurtheilt meinen

*) Die erste Ausgabe erschien ohne Namen des Verfassers unter dem Titel: Vier Bücher Aesopischer Fabeln, in gebundener Schreibart. Lpz. 1748. 8°; die zweite hatte den Titel: Vier Bücher Aesopischer Fabeln von M. G. Lichtwern. Zweyte Auflage, nebst einem Anhange. Berl. 1758. 8°. Diese letztgenannte Ausgabe ist es, welche Moses Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. 3. Stück 1. S. 57—73) recensirt hat. Anm. des Herausgebers.

**) M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. 3te Aufl. Berlin, 1762. Bey Gottlieb August Lange.

Geschmack, tadelt ihn, wenn er euch mißfällt; wer hat euch aber das Recht gegeben, nächtlicher Weile auf meinem Grund und Boden nach eurem Wohlgefallen Veränderungen vorzunehmen?

Wollte der Ungenannte seine Kritik üben oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen, so war ein andrer, weit billigerer Weg für ihn übrig. Und wenn er auch allenfalls nicht so großmüthig seyn wollte, dem Hrn. Lichtwer seine Verbesserungen zuzuschicken, so hätte er eine Kritik über die Lichtwer'schen Fabeln schreiben können, in welcher ihm frei gestanden hätte, mit denselben nach eigenem Belieben umzugehen, zu tadeln, zu verbessern, wegzulassen und hinzuzuthun. Der Verf. hätte ihm dieses nicht verdenken können; und das Publikum würde unstreitig weit größern Nutzen davon gehabt haben, indem der Kunstrichter zugleich von seinen Veränderungen hätte Rechenschaft geben, und die Urtheile seines Geschmacks durch die Grundsätze seiner Kritik rechtfertigen können. Aber so wie er es anfing, mußte sich Hr. Lichtwer nothwendig beleidigt finden; denn alle Schmeicheleien, die er ihm in dem Vorbericht vorsagt, konnten die gekränkte Vaterliebe eines Autors unmöglich besänftigen, der das Unglück hat, die Geburten seines Geistes, wie von einer Fee, unter der Hand in ganz andere Gestalten verwandelt zu sehen. Freilich muß es dem Hrn. Lichtwer zur Ehre gereichen, daß sich Kunstverwandte von solchen Talenten Mühe geben, sein Werk auszufeilen. Der schlechte Scribent ist, wie der ungenannte Herausgeber in dem Vorberichte richtig bemerkt, „nicht zum ausfeilen, sondern zum „wegwerfen". Allein wer wird nicht demungeachtet dergleichen Ehre verbitten? Sind meine Werke zum ausfeilen, so will ich die Feile entweder selbst führen, oder wenigstens darum begrüßt seyn, ob ich einen Andern will meine Stelle vertreten lassen. Man hat die Absicht, mir einen Dienst zu erweisen? Ich will es glauben; allein wer mir einen Dienst mit Gewalt aufdringt, beleidigt mich härter, als wer mir ihn versagt. Man kann also, wie mich däucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sei, und daß Hr. Lichtwer sich mit Recht über ihn beschwere.

„Nein!" sagt unser Freund, Hr. G. *) „Man kann die

*) Hiermit muß Lessing gemeint, und das folgende Stück muß von ihm seyn, wie auch Prof. Lachmann bemerkt, der es in seine Ausgabe

„Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz „andern Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, „daß sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so „weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht „sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es „einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch des „Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor durch „diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem „das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen „nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer die Freyheit hat, „die ihm angebotene Veränderungen nach Belieben anzunehmen, „oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum der Güter dieser Welt „hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht „mehr als eine einzige Form an, und niemand als der Besitzer „hat das Recht diejenige Form zu wählen, die er für die be„quemste hält. Hingegen bleibet die erste Ausgabe einer Schrift „unverändert, und eine von einem andern veranstaltete verbesserte „Auflage ist blos als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der „Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkommener gemacht „werden könnte. Gesetzt der Vorschlag werde angenommen; so „kömmt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, den„noch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine meisten „Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige Pinselzüge für „eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag „gemißbilliget, so kann ihn der noch lebende Verfasser öffentlich „verwerfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Aus„spruch zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Un„gerechtigkeit Statt findet; so müßte es vielmehr gegen einen „todten Verfasser seyn, der nicht mehr vermögend ist, sich über „die vorgeschlagene Verbesserungen zu erklären. Hat man es aber „einem Ramler und einem Leßing nicht übel genommen, viel„mehr Dank gewußt, daß sie einen Logau nach ihrer Weise „verbessert heraus gegeben; warum will man es denn dem Un„genannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem „lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurtheilung vorlegt,

---

von Leßing's Schriften (Bd. 6. Berlin 1839, S. 275—276) aufgenommen hat (s. Lachmann's Anm. ebendas. S. 274).

Anm. des Herausgebers.

„und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen, oder ausschla„gen will?" — So weit Herr G.!

Ich muß es gestehen, ich glaube nicht, daß alle diese Winkelzüge hinreichend sind, die Handlung des ungenannten Herausgebers zu entschuldigen. Einmal ist ausgemacht, daß er die Absicht gehabt zu haben scheint, die erste Ausgabe der Lichtwer'schen Fabeln völlig zu verdrängen; und gewiß! er hat die Talente dazu, ein solches Vorhaben ins Werk zu richten, und es würde ihm auch gelungen seyn, wenn Hr. Lichtwer nicht durch seine dritte Ausgabe die erste Ausgabe selbst unbrauchbar gemacht hätte. Daß der Verbesserer sich nicht genannt hat, scheint den Verdacht zu erregen, als wenn er selbst der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens nicht gewiß gewesen seyn müsse; wiewohl dieser Umstand nicht viel beweist. Aber dieses ist doch nicht zu läugnen, daß er alles Löbliche seines Vorhabens hätte erreichen und allen Schein eines Vorwurfs vermeiden können, wenn er seine Verbesserungen unter der Gestalt einer Kritik über die Lichtwer'schen Fabeln herausgegeben hätte. Alsdann wäre keine Entschuldigung vonnöthen gewesen; und eben deswegen ist der gewaltsame Weg, den er lieber gewählt hat, auf keinerlei Weise zu entschuldigen.

Auf der andern Seite hingegen hat sich Hr. Lichtwer bei dieser Gelegenheit gar zu sehr ungeberdig angestellt. Er erregte ein Geschrei, als wenn ihm sein Kunstrichter das Haus über den Kopf angezündet hätte; und geht in seiner Heftigkeit so weit, daß er in den Augen der unpartheiischen Welt sogar das Recht, welches ihm zukommt, verlieren muß. Was dünkt Ihnen davon? er läßt sich von seiner Hitze verleiten, von dem Verbesserer zu sagen: „daß es ihm an Witz und Kenntniß fehle, andrer Ge„dichte zu verbessern, und daß er die idealische Vollkommenheit, „nach der er Verse beurtheilt, mehr aus Hübners Reim-Register, „als aus alten Schriftstellern abgezogen haben müsse." Nicht doch, mein Hr. Lichtwer! Die Ihnen zugefügte Beleidigung ist freilich hart; Sie haben ein Recht, sich zu beklagen, und Ihres Gegners Handlung so lebhaft zu tadeln, als es Ihnen gefällt. Hüten Sie sich aber, ihm Witz, Einsicht und Kenntniß des Ideals abzusprechen: sonst machen Sie nur Ihren eigenen Geschmack verdächtig. Seyn Sie vielmehr großmüthig! gestehen Sie, daß Sie sich seine Kritiken nicht selten zu Nutze gemacht. Sie haben zwar seine Verbesserung nirgend angenommen (und vielleicht war auch dieses zu affectirt; denn was für ein Unglück

wäre es gewesen, wenn Sie ihm hier und da in einer Kleinigkeit Recht gegeben hätten?); aber die Stellen haben Sie sich doch meist alle gemerkt, wo ihm eine Verbesserung nöthig geschienen. Das können Sie unmöglich läugnen: denn das lehrt der Augenschein; und zu diesem feinen und richtigen Gefühle hat ihm doch wohl unmöglich „Hübner's Reim-Register" verhelfen können. — Die Stelle aus der Vorrede, welche Ihnen die Unwissenheit des Mannes beweisen soll? — Um Verzeihung, mein Herr Lichtwer! Ihre Nase muß die feinste nicht seyn, wenn Sie hier nicht die Ironie gemerkt haben.

Sie sollen Richter seyn, mein Freund! Der Herausgeber vergleicht den Hrn. Lichtwer mit dem Fontaine, was die Versification betrifft, detaillirt beider Verdienste, und schätzt den Deutschen in allen Stücken dem Franzosen gleich. Am Ende setzt er hinzu: „will man dem deutschen Dichter auch noch dieses „als ein Verdienst anrechnen, daß die Erfindungen von ihm „selbst herkommen, so sind wir sehr wohl damit zufrieden." Wer findet hier nicht das feinste Lob auf den Hrn. Lichtwer? das den Franzosen auf einmal in Vergleichung mit dem Deutschen so sehr heruntersetzt, daß der Vorredner nicht nöthig findet, die Vergleichung weiter fortzusetzen. Und der deutsche Fontaine? wie hat dieser die Stelle aufgenommen? Seltsam! „In des kurzsich„tigen Herrn Verbesserers Auge", spricht er, „ist die Erfindung „bey einem Fabeldichter eine blosse Kleinigkeit, etwas zufälliges, „damit es nicht viel zu bedeuten hat. Kenner aber wissen, daß „darin das einzige wahre Verdienst des Fabeldichters bestehe, und „die poetische Verzierung ein blosses Nebenwerk und vielleicht ein „fremder Putz sey." Monsieur! muß ihm hier sein Lobredner antworten, vous tenez de bons propos fort mal-à-propos!

Ich glaube auch nicht, daß Hr. Lichtwer das geringste Recht habe, den ungenannten Herausgeber einen „Verfälscher" oder „gelehrten Dieb" zu schelten. Der ist kein Verfälscher zu nennen, welcher die Absicht hat besser zu machen: und sollte er auch unglücklich gewesen seyn. Ein gelehrter Dieb heißt nach meiner Logik ein Mann, welcher die Gedanken andrer Leute verstohlnerweise sich selbst zuschreibt, nicht aber wer andern Leuten seine Gedanken unterschiebt. Was der Herr Hofrath von Leyser in seinen Meditationen, die Hr. Lichtwer anführt, deutlich gewiesen hat, weiß ich eigentlich nicht; aber so viel, dünkt mich, lehrt die gesunde Vernunft, daß Plagiat und Nachdruck zwei ganz ver-

schiedene Dinge seien, und daß die Arbeit des ungenannten Herausgebers weder ein Plagiat noch ein bloßer Nachdruck zu nennen sei. Sie ist kein Plagiat, weil er seine Gedanken vielmehr dem rechten Verfasser untergeschoben; und auch kein bloßer Nachdruck, denn dazu hat er zu viel verändert, zu viel von dem Seinigen hinzugethan.

(Der Beschluß folgt.)

VII. Den 20 Mai 1762.

Beschluß des 233sten Briefes.

Sie würden mich beleidigen, mein Freund, wenn Sie glaubten, daß ich dem heimlichen Herausgeber das Wort reden und sein Verfahren rechtfertigen wollte. Keinesweges! Ich wiederhole vielmehr, daß meines Erachtens eine solche Handlung durchaus nicht zu entschuldigen sei; daß Hr. Lichtwer zu dieser ihm zugefügten Beleidigung unmöglich habe schweigen können; und was noch mehr ist: daß dem Publico selbst mit dergleichen untergeschobenen Verbesserungen nicht einmal gedient sei. Es ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften daran gelegen, die verschiedenen Genies der guten Schriftsteller sammt ihren Fehlern in ihren Werken abgedruckt zu sehen. Wenn es ihnen an Geschmack oder an Geduld fehlt, diese Fehler zu verbessern, so mögen sie immer stehen bleiben. Eine fremde Hand kann unmöglich fein genug seyn, sie hinwegzunehmen, ohne dem Werke zu nahe zu kommen und den Charakter des Künstlers zu verändern. Fehler anzumerken, mit Fingern anzuzeigen und davor zu warnen, ist die Pflicht des Kunstrichters; sie verbessern, ist eine vortreffliche Übung für gute Köpfe; wer aber seine Verbesserungen unterschiebt, verdient einen schlechten Dank. Wir sehen lieber den Geist eines guten Scribenten, wie er ist, als ein Ideal, an welchem verschiedene Hände gekünstelt haben; und der Kunstrichter würde uns einen schlechten Dienst erweisen, wenn er einen Haller, Klopstock, Geßner, Gellert u. A. alle in seine eigene Manier umgearbeitet liefern wollte.

Sie sehen also, daß ich nichts weniger Willens bin, als den ungenannten Herausgeber zu vertheidigen. Ich habe nur so

viel zeigen wollen, daß Hr. Lichtwer auf der andern Seite zu weit gehe, und sich so zu sagen von seinem Rechte habe verleiten lassen, ungerecht zu seyn. Diese Unanständigkeit von beiden Seiten entzieht dem Leser einen großen Theil des Vergnügens, das ihm der kritische Wettstreit, welcher in verschiedener Absicht so merkwürdig ist, sonst gewähren würde.

234ster Brief.

Lassen Sie uns nunmehr diese gelehrte Uneinigkeit mit kritischen Augen betrachten. Was die Verdienste des ungenannten Verbesserers betrifft, so hat sich das Publikum schon längst darüber erklärt; und sein Urtheil stimmt mit dem Urtheile des Hrn. Lichtwer gar nicht überein. Unpartheiische Augen haben wohl gesehen, daß er sich als einen Mann gezeigt hat, dem man den feinsten Geschmack nebst einer richtigen Kenntniß des Ideals nicht absprechen kann, der die Versification ziemlich in seiner Gewalt hat, und die Gabe besitzt, sich mit sehr gutem Glücke in die Denkungsart eines fremden Dichters zu versetzen. Diese Gabe war zu seiner Unternehmung das Vornehmste; denn ohne dieselbe hätte er immer der größte Dichter und Kunstrichter zugleich seyn können, ohne deswegen ein guter Verbesserer zu seyn. Daher bevor Hr. Lichtwer selbst auftrat und sich neben dem verkappten Mercur zum Unterschied darstellte, ward er von Niemanden vermißt, und Jedermann hielt den Mercur für den wahren Sosia. Nunmehr aber, da wir das Original dagegen halten können, verschwindet freilich vieles von der eingebildeten Ähnlichkeit; denn Niemand kann einem Menschen so ähnlich sehen, als er sich selbst. Dieses hätte der Ungenannte meines Erachtens bedenken sollen. Er mochte seinem Autor noch so wenig Geschmack zutrauen, so hätte er sich doch leicht vorstellen können, daß ihm derselbe wenigstens von dieser Seite ganz gewiß überlegen seyn wird; er wird mehr Lichtwer seyn. Ich glaube, diese Betrachtung hätte ihn von dem mißlichen Unterfangen abhalten können. Wer wagt sich gern auf eine Laufbahn, wenn er vorher weiß, daß ihm Jemand zuvorkommen werde?

Dem Hrn. Lichtwer ist in der That dieser Vortheil ziem-

lich zu statten gekommen. Sehr viele von dem Ungenannten glücklich verbesserte Stellen hat er noch weit glücklicher verbessert, wenigstens mehr in dem Tone des Ganzen, und in der Manier, die ihm eigen ist. Jener mußte sich selbst verläugnen; und dieser sich nur ohne Zwang sich selbst überlassen, um Lichtwer zu seyn. Ich werde Ihnen einige von diesen Stellen anführen, wo mir Hr. Lichtwer den Ungenannten zu übertreffen scheint.

Gleich in der ersten Anrede an die Muse hieß es nach der alten Lesart:

O Muse, die du weist, was Thier' und Bäume sagen,
Darf meine Neugier dich um etwas kleines fragen?
Ich bitte, sage mir: wie reden Löw' und Maus?
Wie drückt sich eine Gans, und wie ein Adler aus?
Wie quakt ein Frosch gelehrt? wie sprechen muntre Pferde? u. s. w.

Der Ungenannte scheint hier in den ersten beiden Zeilen bemerkt zu haben, daß die Muse, welche der Dichter hier anruft: du Muse, die du weißt, „was Thier' und Bäume sagen", unmöglich seine neugierigen Fragen für „etwas kleines" halten kann. Als Muse der Apologe ist dieses ja alles, was sie weiß. Er setzte daher:

O Muse, die du weißt, was Gott und Halbgott sagen; u. s. w.

Diese höhere Muse kann mit Recht die Sprache der Thiere für eine Kleinigkeit halten. Aber merken Sie auch wohl, daß nunmehr wider die Absicht des Dichters nicht die Muse Aesops, sondern die Muse der Dichtkunst überhaupt angeredet wird? Hr. Lichtwer änderte daher lieber den zweiten Vers:

O Muse! die du weißt, was Thier' und Bäume sagen,
Wovon der Vogel singt, was Fisch und Wurm beklagen, u. s. w.

Ferner der Ungenannte:

Wie quackt ein träger Frosch? wie sprechen muntre Pferde?

Träge ist besser, als das unschickliche Beiwort gelehrt in der alten Lesart; allein es macht hier neben dem Beiworte muntre eine spielende Antithese. Hr. Lichtwer setzt:

Wovon schwatzt Schnack und Frosch? wie sprechen muntre Pferde? —

Am Ende las man folgende schlechte Zeilen:

Mein Kiel betritt ihr Gleis; wie, wenn er stecken bleibt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er schreibt.

Der Ungenannte setzte dafür:

Mein Fuß betritt ihr Gleis; vielleicht verirrt er sich!
Wer zweifelt, hat gewählt. Mein Schicksal ziehet mich.

Hr. Lichtwer natürlicher:

Mein Mund versucht ihr Lied. Wie, wenn es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er singt.

Wegen der 7ten Fabel des ersten Buchs beklagt sich Hr. Lichtwer in der Vorrede, daß sie der Ungenannte, wie er sich ausdrückt, schändlich gemißhandelt habe. „Meine Fabel", spricht er, „hebt sich also an:

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderwärts sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

„Ich biete dem Herrn Verbesserer Trotz mir hier einen verächt„lich gewordenen Ausdruck zu zeigen. Gleichwohl hat er ohne „alle Noth vier andere Verse dafür hingesetzt". Muß es denn nothwendig ein „verächtlich gewordener Ausdruck" seyn, der getadelt wird? Giebt es keine andere Fehler? Da dieses Gedichtchen mehr eine Allegorie als eine Fabel ist, so sollte jeder Umstand seine Bedeutung, jeder Zug in der Allegorie seinen verblümten Sinn haben. Allein warum reisen die Laster „über Land"? was bedeutet der Mangel, der sich zu Hause fand? und was wollten sie sich anderwärts machen? Und wenn es durchaus ein tadelhafter Ausdruck seyn muß, so sei es denn das „anderwärts sich was zu machen", welches wohl nicht zu vertheidigen ist. Der Verbesserer hat hier den trefflichen Einfall gehabt, die Laster, sobald sie auf „unsere Erde" kamen, von der Strafe verfolgen zu lassen. Er setzt:

Die Laster fuhren, aus dem Schlunde
Des alten Tartarus, herauf;
Und nahmen, in unsel'ger Stunde,
Durch unsern Welttheil, ihren Lauf.

Herr Lichtwer macht sich über diese schönen Zeilen auf eine seltsame Weise lustig. „Ein elender Gedanke", sagt er. „Die

„Laster sind erst gefahren, hernach gelaufen, und zwar durch „unsern Welttheil, in unsel'ger Stunde". Eine elende Kritik vielmehr! die hier Hr. Lichtwer macht.

Die Verbesserung der dritten Strophe tadelt er mit mehrerm Rechte. In der ersten Auflage las man:

Sie *) kamen nah zu einer Brücke,
Da wandten sie sich ohngefähr,
Und sieh! es hinkte mit der Krücke
Die Strafe hinter ihnen her.

Die Brücke mißfiel dem Kunstrichter mit Recht; er glaubte zu verbessern:

Sie zogen sie mit gutem Glücke,
Und bliesen ihren Gift umher,
Doch endlich hinkte, mit der Krücke,
Die Strafe hinter ihnen her.

Allein Hr. Lichtwer bemerkt, daß dieses gar sein Gedanke nicht sei. Die Strafe ging immer hinter den Lastern her, aber sie sahen sie nicht gleich. Er setzt folgende etwas matte, aber doch richtige Zeilen dafür hin:

Ist sahn sie ohngefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte, mit der Krücke,
Ganz langsam hinter ihnen her.

In der 13ten Fabel sang Hr. Lichtwer sonst:

Die Kuh erschrak zuerst, und klagte
Mit heißen Thränen, wie man glaubt;

der Ungenannte:

Mit traurigem gesenktem Haupte;

Hr. Lichtwer in der neuen Auflage wenigstens eben so gut:

— — — — und klagte
Der Tochter strengem Oberhaupt.

Die darauf folgende Fabel hat sich nun

*) Die Laster.

Als die Natur den andern Dingen
Das Wesen gab, so fiel ihr ein,
Zur Lust ein Fremdes vorzubringen,
Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Der Ungenannte wollte die Dinge bestimmen, unter welchen das Halbthier etwas fremdes genannt werden kann; denn unter die Dinge überhaupt muß es wohl nothwendig mit gehören. Er verbesserte also wirklich:

Als die Natur Vieh, Vögeln, Fischen
Das Leben gab: so fiel ihr ein,
Zur Lust ein Unthier drein zu mischen,
Halb sollt' es Thier, halb Pflanze seyn.

Allein Hr. Lichtwer in der letzten Auflage übertrifft ihn:

Als die Natur den Pflanz' und Thieren
Das Daseyn gab, so fiel ihr ein,
Von Zwitterart eins aufzuführen,
Halb sollt' es Thier, halb Pflanze seyn.

Übersehen Sie immer einige Kleinigkeiten! der Gedanke ist gar zu glücklich gewendet.

Die 23ste Fabel enthält folgendes Geschichtchen: eine schöne Tulipane wird vom Hagel niedergeschlagen, worüber der Gärtner untröstlich ist, der doch bei seinem Birnenbaum, welchem der Sturm Knospen, Blüthe und Laub geraubt hat, gleichgültig bleibt. Hiervon machte Hr. Lichtwer sonst folgende sehr geistlose Anwendung:

Des schön und dummen Lieschens Tod
Macht Mopsens Augen täglich roth,
Es will sich Mops erhenken.
Ihm sterben Eltern, Bruder, Freund,
Da Mops, der Mops, kein Tröpfgen weint,
Ist's ärger zu erdenken?

Der Ungenannte hat die Moral unverändert gelassen, und nur das Wortspiel: „da Mops, der Mops" ausgemerzt. Nun hören Sie, was Hr. Lichtwer in seiner letzten Auflage für eine treffliche Moral aus dieser Fabel zu ziehen gewußt. Sie verdient als ein Sittenspruch auswendig gelernt zu werden:

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so ist er alt:
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge kalt.

Die 25ste Fabel. Ich übergehe hier die zweite Strophe, die beide verschiedentlich, aber mit gleichem Glücke verbessert zu haben scheinen, um einige andere Stellen zu berühren. Die Lerche spricht zum Uhu;

Monarch der Eulen! sagte sie,
Wer stets gesunde Tage zählet,
Und fliegen kann, wohin er wählet,
Wie kann der trauren?

Der Ungenannte setzt: „wer stets vergnügte Tage zählet"; nicht sehr glücklich! Freilich, wer stets vergnügte Tage hat, der kann nicht trauern. Allein was will die Sängerinn mit diesem leeren Satze sagen? Der Uhu wollte ja erfahren, wie man so vergnügt seyn könne? Hr. Lichtwer läßt also mit Recht die alte Lesart.

Am Ende singt die Lerche:

Wer frölich seyn will, der sey weise.

Der Ungenannte verändert diesen Vers und setzt:

Wer fröhlich seyn kann, der ist weise!

Allein dieser Sittenspruch ist ungegründet. Nicht jeder, der fröhlich seyn kann, ist auch weise. Mancher ist es aus Temperament, und mancher aus Sorglosigkeit. Aber wer die Kunst fröhlich zu seyn lernen will, der sei weise. Dieser Spruch hat seine philosophische Richtigkeit, und die Lerche hat ihn in der 6ten Strophe von einem Schäfer gehört. Er sang:

Ein Weiser sey nie misvergnügt.

Der Ungenannte hätte auch diesen Satz umkehren müssen: „wer nie mißvergnügt ist, der ist weise"; welches aber ungegründet ist.

Des zweiten Buches 7te Fabel erzählt, daß ein Hühnerhund den kranken Mops beneidete:

Da sieht man, wem das Glücke grünet!
Seht, spricht er, diesen Tagedieb,
Er ist so sichtig, als ein Sieb,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Der Ungenannte setzt:

Seht, spricht er, diesen dummen Hund:
Faul ist er, und auch ungesund, u. s. w.

Weit natürlicher die letzte Auflage des Hrn. Lichtwer:

Seht, spricht er, diesen Brodbieb an,
Zeitlebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Auch in der Sittenlehre dieser Fabel ist Hr. Lichtwer glücklicher; die der Ungenannte herauszieht, ist so anpassend nicht. Doch ich halte mich dabei nicht auf.

Die 21ste Fabel, „Jupiter und die Winde", ist von dem Ungenannten verworfen worden; Hr. Lichtwer hat sie aber nicht unglücklich verbessert. Die Beschreibung, wie Jupiter auf der Erde erschienen, ist sehr poetisch:

Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder,
Kein güldner Thau fiel mit ihm nieder,
Kein Nebel macht' ihn unsichtbar;
Er zeigte sich so, wie er war.
Aus seinen Rechten strahlten Blitze,
Die Linke schmückt' ein goldner Stab,
Ein Adler dienet ihm zum Sitze,
So fährt er auf die Erd' herab u. s. w.

Wegen der 22sten Fabel erinnert Hr. Lichtwer in der Vorrede mit Grunde, daß sowohl seine erste Auflage als die verbesserte des Unbekannten die Erzählung über ihre Gränze hinaus dehnen. Er beschließt seine Erzählung gelegentlich mit dem Verweise an den gelehrten Maulwurf:

Du Wurm, machst du so großen Wind,
Und weist noch nicht, daß Bäume sind?

Hr. Lichtwer hat mich ans Schließen erinnert; leben Sie wohl!

VIII. Den 27 Mai 1762.

235ster Brief.

Die sorgfältige Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Auflagen Lichtwer'scher Fabeln hat Ihnen gefallen, und Sie sind nach der Fortsetzung begierig? Mehr braucht es nicht mich zu der mühsamsten Beschäftigung aufzumuntern. Ich fahre also fort; und zeige Ihnen vorerst noch einige Verbesserungen, die dem Hrn. Lichtwer Ehre machen, um mich sodann zu seiner schwachen Seite zu wenden.

In der Beschreibung des „Kobolds" (Buch 4. Fabel 7.) setzt die erste, wie nicht weniger die verbesserte Auflage:

Und die Perucke, die er trug,
Glich einem umgekehrten Besen.

Hr. Lichtwer hat wohlgethan, daß er diese possierliche Beschreibung weggelassen; nur hätten die Zeilen, welche er dafür hingesetzt, etwas besser seyn können.

Die 15te Fabel, „die Wespe und der Knabe". Diese Fabel befindet sich auch in der Sammlung von „Oden und Liedern" mit Melodien, die zu Berlin vor einigen Jahren herauskam. Hr. Lichtwer in der ersten Auflage sagt:

Eine kühne Wespe such
Häuschen, als es Aepfel buch,
In die Hand, daß Alles krachte.
Häuschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Eine verzweifelte Stelle! „daß alles krachte" kann unmöglich bleiben; und gleichwohl ist das Folgende in dieser Strophe so gut, daß man den Reim nicht entbehren kann. Der Herausgeber der Oden setzte dafür (wo ich nicht irre; denn ich habe die Oden nicht zur Hand):

In die hohle Hand, und lachte.

Der Ungenannte nimmt gleichfalls zu diesen schlechten Nothhülfe seine Zuflucht; doch mit einiger Verbesserung. Er sagt:

Und flog hurtig fort, und lachte.

Aber Hr. Lichtwer ist so glücklich gewesen, die natürliche Verbesserung zu erfinden:

In die Hand, eh' er es dachte.

In der darauf folgenden 16ten Fabel hat Hr. Lichtwer eine Stelle abgekürzt, die ziemlich weitschweifig war; wie nicht weniger in der 17ten Fabel. Die Erzählung lautet: ein Mann, der des Nachts von den Mücken geplagt ward,

Schlug in den Ärzten nach, und fand zu seinem Trost,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage.
Ob es andem, ist nicht die Frage,
Ich melde nur so viel, daß, weil der Mann erbost,
Und von den Leuten war, die glauben, was sie lesen,
Er alsobald bereit gewesen,
Dieß Mittel andern vorzuziehn,
Er holt sich einen Zweig, der annoch frisch und grün, u. s. w.

Dieses langweilige Geschwätz hat Hr. Lichtwer folgendergestalt verbessert:

Schlug in den Ärzten nach, und fand,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage.
Ob es andem, ist nicht die Frage,
Genug! der Alte nahm das Mittel gleich zur Hand,
Legt' einen grünen Zweig auf's Bette u. s. w.

In der 22sten Fabel sagt die Grille zur Schnecke:

Wenn ich mich mit dem Hunger zause,
So nährst du dich in deinem Hause.

Das gar zu gemeine zause wegzuschaffen, setzt der Ungenannte etwas matt:

Wenn ich mich kaum vermag der Störche zu erwehren,
So kannst du ruhig dich in deinem Hause nähren.

Hr. Lichtwer in seiner letzten Auflage:

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährst du dich in deiner Höhle.

Noch sind dem Hrn. Lichtwer in der 24sten Fabel einige Kleinigkeiten gelungen. Jedoch es ist Zeit, Ihnen auch einige von den Stellen herzusetzen, wo der Ungenannte den Vorzug behält und von Hrn. Lichtwer nicht erreicht worden ist.

Buch 1. Fabel 2. „Das Glück und der Traum". Das müde Glück schlief in einer Laube;

Hier flog ein Traum vorbey und störte seinen Schlummer,
Ihm rief das halb erwachte Glück:
Wie? das ist Gott bekannt, und macht mir keinen Kummer,
Es rief und sprach: woher kömmst du so spät zurück?

Der Ungenannte verbessert:

Kaum wacht es auf, als schnell, mit rauschendem Gefieder,
Ein muntrer Traum vorüber fliegt.
Willkommen! spricht das Glück, und reibt die Augenlieder,
Woher? Wohin? Wie so vergnügt?

Sie werden hier zwar die Lichtwer'sche Naivetät vermissen; indessen ist die Stelle schön und läßt die Verbesserung des Autors weit hinter sich zurück. Er setzt:

Ihm rief das halberwachte Glück:
Du kömmst mir recht erwünscht, bey meinem großen Kummer,
Doch sage mir, woher kömmst du so spät zurück?

Müde möchte das Glück wohl endlich seyn; aber was für einen Grund hat es, bekümmert zu seyn?

Wie wohl dem Ungenannten die Verbesserung der ersten Strophe der 7ten Fabel gelungen, obgleich Hr. Lichtwer diese Verbesserung so ungereimt findet, habe ich bereits in meinem vorigen Schreiben erinnert. Allein der Eigensinn des Hrn. Lichtwer, von seinem Kunstrichter nicht das Geringste anzunehmen, zeigt sich nirgend so sehr als in Kleinigkeiten. Die 9te Fabel hebt an:

Ein Aff und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig, und gleich alt,
Auch gleich geschickt im Steig- und Klettern.

Der Ungenannte setzt dafür ganz natürlich:

Auch beide gleich geschickt im Klettern.

Nichts! Hr. Lichtwer, der es nicht besser zu machen weiß, behält lieber sein „Steig- und Klettern".

In der vortrefflichen Fabel „der Riese und der Zwerg", welche gleichfalls in den vorhin angeführten „Oden und Liedern"

in Musik gesetzt worden, sind dem Sammler der Oden einige Strophen meisterhaft gelungen. Hr. Lichtwer hatte gesetzt:

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich fromm und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier,
Der Zwerg schrie, daß er keichte,
Was willst du denn von mir?

Der Sammler der Oden verbesserte, vollkommen nach der Lichtwer'schen Weise:

Fürwahr! du bist mir besser,
Als jenes fette Schaf:
Heut mag ich dich nicht gröſſer;
Sonst stör' ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Hascht' er und würgt' ihn schier.
Da schrie der Zwerg und fragte:
Was willst du denn von mir?

Der Ungenannte weiß es nicht besser zu machen, und nimmt die Verbesserung an. Allein Hr. Lichtwer will nichts annehmen, alles besser machen. Er setzt dafür:

Dieß ist ein seltner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt,
Und der auf mein Gewissen
Auch ohne Tunke schmeckt.

Herr! sagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand,
Was hilft's mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?

Von der 20sten Fabel der ersten Auflage hat der Ungenannte die Sittenlehre weggestrichen. Hr. Lichtwer putzt sie aus, und glaubt sie verbessert zu haben: immer noch in der Meinung, sein Kunstrichter stoße sich bloß an „verächtlich gewordenen Ausdrücken"; allein hier waren es nicht nur Ausdrücke, die mißfielen: sondern die ganze Moral war schlecht angebracht. Die wahre Sittenlehre, die aus der Fabel folgt, ergiebt sich von selbst. Der geschliffene Bergkrystall wird dem

rohen Diamant vorgezogen; wer findet hier nicht die Lehre, daß in der Welt mehr auf äußerlichen Glanz als auf innern Werth gesehen wird? Herr Lichtwer in der neuen Auflage setzt folgende Sätze hin:

Der Weltmann kömmt empor, und der Pedant bleibt sitzen;
Die Sitten können mehr, als die Gelahrtheit, nützen.

Wie paßt dieses? Der Weltmann hat auch nicht selten mehr innern Werth als der Pedant, und die Sitten sind in der That der Gelahrtheit vorzuziehen. Wer ist also hier der Diamant, und wer der Bergkrystall?

Die 2te Fabel des zweiten Buchs hat unter der Hand des ungenannten Verbesserers eine runde, wohl abgemessene Kürze gewonnen, die ihr Hr. Lichtwer immer hätte lassen sollen. Welch ein müßiges Geschwätz!

Der Adler nahm den Wettstreit an,
Als man ihm solches kund gethan,
Und ließ dem Molkendiebe sagen,
Es morgen früh mit ihm zu wagen u. s. w.

Und dennoch hat sich Hr. Lichtwer nicht überwinden können, es seinem Kunstrichter aufzuopfern.

In der 3ten Fabel: „die zween Peruanischen Weisen", erzählt Hr. Lichtwer in der ersten Auflage:

Der Andre glaubt, daß Menschen Augen
Gott auch im Werk zu schaun nicht taugen,
Noch wie ihn die Natur verklärt,
Weil die Vernunft im Schließen wanke,
So sey der witzigste Gedanke,
Den man von Gott macht, tadelnswerth.

Der Dichter redet hier von Gott als von einem geistigen Wesen, das nur aus seinen Werken zu erkennen ist. Ich habe nichts dawider, die Gedanken sind nach unsrer Philosophie vollkommen richtig; allein wo ist der Peruaner geblieben? Er, der die Sonne für Gott ansieht, konnte er so europäisch von Gott reden? Der Ungenannte hat den angenommenen Charakter nicht verläugnet, und meisterhaft verbessert:

Der andre glaubt, daß Menschenaugen
Den Gott nicht anzuschauen taugen,

Auch nicht, wie er die Welt verklärt:
Zu sehen nicht, nur bloß zu glauben,
Sich gar kein Denken zu erlauben,
Ein solcher Dienst sey seiner werth.

Wie konnte Hr. Lichtwer eine so treffliche Verbesserung verwerfen? und was noch mehr ist, seine tadelhafte Stelle unverändert lassen!

In derselben Fabel fährt Hr. Lichtwer fort:

Um nun die Sonne nicht zu schauen,
So ließ er eine Höhle bauen,
Wohin die Sonne niemals kam.
In dieser saß bey langer Weile,
Der finstre Heilige, die Eule,
Der Welt, sich, und der Sonne, gram.

Wie der Heilige der Sonne gram werden könne, da er doch bloß aus übertriebener Ehrerbietung sie nicht anschauen will, ist gar nicht zu begreifen. Der Ungenannte setzt dafür:

Der Welt und aller Schönheit gram.

Schönheit ist zwar noch das rechte Wort nicht; aber weit schicklicher ist es doch hier, als die Sonne.

Die 15te Fabel. Eine niedrige Vergleichung mit dem verliebten Meckern des Geisbocks läßt Hr. Lichtwer auf Anrathen des Kunstrichters weg. Damit aber ja keine Zeile, die dieser dafür hinsetzen müssen, stehen bleibe, verschlimmert er lieber. Der Ungenannte setzt:

Durch dieses Lärmen ward der Frösche Prätendent,
Der ihnen wenig gutes gönnt,
Der Storch, aus seinem Schlaf gestöret.
Ha! sprach er, das ist unerhöret!

Hr. Lichtwer in der letzten Auflage:

Der Storch aus seinem Schlaf erwecket,
Davon er gleich den Grund entdecket.

Wovon? von seinem Schlafe?

In der 23sten Fabel hat Hr. Lichtwer jeder Strophe zwei überflüssige Verse angehängt. Der ungenannte Herausgeber läßt

sie weg, und die Fabel gewinnt dadurch. Allein Hr. Lichtwer will sie nicht entbehren:

Pfui! rief einst eine Nachtigall
Aus ihrem Käfig, stinkt's nicht immer
In diesem schön geputzten Zimmer
Noch ärger als in einem Stall?
Wer mag mit so verdorbnen Düften
Um uns die reine Luft vergiften?

* * *

Das macht der Rauch, versetzt' ein Staar,
Von Kräutern, die man Knaster nennet.
Und unser Herr fast stündlich brennet;
Den Dampf davon verschluckt er gar,
Und rühmt (man sollte fast erschrecken),
Er pfleg' ihm wunderschön zu schmecken.

Und so fast bei allen folgenden Strophen. Verse, die so gut wegbleiben als dastehen können, müssen immer lieber wegbleiben.

Die natürlichste Moral, welche aus dieser Fabel fließt, ist diejenige, welche Hr. Lichtwer in der ersten Auflage daraus gezogen; nur daß er dieselbe unschicklich ausgedrückt hat:

Von Lissabon bis nach Kudack,
Und von Paris bis zu den Inden,
Ist kein so stolzer Narr zu finden,
Als der, so aller Welt Geschmack
Nach seinem Gaumen trotzig richtet,
Und das, so ihm nicht schmeckt, vernichtet.

Der Ungenannte verbessert unvergleichlich:

Wer in der Wissenschaften Reich
Nach seinem Gaumen alles richtet,
Und das, was ihm nicht schmeckt, vernichtet,
Ist diesen Vogelköpfen gleich.

Hr. Lichtwer besinnt sich, und findet in dieser Fabel die Lehre: daß er sich von keinem Kunstrichter einreden lassen, sondern immer seinem eigenen Geschmack folgen müsse. Er verwirft seine vorige Moral, und setzt diese dafür hin:

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
Und dich nach allen richten willt,
Was diesem schmeckt, und jener schilt,
So mußt du endlich Disteln kauen.

Der Einfall ist so übel nicht; allein jene Moral folgt meines Erachtens weit ungezwungener, und hat den Fehler nicht, daß sie die Allegorie mit der Anwendung vermenge, wie diese wirklich thut. Denn daß der Stieglitz eigentlich Distelköpfe zu kosten in Vorschlag bringt, gehört mit zur Allegorie, und sollte in der Anwendung nicht wieder vorkommen.

Buch 4. Fabel 12. Hr. Lichtwer beschwert sich in der Vorrede, der Verbesserer habe ihm hier einige untadelhafte Verse aus bloßem Muthwillen geändert. Wir wollen sehen! Er pflegt doch sonst nicht ganz ohne Noth zu ändern. Die Fabel lehrt, man habe ein Kameel so sehr belastet, daß es die ganze Fracht vom Rücken geworfen. Darauf warnt Hr. Lichtwer die Lehrer:

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht sie allzustark beschwert,
Es geht der Jugend wie den Alten,
Wer Alles fassen soll, wird endlich nichts behalten.

Sind diese Verse so ganz untadelhaft? Mich dünkt, nein. Der Dichter richtet Anfangs seine Warnung an die Lehrer der Jugend:

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt;

vermuthlich, weil das Exempel des Kameels auf Kinder besser paßt als auf Erwachsene; welches auch nicht zu läugnen ist. Allein er setzt unmittelbar darauf hinzu:

Es geht der Jugend wie den Alten u. s. w.

als wenn diese Lehre in Ansehung der Alten weit bekannter und ausgemachter wäre, wie in Ansehung der Jugend, und es daher in Absicht auf die ersten gar nicht einmal nöthig gewesen wäre, den Satz durch ein Exempel zu bekräftigen. Der Verbesserer hat also Recht, sich lieber ein Flickwörtchen zu erlauben, und folgende Verse dafür hinzusetzen:

Es geht mit Menschen, wie mit Thieren:
Wer alles fassen soll, wird alles gar verlieren.

So viel von den kleinen Veränderungen in der Versification! Im Wesentlichen der Fabel hat der Ungenannte niemals etwas zu verändern gewagt. Woran mehr zu fehlen schien als eine leichte Politur, das verwarf er ganz; und wenn ihm etwa

noch einzelne Strophen in den verworfenen Stücken wohlgefielen, so hing er sie den auserlesenen Fabeln unter der Gestalt der „Fragmente" an. Hr. Lichtwer hat viele von den Fabeln, welche der Ungenannte ausgelassen, ganz umgearbeitet, und anstatt derjenigen, die ihm selbst verwerflich schienen, neue hinzugethan; wovon ich Sie in meinem nächsten zu unterhalten gedenke.

IX. Den 3 Juni 1762.

236ster Brief.

Es wäre immer noch zu wünschen, daß ein Kunstrichter sich die Mühe geben wollte, über die Lichtwer'schen Fabeln eine ausführliche Kritik zu schreiben. Die Ungleichheit, welche in denselben herrscht, ist von einer besondern Art. Man kann nicht sagen, daß sie Genie ohne Geschmack zu erkennen gebe; denn das Genie allein bringt große, aber unförmliche Schönheiten hervor; und niemals hat man noch ein völlig ausgebildetes Stück aus den Händen eines bloßen Genies hervorkommen sehen, daran nicht eine Meisterhand noch etwas zu feilen gefunden hätte. Hingegen werden Sie bemerkt haben, daß viele von den Lichtwer'schen Fabeln, gleich so wie sie aus seinen Händen kommen, ihre letzte Ausbildung haben und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten. Sie sind in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, sogar bis in ihre äußern Nebenzierrathen, unverbesserlich; und scheinen einen Mann zu verrathen, dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen.

Zwar keine deutliche Kenntniß der Regeln! Diese ist einem gesunden Genie vielleicht von ganz unerheblichem Nutzen. So wie ein Körper desto gesunder ist, je weniger er die natürlichen Lebensverrichtungen fühlt, die in ihm vorgehen; so mag es auch für ein gesundes Genie besser seyn, wenn es nicht alles, was in seinem Innern vorgeht, gar zu deutlich spürt. Aber der Geschmack ist dem Genie desto nöthiger, wenn es nicht nur

gesund, sondern auch wohlgebildet seyn soll; und ohne Geschmack wird man niemals ein Kunststück verfertigen können, das in aller Absicht vollendet und in seiner Art vollkommen wäre. Wenn also die Nachwelt nichts anders als die guten Stücke des Hrn. Lichtwer vor Augen hätte, so müßte ihr Urtheil von seinen Talenten überaus vortheilhaft ausfallen.

Hingegen sinkt eben derselbe Mann in einem großen Theile seiner Fabeln so tief, daß man ihn gar nicht erkennt, und unmöglich glauben kann, daß sie von demselben Verfasser herrühren, dem wir solche Meisterstücke zu verdanken haben. Wo er schlecht wird, da verläßt ihn sowohl Genie als Geschmack, und ihre Spur ist nicht mehr zu finden. Als wenn der Geist der Gottsched'schen Schule auf einmal wieder in ihn gefahren wäre, wird er seicht und unschmackhaft; verliert sich sogar ins niedrige Possenhafte, und schreibt Fabeln, die vielleicht auch mancher Gottschedianer verläugnen würde.

Zwar will Hr. Lichtwer von Gottsched nichts wissen. Wenn man ihm die Gottschedische Schule vorwirft, so glaubt er, man habe ihn einen Schüler Gottsched's gescholten, und betheuert ganz aufrichtig, daß er niemals dieses Mannes Schüler gewesen sei. Allein das folgt nicht. Ein Weltweiser aus der Schule des Pythagoras darf nicht eben ein Schüler des Pythagoras seyn; genug, wenn er dessen Grundsätze annimmt! Die Maler haben dieses Wort von den Weltweisen entlehnt; und bei ihnen kann man z. B. aus der Rembrandt'schen Schule seyn, ohne unter diesem Meister jemals gearbeitet zu haben. In einem ähnlichen Verstande ist es eben nicht nöthig, daß Hr. Lichtwer bei dem Hrn. Prof. Gottsched Collegia gehört haben müsse, um von dessen Schule zu seyn. Und in der That verschiedene unsrer besten Köpfe sind aus dieser Schule hergekommen, sind sogar wirklich Gottsched's Schüler gewesen; allein sie haben gar bald seine Grundsätze verläugnet, und sich von ihrem Genie einen bessern Weg führen lassen. Nur von dem Hrn. Lichtwer ist es wahr, daß seine Werke hier und da noch jetzt die Gottschedische Schule verrathen, aus welcher er gekommen ist; und (so böse sich Hr. Lichtwer auch darüber anstellen mag) ist es doch ausgemacht, daß aus dieser Ursach seine wahren Verdienste niemals so bekannt geworden wären, wenn nicht Hr. Ramler zuerst, und nach ihm die

Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" *) die Welt auf dieselben aufmerksam gemacht hätten.

Man sieht endlich wohl, daß mit der Zeit der gute Geschmack bei Hrn. Lichtwer die Oberhand gewinnt. In der letzten Auflage seiner Fabeln hat er nicht nur den Anhang von elenden Gedichten weggelassen, mit welchem die vorige Ausgabe gleichsam gebrandmarkt war; sondern auch eine Menge schlechter Fabeln verläugnet, und das gar zu Niedrige und Possenhafte weggestrichen, das nicht selten bis zum Ekel getrieben war. Ja aus meinen vorigen Briefen werden Sie ersehen haben, daß verschiedene von seinen Verbesserungen einsichtsvolle Kritik und einen guten Geschmack verrathen.

Aber demungeachtet ist er sich noch immer ungleich. Unter den in der letzten Auflage neu hinzugekommenen Fabeln finden sich einige sehr gute, einige mittelmäßige, und nicht wenig schlechte Stücke. Die folgende ist nach meinem Geschmacke eine von den besten Fabeln, welche eine triftige Lehre unter einem wohl angemessenen Bilde vorstellt. Sie ist die 22ste in dem dritten Buche, und führt den Titel:

Die Füchse.

Zween Füchse, Sohn und Vater, schlichen,
Als kaum die Mitternacht verstrichen,
Um ein entschlafnes Dorf herum,
Voll böser Absicht, leis' und stumm.

Sie nahten eines Hofes Ställen,
Da hörten sie die Hunde bellen,
Die Thüren knarrn, die Hähne krähn;
Der alte Fuchs sprach: laß uns gehn.

*) D. h. die Recension von Moses Mendelssohn von der 2ten Aufl. 1758 (s. oben S. 362 Anm. 1. und die erste Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S. 290—302). Man lese bei Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 3. Art. Lichtwer) die Bemerkung, daß diese Recension viel dazu beigetragen hat, Lichtwer's, lange Zeit unbeachtet gebliebene Fabeln in Aufnahme zu bringen.

Anm. des Herausgebers.

Hier wird der Angriff nicht gelingen;
Daher sie sachte weiter gingen.
Drauf stellt ein andrer Hof sich dar,
Darinnen alles stille war.

Nur hört der Sohn nicht ohne Schaudern
Viel Gänse mit einander plaudern.
Der Alte sprach: dieß schadet nicht,
Hier bellt kein Hund, ich seh' kein Licht.

Sie brachen ein mit gutem Glücke,
Und aßen sich in Gänsen dicke.

* * *

Nicht leicht droht Unfall einer Macht,
Darin der Pöbel schweigt und die Regierung wacht.

* * *

Fast von gleicher Schönheit ist die 29ste Fabel des vierten Buchs, „die Schwalbe und der Sperling" genannt. Diese Fabel ist in ihrer Art merkwürdig. Sie enthält, der gemeinen Regel der Apologe zum Trotz, keine Sittenlehre, sondern einen dogmatischen Lehrsatz; und gleichwohl kann man ihr den Namen einer schönen Fabel nicht absprechen. Die 16te des zweiten Buchs ist ein lehrreiche Erzählung; und die unmittelbar darauf folgt, eine artige Allegorie, welche Ihnen gefallen wird. — Da haben Sie auch alle Stücke, die mir unter den neu hinzugekommenen lesenswürdig geschienen. Die übrigen sind von sehr geringem Werthe, fast von ähnlichem Schlage mit folgendem nichtsbedeutenden Mährchen:

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen,
Und schimpften sich ganz ungesund;
Der Eine schrie, heraus du Hund,
Ich, oder du, mußt todt hier liegen.

Sie rückten auf einander los,
Den Zweykampf muthig anzuheben;
Wer giebt, wer kriegt den ersten Stoß?
Wer unter beyden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager stehen,
Sie sehn sich ein halb Stündchen an,
Da sie still aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor;
Die kurze Thorheit ist die beste,
Wer Zweykampf sucht, der ist ein Thor,
Und wer sich schlägt, der ist der größte.

Des vierten Buches erste Fabel nimmt zwei ganze Seiten ein; in welcher der Mond einem Cometen erzählt, wie sehr sich die Erdenbewohner fürchten, wenn ein Comet sich der Erde zeigt:

Man sagt, du seyst ein Unglücksbote,
Der Hunger, Pest und Würgen drohte.
— — — — — — — — —
Wie? ich? o Mond, wo denkst du hin!
Rief der erstaunende Komete,
Ich sey ein Pest- und Kriegs-Prophete?
Weis denn die Erde, daß ich bin?

Ja, fiel die Antwort, alle Schritte,
Die du gethan, und alle Tritte,
Die du noch thun sollst, sind bestimmt,
Man hat das Maas von deinem Gange,
Und wenn dein Strahl den Rückweg nimmt,
Das weis man auf der Erde lange.

Wenn der Mond ja von allem, was auf der Erden vorgeht, so genau unterrichtet seyn will, so sollte er auch wissen, daß diejenigen Menschen, welche alle Tritte des Cometen vorherbestimmen können, ihn keinesweges für einen Pest- und Kriegspropheten halten. Der Schluß ist sehr fein, welchen unser Nachbar der Mond unsern Weltweisen in den Mund legt; der Comet fragt: wenn sie wissen, wie weit ich von ihnen bin, wie kann ich ihnen denn schrecklich seyn?

Warum nicht? sagte der Planete,
Man hat gemerkt, wenn ein Komete
Sich unserm Erdenball genaht,
Daß Theurung, Seuchen, Krieg entstunden,
Und da es Niemand anders that,
Wird der Komete Schuld befunden.

Die so schließen, wissen unstreitig sehr wenig von dem Gange des Cometen. Jedoch was will der Dichter mit dieser ganzen Erzählung? Am Ende wird es sich vermuthlich zeigen. Lesen Sie selbst!

Hier wurde der Komet entrüstet:
O! wenn ihr meinen Ursprung wüßtet,
Verleumdrisches Geschlecht! sprach er.
Was mögt ihr euch vor Fallen graben,
Da nicht einmal die Sterne mehr
Für euch am Himmel Friede haben.

Dieses war also der Endzweck, warum der Poet den Sternen ein so langes Gespräch andichtet! — Von eben dem Werthe sind die 20ste, 23ste und 24ste Fabel des ersten Buches, und noch verschiedene andere Stücke.

Bevor ich schließe, muß ich ein paar Worte von den Fabeln hinzuthun, die der ungenannte Herausgeber weggelassen, Hr. Lichtwer aber durchaus nicht verlieren will. Hr. Lichtwer hat sie alle verändert, aber mit sehr schlechtem Glücke. Ich weiß kaum eine einzige, welche durch seine Veränderung nur mittelmäßig geworden wäre. An einigen Stellen hat er sogar die niedrigen Pößchen nicht entbehren wollen, die eines Stoppe würdiger sind als eines Lichtwer. Z. E. zwei Strophen in der Fabel „der Mohr und der Weiße", welche schon von andern Kunstrichtern getadelt worden, hat er auf folgende Art verbessern wollen:

Gut, sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Die Tafel ist bey dir noch weiß,
Der Mahler soll erst drüber kommen.

Die Welt, worin wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Unstreitig die unreife Pflaume.

Wie ist es wohl dem Hrn. Lichtwer möglich gewesen, das elendeste Zeug von der Welt, von dessen Armseligkeit ihn ein Wink des Kunstrichters hätte überzeugen sollen, so sorgfältig beizubehalten! Muß man nicht entweder alles Geschmacks beraubt, oder (wenn man dieses von Hrn. Lichtwer nicht glauben

will) in sein Werk ganz thöricht verliebt seyn, um folgende Fabel für die seinige zu erkennen?

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lermen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne;
Blinder Eifer schadet nur!

Hr. Lichtwer hat sich die Mühe gegeben, einige gar zu niedrige Ausdrücke, die hier in der ersten Auflage vorkommen, zum Theil auszumerzen und zum Theil zu veredeln. Allein vergebens! die Fabel hört deswegen nicht auf elend zu seyn. Ein ähnliches Beispiel giebt uns die Fabel, „Boreas und die Erde"; und überhaupt ist es ihm fast mit allen Fabeln so ergangen, die sein Kunstrichter verworfen und er zu verbessern gesucht hat. Der Vortrag ist erträglicher geworden, aber der Grund der Fabel blieb unverbessert. Ich nehme „die beraubte Fabel" aus,

woraus in des Hrn. Lichtwer Auflage eine leidliche Allegorie geworden ist.

Noch eins kann ich nicht unangemerkt lassen! Hr. Lichtwer hat die Selbstverläugnung gehabt, eine Fabel, welche dem Ungenannten nicht mißfallen, zu verwerfen; aber auch nur eine einzige, nämlich die 3te Fabel des ersten Buches, „die Geburt der Hündinn". Man kann dem Hrn. Lichtwer in dieser Strenge nicht Unrecht geben; nur wäre zu wünschen, daß er es mit mehrern so gemacht hätte, gegen welche der Ungenannte zu gelinde gewesen.

Aus dem XV. Theil.

I. Den 1 Juli 1762.

242ster Brief.

Der Anhang, mit welchem Hr. Reimarus sein Werk „von den Trieben der Thiere" vermehrt hat *), ist, wie alles, was aus dieser Feder fließt, überaus lesenswerth. Er handelt in demselben „von den verschiedenen Determinationen der Naturkräfte, und ihren mancherley Stufen", bei welcher Gelegenheit er die Erinnerungen, welche ich in den Briefen**) wider sein System einfließen lassen, umständlich widerlegt. Ich halte mich für die Mühe, welche ich mir bei der Beurtheilung

*) „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst, vorgestellet von Hermann Samuel Reimarus." Die erste Ausg. erschien zu Hamburg 1760, die zweite daselbst 1762, mit einem „Anhang von der verschiedenen Determination der Naturkräfte, und ihren mancherley Stufen".

Anm. des Herausgebers.

**) S. den 130sten und 131sten Brief (oben S. 176—197).

dieſes Werks gegeben, ſattſam belohnt, da ich durch meine Einwürfe den Herrn Verfaſſer veranlaßt habe, ſeine Gedanken mehr ins Licht zu ſetzen, und dem Publico einige Bogen zu liefern, welche es mit Nutzen und Vergnügen leſen wird. Ob ich nunmehr völlig überzeugt ſei, und mein Unrecht ſo erkenne, wie es der Hr. Verf. mir zu erkennen geben will, daran iſt nichts gelegen. Genug! das Publikum, welches meine Einwürfe geleſen, kann nunmehr auch des Hrn. Verf. Widerlegung leſen, und urtheilen. Mein Stillſchweigen hat ein Jeder das Recht auszulegen, wie es ihm gut dünkt. Ich habe meine Gründe, mich ferner alles Widerſpruchs zu enthalten: geſetzt auch, ich wäre in einem oder dem andern Punkte nicht vollkommen befriedigt.

Deſto nöthiger aber finde ich es, mich vor den Augen des unpartheiiſchen Publikums wider die liebloſen und haſſenswerthen Geſinnungen zu rechtfertigen, welche mir Hr. Reimarus ſchuld giebt. Ich wäre es ſehr wohl zufrieden geweſen, wenn mir der Hr. Verf. meine Unwiſſenheit in den härteſten Ausdrückungen vorgeworfen hätte; und noch weit mehr, wenn er in dem wahren philoſophiſchen Tone, welchen er in der erſten Hälfte ſeiner Widerlegung annimmt, fortgefahren wäre. Ich will mich gern des ſyſtematiſchen Vorurtheils beſchuldigen, gern an die Regeln einer geſunden Logik erinnern und meines Irrthums überführen laſſen. Wenn er mir aber in der Folge durchaus Abſichten andichten will, die ein aufrichtiger Menſch zu haben ſich ſchämen muß; wenn es in meinen Augen ein „Hauptverbrechen" geweſen ſeyn ſoll, daß er „gegen das Leibnitziſche Syſtem von der vorherbeſtimmten Harmonie einige Erinnerungen gemacht", und ich aus dieſer Urſache mich befliſſen haben ſoll, einige von ſeinen Gedanken zu widerlegen; wenn ich ferner des Vorſatzes beſchuldigt werde, ſeine Meinungen lächerlich zu machen; wenn ich zu dieſem Ende „ſeinen Vortrag gefliſſentlich verſtellt und verdrehet", auch, wie mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, mich in meiner Beurtheilung des „ſatyriſchen Salzes und bittern Spottes" bedient haben ſoll: ſo finde ich mich genöthigt, von dem Urtheile des Hrn. Verf. an billigere und unpartheiiſche Richter zu appelliren. Der mindeſte Ausdruck in meinen Briefen, welcher die Abſicht verräth, lächerlich zu machen, zu ſpotten oder zu ſatyriſiren, ſoll zu meiner Verurtheilung hinreichend

seyn! Ich kann dieses mit dem allerzuvertraulichsten Gewissen niederschreiben, ohne meine Briefe zu überlesen; denn ich bin mir vollkommen der Gesinnungen bewußt, mit welchen ich mich hingesetzt hatte, ein philosophisches Werk zu beurtheilen, das mir alle Aufmerksamkeit und Achtung zu verdienen schien. In einer solchen Verfassung kann mir unmöglich ein übelgesinnter Ausdruck entfahren seyn.

Habe ich den Vortrag des Herrn Reimarus verstellt und verdreht? Wenn ich es gethan habe, so ist es gewiß nicht mit Vorsatz geschehen. Wenigstens wüßte ich nicht, was mich dazu veranlaßt haben könnte. Ich habe kein anderes System von den Trieben der Thiere, das ich durch dergleichen Ränke emporzubringen hoffen kann. Mein zeitliches Glück hängt auch auf keinerlei Weise weder von der vorherbestimmten Harmonie, noch von irgend einer andern philosophischen Meinung ab, daß ich es Jemanden verargen könnte, welcher Erinnerungen dawider macht; daß ich ihn sogar deswegen auf eine so unredliche Weise chicaniren sollte. Habe ich die Gedanken des Hrn. Reimarus anders vorgetragen als ich gesollt, so ist es aus Unachtsamkeit, oder wenn man lieber will, aus Unwissenheit geschehen. Sie wissen, ich bin auf der philosophischen Fechtschule ein Fremdling, und in den Regeln derselben sehr schlecht unterrichtet. Ich gebe mir Mühe, eines Andern Gedanken zu begreifen; und wenn ich sie begriffen zu haben glaube, so führe ich dieselben so an, wie ich sie verstehe. Ob ich die nämlichen Worte anführe, deren sich jener bedient, oder andere an ihre Stelle setze, welche mir denselben Sinn zu haben scheinen, darum bekümmere ich mich nicht. Diese dialektische Behutsamkeit ist nöthig, so oft man disputirt, auf Universitätsart, um Recht zu haben, um seine eigene Meinung über die Meinung eines Andern zu erheben; kurz, so oft man einen Gegner hat, den man durchaus besiegen, oder mit Schande zurücktreten muß. Ich habe niemals weder Lust noch Gelegenheit gehabt, mich in einen solchen gelehrten Zweikampf einzulassen. Ich lese zu meinem Vergnügen, ich erzähle Ihnen, was ich gelesen, zu Ihrer Nachricht; und mache Einwürfe, nicht um Recht zu haben, sondern um zu lernen, um Ihnen zu zeigen, daß ich mit Nachdenken lese, um dem Verfasser, wenn meine Erinnerungen einigen Schein haben, Gelegenheit zu geben, seine Gedanken in

ein helleres Licht zu setzen. Dieses sind einzig und allein meine Absichten, so oft ich Ihnen schreibe; und daher binde ich mich an keine Regeln der Disputirkunst.

Ich bin so weit von der Besorgniß entfernt gewesen, durch meine Anmerkungen den Hrn. Reimarus zu beleidigen, daß ich vielmehr dafür hielt, es müsse einem Manne von seiner Denkungsart angenehm seyn, eine Recension von seinem Werke zu lesen, die etwas mehr als einen bloßen Auszug enthielte; die ihm zu erkennen gäbe, was ein Anderer bei Durchlesung seines Werks gedacht, und was in seinem Buche etwa für Leser meines gleichen noch undeutlich seyn dürfte. Er kann unmöglich, dachte ich, an dem kriechenden Tone eines Schülers Geschmack finden, der mit einer dummen Bewunderung nachbetet, ohne zu denken, und Beifall giebt, ohne verstanden zu haben. Ein ungeheuchelter Widerspruch muß einem Mann, welcher nicht nur gelesen, sondern verstanden seyn will, weit angenehmer seyn. Aber daß mir Hr. Reimarus schuld geben werde, ich wollte sein System lächerlich machen, seinen Vortrag geflissentlich verdrehen, dem Leser Staub in die Augen streuen, um den Beifall zu verringern, mit welchem sein Werk aufgenommen worden; ein solcher Argwohn ist mir so wenig in den Sinn gekommen, daß ich in der That nicht wenig erstaunt bin, als ich ihn zum ersten Male wahrgenommen.

Eine Stelle in meinen Briefen, über welche Hr. Reimarus sich am meisten beschwert, ist die, wo von dem Weinen, den Bewegungen und Geberden der Kinder die Rede ist. Er spricht in dem Anhange (§. 29): „Ich möchte aber in der That wohl „wissen, wie der Verf. allen Entsach und Scheu für sich selbst „hat überwinden können, daß er mir, wider meinem klaren von „ihm selbst angeführten Worte andichtet, als ob ich beweisen „wollte: die Kinder übten ihre Bewegungen aus Absicht; das „Weinen um Mitleid zu erregen, die Mienen um ihre Gemüths„bewegungen durch diese Zeichen zu erkennen zu geben. „Ich „weiß nicht, spricht er *), was Hr. Reimarus hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre, so gilt der Einwurf der Epikuräer vollkommen: die Kinder weinen nicht, um Mitleiden

*) S. Briefe, VIII. Theil S. 259 (oben S. 188).

„zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus „eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von „solchen Tönen begleitet zu werden pflegt.“ Soll dieses ein „Einwurf gegen meinen Beweis sein; so muß er setzen, daß ich „behaupten wollte, die Kinder weinten aus Absicht, um Mitleid „zu erregen. Nun hätte der Verf. selbst meine eigenen Worte „auf derselben Seite angeführet, da ich sage: „Dieses ist der „Kinder ihre erste natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie selbst „wissentlichen Vorsatz haben, daß dadurch ein zu Mitleiden rei„zender Laut sollte ausgedruckt werden.“ — Wie nun? Ist „nicht hier die Verfälschung offenbar?“ — Um Verzeihung! niemals habe ich dem Hrn. Reimarus die Meinung andichten wollen, als weinten die Kinder aus Absicht, um Mitleiden zu erregen. Wo sage ich dieses? oder wenn ich dieses hätte thun wollen, warum hätte ich wohl seine eigenen Worte angeführt, die offenbar das Gegentheil behaupten? Allein Hr. Reimarus hat (§ 139) die Fertigkeit der Kinder, durch Mienen und Bewegungen ihre Gemüthsbeschaffenheit zu erkennen zu geben, eine angeborne „Kunstfertigkeit“ genannt. Ich schloß hieraus, daß Hr. Reimarus der Meinung sei, den Kindern sei z. B. die Fertigkeit zu weinen aus keiner andern Ursache angeboren, als damit sie Mitleiden erregen mögen, ob sie gleich selbst diesen wissentlichen Vorsatz niemals haben; denn muß in diesem Verstande kann solches eine „angeborne Kunstfertigkeit“ genannt werden. „Da wissen auch zarte Kinder“, spricht Hr. Reimarus an der angeführten Stelle, „von Natur ihre Gemüthsbeschaffenheit und „Leidenschaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz und Furcht in „ihren Mienen gleichsam zu mahlen und abzubilden. — Allein „eben diese Stellung, Mienen und Geberden lassen sich auch, „durch fleißige Übung, von Rednern, Schauspielern, von Heuch„lern und Gauklern ausdrucken. — Alsdenn heißt ein jeder „solche Geschicklichkeit in den Mienen eine Kunst, weil sie durch „Übung zur Fertigkeit gebracht ist. Ist es aber darum weniger „eine Kunstfertigkeit, weil sie uns angeboren ist?“ Ich glaubte also, Hr. Reimarus wolle hierdurch beweisen, daß die Natur auch bei den Menschen den Mangel der Vernunft und des überlegten Vorsatzes durch angeborne Fertigkeiten und determinirte Kräfte zu ersetzen pflege; und so wie Erwachsene z. B. weinen, um Mitleiden zu erregen, so ließe die Natur auch Kinder zu diesem Endzwecke weinen. Ich sage hierauf: „Wo ich nicht irre, so

„gilt hier der Einwurf der Epikuräer vollkommen, so einfältig „er auch in den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen ge„denken. Die Kinder weinen Anfangs nicht, um Mitleiden zu „erregen" u. s. w. Hierdurch wollte ich zu verstehen geben, daß man in besondern Fällen nicht allezeit aus dem Erfolge auf die ursprüngliche Absicht der Natur schließen könne. Das Weinen ist den Kindern nicht als eine Kunstfertigkeit gegeben worden, um Mitleiden zu erregen; sondern diese Bewegung der Muskeln ist mit einer gewissen leidenden Gemüthsbeschaffenheit durch natürlich wirkende Ursachen verbunden, und erregt nur deswegen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Tönen begleitet zu werden pflegt. Wenn dieses wahr ist, so ist die Fertigkeit zu weinen keine angeborne Kunstfertigkeit zu nennen; denn die Erwachsenen, die Redner, Schauspieler u. s. w. weinen, um Mitleiden zu erregen; bei den Kindern aber hat das Weinen nur zufälligerweise diese Wirkung, indem wir von der Wirkung auf die Ursach schließen. Hr. Reimarus fragt zwar: „warum will die Seele „z. B. bey einem Schmerze im Fuße, daß die Lunge zum „Schreyen angestrengt, und das Gesicht zu einer weinerlichen „Miene gezogen werde?" Allein die Ursach des Erstern ist so schwer vielleicht nicht zu errathen. Man weiß aus der Erfahrung, daß das Schreien und Weinen die Schmerzen lindert. Überhaupt werden durch eine jede heftige Bewegung in einem gesunden Theile des Leibes die Schmerzen an einem andern Theile gemildert; daher man bei heftigen Schmerzen mancherlei Bewegungen vorzunehmen, zu stampfen, zu laufen, sich in die Lippen zu beißen u. s. w. pflegt. Das Schreien ist eine heftige Bewegung, die uns sehr leicht ankommt; dabei wir auch den Vortheil haben, daß wir durch den gewaltsamen Laut die Sinne beschäftigen, wodurch der Eindruck des Schmerzes etwas verdunkelt wird. Die Linderung der Schmerzen scheint also der vornehmste Endzweck des Weinens und Schreiens zu seyn; und die Erregung des Mitleidens ist nur eine zufällige Wirkung, welche nachmals auch zur Absicht werden kann. Dieses waren eigentlich meine Gedanken; aber nicht, daß ich dem Hrn. Reimarus die Meinung andichten wollte, als weinten die Kinder aus „wissentlichem Vorsatze", um Mitleiden zu erregen. Die Worte: „die Kinder weinen um Mitleiden zu erregen", deren ich mich be-

dient, begreifen eben so wenig, und noch weit weniger einen „wissentlichen Vorsatz" in sich, als der Ausdruck: „da wissen auch zarte Kinder" u. s. w., welchen Hr. Reimarus selbst hat. Ich wollte nur so viel sagen: „den Kindern ist von Natur das Weinen nicht gegeben, um Mitleiden zu erregen" u. s. w. Meine Gedanken können falsch und irrig seyn; aber Sie sehen doch so viel, daß ich sie aufrichtig gehabt habe, und sie, ohne „allen Entsach und Scheu für mich selbst zu überwinden", vortragen konnte.

Daß ich (S. 264 u. flgd. *)) die genauere und angeborne Bestimmung des Hrn. Reimarus eine „unerworbene und eingepflanzte Richtung" genannt, ist nach meiner Weise keine solche Mißhandlung, als Hr. Reimarus glaubt. Ich habe ja vorher (S. 251 u. flgd. **)) diese seine Hypothese, so viel ich davon verstanden, deutlich genug auseinandergesetzt. Ob ich in der Folge, wenn von derselben die Rede ist, und ich nur mit einem Worte anzeigen will, was ich meine, Richtung anstatt Bestimmung sage, da doch den Leser meine vorige Erläuterung noch in frischem Andenken haben muß, schien mir vollkommen gleichgültig. Wie gesagt! die dialektische Behutsamkeit ist mein Fach nicht. Ich gehe niemals mit falschen Auslegungen um, und besorge auch keine.

Ich sage ferner, „es lasse sich schwerlich erweisen, daß „die Fertigkeit, die Augenaxen zu richten, in einer gewissen „Distanz vorzustellen, angeboren sei". Abermals eine Verdrehung meiner Worte und Meinung! saft Hr. Reimarus mus. O! daß doch Hr. Reimarus allenthalben Verdrehungen finden will! „Ich sage nicht", fährt er fort, „daß es uns angeboren „sey, die Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, „sondern sie vor und außer uns zu stellen." Ich finde diese beiden Redensarten noch immer gleichbedeutend. Wenn es ein Vorzug des Gesichts vor den andern Sinnen des Gefühls, Geschmacks und Geruchs seyn soll, daß wir die sichtbaren Dinge vor uns und außer uns stellen: so müssen wir sie auch in einiger Distanz vor uns stellen; denn was ich

*) Oben S. 190. Anm. des Herausg.

**) Oben S. 182. A. d. H.

mit den Fingern betaste, stelle ich mir auch als außer mir seiend vor; aber das Gesicht hat den Vorzug, daß es die Dinge in einiger Distanz vor sich stellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

II. Den 8 Juli 1762.

Fortsetzung des 22sten Briefes.

Das „von uns außer uns stellen" des Hrn. Reimarus muß also so viel bedeuten, als: in einiger Entfernung von uns vorstellen. Dieses habe ich wenigstens unter den Worten des Hrn. Reimarus verstanden; und ich habe sie so ausgedrückt, wie ich sie verstanden habe. „Ja!" sagt Hr. Reimarus, „wenn man jenes hört, so klingt es so, als ob wir „von Natur die Weite der Entfernung oder die Größe des Abstandes wüßten". Es klingt so! also habe ich mich ungeschickt ausgedrückt. Also hätte ich anstatt „in einer gewissen Distanz" lieber behutsamer „in einiger Distanz" sagen sollen: um zu zeigen, daß wir zwar die sichtbaren Dinge uns von Natur in einiger Entfernung vorstellen, aber diese Entfernung ohne anhaltende Übung nicht messen können. Ist es aber deswegen eine „abermalige Verdrehung" seiner Worte und Meinung? Habe ich ihm denn wirklich die falsche Meinung zugeschrieben, nach welcher meine Worte etwa klingen? Oder muß nicht ein Jeder gestehen, daß aus meinen übrigen Worten nichts dergleichen zu schließen, und daß alles übrige in meinen Anmerkungen stehen bleiben kann, ich möchte diese oder jene Redensart an die Stelle der gebrauchten erklärenden Worte setzen? Ja die Erinnerungen, die ich daselbst (S. 265 *) wider die Meinung des Hrn. Reimarus vorbringe, geben gar deutlich zu erkennen, daß ich dieselbe weder gemißhandelt, noch unrecht ausgelegt, sondern bei dem „in einer gewissen Distanz vorstellen" in der That

*) Oben S. 190.

D. H.

nichts anders gedacht habe, als Hr. Reimarus bei seinem „vor und aus r uns stellen".

Endlich soll ich wider die „Fertigkeit, die Bilder des Gesichts umzukehren", auf eine listige Weise gestritten haben. Ich soll einen Haufen Dinge bewiesen haben, welche nicht zur Sache gehören, und die Hauptfrage ganz übergangen seyn. Und dieses heißt auf eine listige Weise streiten? O! Hr. Reimarus hätte immer einfältige dafür setzen können! damit wenigstens meine Aufrichtigkeit unangefochten geblieben wäre. Jedoch wir wollen sehen! Sie haben die Erklärungsart gelesen, die ich (S. 268 u. flgd. *)) aus den Mylius'schen Schriften anführe: wie es möglich sei, daß sich die Gegenstände in unsern Augen wirklich umkehren, und wir sie uns gleichwohl nicht anders vorstellen, als wenn sie sich nicht umkehren sollten. Es ist unnöthig, diese Stelle hier abzuschreiben; denn Sie haben unsere Briefe vermuthlich zur Hand, und können sie nachschlagen. Hr. Reimarus glaubt, daß alles, was ich daselbst anführe, nichts erkläre, und die Hauptsache gar nicht berühre. Sein Haupteinwurf dawider ist dieser. „Wir heißen in unserm Kör„per", spricht er, „und so in den umstehenden Körpern denjeni„gen Theil, Oben, der unserm Scheitel näher ist, als der „Fußsohle; Unten aber denjenigen, der unserer Fußsohle näher „ist, als dem Scheitel. Wenn nun ein Mensch vor mir stehet, „den ich sehe; so sind seine Füße in meinen Augen meinem „Scheitel näher abgebildet, als die übrigen Theile, folglich nach „oben abgebildet; hergegen sein Kopf ist in meinen Augen mei„nen Fußsohlen näher abgebildet, als die übrigen Theile; folglich „nach unten abgebildet. Dennoch, wenn ich mir den Menschen „selbst nach diesem Bilde außer mir vorstelle, so stelle ich „mir seinen Kopf dem meinigen näher vor, als seine Füße, und „seine Füße den meinigen näher, als seinen Kopf. Folglich „kehre ich die Theile des Bildes nach der Vorstellung des Ge„sichts um." Nichts weniger als dieses! spricht Mylius. Dieses ist doch wohl die Hauptfrage, nicht so? Wenn ich also hierauf antworte, so kann man unmöglich sagen, daß ich die Hauptsache unberührt lasse, und mich amüsire, einen Haufen Dinge zu beweisen, davon die Frage nicht ist. Nun wohl! meine Antwort ist mit wenigen Worten diese: freilich würde

*) Oben S. 192. L. H.

ich den Kopf dieses Menschen meinen Fußsohlen, und seine Füße meinem Scheitel näher sehen, wenn ich mich selbst anders als vermittelst der Augen sehen könnte. Da ich aber mich selbst nicht anders sehen kann, als vermittelst des Bildes, das sich von mir selbst in meinem Auge abmalt, so wird mein eigenes Bild gleichfalls von den sich im Auge durchkreuzenden Strahlen das oberste unterst abgeschildert; und daher kommt im Augenbildchen der Kopf des Menschen, welcher vor mir steht, meinem Scheitel, und seine Füße meinen Fußsohlen (insoweit solche gleichfalls auf der hintern Wand des Auges abgemalt sind) näher zu stehen, so wie sie in der Natur außer dem Auge wirklich sind. Wenn ich es merken sollte, daß die Strahlen den Gegenstand auf der hintern Wand des Auges umgekehrt abmalen; so müßte entweder mein eigenes Bild oder etwa das Bild eines einzigen Gegenstandes unverändert bleiben, und sich in meinem Auge so abmalen, wie der Gegenstand in der Natur wirklich anzutreffen ist. Da sie sich aber alle umgekehrt abmalen, da mein eignes Bild selbst in meinem Auge das Oberste unterst zu stehen kommt, so malt sich, was meinem Scheitel näher ist, auch im Auge demselben näher ab; und was außer mir den Fußsohlen näher ist, wird auch im Bilde den daselbst abgemalten Fußsohlen näher seyn müssen: daher denn uns alles so scheinen muß, als wenn sein Bild von den sich im Auge durchkreuzenden Lichtstrahlen gar nicht umgekehrt worden wäre. Hierauf bezieht sich das Beispiel von einem Bildchen in der Camera obscura, das ich in meinem Briefe angeführt. Daß durch diese allgemeine umgekehrte Wahrnehmung der sichtbaren Gegenstände das Gefühl, so wie die übrigen Empfindungen nicht verwirrt werden können, hat Hr. Mylius in seiner Abhandlung gar deutlich auseinandergesetzt. Doch dieses gehört nicht völlig zur Hauptfrage. Genug! Wir sehen, daß ich bei dieser Gelegenheit nichts weniges als auf eine „listige" Weise zu Werke gegangen. Ich muß vielmehr so unglücklich gewesen seyn, mich entsetzlich links ausgedrückt zu haben, weil ich sehe, daß ein Mann wie Hr. Reimarus mich so unrecht verstanden hat; denn er wendet ganze viel Seiten an, diese Erklärungsart des Hrn. Mylius zu bestreiten, und ist noch immer im Zweifel, ob es nach derselben wahr oder nicht wahr sei, daß die Vorstellung die Bilder umkehre.

Hr. Reimarus behauptet in seinem Werke von den Trieben, es

sei uns eine „Fertigkeit" angeboren, „den Gegenstand eines Bildes, nach dem Maaße des einfallenden Winkels, in der Vorstellung größer zu machen, als das Bild ist". Ich erinnere (S. 268 u. flgd. *)) dawider: die Bemerkung an sich, daß wir uns den Gegenstand des Bildes größer vorstellen, als das Bild ist, sei noch ungewiß. Denn woher wissen wir, wie groß der einfallende Winkel ist? ob er größer, eben so groß oder kleiner sei, als die Vorstellung, die wir uns von dem Gegenstande machen? Etwa weil unser ganzes Auge so groß nicht ist, als wir uns die Gegenstände vorstellen? Und woher wissen wir die Größe unseres Auges oder unseres ganzen Leibes zu schätzen? vermuthlich weil wir Menschen und Menschenaugen uns selbst gesehen und betrachtet haben: da wir denn wahrgenommen, daß wir uns gewisse Gegenstände größer vorstellen als uns selbst; und hieraus will man also schließen, daß wir uns die Gegenstände auch größer vorstellen, als die Bilder sind, welche sich von ihnen auf einem Theile unseres Leibes, in unserm Auge nämlich, abmalen. Allein wer sieht nicht, daß wir in allen diesen Fällen Bild mit Bild, einfallenden Winkel mit einfallendem Winkel, aber niemals Bild mit Begriff, oder einfallenden Winkel mit der Vorstellung der Gegenstände haben vergleichen können? Wir haben wohl gesehen, daß das Bild oder der einfallende Winkel von unserm ganzen Leibe so groß nicht sei, als das Bild oder der einfallende Winkel von gewissen äußerlichen Gegenständen. Wir können also schließen, daß das Bild des Gegenstandes, wenn wir es vermittelst der Augen sehen sollten, uns nicht so groß scheinen würde, als uns der Gegenstand scheint. Woher wissen wir aber das Bild in unserm Auge mit der Vorstellung, welche wir uns von der Größe des Gegenstandes machen, zu vergleichen? und wodurch wollen wir schließen, daß jenes kleiner seyn müsse? — Ich sagte daher an dem angeführten Orte, die ganze Schwierigkeit, welche einige Naturforscher bei dieser Erscheinung zu finden glauben, beruhe nur auf einer Unrichtigkeit im Ausdrucke. Wir sprechen: „wir stellen uns den Gegenstand größer vor, als das Bild davon im Auge ist". Wenn wir dieses sollten wahrnehmen können, so müßten wir von einem und demselben Gegenstand zwei Begriffe haben können: einen von der Größe des Gegenstandes selbst,

*) oben S. 193. d. H.

und den andern von der Größe seines Bildes im Auge, um diese beiden Größen mit einander vergleichen zu können. Da aber dieses nicht geschieht, da das Bild und die Vorstellung des Gegenstandes ein und derselbe Begriff sind, und nicht anders getrennt werden können, als wenn man das Bild selbst wiederum als einen äußerlichen Gegenstand betrachtet; so können wir mit Grunde der Wahrheit nichts weiter behaupten, als dieses: „wir sehen die Gegenstände größer, als wir ihre Bilder sehen würden, wenn wir sie von außen betrachten sollten". Diese Bemerkung aber hat nichts sonderbares, nichts, das man aus einer angebornen Fertigkeit erklären müßte. Denn freilich muß das Bild des Bildes kleiner seyn, als das Bild des Gegenstandes! — Nein! spricht Hr. Reimarus im Anhange, der Verf. des Briefes verändert die Frage; „denn er macht beides, das Bild im Auge „und den abgebildeten Körper zum äußerlichen Gegenstande des „Gesichts. Die Frage aber ist, wenn gleich das Bild im Auge „kein äußerer Gegenstand des Auges wird, sondern, so wie es „ist, als ein Gemälde auf der hintern Wand des Auges betrach„tet wird, ob kein gemeinschaftliches Maaß der Größe sey, wo„durch dieses mit seinem Urbilde könne verglichen werden? Ich „sage ja: Der Winkel des gebrochenen Lichtstrahls giebt von „beiden die Größe; wenn ich den weiß, so kann ich so wohl be„stimmen, wie groß das Bild im Auge von einem gegebenen „Gegenstande seyn müsse, als im Gegentheile, wie vielmahl der „Gegenstand in Gegenhaltung des Bildes größer werde." Ich betheure es Ihnen aufrichtig, daß ich von diesem Räsonnement nichts verstehe. Ist die Frage denn, ob der Gegenstand an und für sich selbst größer sei als sein Bild? dieses wird ja zugegeben. Man will aber behaupten, daß wir uns den Gegenstand größer vorstellen, als das Bild ist; und dieses wird eigentlich geläugnet. Hr. Reimarus muß also beweisen, daß die Größe, welche wir mit dem Augenmaaße einem Gegenstande in der Vorstellung zuschreiben, sich nach der wirklichen Größe dieses Gegenstandes, und nicht nach der Größe des Bildes richte. Dieses ist eigentlich die Hauptfrage, und dieses kann unmöglich erwiesen werden. Denn wir haben von dem Urbilde keinen andern Begriff, als vermittelst des Bildes; und die Vorstellung des Bildes in der Seele macht den Begriff aus, welchen wir von dem Gegenstande haben. Woher weiß ich es, daß meine Seele bei Beurtheilung der Größe sich nach den Gegenständen selbst, und

nicht nach ihren Bildern richte? Ich weiß wohl, sobald die Seele die Entfernung und Deutlichkeit beurtheilen lernt, so schließt sie sehr oft daraus auf die Größe; und dieses Urtheil von der Größe pflegt sich zuletzt in die Empfindung zu mischen und das Augenmaaß zu berichtigen. Allein dieses sind alles erworbene Fertigkeiten, und davon ist die Rede nicht. Von Natur aber können wir die Größen nicht anders beurtheilen, als nach dem Maaße der Bilder, wie Hr. Reimarus selbst gesteht; und ich glaube, daß wir uns die Gegenstände nicht größer vorstellen, als ihre Bilder sind. Wenigstens kann uns keine Erfahrung in der Welt von dem Gegentheile überzeugen; denn wenn wir die wirkliche Größe der Gegenstände erkennen wollen, so müssen wir immer zu ihren Bildern zurückkehren; und wenn wir vergleichen, so vergleichen wir Bild mit Bild, Vorstellung mit Vorstellung, Gegenstand mit Gegenstand; aber wir vergleichen niemals weder Bilder mit Vorstellungen, noch Vorstellungen mit Gegenständen: denn diese haben kein gemeinschaftliches Maaß der Größe.

Ich breche hier ab, um nicht das Ziel zu überschreiten, das ich mir vorgesetzt habe. Meine Absicht ist keinesweges allhier, den Hrn. Reimarus zu widerlegen, oder die Gelegenheit zu erschleichen, das letzte Wort zu haben: indem Hr. Reimarus am Ende des Anhanges zu verstehen giebt, daß er nicht mehr antworten wollte. Sie sehen auch, daß ich die Hauptsache, worauf es hier ankommt, die genauere Determination der Kräfte, und verschiedene andere damit verbundene philosophische Sätze, in Ansehung welcher ich nicht völlig mit Hrn. Reimarus einstimme, mit Stillschweigen übergehe. Wenn ich anders der listige Wortverdreher bin, für den mich Hr. Reimarus zu halten scheint, so kann es mir doch wohl vermuthlich nicht an Ränken gefehlt haben, noch in der Hauptmaterie eines und das andere zu chicaniren. Allein eben diese Beschuldigung wollte ich nun vor den Augen des Publikums von mir ablehnen. Ich wollte zeigen, daß ich weder List noch Untreue, weder vorsetzliche Verdrehung, noch sonst muthwillige Fechterstreiche gebraucht, sondern bloß meine Gedanken, so gut oder so schlecht sie waren, vorgetragen habe. Wenn ein elender Dichter oder Übersetzer mir verhaßte Absichten schuld giebt, so lache ich dazu. Aber von einem Reimarus kränkt mich ein solcher Vorwurf in die Seele.

XI. Den 9 Sept. 1762.

254ster Brief.

Leichtigkeit und nachdrückliche Kürze sind die vornehmsten Tugenden eines Prosascribenten. Die entgegenstehenden Fehler auf beiden Seiten sind unangenehm. Weitschweifigkeit erregt Langeweile, und Dunkelheit Unwillen. Noch überwindet sich Mancher, die düstersten Irrwege einer unterirdischen Höhle durchzureisen, wenn er am Ende erhabene und wichtige Geheimnisse erfahren kann. Wenn man aber von der Mühe, einen dunkeln Schriftsteller zu enträthseln, nichts als Einfälle zur Ausbeute hoffen darf, so bleibt der Schriftsteller wohl ungelesen. Das hieße eine beschwerliche Reise über die Alpen thun, um ein Feuerwerk anzusehen.

Das Mittel zwischen beiden Extremitäten zu finden und zu halten, ist kein Werk des Genies, sondern des Geschmacks. Das Genie kennt nur seine eigenen Kräfte, und nimmt die Größe derselben allezeit zum Maaßstabe an. Es urtheilt von der Fassungskraft Andrer nach der seinigen; oder vielmehr es sieht gar auf Andere nicht, und weiß niemals das rechte Maaß der Einsicht zu treffen, die es bei seinen Lesern voraussetzen kann. Daher kommen die Ungleichheiten, welche man in dem Vortrage desselben zu bemerken pflegt. Wo das Genie zufälligerweise nicht mehr voraussetzt, als die Leser wissen, da drückt es sich mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit aus. Wo es dieses Ziel überschreitet, wird es dunkel, und wo es von seinem Feuer verlassen wird, weitschweifig und verwirrt. Daher scheinen die großen Genies bald für Engel, bald für Kinder zu schreiben. Hingegen lehrt uns der Geschmack, unser Absehen allezeit auf eine gewisse Reihe von Lesern zu richten, durch Beobachtung und Nachdenken die höchsten und niedrigsten Stufen von Einsichten zu erfahren, welche man ihnen zutrauen kann; und endlich im Durchschnitt denjenigen Ausdruck zu wählen, bei welchem der Geringste aus dieser Reihe nicht weniger, der Aufgeklärteste aber weit mehr denkt, als geschrieben steht.

Wer sich von dieser glücklichen Mittelstraße verliert, ist in Gefahr, desto mehr davon abzukommen, je mehr Genie er hat; so wie ein edles Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein

gemeines Zugpferd. Besonders pflegt die Begierde sich einen eigenen Weg zu bahnen, um ein Original zu seyn, die besten Köpfe zu verführen. Diese Begierde ist wie eine Seuche, welche die gesundesten und stärksten Temperamente dahin rafft, und die schwächlichen verschont.

Ich habe jetzt einen Schriftsteller vor mir, der eine feine Beurtheilungskraft besitzt, viel gelesen und verhauet hat, Funken von Genie zeigt, und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat; der also vermöge dieser Eigenschaften einer unsrer besten Schriftsteller hätte werden können, aber, durch diese Begierde, ein Original zu seyn, verführt, einer der tadelhaftesten Schriftsteller geworden ist. Sie werden sich eines kleinen Aufsatzes unter dem Titel „Sokratische Denkwürdigkeiten" erinnern, welchen ich Ihnen einst angepriesen *). Die hier und da hervorblitzenden Schönheiten dieser kleinen Schrift gefielen mir so sehr, daß ich das Dunkle und Räthselhafte in der Schreibart nicht sowohl dem Verf., als irgend einer zufälligen Ursache zuschrieb. Ich glaubte, der Verf. habe diesen seltsamen, beinahe mystischen Ton nur zur Belustigung angenommen, als eine Art von Maske, um seinen Freunden etwas zu errathen zu geben. Es erschienen nach der Zeit einzelne flüchtige Blätter von demselben Verfasser, in welchen sich seine Neigung zum Dunkeln und Räthselhaften in der Schreibart noch mehr offenbarte. Wir lasen diese Blätter, verstanden wenig davon, schüttelten die Köpfe, und schwiegen. Hier und da erblickte man einen trefflichen Gedanken, welcher aber wie das Blitz, nach Shakespear's Beschreibung: noch ehe ein Freund zum andern sagen kann sieh! schon verschwunden war. Endlich schrieb er unter dem Namen Abälardi Virbii, immer noch in demselben Ton, einen Brief über unsere Recension der „neuen Heloise", den wir Ihnen, sammt der Antwort, welche ein Unbekannter in einem ähnlichen Geschmacke aufgesetzt hatte, überschickt haben **). Der Unbekannte ***) giebt dem Verf. am Ende seines Schreibens einen Verweis, der sehr gerecht ist. Er tadelt

*) S. oben den 113ten Brief, Seite 99—105. Anm. des Herausg.

**) S. den 192sten Brief, oben Seite 311—323. A. d. H.

***) Das ist Mendelssohn. d. H.

das Gesuchte, allzu Spruchreiche, Gekünstelte und Räthselhafte in seiner Schreibart, die weit hergeholten Geheimnisse, die Menge in einander verschlungener Anspielungen, welche in der Verschwendung, mit der er sie ausstreuet, den Leser ermüden und ihm Überdruß erwecken müssen. Ich hatte zu der gesunden Beurtheilungskraft dieses Schriftstellers, welche aus seiner Dunkelheit selbst allenthalben hervorleuchtet, das Zutrauen, er würde diese wohlgemeinte Erinnerung annehmen; und endlich erkennen, daß die Verzierungen nicht das Wesen des Styls ausmachen, und daß selbst an den Stellen, wo sie anzubringen sind, ihr vornehmstes Verdienst in einer ungesuchten Leichtigkeit bestünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII. Den 16 Sept. 1762.

Fortsetzung des 254sten Briefes.

Jedoch ich schmeichelte mir vergebens. Der Verf. hat sich einmal in seinen abenteuerlichen Styl verliebt, und ist davon nicht abzubringen. Lesen Sie beikommendes, ich weiß nicht was, das er, ich weiß nicht warum, „Kreuzzüge des Philologen" nennt; in welchem er alle seine flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt, ich weiß nicht wo, hat zusammendrucken lassen.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Man überwindet leicht „das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden, und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack „an den Kräften einer bessern Nachwelt." Da haben Sie auch alles, was wir Zeitverwandten des Verf. aus seiner Vorrede verstehen. Mit dem Übrigen dieser Vorrede mag eine „bessere Nachwelt" sehen, wie sie zurechte kommt. Vielleicht findet sie mehr Geschmack an grillenhaften Einfällen und witzigen Anspielungen, die nicht anders als durch einen weitläuftigen Commentarius verstanden werden können. Ich führe Ihnen nur ein paar Zeilen zur Probe an; denn wer kann abschreiben, was man nicht versteht? „Endlich hab ich noch vermittelst geomantischer Spiegel „(mit syllogistischen Mittelbegriffen von gleichem Stoffe!) gefunden,

„daß dieses Bändchen (welches ich die Ehre habe Dir, geneigter „Leser! in die Tasche zu spielen) nicht Bängstigungen, sondern „Kreuzzüge des Philologen heißen sollte; denn, wie Eugen,

— — schlägt er die heuchelnden Trommeln
Hier und dort bricht er ein — — —
Siechbett."

An einem andern Orte: „das Commißbrodt, was die Bürger zu „Gibeon mit sich nahmen, wan hart und schimmlicht. — Also ist „Kabbala; und damit holla!" Sodann folgt ein Sprüchelchen aus dem Hiob, das sich hierher paßt wie die Kabbala zum schimmligen Commißbrodte.

Bei der Menge solcher ungereimten Grillen, die der Leser auf allen Seiten antrifft, muß er auf den Verf. nothwendig den Verdacht werfen, er wolle ihn zum Narren haben, oder träume mit offenen Augen.

Da Sie dieses seltsame Bändchen vielleicht mit Unwillen wegwerfen, und die Geduld nicht haben werden, die wirklich schönen Stellen aus dem Wuste hervorzusuchen, so will ich durch einige Beispiele Ihre Aufmerksamkeit reizen. Wo das Fehlerhafte so sehr in die Augen fällt, da muß der unpartheiische Kunstrichter, wenn doch wirkliche Schönheiten vorhanden sind, die Schönheiten aufsuchen.

In dem nicht viel bedeutenden Aufsatze „über eine akademische Frage" finde ich folgende sehr richtige Bemerkung: — „Modewahrheiten, Vorurtheile des Augenscheins und Ansehens, „die bey einem Volk circuliren, machen gleichsam die künstliche „und zufällige Denkungsart desselben aus und haben einen beson„dern Einfluß in seine Sprache. Der Augenschein der mathe„matischen Lehrart und das Ansehen der französischen und eng„lischen Schriftsteller haben bey uns grosse entgegen gesetzte Ver„änderungen hervorgebracht. Es ist ein eigen Glück für unsere „Sprache gewesen, daß die Übersetzungs- und Demonstrirsucht „sich einander gleichsam die Stange gehalten; die letzte würde sie „zu einem Rosenkranz abgezählter Kunstwörter, und die erste zu „einem Netz gemacht haben, das gute und faule Fische allerley „Gattung fängt und aufnimmt."

Der zweite Aufsatz enthält „vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache", aus welchen Hr. B. Ihnen einst das, ganz von ungefähr ange-

flickte Urtheil über des Herrn von Moser „Herrn und Diener“ in einer Nachschrift angeführt hat*). Dieser Aufsatz ist voll feiner Gedanken und sehr guter Anmerkungen, die sich der Leser bei Erblickung des albernen Holzschnittes, mit welchem ihn der Verf. verunziert hat, wohl nicht versprechen wird. Hier sind ein paar Proben!

„In der Vergleichung, welche man bey Gelegenheit einer „Streitfrage zwischen der lateinischen und französischen Sprache „angestellt, gerieth man auch auf eine Untersuchung der Lehre „von den Inversionen. Es ist bekannt, wie weit die Frey„heit in der römischen Sprache geht die Wörter zu versetzen, und „daß man in Schulen die Gewohnheit hat, diese Schönheit der „alten Schriftsteller, durch das sogenannte construiren, zu ver„nichten; weil durch diesen methodischen Unfug dem Ohr der „Jugend die Übung des Wohlklangs, der zu einem lateinischen „Perioden gehört, entzogen wird, und zugleich der Nachdruck des „Sinns vielmals verloren geht, wo durch die Stellung der Wör„ter die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers erweckt und „stufenweise unterhalten werden soll.

„Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach vor andern die„ser Inversionen fähig; und ihre Kühnheit trägt mit zum Ansehn „unserer poetischen Schreibart bey. Ich will ein leichtes Bey„spiel anführen. Wir können ohne Abbruch der Reinigkeit und „Deutlichkeit sagen:

„Er hat mir das Buch gegeben.
„Mir hat er das Buch gegeben.
„Das Buch hat er mir gegeben.
„Gegeben hat er mir das Buch.

„Die erste Wortfügung ist die geradeste; oder der Nachdruck „derselben kann auf denjenigen, der gegeben hat, gelegt werden. „In der zwoten ruht der Hauptbegrif auf dem Worte mir; in „der dritten weist man auf das Buch; in der letzten auf die „Handlung des Zeitwortes. Man sieht hieraus, daß die Inver„sion nicht schlechterdings willkührlich oder zufällig, sondern dem „Urtheil des Verstandes und des Gehörs unterworfen ist.“

*) Es ist die Nachschrift zum 180sten Briefe, die neueste Litteratur betreffend (Theil XI. S. 35—38) gemeint; der Verf. beider ist Abbt, welcher unter der Chiffre B. geschrieben hat. Anm. des Herausgebers.

„Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum; „eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit. — „In einer so grossen Stadt, als Paris ist, liessen sich jährlich, „ohne Aufwand, vierzig gelehrte Männer aufbringen, die unfehl„bar verstehen, was in ihrer Muttersprache lauter und artig, und „zum Monopol dieses Trödelkrams nöthig ist. — Einmal aber „in Jahrhunderten geschieht es, daß ein Geschenk der Pallas, — „ein Menschenbild, — vom Himmel fällt, bevollmächtigt, den „öffentlichen Schatz einer Sprache mit Weisheit, — wie ein „Sülly, zu verwalten, oder mit Klugheit, — wie ein Colbert, „zu vermehren."

Das Sinnreiche dieser Vergleichung deutlicher einzusehen, muß man wissen, daß der Verf. im Anfange des Aufsatzes das Geld mit der Sprache verglichen, und an beiden nicht wenig ähnliche Eigenschaften gezeigt hat. Man begreift dadurch, wie er den guten Schriftsteller, welcher den Vorrath in seiner Sprache wohl zu gebrauchen weiß, mit Sülly, und das Genie, das seine Sprache vermehrt, mit Colbert gar füglich vergleichen konnte.

„Die Magi aus Morgenlande, zu Bethlehem", und das darauf folgende „Klaggedicht, in Gestalt eines Sendschreibens über die Kirchenmusik", enthalten wenig merkwürdiges; außer einem seltsamen Urtheil des Raphael Fregoso, von welchem der Verf. mit einigem Grunde besorgt, die Leser und Kunstrichter dürften über ihn einen ähnlichen Ausspruch thun: „Iste maledictus Patulus semper ita obscure loquitur, „ut vix possit intelligi, et si haberem eum in manibus, „eum per capillos interrogarem."

Sodann folgt ein Auszug aus der kleinen französischen Schrift L'inoculation du Bon-sens, und hierauf der Brief über unsere Recension der „neuen Heloise".

Was versteht man unter „Kleeblatt hellenistischer Briefe"? Sie können es unmöglich errathen. Ich habe diese Briefe gelesen, und weiß, daß ihrer drei sind; warum sie aber alle drei hellenistisch heißen sollen, da die ersten beiden vom Griechischen und der dritte vom Hebräischen redet, begreife ich nicht. Jedoch so ist es, wenn man niemals wie andere Leute reden will!

Der erste handelt von der Schreibart des neuen Testaments; besteht aber nur in witzigen Einfällen, die in einer ernsthaften Sache nichts entscheiden, und also aus Wohlstand wegbleiben sollten. Ich weiß nicht, was für observationes sacras

der Verf. im Eingange im Sinne hat; ich kann also nicht wissen, in wie weit das drollige Urtheil gerecht oder ungerecht seyn mag, das er davon fällt. „Sie verweisen mit gutem Grunde", schreibt er an seinen Freund, „den Leser bey dem Titel des „Buchs auf die Proprietät des Worts: Observationes; ich „weiß aber keinen, warum man dergleichen observationes eben „sacras, und nicht profanas, criticas u. s. w. nennt, da sie „doch bloß in einem Picknick aus Profanscribenten bestehen; frage also „aus Haggai 2, 13. Wenn jemand heilig Fleisch trüge in sei„nes Kleides Geren, und rührete darnach an mit seinem Geren „Brodt, Gemüse, Wein, Öl, oder was es für Speise wäre, „würde es auch heilig? — Die Priester antworteten und spra„chen: Nein!"

Der zweite Brief enthält sehr gute Gedanken über die Ordnung, in welcher man die griechischen Schriftsteller lesen muß, und verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Er hat außer seinem innern Werthe noch das unentbehrliche Nebenverdienst, daß man ihn verstehen kann. Der Verf. bleibt so ziemlich im Gleise. Hier und da nur lockt ihn der Schimmer des Sinnreichen ein wenig seitwärts; und er verfolgt seine Einfälle so ängstlich, als wenn er befürchtete, er würde niemals wieder welche haben. Z. B.: „Ich möchte eher die Anatomie für „einen Schlüssel zum Γνωθι σεαυτον ansehen, als in unsern „historischen Skeletten die Kunst zu leben und zu regieren suchen, „wie man mir in meiner Jugend erzählen wollen. Das Feld der „Geschichte ist mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen, „das voller Beine lag, — und siehe! sie waren sehr verdorret." (Bis hierher war der spielende Einfall noch erträglich, aber der Verf. zerrt ihn weiter fort.) „Niemand als ein Prophet kann „von diesen Beinen weissagen, daß Adern und Fleisch darauf „wachsen und Haut sie überziehe. — Noch ist kein Odem in „ihnen — bis der Prophet zum Winde weissagt, und des Herrn „Wort zum Winde spricht." War es der Irrwisch wohl werth, daß ihm der Verf. so weit nachgelaufen?

Der dritte Brief soll ein „Urtheil des Geschmacks", wie sich der Verf. ausdrückt, über des Hrn. Hofr. Michaelis Schriften enthalten. Ob der Geschmack des Verf. in diesem Stücke richtig urtheile, ist hier meines Amts nicht zu untersuchen. Aber so viel ist gewiß, bescheidener hätte er urtheilen können; und überhaupt, ohne Gründe anzuführen, lieber gar nicht urtheilen sollen.

Durch Räthsel, Gleichnisse und Anspielungen läßt sich ein System weder behaupten noch widerlegen. Ich will zwar des Hrn. Michaelis Hauptsystem in Ansehung der hebräischen Sprache keinesweges vertheidigen; aber ich möchte es mit ganz andern Waffen bestreiten sehen, als hier geschieht, und (was manchen Zeitungsverfasser von einem Verfasser der Briefe wohl befremden dürfte) mit mehrerm Anstand.

Was sind „Näschereyen; in die Oreßkammer eines Geistlichen"? Ohne einen Commentar wird Niemand diesen kauderwelschen Titel verstehen. Man muß wissen, daß ein gewisser Geistlicher von des Verfassers Bekanntschaft gewisse „Näschereyen in die Visitenzimmer" geschrieben, und daß in einer gewissen Provinz Oreßkammer so viel als Sakristei bedeutet. Nun läßt sich der Familienscherz einigermaßen erklären. Da jener seine erbauliche Näschereien in die Visitenzimmer hineinspielen will, so wagt sich dieser zur Vergeltung mit seinen philosophischen Näschereien in die Sakristei, und liest Sr. Wohlehrwürden eine Beurtheilung über das bekannte Buch de la Nature vor. — In einer Note führt der Verf. aus einer französischen Modeschrift ein niedriges und schimpfliches Urtheil über die „neue Heldise" an, das mehr einer ehrvergessenen Schmähschrift als einer Kritik ähnlich sieht. Man ist diesen Ton von den Feinden des Genfer Weltweisen endlich schon gewohnt; aber ein Deutscher sollte sich hüten, ein so ausgelassenes Urtheil anzuführen.

Hierauf folgt eine „Rhapsodie in kabbalistischer Prose". Hier ist der Verf. in seinem Elemente, und er treibt in der That seine Grillen bis zur Ausschweifung. Was für ein Mischmasch von satyrischen Schwärmereien, witzigen Luftsprüngen, verblümten Anspielungen, aufgedunsenen Metaphern, kritischen Orakelsprüchen! mit Schriftstellen bespickt, mit Versen aus dem Lateinischen und Englischen bebrämt, mit häufigen Noten aus dem Plato, Baco, Michaelis, Ausonius, Wachter, der heiligen Schrift, Petronius, Shakespear, Roscommon, Young, Voltaire, und noch hundert Andern versehen! daß der Leser, der einen gesunden Verstand sucht, vor Ungeduld rasend werden möchte. Man muß sich wundern, wie ein Mann, der mit einem so guten Geschmacke die Alten liest, in einem so verdorbenen Geschmacke schreiben kann. Hier ist eine der deutlichsten Stellen, denn sie läßt sich noch zur Noth entziffern; mit wel-

cher Sie zur Probe von der Denkungsart des Verf. in diesem Aufsatze genug haben werden.

„Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrscht; „das ist Tag. Seht ihr an statt dieser einzigen so viel, als Sand „am Ufer des Meeres; — hiernächst ein klein Licht *) das jenes „ganze Sonnenheer am Glanz übertrift **); das ist eine Nacht, „in die sich Poeten und Diebe verlieben. — — Der Poet ***) „am Anfange der Tage ist derselbe mit dem Dieb †) am Ende „der Tage."

Vom Zustande der Wissenschaften in unserm Jahrhunderte hegt der Verf. paradoxe Meinungen. Hören Sie, was er von der Geschichte und Weltweisheit urtheilt! „Taugt unsere Dichtkunst „nicht", spricht er in seiner kabbalistischen Entzückung: „so wird „unsere Historie noch magerer als Pharaons Kühe aussehen; doch „Feenmährchen und Hofzeitungen ersetzen den Mangel unserer „Geschichtschreiber. An Philosophie lohnt es gar nicht der Mühe „zu denken; desto mehr systematische Kalender! — mehr als „Spinneweben in einem verstörten Schlosse. Jeder Tagedieb, „der Küchenlatein und Schweizerdeutsch mit genauer Noth ver„steht, dessen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der „halben des akademischen Thieres" (vermuthlich Magister oder Doctor; welch eine übertriebene Neigung zum Räthselhaften!) „gestempelt ist, demonstrirt Lügen, daß Bänke und die darauf „sitzende Klötze: Gewalt! schreyen müssen, wenn jene nur Ohren „hätten und diese, wiewohl sie der leidige Spott Zuhörer nennt, „mit ihren Ohren zu hören geübt wären."

Der Rest besteht aus einem lateinischen Aufsatze, und einigen deutschen Gedichten, die ziemlich deutlich, aber leider! ziemlich schlecht sind. Ein „Denkmal" in Prose macht den Beschluß, das nicht ganz mißfallen wird.

Ich glaube, Sie werden mit mir einstimmen, daß der Verf. bei allen seinen Fehlern Genie verrathe, und daß ihm zum guten

---

*) [illegible] notho — — —
— lumine — Catull. Carm. Sec. ad Dian.

**) — — micat inter omnes
Iulium sidus, velut inter ignes
Luna minores. Horat. Lib. I. Od. XII.

***) 2 Kor. IV, 6.

†) Offenb. XVI, 15.

Schriftsteller nichts als Geduld, seine Ideen auszubilden, Sparsamkeit im Gebrauche der Redezierrathen, und Verläugnung seiner Lieblingsgrillen fehlt. Was für ein Unterschied zwischen einem solchen Mann und einem andern, der sich durch keinen andern Titel zum Schriftsteller rechtfertigen kann, als durch das Talent, so deutlich wie ein Kräuterweib zu wäschen! Aber freilich! so lange der gute Kopf auf seinem Eigensinn beharrt, und sich nicht bessern will, so hat sein Antipode, der sich nicht bessern kann, die schönste Gelegenheit zu triumphiren*).

Aus dem XVI. Theil.

V. Den 4 Febr. 1763.

258ster Brief.

Auf „die es recht gut meinenden Schläge eines Liebhabers" **) sind Verweise und zärtliche Rückschläge gefolgt, die das verliebte Spiel sehr lebhaft fortsetzen. Der Verf. des „Herrn und Diener" hat seinem Kunstrichter in einem Sendschreiben geantwortet, das in eben der fähigen, launhaften und figurreichen Schreibart abgefaßt ist, welche jenen unterscheidet. Er billigt verschiedene von seinen Kritiken, sucht sich wider einige zu vertheidigen; und sagt zuletzt seinem Kunstrichter offenherzige „Gegenwahrheiten", welche mit denen ziemlich übereinkommen, die

---

*) S. die Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

**) S. den 180sten Brief S. 37. (Es ist der S. 406—407 erwähnte Brief. Indem Abbt die Schrift des Freiherrn Fried. Carl von Moser „Herr und Diener" erwähnt, führt er ein Urtheil Hamann's aus seinem anonymen Aufsatze: „über die Wortfügung in der französischen Sprache" über dieselbe an, welches mit den Worten schließt: „Des „Herrn von Mosers Gemüth ist übrigens zu edel, als daß er die Küße „eines Wäschers, den es recht gut meynenden Schlägen eines Liebhabers, „vorziehen sollte." — Anm. des Herausgebers.)

wir ihm bei der Anzeige seiner „Kreuzzüge“*) zu verstehen gegeben haben. Er läßt seinen vorzüglichen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und tadelt den affectirten Gebrauch, welchen er öfters von denselben macht. Da beide, Kunstrichter und Gegenkunstrichter, sehr gute Köpfe sind, so kann Ihnen nichts gleichgültig seyn, das von ihnen kommt. Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freimüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besonderen Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz; vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Übrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst.

Treuherziges Schreiben

eines

Layen-Bruders

im Reich,

an den

Magum in Norden

oder doch in Europa.

1762.

Mein Herr und Liebhaber,

Die Briefe über die neueste Litteratur**) haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf Ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit seinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr

---

*) Die „Kreuzzüge eines Philologen“, von Moses Mendelssohn im 254sten Briefe (oben S. 403—412) beurtheilt.
Anm. des Herausg.

**) XI. Theil. pag. 35.

enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, deſſen habhaft zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wiſſen, noch mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich die bloße Aufſchrift Ihrer Socratiſchen Denkwürdigkeiten ſahe, hielte ich Sie vor einen Phantaſten, nachdem ich ſie geleſen, vor einen Myſtiker, und ſeitdem ich mit ihren Magis aus dem Morgenland bekannt geworden, vor einen Adeptum. Beynahe hätte ich Sie über den vermiſchten Anmerkungen von der Wortfügung der franzöſiſchen Sprache vor alles dieſes zuſammen gehalten.

Sie ſehen, mein Herr, die Vertraulichkeit iſt vor die erſte Bekanntſchaft ſchon ziemlich groß, nehmen Sie es vor den Affect eines Geliebten, oder vor die Schwatzhaftigkeit eines Cammer-Dieners, ich werde bey keinem ſonderlich gewinnen oder verlieren, es iſt mir ſo, mich Ihnen zu öfnen, und genug — wann wir uns unter einander verſtehen.

Meine Rhapſodie, ſagen Sie, iſt zum Theil aus Franzöſiſcher Seide geſponnen. Ich bin mir zwar nur Deutſchen Hanfs dabey bewußt; höchſtens möchte das Blumwerk von Seide ſeyn. Sie wiſſen, mein Herr, in den Fabricken richtet man ſich nach dem Geſchmack der Käufer. So lange unſere Hoheiten und Durchlauchtigkeiten die Franzoſen vor ihre Lehrer, und nun, doch um die Gebühr, vor ihre gute Freunde und Beſchützer halten, ſchiene mir der Klugheit nicht ungemäß zu ſeyn, ihrer verwöhnten Zunge zu mitleidigen Ehren ein Gerichte ſehr anziehenden Geſchmacks mit einem Franzöſiſchen Ausſchnitt zu garniren. Unſer Kirchen-Vater Lutherus ſagte ſchon: Ein Diener, der ſeinen Herrn lieb hat, kleidet ſich in die Tracht, die er am liebſten ſieht. Ein Vorurtheil, das der Wahrheit beförderlich iſt, deswegen unbenutzt zu laſſen, weil es nur Vorurtheil iſt, wäre Stolz. — — Ich habe übrigens weder den Abt Düguet noch andere Pandecten Franzöſiſcher Lehrer über die Pflichten der Groſſen geleſen, vielweniger geplündert, nicht aus Stolz, ſondern weil mich der Unterricht eines Prinzen in vier Octav-Bänden eben ſo abſchreckt, als der gleich corpulente Chriſtliche Philoſoph neben Einem Capitel des Briefs Pauli an die Römer; es verdrießt mich an jedem Buch, worinn die Verfaſſer mehr ſagen, als ſie denken, mehr beweiſen, als ſie ſelbſt glauben; die Athenienſer*) kommen mir dagegen noch entſchuldbar vor.

Wann aber der vor die gebrauchte Materialien erſtattete Tribut in den Überſetzungen beſteht, ſo bin ich daran, glauben Sie es, gewiß ſo unſchuldig, als an den Lieferungen von Haber und Heu, ſo wir in Kraft des Weſtphäliſchen Friedens, vor das Franzöſiſche Macher-Lohn unſerer Freyheit geben. Doch, mein Herr, die Rache iſt ſüß; wie wird Ihnen zu muth ſeyn, wann Ihre liebenswürdige Socratiſche Laune von dem Hrn. Roques in ächt Franzöſiſch-Deutſch überſetzt und nach Gutfinden Ihro Ehrwürdigen *Αλλοτριοεπισκοπία* verkürzt oder verlängert, kurz

*) Actor. 17, 19. 20.

verstümpert wird, alsdann — — alsdann mag Ihnen Ihr Freund Treſcho zurufen:

— — Zum Fluch ſchön überſetzt!

Sie meinen: Der Herr und der Cammer-Diener hätten ſich wohl zum Titel eben ſo gut, wo nicht beſſer geſchickt. Ich kenne die Verrichtungen dieſer Leute nur in ſo weit, daß ſie ihre Herrn aus- und ankleiden, ihnen von guten und böſen Dingen zuweilen das ſagen, was ſich ſonſt keiner zu ſagen herausnehmen darf, auch wohl mit ihnen, wann es die Herrn zu bunt machen, trotzen und doch wieder aufgeſucht werden. Ich bins alſo zufrieden, mein Herr, und dankbar davor, daß ſie mir die Standes-Erhöhung zum politiſchen Cammer-Diener ertheilet haben, ich werde ſie bey Gelegenheit geltend zu machen ſuchen.

Ich bin weder ein Cabinets- noch Canzley-Mann, ſondern — — doch bald hätte ichs ſchon wieder vergeſſen, wozu Sie mich gemacht haben. Jene Schulen habe ich ſo weit durchgangen, als zu Faſſung der Elementen nöthig wäre. Daß andere aus einem A B C Buch (und mehr ſoll der Herr und Diener nicht ſeyn) ein Lexicon, wo nicht gar ein Lehr-Gebäude gemacht haben, davor kann ich nichts.

Ich ſage es nochmahls: Ich habe ſo wenig eine Staats-Kunſt ſchreiben wollen, als Sie, mein Herr, in den vermiſchten Anmerkungen über die Franzöſiſche Sprache eine Grammatic. Vielleicht hätte ich bey der gemäſſeren Aufſchrift: Meine Dienſt-Erfahrungen, die Franzöſiſche Guirlanden erſparen und hier etwas mehr, dort etwas weniger ſchreiben können, doch wo wird ein blöder Teutſcher ſichs herausnehmen, ſolchen Virtuoſen nachzublaſen? Das αὐτὸς ἔφα gehört nur denen am Verſtand verſchnittenen Lieblingen, weyland nach der Mode, ſollte es auch nur der Wurm Beaumelle ſeyn, auf den ein göttlicher Voltaire, vulgo D. Akakia, mit eben ſo lächerlichem Zorn von ſeinen Höhen herabflucht, als der Feld-Herr Ἀπάξιν auf die Heere des, noch unüberwundenen Friedrichs.

Als einer meiner Freunde in S*** war und ſich nach dem innern Bau eines Protz-Karrens erkundigte, bekame er die erſchröckene Antwort: Wie? will mich der Herr unglücklich machen? Sie heiſſen mich einen Pädagogen groſſer Herrn: wie? wollen Sie mich unglücklich machen? Sagen Sie Ihre Lehren und was zur Staats-Kunſt gehört, dem Herrn von Bielfeld, dem Königlichen Pädagogen, dieſer möchte noch eher in dem an mir gerügten dreyfachen Fehler und einem noch gröſſern ſtecken, den Sie nicht einmal nennen. Ich habe keine Güter, um mich zu flüchten, wann mich der Hof nicht mehr ſehen mag; laſſen Sie mich bey meiner Fibel.

Meine Bücher und Welt-Kenntniß, ſagen Sie ferner, iſt unzuverläßig. Es kann ſeyn und, weil Sie es ſagen, glaube ich es ſelbſt. Dann — — was glaubt man nicht einem Liebhaber? Allein der Fiſch iſt doch blau, — — — nur Ein Wort: Einen Schriftſteller muß man nach ſeinen Abſichten beurtheilen, und da ſollte Ihnen, vors erſte, der Beweiß ſchwer genug fallen: Daß ich eine gelehrte Rhapſodie ſchreiben wollen; wer gäbe den meiſten unſerer gnädigſten Herrn die

Geduld, Schriften dieſer Art zu leſen? mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel und der, oft unwillkührlichen*), Empfindung: Das bin ich, kann und muß ſich auch ein Fenelon über den Telemaque zufrieden ſtellen.

Meine Welt-Kenntniß iſt in der That noch unzuverläßiger, ich kenne nur die Gaſſen und Bürger meiner Stadt, was gehts mich an und was hülfe mirs, wann andere reiner und geſünder ſeynd? Die Umſchaffung, wenigſtens Palingeneſie ganzer Staaten gehört vor einen Πάνσοφος, vor einen Scythen, wie der, ſo der Bild-Säule zurief, und doch zerdenkt ſich oft der Schöpfer-Geiſt über Mittel, um — — — um etwa den Verſtand einzupropfen, o nein! nur um die Bäute abzuſchaffen. Und Sie — — Sie fordern die Allwiſſenheit, wo nicht die Allmacht des regierenden Herrn, mit der Knute, ſtatt Schlüſſen, in der Hand an einem Cammer-Diener. Gönnen Sie mir die Freyheit, die ſich Pope**) genommen hat.

Nun komme ich an den ſchwerſten Punct, und, wann's gute Worte nicht thun, ſo bleibe ich ſtecken. Es iſt die gallichte und ſauergewordene Denkungs- und Schreib-Art. Ein altes Sprüchwort ſagt: Leben und leben laſſen. Ein Land-Arzt, ders nicht beſſer wußte, hat den Schmidt ſeines Dorfs, der zugleich älteſter Gerichtsmann war, mit Sauer-Kraut und Milch vom hitzigen Fieber curirt, es iſt mir auch etwas dergleichen in meiner Praxi begegnet, und gedankt ſeye es der leicht und ſtark verdauenden Herren-Natur, keiner derſelben iſt an dieſem Eßig- und Gallen-Trank geſtorben, bey etlichen hat er ſogar wohl durch geſchlagen. Sie wiſſen ja, wie es den Leuten geht: die hinter Recepte kommen, ein gutes Herz und viel Vertrauen zu ſich ſelbſt haben, dieſe geben ſich am liebſten mit doctoriren ab und wagen ſich an Krankheiten, vor deren bloßen Nahmen ein Boerhaave zittern würde. Ihnen, mein Herr, ſeye es gegeben, durch lange und ſorgfältige chymiſche Proceſſe dergleichen köſtliche Eſſenzen zuzubereiten, wovon Sie uns bisher einige Tropfen geſchenkt haben.

Felices, quibus ista licent; miramur et illos.

Nun, mein Herr, wiſche ich meinen Mund, noch klebricht von den Küſſen der Wäſcher, und biete meinen Wangen dar den Schlägen des Liebhabers. Sie haben recht, meine Dinte ſchlug damahls gewaltig durch und fiele ins Gelbe. Der Fehler iſt nun nicht mehr zu verbeſſern und meine Demüthigung um ſo gröſſer, da die Schrift das Unglück gehabt, mit allen ihren Fehlern zu gefallen und in wiederhohlten Auflagen

*) Der feine Schwermer, deſſen Sie p. 80. der Sorgf. Denkw. erwehnen, ſprache einſt mit einem Socinianer in einem Pauliniſchen Herzens-Brand von der Gottheit Chriſti und es folgten Thränen nach; der überwundene entſchuldigte ſie damit: Es ſeyen motus animi involuntarii.

**) Oeuvres T. VII. p. 255. J'aurai soin, que jamais mes portraits ne choqueront que ceux, que je voudrais bien choquer.

und Übersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kann mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift*) seinem Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Litteratur **) einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boettger, der Goldmacher; seine Porcellain-Erfindung und Beyfall, wo nicht gar Belohnung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzsichtigen Freunden noch wohl zu haben, ast hinc illae lacrymae.

Sie hätte ich dann doch, werden Sie mir einwenden, eine als fehlerhaft sich selbst bekennende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was zärtliches, wollten Sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön deucht oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Gebrechen bekenne, indem ich über die zürne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemälde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären?

(Der Beschluß folgt.)

VI. Den 11 Febr. 1763.

Beschluß des 258sten Briefes.

Wie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch Recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist! Es sey so! — — aber mein Opfer soll

*) Pen s'en faut que vous n'ayez fait rire autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. Lettre à Mr. Gay.

**) XI. Theil p. 5.

so vollkommen seyn, als es freywillig ist. Ich bekenne Ihnen aufrichtig und ganz: Ich will von dem nordischen Socrates lieber verurtheilt, als von dem Areopagen des guten Geschmacks losgesprochen seyn. Ihre Critic aber, so streng sie ist, so unzulänglich ist sie, weil Sie mich, meine Situation und die Umstände nicht kennen, unter welchen die getadelte Schrift entstanden ist. In diesem Sinn darf ich mir auch das zueignen, was Pope*) zum Schutz seiner Gedichte anführt. Einem Schriftsteller, der, sparsam gerechnet, drey fünftheile des Jahrs unter Römer-Monathen, Statu exigentiae, Restanten-Verzeichnissen, Proviant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und Gegen-Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Contingenter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclusis zum Besten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Generals und Kriegs-Commissarien und andern Amoenitatibus oder Miserien der patriotischen Wissenschaften sich durchreden, denken, schreiben, berichten und grämen müssen; — würden Sie nicht, voll mitleidigen Gefühls, einem solchen Schriftsteller den Vorwurf abwechselnder Frost und Hitze des Styls geschenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht anders zugelassen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie selbst rügen, seynd in den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der erfahrne Commentator derselben, hat sie zum Theil entdekt, zum Theil und so viel sich aus gleich wichtigen Ursachen thun lassen, verbessert. Nun will ich Ihnen aber sagen, was ich noch thun will, da ich ein mehreres nicht thun kann. Ich werde meine Patienten alten und erfahrnen Ärzten zuweisen, sie vor Storchern, Universalisten, Balsam-Krämern, sympathetischen Wund-Beutein, Land-Ärzten, Kräuter-Weibern und Bruchschneidern warnen und diesen allen Credit zu benehmen suchen, mit eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, bis ich die Ursprünge, Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und sichere Heilungs-Methoden so mancher und seltsamer in den politischen Hospitälern vorkommenden Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erlernet habe.

Nun sollte ich schliessen. Liebe erfordert aber Gegenliebe. Nur noch ein und ein halbes Wort. Ihre Laune ist so original, so unterrichtend, so bedeutungsvoll, daß, wann ich eben so sehr Minister wäre, als ich nur (cum gratia et permissu Vestrae Humanitatis) Cammer-Diener bin, ich meinem Herrn unabläßig anliegen würde, Sie mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile in Alma hac nostra **ana zu bestellen; was ich mir aber dabey ausbitten würde, wäre dieses: Ihre allzuprismatische Schreib- wo nicht Denkungs-Art in eine mit unserm Dombackenen Zeit-Alter übereinstimmendere Richtung zu bringen. Es ist wahr, Socrates diente dem Staat als Bildhauer, als Soldat, als Patriot, als Lehrer, als Rath; thun

*) J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui est de mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui me connoissent. Oeuvres Vol. VII.

Sie eben das und noch mehr, vergessen Sie aber nie die Würde Ihres Berufs. Wer wird Ihnen Ihre glückseelige Laune verargen oder benehmen? Was soll aber der krause Titel? was der Hahn im Holzschnitt? der nicht der Socratische Haus- und Opfer-Hahn ist, sondern ein Gickel von Neu-Babylon, der Haupt-Stadt der Gallier. Ist Ihnen das Schicksal eines Klopstocks nicht fürchterlich genug, dessen Meßiade eine Pandoren-Büchse von Hexametern wurde? Wollen Sie das Haupt einer neuen Secte der Launer seyn? Anhänger, Bewunderer, Copisten werden Sie finden, mehr als Ihnen lieb seyn wird. Empfinden Sie in sich Trieb und Aufschluß zur Verbesserung der Staaten, wohlan! zeichnen Sie Oeßeins und werben nach Jesaiä Ausdruck Männer, so sie zum Nützen der kranken Welt heut oder morgen ausführen; die Papillotten aber hoher Häupter überlassen Sie uns Cammer-Dienern, wir werden vors Aufwickeln bezahlt; entdecken Sie wanns Ihnen so ist, und verfolgen Sie die moralischen Schelmen und Seelen-Verkäufer, die Einpropfung des guten Geschmacks überlassen Sie aber den Quacksalbern und die Schatten-Spiele des Witzes den Kindern; die Frivoliten und Consorten leben vom Schatten; lassen Sie sich nie bewegen, Werke zu schreiben, die Welt seufzt unter Büchern, wie unter Soldaten; unsere Zeit ist wie die, da Moses nach Egypten kame und dem Volk ans Herz redete, es aber vor Angst und Drangsal ihn nicht einmal vernehmen konnte. Ihr patriotischer Bolingbroke sagts schon *): Zu Haupt-Verbesserungen gehören Mittel, die Züchtigung und Lehre zugleich enthalten; ich meyne, es fehlt uns Teutschen nicht daran.

Die grammaticalische Klauberey en seynd Ihrer unwürdig, die gelehrte Gassen-Kehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen nachlaufen. Es ist Ein Wort, siegelmäßig vor jeden Autor und auch vor unsere Freundschaft, hier am Bach des Mayns, dort am Baltischen Meer: I Cor. III, 11—15. Dixi!

*) C'est par des calamités Nationales, qu'une corruption nationale doit se guérir. Lettre à Pope.

Aus dem XVII. Theil.

VIII. Den 23 Febr. 1764.

272ster Brief.

Einst habe ich Ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, „über den Sieg bey Torgau", eine schöne Stelle angeführt*); und seit der Zeit haben wir Ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterinn gemeldet. Wir haben Ihnen verschwiegen, daß sie von einer wohlthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Groß-Glogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden; daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt, und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdigt wird; daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde eine Sammlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; — alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände, welche diese Dichterinn betreffen, haben wir Ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem ganzen Bande von ihren Gedichten zu überraschen**). Wo Sie nicht auch mit andern Journalisten buhlen, — und daß dieses nicht geschehe, sind wir stolz genug vorauszusetzen —, so muß Ihnen diese außerordentliche Erscheinung auf eine sehr angenehme Weise unerwartet seyn. In der That, diese Erscheinung ist außerordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bei der Kinderwiege oder hinter einer kleinen Heerde zugebracht, in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mangels und tausend andern Hausplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringste Aufmunterung zu finden: — dieses Frauenzimmer,

*) Im 143sten Briefe, oben S. 229 — 231. Anm. des Herausg.

**) Der Titel dieser Sammlung ist: „Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin, 1764." 8°; und der ungenannte Herausgeber war Joh. Ge. Sulzer. Anm. des Herausgebers.

sage ich, bildet sich selbst zur Dichterinn, erlangt eine feine Sprache, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft; macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menschen, welche eines müßigen Betrachters würdig sind, besitzt überdem eine so ungemeine Fertigkeit zu reimen, daß sie in einer kurzen Zeit diesen ganzen Band von Gedichten hingeschrieben, dem Wortverstande nach hingeschrieben hat; denn wie man sagt, soll sie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräusche der Gesellschaft in solcher Eile hinschreiben, daß man darüber erstaunen muß. Bedenken Sie die glückliche Kühnheit eines solchen Geistes, der, allen Hindernissen zum Trotz, seinen einsamen Weg fortschreitet: und freuen Sie sich, daß dieser Geist endlich alle Hindernisse überstanden hat und sich in Freiheit sieht. Es ist ein herrlicher Triumph des Naturells über alle Schwierigkeiten des Glückes, der Geburt und der Erziehung.

Die Dichterinn lebt nunmehr in unsrer Hauptstadt, und genießt die Vortheile, welche Muße und Umgang dem angebornen Genie verschaffen. Sie kann sich den Rath ihrer Freunde zu Nutze machen, die nicht unterlassen werden, ihren Geschmack zu läutern, ihre Einsichten zu verbessern und ihre Talente auszubilden. Ich hoffe, sie werde nicht unterlassen, sich dieser glücklichen Gelegenheit zu bedienen. Ein guter Boden kann zwar den ersten Wuchs einer zarten Pflanze begünstigen; aber eine sorgfältige Wartung muß sie vor wilden Auswüchsen, und andern Gefahren, die ihr zustoßen können, bewahren. Daß das Genie der Frau Karschin noch mehrerer Cultivirung benöthigt sei, werden Sie vielleicht mit mir, wenn wir ihre Gedichte etwas genauer betrachten sollten, finden; es sind darin nebst vielen schönen Stücken auch viele mittelmäßige, matte und schlechte. Man sieht also, daß es der Dichterinn entweder an Beurtheilungskraft, oder an Geduld, um ihre Stücke auszufeilen, oder an beiden annoch mangeln muß.

273ster Brief.

Mein voriges Schreiben enthält zugleich mein Urtheil über die „Gedichte" der Frau Karschin. Ich finde bei ihr glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, gute moralische Gesinnungen, und eine ungemeine Fertigkeit zu reimen. Wenn

sie auf diese Talente nur nicht zu stolz ist, und nicht versäumt, sich des guten Raths kritischer Freunde zu bedienen, so kann sie mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterinn werden.

Ich sage mit der Zeit; denn ich bin von dem Enthusiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anfangs ihr Genie der Welt angepriesen haben. Man hat sie nicht nur allen andern deutschen Dichtern, — Kleinigkeit! — „allen alten und neuern Dichtern" gleichgeschätzt; ja vorziehen wollen, wenn es auf eine gewisse Zeitung angekommen wäre, die allemal in dem Vorberichte entsetzlichen Lärm blies, wenn sie ein paar Lebereime von der Frau Karschin anzukündigen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX. Den 1 März 1764.

Fortsetzung des 273sten Briefes.

„Alle alten und neuern Dichter"! so erinnere ich mich in einem deutschen Aufsatze gelesen zu haben; und so schrieb ein Engländer*), vermuthlich aus Höhnerei, den Deutschen nach. Kann man unbesonnener loben? Als wenn die Kunst aller alten und neuern Dichter, Homers, Shakespears, Klopstocks u. s. w., bloß darin bestanden hätte, erträgliche Einfälle in Reime oder in Sylbenmaaß zu bringen! und da die Frau Karschin dieses kann, sie so groß sei als Homer, Shakespear, Klopstock! Oder als wenn sich solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseau's u. s. w. aus dem Stegreife niederschreiben ließen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulaufen! Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessenen Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menschliche Gesinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Kritik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig gele-

*) Im Gentleman's Magazine.

sen hat, und also selbst wenige Vergleichungen anstellen kann, so fehlt ihr ein richtiger Maaßstab zu ihren Fähigkeiten; und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben, dasjenige ohne Widerreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? muß sie nicht zuletzt, wenn sie davon vollkommen überredet ist, ihre eigenen Freunde in Vergleichung mit sich geringschätzen, ihre Kritiken verachten, und alles für unverbesserlich halten, was sie gereimt hat? Wenn sie das Unglück hat, diese Denkungsart anzunehmen, so gehen ihre glücklichen Naturgaben ohne Hülfe verloren, und ihre Freunde haben sich selbst die bittersten Vorwürfe zu machen.

Meinen Sie nicht, daß es weit freundschaftlicher gewesen wäre, ihr einen richtigen Begriff von ihren Kräften beizubringen, ihr die Stelle zu zeigen, die sie unter den Dichtern jetzo einnimmt, und die, wohin sie streben kann, damit sie es beständig fühle, wie weit sie von der Vollkommenheit noch entfernt ist? Man hätte ihr sagen sollen, daß es höhere Dichtungsarten gebe, an welche sie sich noch gar nicht gewagt hat; solche, bei welchen eine gute Dichtersprache das Letzte ist, worauf man sieht; die hauptsächlich Fiction, Bildung der Charaktere und Behandlung der Leidenschaften erfordern. Man hätte ihr zu verstehen geben sollen, daß sie in derjenigen Art, die sie gewählt, für eine Liebhaberinn ganz gute Gedichte verfertigte, welche ein überaus glückliches Naturell verrathen; daß es aber für Virtuosen strengere Regeln gebe, nach welchen man sie richtet, denen mit dem glücklichsten Naturell ohne Nachdenken und Anstrengung des Geistes kein Genüge geschehen kann; daß vielmehr der beste Kopf, wenn er zu viel aus dem Stegreife dichtet, zu diesen höhern Schönheiten ganz untüchtig werden muß, indem er sich zu sehr an Eilfertigkeit und Nachlässigkeit gewöhnt. Man hätte ihr endlich nicht verschweigen sollen, wie vieles zu einer vollkommenen Ode gehöre, und wie selten es dem Enthusiasmus allein gelinge, dieses alles zu leisten; daß ein faselndes Geschwätz, ohne Plan und Ordnung, ganz artige Verse enthalten könne, aber den Namen der Ode nicht verdiene. Ein ungefährer Pinselstrich kann den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glücklich nachahmen, aber niemals eine Rose hervorbringen. Hier wird außer der Leichtigkeit des Pinselzuges Plan, Absicht und ein wohl über-

legtes Ganze erfordert. Man hätte ihr die Kunst beibringen sollen, weniger zu dichten und mehr zu prüfen, sich bei aller Gelegenheit mit den großen Mustern zu vergleichen, welche wir in jeder Dichtungsart haben, und niemals ohne Zittern öffentlich zu erscheinen. Diese Sprache würde ihrer Eigenliebe weniger geschmeichelt haben; aber weit nützlicher würde sie ihr gewesen seyn, als alle die übertriebenen Schmeicheleien, die ihren Fortgang zur Vollkommenheit natürlicherweise hemmen müssen. Ihr Ruhm würde sich nicht so schnell ausgebreitet, aber er würde allmälig zugenommen haben; und nur desto gegründeter gewesen seyn, da sie jetzt in Gefahr ist, ihn allmälig sinken zu sehen.

So lange diese Gedichte nur noch geschrieben von Hand zu Hand herumgingen, halfen die Rücksicht auf das Geschlecht und die Umstände der Dichterinn manchen kleinen Fehler bedecken, manche kleine Schönheit aufmutzen. Sobald der Leser aber ein Buch in die Hand nimmt, um zu lesen, so wird er vergessen, wer der Verfasser sei und in welchen Umständen er sich befunden. Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieses zur Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu seyn, muß, alle Nebenbetrachtungen bei Seite gesetzt, als Schriftsteller beurtheilt werden. Ohne Ansehen der Person sieht der unerbittliche Richter nur auf die Sache; und sein Urtheil wird ganz gewiß desto strenger ausfallen, je mehr man ihm versprochen, je größer das Geschrei war, mit welchem man ihm ein Werk angepriesen hat. Der Leser ist allezeit desto schwerer zu befriedigen, je größer seine Erwartung war. Diese allgemeine Bemerkung allein hätte die Freunde unserer Dichterinn abhalten sollen, mit solchem Getäusch ein Werk in die Welt zu schicken, das in mancher Betrachtung die Nachsicht der Leser bedarf.

274ster Brief.

Ich habe mich in der Sammlung der „Gedichte" der Frau Karschin nach großen Erdichtungen, erhabenen Bildern und kühnen Gedanken, wie man sie von einem Genie erwartet, umgesehen; und nur hier und da einige Spuren davon angetroffen. Von eigentlichen Erdichtungen habe ich nur eine einzige gefunden, die aber vorzüglich schön ist, und wohl verdiente, mit mehrerer Sorgfalt ausgearbeitet zu werden. Sie führt den Titel:

Begebenheit im Reiche Plutons, nach der Schlacht bey Torgau. 1761.

Im Reich der Schatten ging jüngst ein Gericht umher:
Daß auf der Welt ein König wär',
Der gröſſer sey, als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis kommt an und liest ein Buch
Von dieses Helden Thaten voll;
Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll,
Und jede Stirn wird Wiederspruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenlosem Finger
Den Staaten Plutons scheint zu drohn,
Weint neidisch eine Geisterzähre,
Daß auf der Welt ein König wäre,
Der gröſſer sey, als Philipps Sohn.
Achill stampft grimmig mit dem Fusse,
Schwört bey dem Styx, daß ihnen zum Verdrusse
Der gröſsre Held erdichtet sey:
„Groß, schwört er, war nur ich, groß war nur Alexander!
Indem er schwört, entsteht ein gräßliches Geschrey,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach, und stehen lauter Ohr,
Zu hören, was zehntausend Schatten sprechen,
Zehntausend ziehen ihn nun allen Helden vor,
Zehntausend wollen sich nicht an den Sieger rächen,
Von Torgau kommen sie, die armen Schatten, her.
Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft Achill nicht mehr.

Das unmittelbar darauf folgende Stück, „der weinende Amor", enthält zwar auch eine artige Fiction, und die letzte Strophe ist überaus schön. Venus nimmt dem Amor seinen Köcher, und schilt, daß er ihr den Helden nicht zu ihren Füßen bringe, der nur dem Mars folgt und dem Apoll:

Geh' Bube, fern von meinen Augen eile!
Ist Friedrich mehr, als Jupiter?
Ja, — schluchzte Amor, — gieb mir — Mutter, — meine Pfeile,
Mehr als ein Gott ist er!

Diese schöne Strophe hält uns für acht schlechtere, welche vorhergehn, vollkommen schadlos; allein die Idee ist nicht neu, sie hat viel Ähnlichkeit mit des Herrn von Kleist „Amor im Triumphwagen".

In einem Gedichte, „das Ungewitter" betitelt, finde ich ein treffliches Bild:

Izt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der wankend seine Glieder,
Zerrißne Äste, sucht.

Solche Züge sind es, die ein Genie charakterisiren, und deren ich mir eine weit größere Anzahl bei dieser Dichterinn zu finden vermuthet hätte. In der Ode auf den Tod des Prinzen Heinrichs von Braunschweig, welche eine sehr odenmäßige Anfangsstrophe hat:

„Wo ist Er, daß ich Ihn mit Thränen salbe,
„Mein Sohn? = = = Wo ist Er? bringt Ihn mir!
So klagt die Fürstin! u. s. w.

in dieser Ode befindet sich ein Gleichniß, das erhaben genannt zu werden verdient:

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr grünen Auen,
Ihr Wälder, klaget ihn den Ham!
Er fiel; So fällt, vom Künstler umgehauen,
Der jungen Ceder Stamm;

Nach ihrem Umfall ein geschnitzter Götze,
Wird Weyrauch vor ihr aufgestreut.
So stirbt ein Held, daß Ihn der Nachruhm setze
Hin zur Unsterblichkeit.

Geschnitzter Götze ist etwas unedel, sonst ist das Gleichniß vortrefflich.

Eine Wittwe läßt die Dichterinn klagen (S. 58):

Auf dem Leichensteine
Sitz' ich dann und weine
Meinen Kummer in den dürren Sand,
Der das beste Herz bedecket,
Das für mich empfand!

In diesem ganzen Gedichte herrscht eine feierliche Melancholie, der das Metrum sehr wohl zu statten kommt. Sie schließt mit folgender Strophe:

Nie will ich dem Leben fluchen
Selbst mein Kummer soll mir heilig seyn.
Oft will ich den Staub besuchen,

Und ihm eine stille Thräne weyhn.
Der entflogne Schatten
Meines treuen Gatten,
Lächelt dann mit euch auf mich herab,
Und behorcht die frommen Seufzer
Hingestöhnt aufs Grab!

Die „Klagen eines unglücklichen Verliebten" (S. 250) sind in dem nämlichen Sylbenmaaße, und bis auf einige tadelhafte Ausdrückungen ziemlich artig.

Sie sehen, daß ich ganz unvermerkt von dem Erhabenen zurück auf's Schöne, oder gar auf's Artige komme. Doch dem sei wie ihm wolle, ich habe mir eine Auswahl gemacht von den besten Stücken aus dieser Sammlung, und diese will ich Ihnen empfehlen.

S. 53. „An einen Freund, der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte." Dieses ist vielleicht das einzige Lied in der ganzen Sammlung, welches den wahren Gang einer Ode beobachtet. Einzelne schlechte Zeilen werden Sie zwar darin finden, aber das Ganze hat seine Schönheiten.

(S. 39) Das Lied „an den May" sollte sich mit der 7ten Strophe anfangen; so würde es ein artiges Ganze ausmachen.

Holder May, bey jenem Siz der Musen,
Wo die Oder ihren offnen Busen
Mit erschlagner Russen Blut geschwärzt,
Liegt ein Dichter, der dich einst gesungen;
Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,
O, er starb voll Wunden, und beherzt!

Von dem größten Künstler der aus Steinen
Bilder machet, die, wie Menschen weinen,
Werdest du gehauen auf sein Grab.
In Gestalt des Mädchens, die ihn dachte,
Mit dem Schooß voll Blumen, die sie brachte,
Zeichne dich des Künstlers Meissel ab!

Wenn alsdann in spätgekommnen Tagen,
Wandrer nach des Grabes Nahmen fragen,
Nenn' ein Marmor-Schild den sanften Kleist,
Der nur Zorn empfunden gegen Feinde;
Eine Tafel nenne seine Freunde,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,

Die, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, diesem Heiligthume,
Tausend Frühlings-Kinder opferte!

Schöner Monat, komme oftmahls wieder!
Streu aus deinem Schooſſe Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es ſanfter geh'!

„Auf eine Glocke, die in Magdeburg umgegoſſen ward" (S. 55); die Dichterinn zeigt in dieſem Stücke einen fruchtbaren Witz.

„Die Klagen einer Wittwe" habe ich bereits oben berührt. Von dem Gedichte „an die goldene Feder, von Palemon geſchenkt", ſtreiche ich in meinem Exemplare die erſten ſechs Strophen durch, und fange mit der 7ten an:

O du mir köſtliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldſand,
Und ſagte ſeufzend dabey:

„Wo bleibt der liebende Jüngling?
„O, mir verächtlicher Staub!
„Sein Herz im lächelnden Aug'
„Glänzt mehr, iſt theurer als du!

So ſprach das Mädchen vielleicht
Zu dir noch rohem Metall!
Izt aber biſt du gebildet
Für mich zum hohem Gebrauch!

O nur den Göttern und Helden
Zu ſchreiben diene du mir,
Und göttlich denkenden Freunden
— — — —

„Die Fahrt der königlichen Braut nach Engelland" beſchreibt die Dichterinn allerliebſt. Die feinen, glänzenden Bilder ſind eines Pope, der eine Schifffahrt auf der Themſe mit ähnlichen Zügen beſchreibt, nicht unwerth. Jedoch ſtreiche ich in meinem Exemplare abermals die 4te und 3te Strophe, welche der übrigen unwürdig ſind, und zum Glücke füglich wegbleiben können.

Ich wünſchte mit dem Liede „an ihren verſtorbenen Oheim" eine ähnliche Operation vornehmen zu können. Die 3te, 4te und 5te Strophe ſind voller matten, langweiligen Umſchreibungen, davon einige ſogar poſſierlich ſind. Die heilige Schrift nennt ſie „der Chriſten hochgehaltnes Buch"; die Theologen ſind:

— Männer, die in ſchwarzen Röcken
Auf der hohen Kanzel uns entdecken
Welcher Weg zum Leben richtig iſt.

Übrigens herrscht in diesem Gedichte ein Geist zärtlichster Dankbarkeit für die in ihrer Kindheit genossene Unterweisung, der ihr Ehre macht. Überhaupt muß man zu ihrem Ruhme gestehen, daß ihre meisten Gedichte Gottesfurcht und Tugend athmen. Sie hat warme Empfindungen der Tugend, und weiß sie öfters sehr glücklich ihren Lesern einzuflößen.

Eine Nachahmung der horazischen Ode: Pindarum quisquis studet aemulari u. s. w. ist der Dichterinn (S. 167) in der ersten Hälfte so ziemlich gelungen. In der zweiten Hälfte wird sie nachlässig; und am Ende bleibt sie so weit zurück, daß sie ihr Muster ganz aus den Augen verliert. In solchen Arbeiten hätte sie sich fleißiger üben sollen, um zu lernen, wie man sich im Fluge erhält, ohne zu sinken.

(Der Beschluß folgt.)

X. Den 8 März 1764.

Beschluß des 274sten Briefes.

Wollen Sie ein Beispiel von der Gabe zur Satyre, die unsere Dichterinn besitzt; so lesen Sie folgende Strophen:

Läßt die Natur aus ihrer Hand
Erobrer gehn, o dann bebt schauervoll die Erde,
Erwartend, daß auf manches Land
Tod und Verwüstung kommen werde!

Wenn ein zukünftiger Tyrann
Grimm aus dem Auge weint, das kaum sich aufgeschlossen
Dann sehen Engel weinend an
Der Hölle jungen Bundsgenossen.

Der Sonnen Antlitz wird entfärbt
Wenn sie den Heuchler sieht, dem Gift im Blute schleichet
Der künftig mit dem Hauch verderbt,
Wenn er als Freund die Hände reichet.

Bey der Geburt des Wuchrers lacht
Der Geiz, und schreckt mit Hohn die Wollust von der Wiege
Und giebt mit schielen Blicken acht
Wo Gold für seine Hände liege?

Den Dummkopf drückt die Trägheit an
Mit weichem Arm und spricht bey seiner ersten Thräne:
Sey ruhig werd' ein fetter Mann,
Und über Glück und Unglück gähne!

Der Neidische kommt auf die Welt
Mit Blicken um sich her als wollt' er trotzig wissen:
Warum's der Mutter noch gefällt
Den Vater mehr als ihn zu küssen!

Die Dichterinn kommt hierauf zu dem Gegenstande ihres Gesanges:

O Muse, frag die Gottheit nicht
Warum sie alle die herab zur Erde schickte
Nein singe nur: Wem Sonnen-Licht
Der Tugend, aus den Augen blickte!

Aber wie erschrak ich, als mir die nächstfolgende elende Strophe in die Augen fiel! Sie will die Geburt eines Tugendhaften beschreiben:

Die Luft ward harten Eises Zwang,
Der Winter schikte sich dem Frühling auszuweichen;
Da Spiegel der Natur entdrang *)
Um ihr an Gütigkeit zu gleichen.

Haben Sie je etwas erbärmlicheres gelesen? Wie haben die Freunde der Dichterinn eine so ungereimte Stelle können stehen lassen?

Der Vers ward harten Reimes Zwang,
Der Witz schickt' sich dem Sylbenmaaß zu weichen,
Als sie der Dichterinn entdrang.

Das „Lied der Frölichkeit" im vierten Buche (S. 243) ist artig; und das von „Sappho an Amor" hat eine Anfangsstrophe, welche der Sappho würdig ist:

Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger!
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind' ihn noch, wie Schlangenbisse
Und dann denke, was ich leiden müsse,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Der Rest von diesen trefflichen Liede verdiente von der Hand eines Kunstrichters verbessert zu werden. Die glühende Liebes-

*) Die Ode ist gerichtet: „an Herrn Gleim, am Tage der Geburt eines Menschenfreundes". Anm. des Herausg.

brunst der Sappho herrscht in demselben vollkommen; nur findet man hier und da einige Nachläßigkeiten, denen abgeholfen werden sollte.

Die am Ende angehängten „Einfälle" sind theils schlecht, theils mittelmäßig; und durchgehends nicht würdig, aufbehalten zu werden.

275ster Brief.

Es hat der Dichterinn gefallen, die erste Hälfte ihrer Gedichte Oden zu überschreiben; vielleicht weil in denselben eine Unordnung herrscht, und sie gehört hat, daß man gemeiniglich der Ode die schöne Unordnung für ein Verdienst anrechnet. Allein die wahre Kritik erkennt in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachläßigt werden darf. Es giebt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können: die Ordnung der Zeit, wenn die Begriffe so auf einander folgen, wie die Begebenheiten außer uns; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenstände überdenken, wie sie neben einander sind; die Ordnung der Vernunft, wenn unsre Begriffe schlußförmig auf einander folgen; die Ordnung des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. Die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibt nicht historisch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter; sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, welche ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. So wie in einer begeisterten Einbildungskraft die Begriffe nach einander den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erlangen: eben so, und nicht anders, müssen sie in der Ode auf einander folgen. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen; und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, welche man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen, erlaubt sind; und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselzügen zu berühren,

und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Ich könnte auch aus diesen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode sich anfangen und wo sie schließen muß. Jedoch Sie wollen ja eben jetzt keine kritische Abhandlung über die Ode von mir lesen.

Ich merke nur noch dieses an. Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und also auch zur Ode, kein Werk der Begeistrung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist, so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten seyn werden, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen: er muß nachdenken und empfinden; und man sieht leicht ein, was ihm dieses für Schwierigkeit machen muß. Überläßt er sich ganz ohne Plan dem Strom der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subject, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemessene Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele eilt. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursach der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdann eilt der Strom der Gedanken seinen Weg unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude u. s. w., so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine sehr mißliche Führerinn. Sie führt den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzu geringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden.

Und so muß es unsere Dichterinn angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, sind nur poetische Phantasien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zusammenhang. Fast mit jeder Strophe bietet sich ein anderer Gedanke als das Subject an; die Dichterinn schwärmt von Gegenstand zu Gegenstand, kommt öfters sogar wieder an die

Stelle zurück, die sie verlassen hat; und läßt sich bloß vom Ungefähr führen, oder vom Reime, der eben kein verständiger Führer ist. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die 2te des ersten Buches ist „an den Schöpfer" gerichtet, „an ihrem Geburtstage":

Wo war ich, als dich Morgensterne lobten?
Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer!
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen sprachest: kommet, bis hieher!

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hiessest, den sie um sich trägt?

In ungeformtem Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröffnet war von dir!

Jahrtausende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angesicht! dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um diesen Geist von dir geathmet, zu!

Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,
Nahm ich das Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr! mein Gesang sey er!

Der Faden dieses Gedichts ist etwa folgender: „als Gott die Welt erschuf, war ich ein kleines Sonnenstäublein; nach Jahrtausenden empfing ich von ihm diesen Leib und diese Seele, ich will ihm dafür danken". Aus diesen Gedanken sollte eine Ode werden. An Materie fehlt es eben nicht, sie ist vielleicht nur gar zu fruchtbar. Die Dichterinn hebt ganz natürlich an:

Wo war ich, als dich Morgensterne lobten?

Allein warum verweilt sie bei diesem Gedanken so lange? warum füllt sie zwei ganze Strophen damit an? Streichen Sie die erste ganz durch, und sehen Sie, ob das Gedicht etwas verliert; oder vielmehr streichen sie die zweite durch, denn die erste ist vielleicht an sich selbst erträglicher. In der dritten Strophe kommt der nämliche Gedanke abermals vor:

— als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

Das Gedicht könnte sich also mit der dritten Strophe anfangen, ohne einen wesentlichen Theil zu entbehren:

In ungeformtem Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort u. s. w.

Die dritte Strophe enthält einen guten Gedanken;

Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Eine große Wahrheit! man sollte glauben, der Gedanke würde das Haupt-Thema ausmachen; allein nichts weniger! er hat auf das Ganze nicht den geringsten Einfluß, und steht fast so für die Langeweile da. Und was dünkt Ihnen von der prächtigen Beschreibung des „Sonnenstaubes, den die Sonne heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß"? kann die Dichterinn keine solche Kleinigkeit vorbeilassen, ohne zu malen?

Verzeihen Sie! der Gedanke: „als Sonnenstaub war ich schon die Freude der Engel", steht nicht ganz für die Langeweile da. Die Dichterinn hat von dem Worte Engel Gelegenheit genommen, ihren Gegenstand zu verlassen, und durch zwei Strophen hindurch die Natur der Engel zu beschreiben. Was für ein unglücklicher Abweg! War es hier Zeit, das Thema zu verlassen, und sich von einem einzigen Worte auf Nebenbegriffe

führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst!

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider auf die Geschwindigkeit der Engel? — Die Dichterinn verläßt den Begriff der Geschwindigkeit, und kommt auf die Farbe der Engel:

Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kommt sie zur Geschwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel prächtigere Beschreibung:

— sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Dieses heißt ein Kreislauf der Gedanken, welcher nirgend weniger zu vergeben ist, als in einer Ode. Auf einen Gedanken, den er einmal verlassen hat, muß der Odendichter niemals zurückkommen. Was fangen wir also mit diesen beiden Strophen an? Weg mit dem wilden Auswuchs! die Ode schießt ohne denselben natürlicher auf. Wir wollen immer lesen:

War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Die folgende Strophe ist abermals höchst müßig; die Gedanken kommen nicht von der Stelle: am Ende der Strophe befinden wir uns eben da, wo wir beim Anfange gewesen sind:

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Dieses heißt bloß phantasiren, nicht dichten.

S. 16 ist eine Ode überschrieben: „die Allmacht und Güte Gottes". Ein zusammengesetztes Subject zur Ode verspricht viel Kunst in der Ausführung. Durch welche Erfindung wird die Dichterinn diesen beiden Eigenschaften des Unendlichen die poetische Einheit zu geben wissen? — O daran ward gar nicht gedacht! Die erste Zeile besingt die Allmacht, die zweite die Güte:

O Gott! der du allmächtig bist! — —
An deiner unerschöpften Güte u. s. w.

Bis in die Mitte der dritten Strophe bleibt es bei der Güte; sodann erscheint plötzlich die Allmacht wieder, in der sechsten abermals die Güte, und so wechselsweise. Endlich schließt die Dichterinn mit der Allmacht.

(Der Beschluß folgt.)

XI. Den 15 März 1764.

Beschluß des 275sten Briefes.

Überhaupt muß sie vermuthlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, welche ihr das Subject darbietet, zu mustern; sondern sie dichtet, sobald sie nur will, schreibt eine Anzahl Strophen hin, bis sie glaubt, daß die Ode lang genug sei, und sinnt sodann auf eine Schlußstrophe. Wo das Subject einfach und ihr Feuer anhaltend genug ist, bringt sie ein leidliches Ganze hervor; wo aber eines von beidem fehlt, begnügt sie sich mit einzelnen Schönheiten. Es gelingt ihr öfters, daß sie sich selbst ins Feuer singt: und nach einigen mittelmäßigen Strophen erhascht sie eine schöne Idee, davon sie aber keinen rechten Gebrauch mehr machen kann; sie hätte verdient, das Subject des Ganzen zu seyn: allein sie fand sich zu spät ein. In einer Ode „an Gott", die sehr mittelmäßig ist, hat sie von ungefähr den schönen Gedanken: der Löwe —

Er macht Gebrauch von seinem Rechte,
Würgt um sich her, und kennt dich nie.

Sie führt diesen Einfall umständlicher aus, und macht einigermaßen Gebrauch davon:

Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale
Weiß, Herr! von dir der Adler nichts;
Er fliegt zur Sonne, trotzt dem Strahle,
Und sieht dich nicht, du Quell des Lichts!
u. s. w.

allein das Ganze hat auf denselben keine Beziehung. Er wird plötzlich aufgefangen, aber auch plötzlich wieder verlassen. Der Überrest des Gedichts sind schlechte Reime.

Eine ähnliche Kritik könnte man mit dem größten Theile ihrer sogenannten Oden vornehmen. Es sind Impromptus, die weder Plan noch bestimmtes Subject haben. In einer Ode „an Palemon" erzählt die Dichterinn ihrem Freund, „sie habe ihn besuchen wollen". Sie singt:

Fünf bange frostige Tage
Nicht vom Vergnügen durchwebt,
Von keinem sonnigtem Blicke
Für mich zu Tagen gemacht:

O Freund! von keinem gesegnet,
Der meinem Herzen verwandt
Wärd', durch gleichstimmiges Denken,
Hab' ich sie traurig durchlebt.

So weit die Einleitung. Jetzt das Thema!

Dich suchen wollt' ich am Tage,
Den ein erschaffender Gott,
Nach der vollendeten Schöpfung,
Hochheilig machte zur Ruh.

Das heißt den Sonntag recht poetisch umschreiben! Die Dichterinn findet ihren Freund nicht zu Hause. Im Weggehen betrachtet sie den Mond, und sein Bild im Wasser; vergleicht denselben mit der Seele der Sappho (so nennt sie bei allen Gelegenheiten sich selber), welche sich in ihren Gedichten spiegelt, und beschließt das Gedicht. — Wer hat diese Gedanken zusammengefügt? der Zufall, nichts anders als der Zufall; denn daß sie in der Natur vielleicht wirklich so auf einander gefolgt sind, dieses giebt doch wohl keinen tüchtigen Grund, sie auch in der Kunst so zu ordnen, wenn sie zusammen kein Ganzes ausmachen?

Bei einem „Spaziergange auf dem Fürstenwall zu Magdeburg, im kalten April 1762", mag vielleicht folgendes Gespräch vorgefallen seyn:

A. Es ist heute rauhes Wetter.

B. Aber doch gut Spazierengehen.

A. Ja, wo die Sonne scheint.

B. Sehen Sie einmal, wie die Knaben hier spielen, wie muthig!

A. Sie haben noch keine Sorgen. Dort der an seiner Krücke hinkende Mann wird schon so muthig nicht seyn.

B. Hm! der ist vielleicht auf seine Narben stolz. Die arme Frau, die dort zwei schwere Wassereimer hinaufschleppt, scheint mehr zu bedauern u. s. w.

Aus diesem Gespräche wird folgende Ode entstanden seyn; wenigstens hat sie sehr natürlich auf diese Weise entstehen können:

An Palemon,

der Spaziergang auf dem Fürstenwall.

(Zu Magdeburg im kalten April 1762.)

Zu nackend, Freund! muß noch die Linde bleiben,
Die ganz ihr grünes Kleid verlohr.
Rauh ist der Frühlings-Tag. Die kleinen Wurzeln treiben
Nicht junges Graß hervor.

Doch lieblich ist der Luftgang an der Elbe
Auf ihrer Oberfläche schwimmt
Die Sonne noch einmal, der an dem Luft-Gewölbe
Gott ihren Lauf bestimmt.

Ihr feyren bey dem ersten holden Blicke
Ein Fest, die Knaben mit dem Ball
Die nicht besorgt um Brod, und ihr zukünftig Glücke
Laut jauchzen auf dem Wall.

Dort stützt ein Mann, die lahmgebliebne Rechte
Und krumme Schenkel, an ein Holz.
Er schleicht und denkt sich noch das schreckliche Gefechte
Und ist auf Narben stolz.

O Freund! ein Weib trägt voller Eymer Lasten;
Sie steigt am Ufer auf, und keucht.
Ich leb' im Überfluß, und ganze Tage fasten
Muß sie; und ach! vielleicht

Fiel in der Schlacht ihr bester Freund, und Kinder
Ein traurig Denkmahl! ließ er hier!
Nie macht die stille Nacht den Gram des Herzens minder
Er schlummert nicht in ihr!

Auch ich gieng einst in abgetragner Hülle,
Und Kinder stammelten um Brod.
Mit Seufzern unterbrach ich nächtlich meine Stille
Und träumte Morgen-Noth.

Jetzt denk' ich oft zehn Frühlinge zurücke,
Und staune was mir wiederfährt
Mit vollem Herzen an; und eine Thrän' im Blicke
Frägt; Himmel bin ichs werth?

Mich dünkt, aus allen diesen Beispielen läßt sich mit gutem Fuge schließen, daß die Dichterinn von dem schönen Ideal einer Ode nicht den mindesten Begriff haben muß. Sie kann es vielleicht noch kennen lernen, wenn sie es nur nicht schon zu kennen glaubt. Wenn sie der Kritik Gehör giebt und sich den Rath ihrer strengern Freunde führen läßt, so dürfte es ihr vielleicht nicht viel schwerer werden, nach einem ausgearbeiteten Plan, als aus dem Stegreife zu dichten.

276ster Brief.

Sie werden wenige Gedichte in dieser Sammlung finden, die nicht ein oder ein paar schöne Stellen aufzuweisen hätten. In den schlechtesten Stücken zeichnet sich hier und da eine Wendung, ein Gleichniß oder eine Betrachtung aus, welche Aufmerksamkeit verdienen. Allein Sie werden eben so wenig Gedichte antreffen, die durchgehends schön, oder nur ohne Tadel seyn sollten. Die Dichterinn erlaubt sich in ihrer Eilfertigkeit sehr viel mittelmäßiges, manches unnatürliche, manchen Schwulst, und nicht selten die allergezwungensten Übergänge. Ich will Ihnen einige von diesen Stellen, welche ich mir angezeichnet, hersetzen. Sie werden daraus sehen, wie sehr die Dichterinn nöthig hat, noch guten Rath anzunehmen, und ihre geschwinde Art zu dichten, welche zu den größesten Nachlässigkeiten Anlaß giebt, sich abzugewöhnen.

Gleich in der ersten Ode, „an Gott", beschreibt sie eine helle Nacht:

Welch eine Pracht verbreitet sich!
Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angesichte.

Du Sonnenschöpfer! wie so groß
Bist du im kleinsten Stern dort oben!
Wie unaussprechlich nahmenlos!
u. s. w.

„Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte" läßt sich vertheidigen; aber was heißt das: „nennet dich mit Glanz im Angesichte"? „Im kleinsten Stern dort oben" ist sehr unpoetisch, und „unaussprechlich nahmenlos" offenbarer non-sense. Überhaupt ist

dieses Gedicht schlecht, hat aber einige Strophen, nämlich die 7te, 8te und 9te, welche es retten.

S. 69 singt sie vom Könige:

Dem Held glich Hercul nicht, nicht Alexander.
Bald mit den Köpfen unter sich gekehrt,
Stürzt er verbundne Adler aus einander,
Zerhauen durch sein Schwerdt.

„Hercul und Alexander" werden hierher bemüht, damit sich aus einander reimen soll. Der ganze Vers gehört hierher nicht.

S. 72 Lohensteinscher Phöbus:

Der Sonnen Antlitz, unverschleyert schön,
Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten
Und strahlenreichen Blicken, streute Diamanten
Und ließ die Fahrt durch Silber gehn.

So auch S. 233 von dem Geburtstage ihres Freundes:

Er kommt geschmückt mit goldnem Sonnenkleide,
Ist lauter Blumen-Cranz, und sieht
Dein Antlitz weggewandt von einer Welt voll Freude
Und fragt dich, wo dein Frühling blüht?

Imgleichen S. 233:

Sie mahlte, die Feder in Flammen getaucht
Ihr sonst verschwiegen Gefühl
Gluth wird vom redenden Blatte gehaucht
In dein eröffnetes Herz.

Es ist wohl unnöthig, das Schwülstige, Ungereimte und Gezwungene in diesen Zeilen zu zergliedern; wer fühlt es nicht?

Bei dem Grabe des Herrn von Kleist klagt sie im Namen Herrn Gleim's:

Hier auf diesem Aschen-Kruge,
Weint die Freundschaft ihren Schmerz
Und mit diamantnem Pfluge,
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.

Diesen „diamantnen Pflug" und die „Furchen, die der Kummer ins Herz zieht", hat man mit großem Rechte sehr ungereimt gefunden; allein außerdem: was für eine Beziehung haben die beiden Begriffe auf einander: „auf diesem Aschen-Kruge weint die Freundschaft", und: „nun zieht der Kummer Furchen ins Herz"? Nichts als der Reim verbindet sie.

Sie finden häufige Exempel von Gedanken, die neben einander stehen, bloß weil sie der Reim verbindet. S. 111 heißt es:

Meine Jugend ward gedrückt von Sorgen,
Seufzend sang an manchem Sommermorgen
Meine Einfalt ihr gestammelt Lied;
Nicht dem Jüngling thöneten Gesänge,
Nein, dem Gott, der auf der Menschen Menge,
Wie auf Ameishaufen niedersieht!

Die Eigenschaft, welche hier dem höchsten Wesen zugeschrieben wird, hat weder auf das Vorhergehende noch auf das Folgende die geringste Beziehung. Der Reim hat sie hergeführt, so wie S. 206:

Gott, den die Hügel hören müssen
Hat alles Fleisch gepaart.

Imgleichen S. 179:

Ihn reizet nicht im buntgestreiften Kleide
Die Tulpe, die sich stolz erhebt — —
Ihr Rock ward ohne Hand und Seide
Geordnet und gewebt

Von Gott, erhaben über alle Thronen,
Der tausend Welten ausgeschmückt,
Und mehr als tausend Nationen
Auf einmahl überblickt.

Nehmen Sie diesen Zeilen die Reime, und sehen Sie zu, ob man im Traume schlechter verbundene Gedanken haben kann? den traurigen Landmann reizt die Tulpe nicht; die Tulpe hat ihren Rock von Gott bekommen; Gott ist über alle Thronen erhaben u. s. w.! Jedoch diese Stelle ist zu schlecht für die Kritik! Sie würde nimmermehr stehen geblieben seyn, wenn die Dichterinn ihrer Arbeit nur den zweiten Blick gegönnt hätte.

Einige allzu große Freiheiten nimmt sie sich auch in Ansehung der deutschen Sprache heraus, die ihr wirklich zu widerrathen wären. Sie erlaubt sich gar seltsame Inversionen, welche unmöglich gefallen können und nur die Sprache verunstalten, als:

O du mein Geist! stolz und verwegen singen,
Den Unnachahmlichen, soll ich?

An einem andern Orte:

O Freund! der Malen? gefunden
Hat er im Auge mein Herz.

Oder:

Aus Ruhmsucht ward ihm nicht des Würgens Arbeit sauer;

dieses soll heißen: aus Ruhmsucht ward ihm des Würgens Arbeit nicht sauer. Sobald aber die Negation versetzt wird, so kommt ein ganz andrer Sinn heraus.

Sie bildet auch ohne Bedenken neue Hülfswörter, daran es doch gewiß im Deutschen nicht fehlt, als S. 328: „und Ruhe sucht und Ruhe liegt begehren"; S. 333: „wie schamvoll steht er sich das Auge decken".

Sie werden ähnliche Beispiele*) in großer Anzahl bemerken. So wenig Gewissen man sich sonst daraus machen will, der Poesie die Regeln der Sprache aufzuopfern; so kann man doch dergleichen Neuerungen unmöglich gut finden; besonders wenn sie keine außerordentliche Schönheiten zu ihrem Schutze haben. Es scheint auch, als wenn sie der Dichterinn nur aus Unachtsamkeit entfahren wären. Wenn man die erstaunliche Geschwindigkeit nicht aus den Gedanken läßt, mit welcher sie dichtet, so kann man ihr dergleichen Fehler nicht zur Last legen; allein sie sollte nunmehr auch lernen, aus Hochachtung für das Publikum und für die Nachwelt ein jedes Gedicht unzählige Male in die Hand zu nehmen, bevor sie es bekannt werden läßt.

Mit einem Worte! jetzt ist der entscheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es sich von einsichtsvollen Freunden lenken läßt, so kann sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Fährt sie aber so fort, wie sie angefangen, so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten; ja vielleicht zu solchen Reimern herabsinken, welche sie ihren natürlichen Talenten nach weit hinter sich zurücklassen könnte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rath geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterinn folgsam seyn möchte. Mich dünkt mehr als einmal bemerkt zu haben, daß sie sich auf das hinschreiben etwas zu gute thut; und sie sollte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben schämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen ist einem guten Dichter nöthig, weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß;

*) Friedrich Nicolai bemerkt irgendwo, von hier an sei der Brief von ihm verfaßt, eben so wie oben das Stück S. 311—312. S. das Nähere vorn im Inhaltsverzeichniß. D. H.

aber unsre Dichterinn muß wissen, daß diese Fertigkeit bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen, nützlich ist, und außerdem in eine sehr verächtliche Schmiererei ausartet. Die Fertigkeit, geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kann ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bei einigen Personen kenntlich zu machen, und sich dadurch aus der äußersten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß sie sich auch bewußt seyn, daß sie sich in einem veredelten Zustande befindet. Die Welt fordert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leser, welcher ihre Gedichte liest, ist es einerlei, ob sie eine Stunde oder zwei Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gern glauben, was in der Vorrede gesagt wird: „daß die Lieder, welche ihr am besten ge„lungen sind, alle in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben „worden, da hingegen die, welche sie aus Vorsatz und mit ruhiger „Überlegung verfertiget, allemal das Kennzeichen des Zwanges „und den Mangel der Muse nicht undeutlich bemerken lassen." Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Frau Karschin etwas besonderes; sondern es geht allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber daß sie ja nur nicht einen plötzlichen Anfall zu reimen für erhitzte Einbildungskraft annehme! oder glaube, es sei Zwang, wenn man als unumgänglich nöthig von ihr fordert, daß auf die erhitzte Einbildungskraft der Vorsatz zu bessern, und die ruhige Überlegung dessen, was sie geschrieben hat, folgen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 22 März 1764.

Beschluß des 276sten Briefes.

Überhaupt möchte ich unserer Dichterinn gar zu gern den Wahn benehmen, daß sie für ihren dauernden Ruhm schon genug gethan habe. Sie mag ja nicht glauben, weil sie:

Von viel herzugestürmten Volke
Bewundert und gelobt

wird, daß sie deswegen

Mit stolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke

streift! Sie muß bedenken, daß sie durch die Herausgabe ihrer Werke einen Schritt gethan hat, der so wichtig als mißlich ist.

Sie ist vorher in Gesellschaften von Leuten gelobt worden, die theils ihre Gedichte eben nicht mit kritischen Augen angesehen, theils auf ihre äußerlichen Umstände, auf ihr Geschlecht, auf ihre schlechte Erziehung, auf ihre Geschwindigkeit zu dichten beständige Rücksicht gehabt haben. Der Leser hingegen sieht auf alle diese Umstände gar nicht, und fordert hingegen mit Recht, daß sich die Dichterinn von keiner Regel, welche aus dem Wesen der Dichtkunst fließt, freisprechen soll. Wenn sie einmal wird eingesehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommenern Gedichte erfordert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu sie ihr Genie getrieben hat, fehlt, und wie sehr viele andere vortreffliche Dichtungsarten es giebt, an die sie sich noch wagen könnte; — wenn sie dieses alles, und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihre verständigen Freunde, — und sie hat solche, welche zu Freunden zu haben der beste Kopf für ein Glück schätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden; so wird sie thun, was alle große Dichter gethan haben: sie wird zittern, so oft sie ein neues Werk dem Publico vorlegt.

Wie nöthig es sei, diese Wahrheiten unserer Dichterinn recht tief einzuprägen, sehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: „poetische Einfälle von A. L. Karschin"*), die mir noch ganz naß von der Presse eben überbracht worden. Sie haben in einem vorigen Briefe schon mein Urtheil über die Einfälle der Frau Karschin gelesen; und da ich weiß, daß sie sie alle Tage bei Hunderten hat, so sehe ich auf diesen Bogen die Worte „erste Sammlung" mit wahrem Entsetzen.

*) Berlin bey Winter 1764. 12°.

Aus dem XIX. Theile.

I. Den 21 Juni 1764.

287ster Brief.

II. Den 28 Juni 1764.

Fortsetzung desselben.

III. Den 5 Juli 1764.

Fernere Fortsetz. deſſ.

IV. Den 12 Juli 1764.

Beſchluß.

Dieſer 287ſte Brief enthält einen Aufſatz von Abbt: „Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen", und einen denſelben beantwortenden Aufſatz Moſes Mendelsſohn's: „Orakel die Beſtimmung des Menſchen betreffend"; ſie ſind aus Mendelsſohn's Briefwechſel mit Abbt entnommen, und von dem Herausgeber der „Briefe, die neueſte Litteratur betreffend", hier, in der Form eines Litteraturbriefes, nochmals abgedruckt worden. Wir können daher von der Mittheilung dieſes Briefes hier Umgang nehmen; und verweiſen den Leſer auf den 5ten Band dieſer geſammelten Schriften, wo wir beide Aufſätze, mit einleitenden Bemerkungen (den Aufſatz von Abbt vor, und den von Mendelsſohn nach dem Abbt'ſchen Briefe vom 7 März 1764), liefern werden. Der Herausgeber.

Aus dem XXI. Theil.

VII. Den 17 Jan. 1765.

311ter Brief.

Unſere Schauſpieler, Dichter und Zuſchauer geben einander wechſelsweiſe die Schuld, daß die Schaubühne in ſo ſchlechter

Sie ist vorher in Gesellschaften von Leuten gelobt worden, die theils ihre Gedichte eben nicht mit kritischen Augen angesehen, theils auf ihre äußerlichen Umstände, auf ihr Geschlecht, auf ihre schlechte Erziehung, auf ihre Geschwindigkeit zu dichten beständige Rücksicht gehabt haben. Der Leser hingegen sieht auf alle diese Umstände gar nicht, und fordert hingegen mit Recht, daß sich die Dichterinn von keiner Regel, welche aus dem Wesen der Dichtkunst fließt, freisprechen soll. Wenn sie einmal wird eingesehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommenern Gedichte erfordert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu sie ihr Genie getrieben hat, fehlt, und wie sehr viele andere vortreffliche Dichtungsarten es giebt, an die sie sich noch wagen könnte; — wenn sie dieses alles, und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihre verständigen Freunde, — und sie hat solche, welche zu Freunden zu haben der beste Kopf für ein Glück schätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden; so wird sie thun, was alle große Dichter gethan haben: sie wird zittern, so oft sie ein neues Werk dem Publico vorlegt.

Wie nöthig es sei, diese Wahrheiten unserer Dichterinn recht tief einzuprägen, sehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: „poetische Einfälle von A. L. Karschin" *), die mir noch ganz naß von der Presse eben überbracht werden. Sie haben in einem vorigen Briefe schon mein Urtheil über die Einfälle der Frau Karschin gelesen; und da ich weiß, daß sie sie alle Tage bei Hunderten hat, so sehe ich auf diesen Bogen die Worte „erste Sammlung" mit wahrem Entsetzen.

*) Berlin bey Winter 1764. 12°.

Aus dem XIX. Theile.

I. Den 21 Juni 1764.

287ster Brief.

II. Den 28 Juni 1764.

Fortsetzung desselben.

III. Den 5 Juli 1764.

Fernere Fortsetzung.

IV. Den 12 Juli 1764.

Beschluß.

Dieser 287ste Brief enthält einen Aufsatz von Abbt: „Zweifel über die Bestimmung des Menschen", und einen denselben beantwortenden Aufsatz Moses Mendelssohn's: „Orakel die Bestimmung des Menschen betreffend"; sie sind aus Mendelssohn's Briefwechsel mit Abbt entnommen, und von dem Herausgeber der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", hier, in der Form eines Litteraturbriefes, nochmals abgedruckt worden. Wir können daher von der Mittheilung dieses Briefes hier Umgang nehmen; und verweisen den Leser auf den 5ten Band dieser gesammelten Schriften, wo wir beide Aufsätze, mit einleitenden Bemerkungen (den Aufsatz von Abbt vor, und den von Mendelssohn nach dem Abbt'schen Briefe vom 7 März 1764), liefern werden. Der Herausgeber.

Aus dem XXI. Theil.

VII. Den 17 Jan. 1765.

311ter Brief.

Unsere Schauspieler, Dichter und Zuschauer geben einander wechselsweise die Schuld, daß die Schaubühne in so schlechter

Aufnahme ist; und wie es scheint, thun sie es alle mit einigem Rechte. Das Publikum, sagen die Schauspieler, hat einen unedlen Geschmack, will mehr sehen als denken, mehr lachen als gerührt seyn; unsere Schriftsteller bilden sich nicht nach unserm, sondern nach einem ausländischen Publikum, schreiben gern so, als wenn ihre Stücke aus dem Französischen oder Englischen übersetzt wären. — O nein! versetzen die Schriftsteller: vielmehr so, als wenn sie in diese Sprachen übersetzt werden sollten. So lange wir kein Theater haben, müssen wir uns bestreben, den Beifall der Ausländer zu erlangen. Wir können nicht hoffen, von einem ganzen Volke applaudirt zu werden; daher ist unser höchster Wunsch, in einem ausländischen Journale gelobt oder gar übersetzt zu werden. Man gebe uns gute Schauspieler und ein empfindendes Publikum! — Das gute ehrliche Publikum kann die Schuld, wie mich dünkt, mit gleichem Rechte auf Schauspieler und Dichter zurückschieben. Gute Bücher und eine gute Bühne können den Geschmack einer Nation umbilden; schaffen sich ein Publikum, wie sie es haben wollen. Einige große Tonkünstler haben unserm Publico gleichsam Ohren gegeben; und nunmehr klagen die Musiker weit weniger, als alle andere Virtuosen, über Mangel des Geschmacks. Corneille und Racine haben dem französischen Publico Geschmack gegeben, und zwar einen solchen Geschmack, der ihrem Genie günstig war. Shakespear hat einen Eindruck auf das Gemüth seiner Nation gemacht, der Jahrhunderte fortdauert. Solche Genies schalten mit dem Gefühle des Publikums wie mit ihrem Eigenthume. Warum hat sich noch kein theatralischer Schriftsteller unter uns der Empfindung der Nation bemeistert, und sich derselben zu eigen gemacht? Ist dieses die Schuld des Publikums? Für einige mittelmäßige deutsche Originalstücke, welche man ihm gezeigt, hat es Nachsicht gehabt. Meisterstücke würden seinen Geschmack bestimmen, und seine Empfindungen lenken, wohin man will.

Aber auch dieses ist nicht zu läugnen, daß einige gute deutsche Stücke weniger bekannt sind, weniger aufgeführt werden, als sie es verdienen. Schlegel hat einige Trauerspiele, die seinem „Canut" weit vorzuziehen, und gleichwohl auf unsern Bühnen weniger bekannt sind. Seine „Trojanerinnen" und sein „Herrmann", beide Stücke, müssen sich meines Erachtens auf dem Theater mit Vortheil ausnehmen. Jenes ist, so wie

die mehreſten Stücke des Racine, eine Nachahmung der Alten; aber eine Nachahmung, die gewiß mehr werth iſt, als eine mittelmäßige Originalarbeit. Der Deutſche hat ſein Trauerſpiel aus zweien griechiſchen und einem römiſchen, den „Trojanerinnen" und der „Hecuba" des Euripides und den „Trojanerinnen" des Seneca, mit einer ſo kritiſchen Wahl zuſammenzuſetzen gewußt, daß es, ich möchte faſt ſagen, das beſte Trauerſpiel geworden, welches wir von dieſer Gattung auf unſerer Bühne haben. Es iſt reich an Handlung, fruchtbar an edelmüthigen Geſinnungen und voller trefflichen Situationen, welche das Gemüth in beſtändiger Bewegung erhalten, und das Herz mit Schrecken und Mitleiden erfüllen. Die Charaktere ſind, wie ſie bei den Alten allezeit zu ſeyn pflegen, von vermiſchter Art; keiner ſo erhaben tugendhaft, daß er ſein Elend nicht fühlen ſollte, auch keiner ſo übertrieben laſterhaft, daß er mehr Abſcheu als Unwillen verdiente. Ulyſſes iſt grauſam, aber nicht aus Bosheit des Herzens, ſondern aus politiſcher Vorſichtigkeit; und nach den damaligen Kriegesgebräuchen einigermaßen zu entſchuldigen. Den Charakter des Agamemnon hat der deutſche Dichter veredelt, und auf einen Grad der Menſchenliebe erhoben, welcher ihn verehrenswerth macht. Die Trojanerinnen ſind edelmüthige Charaktere, welche das Elend in ſeinem ganzen Umfange empfinden, und ihm dennoch nicht ganz unterliegen. Sie ſind ohne Wehr und Hoffnung; aber die Gerechtigkeit ihrer Sache und die angeborne Hoheit ihres Herzens läßt ſie in ihrem troſtloſen Zuſtande ſelbſt noch Muth faſſen, Einem Feinde trotzen, und bei dem andern einigen Schutz finden. Solche menſchliche, uns ähnliche Charaktere ſind es, die unſer Herz zerfleiſchen und unſere Augen mit Thränen erfüllen.

Die Verſification in dieſem Stücke iſt, wie wir ſie jetzt in der Ausgabe der Schlegel'ſchen Werke beſitzen, welche ſein Bruder nach ſeinem Tode beſorgt *), mit einigem Fleiße ausgearbeitet. Der Zwang der alexandriniſchen Versart macht die Sprache etwas ungelenkig, und hindert dem Strome der Leidenſchaften durch die Einförmigkeit der Abſchnitte und des Reimes. Indeſſen ſind die Verſe rein, männlich, und nicht gedankenleer. Alles, was unſere Schauſpieler abgehalten haben kann, dieſes

*) Johann Elias Schlegels Werke. Erſter Theil herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln. Kopenhagen und Leipzig, 1761.

Stück öfter auf die Bühne zu bringen, ist vielleicht die Entfernung der Sitten. Sieger, die eine Prinzessinn zum Opfer verlangen und ein unschuldiges Kind mit kaltem Blute ermorden, sind in den Augen der Zuschauer, welche sich nicht in andere Zeiten versetzen können, abscheulich.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII. Den 24 Jan. 1765.

Fortsetzung des 311ten Briefes.

Herrmann hingegen ist unsern Sitten weit angemessener. Alles ist in demselben deutschen Ursprungs. Ein deutsches Original, ein Vorwurf, der in der Geschichte Deutschlands so wichtig ist, deutsche Helden, altdeutsche Gesinnungen, und ein Sieg der deutschen Liebe zur Freiheit über die gränzenlose Ehrbegierde der Römer: können deutsche Zuschauer hierbei gleichgültig seyn? Und dennoch zweifele ich, ob dieses Stück in Deutschland jemals ist aufgeführt worden; ob man jemals versucht hat, wie sich ein Stück auf der Bühne ausnehmen werde, das zum lesen so vorzüglich schön ist. Sicherlich ist es eines der trefflichsten Stücke des Hrn. Schlegel. „Wohl keine von allen seinen Arbeiten" (sagt der Herausgeber im Vorberichte) „hat ihm mehrern Fleiß „und längre Zeit gekostet, als Herrmann, der auch jederzeit sein „Lieblingsstück gewesen ist". An einem andern Orte erzählt derselbe: „als einige seiner Freunde den Trojanerinnen selbst vor „dem Herrmann den Vorzug gaben, wollte er solches nicht eingestehen, und erklärte sich darüber in einem Briefe; aller Vorzug, „den sie vor dem Herrmann haben, steckt in der Materie des „Stücks. Ich will außerdem eher sechs Trojanerinnen, als einen „Herrmann verfertigen."

Darf man nach dem Ausspruche eines solchen Richters noch den Mund aufthun? Wenn von der Poesie des Styls oder von dem Verdienste der Erfindung die Rede ist, so habe ich nichts wider dieses Urtheil. Soll aber der Werth der Stücke, so wie sie da sind, entschieden werden; was dünkt Ihnen? Wollen wir den Herrmann für ein besseres Trauerspiel halten, als die Trojanerinnen? Ich appellire von dem Verfasser an seine Leser.

Sechs Trojanerinnen, sagt Hr. Schlegel, wollte er lieber verfertigen, als Einen Herrmann. Allerdings! es ist leichter, sechs gute Trauerspiele nachahmen, als eins selbst erfinden. Hätte Hr. Schlegel aber die Anlage und die Situationen der Trojanerinnen nicht aus den Alten entlehnt, so ist die Frage, ob sie ihm auch alsdann weniger Mühe gemacht haben würden als sein Herrmann. Und wenn auch dieses wäre, so bestimmt die Schwierigkeit nicht allezeit den Werth einer Kunstarbeit. Aus dieser Ursache ist dem Urtheil des Urhebers über seine eigene Arbeiten selten zu trauen. Er liebt vorzüglich, was ihm die meiste Mühe verursacht hat, und will diese öfters höher anrechnen, als die leichten, aber glücklichen Einfälle des Genies.

Ich läugne nicht, und ich habe dieses bereits erwähnt, daß der Herrmann große Schönheiten hat. Gleich Anfangs öffnet sich der Schauplatz mit einer Feierlichkeit, die sehr theatralisch ist. In einem ehrfurchtsvollen Haine, in welchem die Bilder des Thuiskon und Mannus aufgestellt sind, ermuntert der tapfere Greis Sigmar seinen Sohn Herrmann zur Befreiung Deutschlands. Trefflicher konnte der Inhalt nicht angekündigt werden. Überhaupt ist die Anlage des Stückes regelmäßig, der Stoff gehörig vertheilt, die Auftritte gut verbunden, und einige Charaktere glücklich gezeichnet; die Poesie aber vortrefflich, und meines Erachtens so ausgearbeitet, als in einem der besten französischen Stücke. Vornehmlich besaß Hr. Schlegel eine Stärke in Abwechselung einzelner Verse, mit welchen die Alten ihre Dialogen zu beleben pflegten. In dem 2ten Auftritte des ersten Aufzuges streitet der alte Sigmar mit seinem andern Sohne Flavius, der den Römern günstig ist, über den Werth der römischen Sitten, und der Künste und Wissenschaften, welche die Deutschen von ihnen erlernen können, wenn sie ihr Joch ertragen wollen. Ich komme in Versuchung, Ihnen einen Theil von dieser philosophischen Unterredung, die so trefflich versificirt ist, hier abzuschreiben. Die Deutschen sind berufen, zum Varus ins römische Lager zu kommen. Sigmar weigert sich hinzugehen, und spricht zum Flavius, der sich darüber wundert:

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäsars Zeit gelebt,
Vor dem der Erdenkreis und selber Rom erbebt.
Dieß war ein andrer Held, als diese trägen Seelen,
Die nur geboren sind, durch Geiz die Welt zu quälen;

Auf fremde Siege stolz, in feiger Wollust ruhn,
Und nichts aus Ehrbegier, aus Geldsucht alles thun.
Selbst Cäsar konnte nur bey andern Furcht erwecken;
Uns zu besiegen stark, zu schwach uns zu erschrecken.
Und den Arioviſt hat nie sein Drohn gebeugt,
Daß er vor Cäsars Macht mit Schmeicheln sich geneigt.
Umsonst hieß dieser ihn nur näher zu ihm kommen;
Was ihn und Varus hört, hat Cäsar auch vernommen.
Nein! sprach Arioviſt, wollt' ich den Cäsar sehn,
So wär' ich nicht zu stolz, und wollte zu ihm gehn.
Dieß kann auch Cäsar thun, wenn Cäsar mich begehret.

Flavius.

Doch ist der leichte Dienst dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienst wird schwer, wenn er die Ehre kränkt.

Flavius.

Wer weis, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll sich ein freyer Fürst nicht des Gehorchens schämen?
Und soll ich ein Gesetz von fremden Richtern nehmen?

Flavius.

Wir bleiben dennoch frey; spricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Gesetze giebt, der ist der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunst und Witz, und zähmt die wilden Sitten.

Sigmar.

Rom jagt die Unschuld weg aus den beglückten Hütten.

Flavius.

Ich habe Rom gesehn, und trau' ihm Gutes zu.

Sigmar.

Ich hab' es nicht gesehn, und kenn' es mehr, als du.

Flavius.

Verwirfst du Kunst und Witz, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.

Verflucht seyn Kunst und Witz, wo sie die Laster stützen!

Mein Sohn, der Himmel schenkt dem Menschen Witz und Kunst,
Als Mittel unsers Wohls und Zeichen seiner Gunst.
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;
Was seinem Glücke dient, hat seine Noth vermehret.
Kaum hat der Künste Glanz die Rauhigkeit verdrängt;
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wollust sinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und sich von andrer Wohl auf seinen Vortheil richtet:
Bis endlich Eigennutz die Treu' fürs Vaterland,
Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit, sammt Kraft und Muth danieder,
Und was durch Künste stieg, das fällt durch Künste wieder.
Sohn, sieh doch Rom einmal mit diesen Augen an:
Ein Blick von solcher Art ist, was dir nützen kann.

Flavius.

So soll der Deutsche stets in schlechten Hütten wohnen?

Sigmar,

Hier frey seyn, gilt mir mehr, als in Palästen frohnen.

Flavius.

Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.

Du bist gesittet gnug, wenn du zu kriegen weißt.

Flavius.

Auch wie ich kriegen soll, wird Rom mich besser lehren.

Sigmar.

Du irrest. Zwar sein Witz wird deine Waffen mehren,
Doch seine Wollust schwächt den Arm, der sie gebraucht,
Was nützt die Kriegeskunst, wo Kraft und Muth verraucht?

Flavius.

Was aber nützt der Muth, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.

Du schätzest es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Flavius.

Blüht Witz und Kunst durch mich, so kennt mich alle Welt.

Sigmar.

Was hilft dir's, wenn sie dich für feig und weibisch hält?

Flavius.

Von Tapferkeit und Muth soll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laster will ich fliehn, und seine Künste lernen.

Scenen von solcher Stärke sind in diesem Trauerspiele nicht selten. Die Poesie des Hrn. Schlegel war, wie es scheint, mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft, reicher an Betrachtungen und Sittensprüchen als an Gemälden und Empfindungen; und Hermann war ein Sujet, wo jene sehr gut anzubringen gewesen.

Wenn also mechanische Regelmäßigkeit und Versification allein ein Trauerspiel gut machen, so besitzen wir im Hermann eines der besten. Aber Handlung, die Seele des Trauerspiels? Situation und tragische Rührung? Vielleicht ist es eine Unbilligkeit, in einem heroischen Stücke, das vor 25 Jahren in Deutschland ist verfertigt worden, nach diesen höhern Schönheiten zu fragen. Die Engländer waren uns damals noch völlig unbekannt; und die Alten sehen wir nur in dem Spiegel, welchen uns die Franzosen vorhielten. Und wenn ein Dichter auch die Werke der Alten las, so fand er doch nur dasjenige darinnen, was ihn die französischen Kunstrichter und Gottsched, darinnen suchen hießen. Allein ich frage hier nicht, um den Verf. zu tadeln, sondern um seinem Stücke den gehörigen Platz anzuweisen.

In der ersten Scene ist, wie Sie gesehen, einige Handlung. Außer dieser aber wird vieles erzählt, räsonnirt, mit Sentenzen gestritten; aber auf der Bühne geht nicht die geringste Handlung vor. Und was konnte auch vorgehen? Die Deutschen verschwören sich wider die Römer; man weiß nicht, warum eben jetzt. Varus hat sie ins Lager fordern lassen. Dieser geringe Umstand kann in der Geschichte die größten Revolutionen veranlassen; aber auf der Bühne ist er zu unwichtig, zu einer tragischen Handlung Gelegenheit zu geben, eine Empörung von solcher Erheblichkeit zu verursachen. Hier hätte der Dichter von der Geschichte abweichen, und eine wahre oder scheinbare Beleidigung ersinnen müssen, welche eben jetzt die Gemüther aufgebracht. Der Empörung kommen auch keine sonderliche Hindernisse in den Weg. Die Verrätherei des Segest ist ohne alle Wirkung, die Liebe des Hermann und Flavius zu Thusnelda ohne Affect. Ein Treffen entscheidet das Schicksal

Deutschlands; und niemals ist die Bühne so leer von Handlung, als wenn hinter derselben das blutigste Treffen geliefert wird. Damit der Ausgang des Gefechts, auf welchen hier alles ankommt, nicht ganz vom Zufall abhange, läßt der Dichter die Deutschen geschlagen, zuletzt aber von dem Sohn des verrätherischen Segest mit den Truppen, welche ihm sein Vater untergeben, in dessen Abwesenheit verstärkt worden, und ihre Feinde besiegen. Sie begreifen gar leicht, daß alles dieses auf dem Theater nur erzählt werden kann. Indessen würde der Streich theatralisch seyn, wenn der Charakter des Segest überhaupt nicht so viel unwahres und widersprechendes hätte.

Lasterhafte Charaktere, die in der Nachahmung gefallen sollen, müssen in beständiger Unruhe seyn, und alles um sich in Bewegung setzen. Da sie nichts angenehmes haben, so müssen sie erschüttern und Gefahr drohen. Je verderbter ihr Herz ist, desto verschlungener muß ihr Verstand, desto unergründlicher ihre List seyn, damit sie furchtbar werden. Ein dummer, unthätiger Bösewicht erregt Abscheu und Verachtung; und um tragisch zu seyn, sollte er Abscheu und Furcht erregen.

Segest ist so thöricht als niederträchtig, verrätherisch und zugleich unthätig. Ohne die Denkungsart seines Sohnes zu kennen oder zu prüfen, entdeckt er ihm mit trockenen Worten seine entsetzlichen, gotteslängnerischen Grundsätze, welche das verderbteste Herz vor sich selber zu verbergen pflegt.

Sieh nicht den eiteln Blitz der Himmelsgötter an.
Dein Gott ist, wer dir nützt, und wer dir schaden kann.
Ein Mächtiger der Welt kann gröss're Furcht erwecken,
Als Götter in der Höh', die nur von ferne schrecken.

Der Sohn erstaunt über diese Lehren, die er von seinem Vater noch nie gehört, und giebt ihm seinen billigen Abscheu vor denselben zu erkennen. Diese Äußerung hätte den Vater vorsichtiger machen sollen. Nichtsdestoweniger entdeckt der Thor diesem seinem Sohne in der Folge alle seine verrätherischen Anschläge ganz ohne Noth, indem er nicht die geringste Hülfe von ihm verlangt. Er will indessen doch, daß sein Sohn ihm die Verschwiegenheit angeloben soll. Dieser macht ihm den Einwurf:

Verlangst du, daß mein Mund, da du ihm sonst nicht glaubest,
Bey diesem Gotte schwört, den du mir selber raubest?
Bist du's nicht der mein Herz auf andre Götter weist,
Und keinen fernen Blitz des Himmels fürchten heißt?

Segest.

So schwöre bey dir selbst und bey Augustus Leben!

Auf diese kraftlosen Versicherungen überläßt Segest seinen Sohne alle seine Völker, entfernt sich vom Schlachtfelde, und geht in dem Haine ganz gelassen spazieren.

So seufze bis du stirbst,

spricht er zu seiner Tochter Thusnelda, die ihn mit Thränen an seine Pflicht erinnert;

ich lasse dich allein,
Und irre hier vergnügt und ruhig durch den Hayn.

In diesem müßigen Spazierengehen des Segest, das ziemlich lange dauert, liegt die Entwickelung des ganzen Stückes. Siegmund, Segests Sohn, stößt unterdessen zu den Deutschen, und die Römer werden geschlagen. Der Lustwandelnde läßt sich den Verlauf der Sache erzählen, und fragt ganz frostig:

Was sagst du? Wer hat doch den Jüngling schon gelehrt,
Daß er des Vaters Wort nicht mit Erzittern ehrt?

Als er hört, daß alle seine Anschläge und treulosen Hoffnungen vereitelt sind, begnügt er sich mit der Ausrufung:

O! welch verfluchtes Glück hat meinen Zweck zerstört,
Und das, was ich gethan, selbst wider mich gekehrt!

Die Unthätigkeit des Segest ist, wie Sie sehen, der Stift, worauf sich die ganze Maschine dreht; und sie trägt fast mehr zur Befreiung Deutschlands bei, als die Tapferkeit des Herrmann.

Lohenstein, dieser abenteuerliche Schriftsteller, dessen schlechte Seite bekannt genug ist, der aber auch Gutes hat, welches bekannter zu seyn verdient, hat in seinem Romane „Arminius und Thusnelda" den Segest mit seinen Völkern zu den Römern übergehen, von seiner eigenen Tochter Thusnelda in der Hitze des Gefechts verfolgen und zum Gefangenen machen lassen. Der Einfall ist romanhaft genug; vielleicht aber hätte er mit einiger Veränderung können theatralisch gemacht werden. Auch erdichtet er eine gelegentliche Ursache zur Zusammenverschwörung der Deutschen. Eine sicambrische Fürstinn, welche, ihre Tugend vor der Gewaltthätigkeit des Varus zu retten, sich selbst umbringt, setzt die Gemüther in Bewegung, und bringt

ſie wider die Römer auf. Er hat lieber dem Varus ein Bubenſtück, das er nicht begangen, andichten, als die Haupthandlung ſeines Stückes wie von ungefähr entſtehen laſſen wollen.

IX. Den 31 Jan. 1765.

312ter Brief.

Aus dem zweiten Theile der Schlegel'ſchen Werke will ich Sie mit einigen Gedanken über den „Triumph der guten Frauen" unterhalten. Dieſes Luſtſpiel wird, wie ich höre, auf allen deutſchen Bühnen mit Beifall aufgeführt; und auch vom leſen zu urtheilen, möchte ich wenig deutſche Luſtſpiele ihm gleich ſchätzen. Ich weiß nicht, wo ich die Anmerkung geleſen, daß bei einer Nation, welche ſich bildet, das tragiſche Genie natürlicherweiſe weit eher zur Reife kommen muß, als das comiſche. Zum Tragiſchen braucht die Nation weder Sitten noch Lebensart zu haben. Die handelnden Perſonen ſind Helden, welche bei der roheſten Nation einige Begriffe von der Anſtändigkeit in den Sitten beſitzen, aber noch nicht ſo ſehr an dieſen Begriffen gekünſtelt haben, daß ſie aus Wohlſtand ihre Leidenſchaften hätten verbergen gelernt. Dieſes iſt die glücklichſte Situation für das Trauerſpiel, das, eigentlich zu reden, kein Gemälde der Sitten aufſtellen, ſondern Leidenſchaften erregen ſoll. Das Luſtſpiel hingegen, dem keine ſo mächtige Triebfedern, als die Leidenſchaften ſind, zu Dienſte ſtehen, muß Wohl- und Übelſtand in einen Contraſt bringen, die Triebe eines wohlerzogenen Mannes mit der feinern Lebensart in Conflict kommen laſſen, um das edle Comiſche zu erhalten, welches auch den Weiſen vergnügt; denn von dem Poſſenhaften iſt hier die Rede nicht. Die Comödie iſt weit mehr Nachahmung, mehr Porträt, als das Trauerſpiel; daher ſie ſich auch weigert, in unbekannte Örter oder Zeiten verlegt zu werden, wie das Trauerſpiel. Die Zuſchauer müſſen mit den handelnden Perſonen vom Anſtändigen ähnliche Begriffe haben, und alle ihre Verbindungen und Verhältniſſe kennen, wenn ſie ihre bürgerlichen Handlungen aus dem gehörigen Augpunkte betrachten, und das Lächerliche derſelben faſſen ſollen. Der Dichter ſelbſt muß die Urbilder vor Augen

haben, muß den feinsten Umgang genießen, muß den ausgebildetsten, üppigsten Theil der Nation kennen lernen, um seinen Unterredungen Leben und Bewegung, und seinen comischen Situationen Salz zu geben. Das ungesittetste Volk kann einen Shakespear, einen Corneille haben; denn was jener comisches hat, ist von niedriger Gattung. Hingegen zu welchem Grade von Geselligkeit, Sittlichkeit, feiner Lebensart und, wie Rousseau will, Verderbtheit muß es eine Nation gebracht haben, die einen Destouches oder Marivaux aufzuweisen hat!

Ich weiß nicht, ob wir Deutschen noch nicht reif genug zum Comischen sind. So viel merke ich, daß uns die Dichter allezeit fremde Sitten leihen, wenn sie im Comischen glücklich seyn wollen. Man macht uns so flatterhaft, so frech, so scheinverliebt, als die französischen Marquis; oder so offenherzig und so launisch, als man die Engländer vorzustellen pflegt.

Unsere Charaktere sind der Comödie zu ruhig, zu kalt-vernünftig, unsere Lebensart zu einförmig und sittsamlich, unser Umgang zu steif, und unsere gewöhnliche Gespräche zu leer und witzlos. Wir sind mehr langweilig, als lächerlich. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich hier bloß vom edlen Comischen rede. Dem Possenspiel fehlt es nirgend an Stoff. Der ganz niedrige Stand hat auch unter uns seine burleske Seite; und wenn sich unsere Schriftsteller mit diesem Pöbel abgeben wollten, so könnten sie so original reden, wie Holberg unter den Dänen. Aus einem seltsamen Eigensinn laufen sie alle dem hohen Comischen nach; und müssen nachahmen, oder sie werden unschmackhaft.

Was mich auf diese kritischen Grillen gebracht hat, will ich Ihnen erzählen. Ich habe den „geschäfftigen Müssiggänger" des Hrn. Schlegel gelesen. Die Charaktere schienen mir vollkommen nach dem Leben; solche Müssiggänger, solche in ihre Kinder vernarrte Mütter, solche schalkhaftige Besuche, und solche dumme Pelzhändler sehen wir alle Tage. So denkt, so lebt, so handelt der Mittelstand unter den Deutschen. Der Dichter hat seine Pflicht gethan, er hat uns geschildert, wie wir sind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Den „Geheimnißvollen" überschlug ich, und las den „Triumph der guten Frauen". Welcher Unterschied! Hier fand ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächten Witz in ihren Gesprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem

ganzen Umgange. Das Stück gefiel mir so sehr, daß ich es mehr als einmal durchlesen mußte. Mit einigem Widerwillen merkte ich zuletzt, daß diese Charaktere nicht deutsch sind. Nikander ist ein französischer Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachstellt, keinem im Ernste gewogen ist; alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu stürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden sucht, und der bei allem diesem kein schlechtes Herz hat. Die herrschende Verderbniß der Sitten und Grundsätze scheint ihn mit fortgerissen zu haben. Gottlob! daß ein Deutscher, welcher so leben will, das verderbteste Herz von der Welt haben muß.

Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlassen und nunmehr in zehn Jahren nicht gesehen hat, kommt auf den Einfall, ihn aufzusuchen. Sie kleidet sich als eine Mannsperson, und folgt ihm, unter dem Namen Philinte, in alle Häuser nach, wo er Aventüren suchte. Philinte ist witziger, flatterhafter und unverschämter als Nikander. Das Frauenzimmer ist dem Philinte mehr gewogen; und sobald er mit seinem frechen, aber doch artigen Wesen sich sehen läßt, steht Nikander da wie verstummt. Dieses giebt Gelegenheit zu sehr lebhaften Situationen. Die Erfindung ist artig, der zweifache Charakter wohl gezeichnet und glücklich in Bewegung gesetzt; aber das Original zu diesem nachgeahmten Petitmaitre ist gewiß kein Deutscher.

Was mir an diesem Lustspiele mißfällt, ist der Charakter des Agenor. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieser Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyrannisirt seine unschuldige Juliane auf das unwürdigste, und hat recht seine Lust, sie zu quälen. Grämlich, so oft er sich sehen läßt, spöttisch bei den Thränen seiner gekränkten Juliane, argwöhnisch bei ihren Liebkosungen, boshaft genug, ihre unschuldigsten Reden und Handlungen durch eine falsche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen; eifersüchtig, hart, unempfindlich und, wie Sie sich leicht einbilden können, in seiner Frauen Kammermädchen verliebt: — ein solcher Mensch ist gar zu verderbt, als daß wir ihm eine schleunige Besserung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher sich die Falten seines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt; und weder Juliane noch die Leser wissen recht, was er will.

Eben so wenig hat der Dichter Raum gehabt, seine Besserung gehörig vorzubereiten und zu veranstalten. Er mußte sich begnügen, dieses gleichsam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu schaffen hatte. Kathrine, dieses edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, sagt gar recht am Ende des Lustspiels: „die geschwindesten Bekehrungen sind nicht allemal die aufrich„tigsten". Wenigstens so lange dieses Mädchen im Hause ist, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit stehen.

Diese zwei Bände enthalten die theatralischen Arbeiten des Herrn Schlegel. In einigen folgenden Bänden verspricht der Herausgeber andere Gedichte, und solche prosaische Schriften, welche auf die schönen Wissenschaften eine Beziehung haben, in dem letzten Theile aber seines Bruders Lebensbeschreibung zu liefern. Ich verspreche mir fast mehr von den prosaischen Arbeiten des Hrn. Schlegel als von seinen Poesien. Diese scheinen durchgehends mehr gesunde Philosophie und Kritik als poetisches Feuer, mehr Einsichten als Genie zu verrathen. Sie wissen, was Ihre Freunde unter poetischem Genie verstehen. Mit Geschmack, Vernunft und Kritik kann man ein sehr guter Dichter werden; aber man besitzt deswegen noch kein poetisches Genie. Nun achte ich an einem Dichter das Genie höher als Geschmack, Vernunft und Kritik: nämlich wenn ich wählen, und nicht alle trefflichen Eigenschaften beisammen finden soll. Hingegen sind jene Tugenden hinreichend, den trefflichsten Schriftsteller in Prosa auszumachen. So kann ein Addison ohne poetisches Genie sehr gute Gedichte liefern, und in prosaischen Schriften vortrefflich seyn.

313ter Brief.

Sie lachen, daß ich von dem so sehr verschrienen Lohenstein sage, er habe manches Gute, das bekannter zu seyn verdient? Und woher wissen oder vermuthen Sie das Gegentheil? ich wette: daher, weil seit Gottsched alle Poetiken und Ästhetiken die Beispiele des Schwülstigen, Hochtrabenden und Sinnlosen aus dem Lohenstein entlehnt haben, weil Lohensteinisch bei unsern schönen Geistern nach der Mode so viel heißt als Bombast und Unvernunft, und weil noch Niemand das Lesen seiner

Schriften in einer andern Absicht empfohlen hat, als um zu lernen, wie man nicht schreiben muß. Ich gestehe es, daß er alle diese Fehler hat, welche ihm unsere Kunstrichter zuschreiben; und sie fallen so sehr in die Augen, daß es ein sehr geringes Verdienst ist, sie [illegible] zu [illegible]. Hingegen hat sein prosaischer Styl ganz Eigenschaften, welche man bei vielen Tadlern seiner Schriften vergebens suchen würde. Ich finde an vielen Stellen seines [illegible] einen historischen Styl, den sich unsere Geschichtschreiber zum Muster nehmen sollten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, nachdrückliche Ausdrücke, und eine Beredsamkeit, welche an das Erhabene gränzt, wird man in diesem [illegible] Romane öfter finden, als man glauben sollte. Ich bin erstaunt, als ich mit dem [illegible] Vorurtheil wider den „Arminius“ das Buch aufschlug, und folgende Beschreibung von dem Zustande der Römer unter dem Augustus las: „Rom hatte „sich bereits so vergrößert, daß es seiner eigenen Gewalt über„legen war, und es gebrach ihm nichts mehr, als das Maaß „seiner Kräffte. Denn nachdem Bürger [illegible] waren, ganze „Königreiche zu beherrschen, die Land-Vögte sich große Fürsten „beugten, die Bürger-Meister Könige vor ihre Sieges-Wagen „spanneten, konnte die Gleichheit des bürgerlichen Standes ihren „Begierden nicht [illegible] die Wage halten. Hieraus entsprangen „sich die [illegible] Kriege, welche dem Kayser Julius das Hefft „allein an die Hand spielten, als der grosse Pompejus in der „Pharsalischen Schlacht seine Kräffte, das Römische Volck aber „seine Freyheit verlohr, und [illegible] über Hoffen die Erde zum „Begräbnisse gebrauchte, wenn sie [illegible] zu Ausbreitung seiner „Siege gefehlet hatte. Denn obzwar der andere großmüthige „Brutus, durch einen in des Julius Brust gestochenen Dolch, „das Joch der Römer zu zerschneiden, dem Vaterlande die Frey„heit, seinem Geschlecht aber zum andernmahl den Nahmen eines „Erlösers zu erwerben trachtete; so schlug doch sein nichts schlim„meres Anschlag viel ärger als des ersten Brutus aus. Also „hänget ein gewünschter Ausschlag nicht an der Gerechtigkeit der „Sache, nicht an der Kühnheit eines herzhafften Unterfangers, „sondern an dem unwandelbaren Gesetze des unerbittlichen Ver„hängnisses“ u. s. w. Lassen Sie es seyn, daß die Gedanken nicht neu sind; ich sehe hier bloß auf die Sprache, und frage: ob Sie hier das Weitschweifige und Wässrige finden, mit welchem uns unsre gewöhnlichen Geschichtschreiber einschläfern?

Aus der allgemeinen deutschen Bibliothek.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle précedée de réflexions sur Homere. Par M. Bitaubé. II Tomes. à Paris, chez Prault, imprimeur-libraire. 1764. 2 Bände in 8°.

(aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, Bd. 1. Stück 2. 1765. S. 1—37.)

Herr Bitaubé hat sich das schlechte Glück, welches die Übersetzungen des Homer bisher in Frankreich gemacht, nicht abhalten lassen, eine neue zu wagen, und endlich einmal aus diesem Meisterstücke des Alterthums ein Buch zu ziehen, das die Modeleser und Leserinnen zu Paris ohne Langeweile durchlaufen können. Gewiß! eine Unternehmung, die so viel Muth als Talente erforderte. Wie wir vernehmen, so ist die Arbeit des Hrn. Bitaubé in Frankreich mit Beifall aufgenommen worden; und wir können nicht unterlassen, sie unsern Lesern bekannt zu machen, da die erste Auflage dieser Übersetzung in Berlin herausgekommen, und Hr. Bitaubé selbst ein gebohrner Berliner und folglich ein Deutscher ist. Unsere Leser werden zugleich daraus ersehen, wie seicht man in Frankreich vom Homer urtheilt. Der Contrast zwischen dem Genie und der Denkungsart der Alten und Neuern zeigt sich nirgend deutlicher, als in solchen Arbeiten, da ein antikes Kunstwerk nach dem neuern Geschmack umgebildet wird. Den Engländern zu Gefallen mußten mit dem Homer einige Veränderungen vorgenommen werden; den Franzosen zu Gefallen muß er beinahe aufhören Homer zu seyn.

Wir wollen unsern Lesern zuerst einen Auszug aus des Hrn. Bitaubé Betrachtungen über den Homer liefern, die voller nützlicher Anmerkungen sind, und Geschmack und Einsicht verrathen.

Hr. Bitaubé handelt von dem lebhaften Streit, welcher in dem letzten Jahrhundert in Frankreich über den Werth des Homer entstanden ist. Perrault war der Erste, der den griechischen Dichter angriff. Er hatte Witz und Geschmack, aber seine Kritik ist nicht die richtigste. Da er den Homer selbst nicht beurtheilen konnte, so beurtheilte er ihn nach schwachen Dolmetschern, und glaubte den Ausspruch thun zu können. Er that noch mehr, er übersetzte Stellen aus lateinischen Übersetzungen ins Französische; und begnügte sich nicht, wörtliche Übersetzungen wieder wörtlich in seine Sprache zu überzutragen, sondern bediente sich der niedrigsten Worte und Ausdrückungen, und entstellte nicht selten sogar den Sinn des Originals. Despréaux ergriff die Feder, den Homer zu rächen. Allein Perrault wurde von der Begierde zu tadeln, und Despréaux von der Begierde zu loben hingerissen. Jener sah fast gar keine Schönheit in Homer, und dieser wollte keinen Fehler in ihm erkennen. Von beiden Seiten gleiche Übertreibungen, obgleich ihre Begriffe sich schnurstracks entgegengesetzt waren. Boileau trieb seinen Eifer für Homer so weit, daß er aus dem Vitruv anführt, Zeilus habe den Tod verdient, weil er den Homer getadelt, dieses unvernünftige Urtheil führt Boileau an und scheint es fast zu billigen. Sollte man wohl glauben, fragt Hr. Bitaubé, daß ein Mann wie Despréaux in einem so erleuchteten Jahrhundert diese Stelle als eine vernünftige Autorität anführen würde? Homer selbst würde über die Waffen erröthen, deren man sich zu seiner Vertheidigung bedient hat. Das Vorurtheil für den Homer war damals so mächtig, daß eine weit bescheidnere und billigere Kritik als die Perrault'sche nicht anders denn als eine Störung der öffentlichen Ruhe in dem Reiche der Wissenschaften würde aufgenommen werden seyn; was konnte sich also Perrault versprechen? der, wenn er gleich zuweilen Recht hatte, dennoch öfters die Alten verdammte, ohne sie zu verstehen. Er war der Meinung, die Iliade könnte gar wohl von verschiedenen Urhebern seyn. Dieser Einfall wird von dem Hrn. Bitaubé mit den gewöhnlichen und bekannten Gründen widerlegt. Perrault fand ferner die Gleichnisse des Homer allzu oft wiederholt. Diese

Bemerkung, antwortet Hr. Bitaubé, mag in Ansehung unser richtig seyn. Was aber den Homer ein wenig rechtfertigen könnte, ist dieses: daß zu seiner Zeit das Feld der Vergleichungen weit eingeschränkter war als jetzt, weil die Kenntnisse damals nicht so ausgebreitet gewesen, daß die ländlichen Gegenstände damals den stärksten Eindruck machten, und daher gar füglich ohne Überdruß öfters in das Gedächtniß zurückgebracht werden konnten. Was Hr. Bitaubé von dem Felde der Vergleichungen sagt: daß es durch unsere ausgebreitetere Kenntnisse erweitert worden wäre, erinnern wir uns öfters, aber niemals ohne Verwunderung gelesen zu haben. So besitzen wir ein so weites Feld für neue Gleichnisse, und gleichwohl sind seit dem Homer bis auf unsere Zeit vielleicht nicht so viel Gleichnisse erfunden worden, als dieser Dichter allein in seinen Heldengedichten gebraucht hat? Hr. Bitaubé sagt selbst einige Zeilen darauf, Klopstock sey der einzige epische Dichter, der seine Gleichnisse nicht dem Homer abgeborgt, sondern lauter neue und originelle angebracht habe. Wie reimt sich dieses mit den ausgebreiteten Kenntnissen der neuern Zeiten, die ihnen ein so weites Feld zu neuen Gleichnissen öffnen? Diese Materie verdient untersucht zu werden. Uns scheint es fast, daß unsere erweiterten Kenntnisse den Stoff zu Gleichnissen eingeschränkt haben, indem wir darüber die familiären Gegenstände mit allzu geringer Aufmerksamkeit betrachten. Künstliche Versuche und Beobachtungen, fremde Weltgegenden, mündliche Berichte oder Beschreibungen von außerordentlichen Gegenständen der Natur sind so tüchtig nicht zu poetischen Gleichnissen, als alltägliche Erscheinungen, die uns in die Sinne fallen, die dem Leser nicht unbekannt sind, und bey denen er die Einbildungskraft des Dichters mit der seinigen vergleichen kann. Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen. Wir kehren zu Hrn. Bitaubé zurück.

Homer sollte einen furchtbaren Feind haben an la Motte. Die Fehler sowohl, als die wahren Schönheiten der Iliade zu zeigen, gab er seine Iliade nebst seinem Discurse über den Homer heraus. Jene sollte die Schönheiten der Iliade unter Einem Gesichtspunkte vereinigen, und dieser ihren Werth festsetzen, und die Fehler verdammen, welche eine blinde Anbetung über allen Tadel hinaussetzen wollte. Der Einfall war gut; allein zum Unglück war seine Übersetzung, wenigstens in den Augen der Widersacher des Alterthums, dem Ruhm des Homer

eben so nachtheilig, als sein Discurs. Dieser zeigte seine Fehler, und jene schränkte die Anzahl seiner Schönheiten auf wenige ein, die noch dazu sich nicht sonderlich ausnahmen. Fontenelle, ein Widersacher des Alterthums und ein Freund des la Motte, behauptete, die französische Iliade habe nicht gelingen können, weil es die Iliade ist. Das heißt die Partheilichkeit auf der andern Seite gar zu weit treiben. Hr. Vitaubé zeigt mit vieler Scharfsinnigkeit die Ursach an, warum die Übersetzung dem Hrn. la Motte hat mißlingen müssen. Er war kein sonderlicher Versificateur; die Epopee war seine Gattung nicht, und die homerische Einfalt seinem feinen und delicaten Geiste gerade entgegengesetzt. Alle naiven Ausdrücke des Homer würzte er mit der ihm gewöhnlichen Feinheit. Das heißt, sagt Hr. Vitaubé, einem Dorfmädchen rothe und weiße Schminke aufstreichen. Ferner arbeitete la Motte nicht nach dem Original, sondern nach der Übersetzung der Dacier, die, wie bekannt, richtig übersetzt, aber ohne Harmonie, ohne Feuer und Geist. Er sagt zwar, die Schönheit des Ausdrucks setze er allenthalben zum voraus. Allein welcher Unterschied zwischen voraussetzen und empfinden! Endlich war er auch wider den Homer allzu sehr eingenommen, als daß er ihm hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Die große Bewunderung, die ein Übersetzer für sein Modell hegt, ist zuweilen lächerlich; aber ihm ist sie sehr nützlich; indem sie seine Geduld unterhält, und sein Feuer anfacht, wenn es erlöschen will. La Motte versprach sich allzu wenig von seinem Original; und sucht es daher so sehr zu verschönern, daß er nothwendig seinen Zweck hat verfehlen müssen. Man kann also in einem andern Verstande gar wohl sagen, es sei dem la Motte nicht gelungen, weil es die Iliade war, d. h. ein Heldengedicht voller nachlässiger und einfältiger Schönheiten; weil es die Iliade war, die er in einer sehr prosaischen Übersetzung gelesen hatte; weil es die Iliade war, welche dieser Kunstrichter sehr lange mit allzu strengen Augen angesehen hatte.

Was die Sitten im Homer betrifft, macht Hr. Vitaubé keine Schwierigkeit, einzuräumen, daß ihre Rauhigkeit anstößig sei. Man würde, meint er, die einfältige, trockene Geschichte derselben noch eher ertragen, als den Enthusiasmus der Epopee, den sie uns vorstellt, daß wir sie bewundern sollen. Diesen Tadel hätten wir vielleicht nicht so schlechterdings eingeräumt. Er gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Dichter uns

seinen Held, so wie er ist, zum Muster der Nachahmung anpreisen will. Beim Homer aber ist dieses auf keinerlei Weise zu vermuthen; denn er mißbilligt mit ausdrücklichen Worten die Grausamkeiten des Achilles und beschreibt sie als unerhörte Grausamkeiten. Man bedenke, ob Homer selbst, in dessen Seele, wie ein gewisser Kunstrichter bemerkt, der Haß niemals gekommen,— ob er den nichtswürdigsten Feind so gemißhandelt haben würde, als er Achilles den Hektor mißhandeln läßt. Gesetzt, er hätte den Mann in seine Gewalt bekommen, an dem er sich in einem seiner Sinngedichte zu rächen wünscht, weil er das Gastrecht beleidigt; würde er ihn wohl umgebracht und im Triumph an einem Wagen um die Stadt herumgeschleift haben? Wenn man in der Epopee durchaus Muster zur Nachahmung haben will, so sei es Achilles in Ansehung der Tapferkeit und der feurigen Empfindungen der Freundschaft; Hektor aber, was den Edelmuth betrifft und die Liebe zum Vaterlande. Hr. Bitaubé bemerkt, die Grausamkeiten seien zwar das Alleranstößigste in den Sitten Homers; allein die Delikatesse seiner Landsleute dürfte vielleicht noch mehr durch die Grobheit derselben beleidigt werden. Er will indessen auch hierin die Sache Homers nicht ganz aufgeben. Er macht einige Anmerkungen zur Vertheidigung des griechischen Dichters, unter welchen uns folgende gefallen hat. „Diese Grobheit der Sitten," spricht er, „ist im Originale weit „weniger anstößig, als in einer zu getreuen Übersetzung. Die „Worte und Redensarten, mit welchen wir etwa niedrige Begriffe zu verbinden pflegen, beleidigen in einer fremden Sprache „weniger als in der unsrigen. Überhaupt wird es viel leichter, „ein Grieche zu werden oder sich in Sitten und Gewohnheiten dieser Nation zu schicken, wenn man die Iliade selbst „liest; jedes Wort erinnert uns, daß wir in einem fremden Lande „sind. In einer Übersetzung hingegen entschädigen wir nicht „nur kein niedriges Wort, sondern wir vergessen auch fast in „jeder Linie, daß wir uns in entfernte Zeiten und Länder zu „versetzen haben. Wenn wir unsere eigene Sprache hören, erwarten wir auch unsere Begriffe und unsere Sitten u. s. w. Hierauf widerlegt er einige besondere Kritiken des la Motte: z. E. daß die Helden Homers so unhöflich sind, sich selbst zu loben; daß Homer öfters sehr niedrige Gleichnisse hat; daß er im Gefechte lange Reden halten läßt; daß er sogar an Pferde läßt Reden halten. Wir übergehen dieses alles, um noch einige

Worte von dem Abt Terrasson zu sagen, der mit noch mehrerm Eifer wider den Homer geschrieben hat.

La Motte war strenge gegen den Homer, aber er ließ dem schönen Genie (au beau génie) des griechischen Dichters auch einige Gerechtigkeit widerfahren, und ward zuweilen sein Lobredner. Terrasson hingegen geht weiter. Er möchte die ganze Iliade vernichten, und selbst die Trümmer davon nicht verschonen. Er setzte Homer noch unter Chapelain. Was das Schlimmste war: die beiden vorigen Tadler des Homers verstanden das Griechische nicht, dem Terrasson aber konnte man diesen Vorwurf nicht machen.

Wir haben dieses französischen Weltweisen Dissertation sur Homère nicht gelesen. So viel man aber aus den Kritiken, die Hr. Bitaubé, und aus einigen wenigen, die Clarke in seinen Noten anführt, urtheilen kann, besaß er mehr Spitzfindigkeit des Geistes, als Geschmack und Empfindung; und war zu nichts weniger aufgelegt, als den Homer zu beurtheilen. Hr. Bitaubé führt folgende Kritiken von ihm an. Für's erste findet er eine zweifache Handlung in der Iliade, nämlich den Zorn des Achilles Anfangs wider den Agamemnon, und zuletzt wider den Hektor. Allein wie genau hangen diese im Homer zusammen! Der Zorn wider den Hektor, daß er seinen Freund Patroklus erschlagen, diese mächtigere Leidenschaft bekämpft in der Brust des Achill den alten Groll wider den Sohn des Atreus, und macht, daß der Held zu den Griechen zurückkehrt. Ist diese Handlung zweifach? — Ferner soll die Iliade gar nicht die Erzählung einer Action, sondern einer Passion seyn; ein Wortspiel, das aus der Zweideutigkeit des Worts Action entstanden. Action heißt Handlung, und heißt auch Wirkung. Die Wirkung wird dem Leiden entgegengesetzt, und Terrasson bringt, wenn wir ihn recht verstehen, Handlung und Leidenschaft in einen Gegensatz. — Die Gesandschaft des Homers an den Achilles findet der Tadler Homers nicht nur ohne Nutzen, sondern niedrig und der Majestät eines Königs unanständig; als wenn die Griechen zu den Zeiten der Helden mit den jetztlebenden Franzosen von der Majestät eines Königs ähnliche Begriffe hätten haben können oder sollen! Ingleichen findet Terrasson unritterlich und wider das Point d'honneur, daß Hektor zum Achilles sagt: du bist tapferer als ich. Überhaupt gefallen ihm die Helden des Homers so wenig als seine Götter. Man sieht, daß dieser Abt sich niemals von

Paris entfernen will. Hr. Bitaubé widerlegt alle seine Einwürfe mit vieler Mäßigung; und bemerkt zuletzt, daß, wenn auch alle Kritiken des Abts Terrasson gegründet wären, die Iliade gleichwohl ein vortreffliches Werk seyn kann. „Es ist vielleicht kein „Werk so vortrefflich, sagt er, „davon nicht eine vortreffliche „Kritik gemacht werden könnte. Man kann an einem Werke „sehr vieles tadeln, das deswegen nicht aufhört bewundernswerth „zu seyn." Hr. Terrasson hat alles, was ihm in der Iliade tadelnswerth geschienen, unter einem Gesichtspunkt versammelt, die Schönheiten desselben aber hat er mit Stillschweigen übergangen: es sei nun, daß er diese selbst nicht erkannt, oder daß er seine Kritik dadurch hat heben wollen; in beiden Fällen läßt sich aus seiner Abhandlung nicht über den Werth der Iliade urtheilen.

Hr. Bitaubé kommt hierauf auf seine Übersetzung des Homers und zeigt die Regeln an, welche er sich dabei vorgeschrieben. Wenn die fremden Sitten etwas allzu grobes an sich haben, so muß man sie in einer Übersetzung mildern, weil sie in dem Originale so anstößig nicht sind. Z. E. Achilles schoß ihm stammige Blicke zu, „o du", spricht er, „der du die Augen eines Hundes" — Der niedrigste und kriechendste Übersetzer wird dieses nicht beibehalten können. Im Griechischen und zu den Zeiten des Homers waren diese Ausdrücke nichts weniger als niedrig. Da sie es aber in unsern Zeiten sind, so würde man den Dichter entstellen, wenn man ihn von Wort zu Wort übersetzen wollte. Pope hat an dergleichen Stellen die Wendungen und Redensarten des Homer ziemlich gemildert. Indessen da unser (der französische) Geschmack noch schwieriger ist, als der englische, so würde man Pope selbst nicht ins Französische übersetzen können, ohne ihn zu mildern. Hr. Bitaubé muß den Geschmack der Nation kennen, für die er übersetzt hat. Welche Verzärtelung! Gottlob! daß der deutsche Geschmack so überfein noch nicht ist, die Sprache eines Pope angeschliffen zu finden. Ein deutscher Übersetzer der Iliade würde, ohne unsere Ohren zu beleidigen, noch weit homerischer seyn können, als Pope. Diese übertriebene Höflichkeit, dieser falsche Anstand in den Sitten entnervt die Sprache der Poesie, beraubt sie der Stärke und Energie, welche die Sprache der Helden charakterisirt; und verziert sie dafür mit witzigen Gegensätzen, überfeinen Sentiments und Sittensprüchen, wodurch sie der handlungsvollen, mimischen Dichtkunst

des Alterthums schnurstracks entgegengesetzt wird. Wir werden Gelegenheit haben, bei Beurtheilung der Bitaubé'schen Übersetzung ein Mehreres hiervon zu sagen.

In Ansehung der häufigen Beiwörter, die im Homer vorkommen, hat sich Hr. Bitaubé folgende Regel vorgeschrieben: wenn ein Beiwort in der Übersetzung mehr Raum einnimmt als im Originale, und durch die Erweiterung den Sinn des Textes entstellt, so ist es erlaubt, das Wort gar wegzulassen oder ein andres an die Stelle zu setzen; weil man sonst entweder dem Verfasser Fehler, die er nicht hat, leihen oder, die er hat, vergrößern würde. Diese Regel ist sehr vernünftig; doch wird ein deutscher Übersetzer des Homer nicht so oft Gebrauch davon zu machen haben, als ein französischer; indem unsre Sprache zu Bildung ähnlicher Beiwörter weit geschickter ist als die französische, und der größte Theil unsrer Leser aus Gelehrten besteht, welche mit dem Alterthume bekannt und in den eigenen Manier des Homer nicht so fremd sind, als der große Haufe französischer Leser. — „Ich gestehe", fährt Hr. Bitaubé fort, „daß ich mehr „als Worte weggelassen. Der größte Fehler des Homer ist, daß „er sich nicht einhalten kann. Seine Helden reden oft zu viel, „aber sie streiten noch mehr, und alsdann ermüden sie den Leser „mehr, als sie sich hatten ermüden können. Ich habe also diese „Reden und Gefechte ein wenig abgekürzt". Unsre Leser sollen erfahren, mit welchem Glücke Hr. Bitaubé sich dieser Freiheiten bedient hat. „Ich habe mir viel Mühe gegeben", fährt Hr. Bitaubé fort, den Homer ganz beizubehalten, wie er ist; allein die Materie war von Zeit zu Zeit gar zu undankbar. „Ich „konnte mich nicht entschließen, dem Gang dieses Dichters allzu „gewissenhaft zu folgen. Denn man kann sagen, daß er ungestüm und frostig zugleich ist, oft entzündet durch die Hitze „seiner Erzählungen; alsdann ist es wahr, daß er zum Ausgange eilt. Aber mitten im Laufe hält er öfters ein und wird „matt; er scheint sich erschöpft zu haben und der Ruhe zu bedürfen. An solchen Stellen habe ich es für meine Pflicht gehalten, seinen Gang ein wenig zu beschleunigen". In diesem Tone fährt Hr. Bitaubé fort, die Freiheiten, welche er sich in seiner Übersetzung genommen, zu entschuldigen, und setzt endlich hinzu: „ich hatte Anfangs mehr als die Hälfte der Ilias ganz „treulich übersetzt. Allein ich überlas mein Werk mit aller mögli„chen Unpartheilichkeit, und sah gar deutlich, daß Homer nicht

„ganz, wie er ist, ins Französische übersetzt werden muß. Ich „war sogar meine ganze Unternehmung aufzugeben entschlossen; „allein ich bedachte hernach, daß ich die Schönheiten der Iliade „näher zusammenbringen, die Unvollkommenheiten etwas frei über„setzen, und dadurch ein Werk hervorbringen könnte, das sich „nicht ohne Annehmlichkeit lesen ließe. Ich schien damals zu „mir selbst zu sagen:

„Votre Ilion encore peut sortir de la cendre."

Ja in der That votre Ilion! möchte ein deutscher Leser hier ausrufen. Denn das alte ist es nicht mehr, ob es gleich an eben der Stelle erbaut ist. Wir wollen dem Hrn. Bitaubé nicht streitig machen, daß der Geschmack seiner Nation den Homer in keiner treuen Übersetzung würde gebilligt haben; wir räumen ihm auch dieses ein, daß er derselben ein unterhaltendes Werk in die Hände geliefert hat, und daß, wer den Homer nicht gelesen, seine Übersetzung mit Vergnügen lesen wird. Daß man aber in der Übersetzung den Charakter und das besondere Genie des Originals wiederfinden sollte, daß, wer jene mit Aufmerksamkeit gelesen, sagen könne, ich kenne nunmehr den Dichter Homer, und den wahren antiken Geschmack, welcher in seinen Werken herrscht; dahin hat Hr. Bitaubé, wie es scheint, bei der Unbiegsamkeit des Geschmacks und der Sprache seiner Nation gar nicht streben können. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Endzweck, welchen die Übersetzungen der Alten haben sollten. Wenn wir nur für Zeitvertreib und Amüsement sorgen sollen, so befiehlt uns die Klugheit, die Alten lieber zu bestehlen als zu übersetzen. Allein wir möchten auch gern dieses höhere Vergnügen haben, den Geschmack und die Sitten verschiedener Zeiten, wie nicht weniger die Gedanken erleuchteter Köpfe, welche in denselben gelebt, mit einander zu vergleichen. Das Fremde und Ungewohnte, das wir an einem Alten oder Ausländer gewahr werden, kann uns nur alsdann anstößig seyn, wenn wir alles auf uns nur beziehen, nur unsern Geschmack für wahr und unsere Sitten für anständig halten, und für das Richtmaaß aller Zeiten und Weltalter einsetzen wollen. Wenn wir aber, mit etwas weniger Zuversicht, in die Untrüglichkeit unseres Geschmacks, so wie in die Anständigkeit unserer Sitten noch einigen Zweifel setzen, und diesen durch die vorhin beschriebene Vergleichung verschiedener Zeiten und Völker aufklären wollen; so bemerken wir diese Abweichungen

von unserm Geschmack und unsern Sitten mit Vergnügen, indem sie zur Gegeneinanderhaltung die beste Gelegenheit darreichen. Um unpartheiisch zu richten, verwechseln wir auch zuweilen die Standorte, versetzen uns ganz in die Denkungsart einer andern Nation, und bemerken, wie sich die Aussichten nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte verändern. Nichts ist anständiger, nichts geselliger, nichts für Geschmack und Sitten zuträglicher, als diese Geschmeidigkeit; dahingegen der Eigendünkel ungesellig macht und die Nationen den geraden Weg zur Barbarei zurückführet.

In diesem Punkte ist zwischen Franzosen und Deutschen eine merkliche Verschiedenheit. Jene haben seit langer Zeit in ihrer Sprache Originalschriften genug, die müßigen Stunden eines Liebhabers der Litteratur auszufüllen, und ihren Geist auf eine so angenehme als nützliche Weise zu unterhalten. Daher bilden sie sich einzig und allein in ihrer Muttersprache, bekümmern sich wenig um dasjenige, was Ausländer gedacht und geschrieben haben, und bekommen zuletzt diesen eigensinnigen Geschmack, der keinen neben sich leiden will. Wenn endlich ein Ausländer einmal das Glück hat, einem von ihren berühmtesten Genie vorgezogen zu werden, alsdann müssen sie auch natürlicherweise auf der andern Seite ausschweifen und seine Verdienste über die Gebühr erheben. Die Deutschen hingegen, die in den schönen Wissenschaften eine Zeit lang zurückgeblieben, sind an ausländische Schriften und Übersetzungen gewöhnt worden. Unsere Großen wollen nur die Ausländer kennen. Der Haufe der Leser bestehet größtentheils aus eigentlichen Gelehrten, welche ihren Geschmack durch die Alten gebildet haben. Der Ungelehrte hat eine Menge Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen u. s. w. gelesen, wodurch sein Geschmack verträglicher und seine Beurtheilungskraft unpartheiischer werden mußte. Daher können in Frankreich Leute von großen Einsichten noch zweifeln, ob Homer ein guter Dichter und die Iliade ein gutes Heldengedicht sey, da in Deutschland kaum den seichtesten Köpfen ein so falscher Geschmack zu gute gehalten wird. Daher muß in Frankreich alles französisch seyn; bis auf die Helden und Barden des Alterthums, muß sich alles nach ihren Sitten und Gewohnheiten richten, was ihnen gefallen soll; dahingegen der Deutsche Jeden in seiner Kleidesart und Sitten aufzunehmen bereit ist, und sich nach jeder Denkungsart bequemt. Daher endlich kann eine mehr als freie Übersetzung, wie die Bitaubé'sche des Homer, in Frankreich ihr

Glück machen; wir aber würden sie in unserer Sprache ganz unerträglich finden. Wir wollen die Gleichnisse des alten Dichters nicht so weggewischt, seine Gemälde nicht so verkürzt und seine Reden nicht so verstümmelt haben. In unsere Gefälligkeit für das Genie des Homer geht so weit, daß wir allenfalls lieber mit ihm zuweilen schlummern, als ihn von seinem Übersetzer aufwecken lassen möchten. — Auch dieses ist ein Vorurtheil, wird man sagen! Es kann seyn; aber Vorurtheil gegen Vorurtheil gerechnet, ist das unsrige dem guten Geschmacke zuträglicher, weil wir dadurch die Alten in ihrer wahren Gestalt kennen lernen.

Wir haben die drei ersten und einige der letzten Bücher in der Bitaubéschen Übersetzung mit dem Originale verglichen. Unsere Leser werden sich gefallen lassen, daß wir ihnen einige Stellen anzeigen, wo die Veränderungen, Abkürzungen und vermeinten Verbesserungen des Herrn Bitaubé uns allzu kühn geschienen, und gewiß von keinem deutschen Übersetzer gewagt werden dürften.

Wir haben fürs erste bemerkt, daß der Übersetzer sehr oft das bescheidene und anständige Colorit des Homer mit einer allzu harten und in die Augen stechenden Farbenmischung verwechselt hat. Homer ist behutsam, sein Übersetzer fährt darein. Homer will öfters den Mund so voll nicht nehmen, sein Übersetzer nimmt, was er nur fassen kann. Z. B. Homer sagt vom Wahrsager Kalchas: der das Gegenwärtige, das Künftige und das Vergangene begriff; Hr. Bitaubé: il embrasse d'un seul regard, ce qui fut et sera. Achilles sagt beim Homer: den größten Theil der Kriegsarbeit müssen meine Hände verrichten; nach der Übersetzung des Hrn. Bitaubé: „c'est mon bras qui soutient tout le fardeau de la guerre." Nur den Thersites hielt Homer einer ähnlichen Unbescheidenheit fähig, welchem er auch wirklich dergleichen Rodomontaden in den Mund legt; „virum omnium ignavissimum", bemerkt Clarke nach dem Plutarch, „gloriosius de se inducit jactantem, quam ipsum Achillem, omnium fortissimum, etiam ferocientem insuper illum et iratum". Hierin folgte Homer dem Anstand, welchen ein Dichter zu beobachten hat. — Hr. Bitaubé läßt den Agamemnon den unbesonnenen Trotz ausstoßen: „Qu'on craigne désormais de s'opposer à mes désirs!" A mes désirs? wie unanständig! wie despotisch! Im Griechischen sagt er nur: sich mit mir in Vergleichung zu setzen; welches er als die vornehmste Person im Lager gar wohl sagen

konnte. Minerva erscheint dem erzürnten Achilles, und Bitaubé läßt sie sagen: „C'est pour réprimer ton courroux, que je quitte l'Olympe: Junon, qui vous chérit tous deux, m'ordonne de descendre sur la terre. N'arme pas ta main de ton épée, et si tu ne peux triompher de ta fureur, contente-toi de l'exhaler en reproches. Un jour (c'est Minerve qui te le déclare) Atride effacera cette insulte par les plus grands honneurs et par les plus brillantes offres.“ Homer läßt die Göttinn der Weisheit mehr rathen als befehlen: „Ich komme „vom Himmel herab, deinen Zorn zu besänftigen, wenn du ge„horchest u. s. w. Einst wirst du für diese erlittene Schmach „dreimal so viel herrliche Ehrengeschenke bekommen.“ Sie sagt nicht: „c'est Minerve qui te le déclare“; sie bestimmt auch nicht, daß Agamemnon ihm diese Ehre erzeigen wird. „Je jure par ce sceptre“, sagt der französische Achilles, „qui séparé de son tronc, comme tu l'es de l'être [illegible]“. Welche Grobheit! für diesen beleidigenden Hochmuth hören wir den Achilles viel lieber sagen: „Weinberauschter, der du im Auge die Kühnheit des Hundes, im Herzen die Verzagtheit des Hirsches trägst!“ — Wenn Agamemnon die Ordnung der Feldschlacht beschreibt, die sein Heer morgen vornehmen hat: „Schweiß rinne um jede Brust, „vom Riemen des Schildes herab, der um Ermattende dort hange. „Schweiß rinne von jedem Rosse“ u. s. w. so läßt Hr. Bitaubé jede Brust von der Schwere der Lanze verwundet und von Schweiß überschwemmt seyn: „que votre sein plie sous le poids „du bouclier, [illegible] „à lancer le javelot; que vos coursiers haletants traînent „vos chars au milieu de la mêlée.“ Um die Pferde nicht schwitzen zu lassen, welches den Franzosen ekelhaft seyn mag, läßt Hr. Bitaubé den Feldherrn etwas sehr unschickliches sagen: „lasset eure schnaubende Pferde den Wagen mitten ins Gedränge ziehen.“ — Ferner beschreibt Homer diesen Helden „gleich dem „Gott des Donners an Haupt und Antlitz, dem Mars an Lei„besgestalt, und an der Brust dem Erderschütterer (Neptun):“ Hr. Bitaubé: „il a les yeux de Jupiter, lorsqu'il lance la „foudre, la taille majestueuse de Mars, et la force redou„table du Dieu qui de son trident ébranle la terre.“ Hr. Bitaubé hat allhier nicht nur alles ohne Anstand vergrößert, sondern auch ganz ohne Grund den Göttern andere Eigenschaften gegeben, als ihnen Homer hat zuschreiben wollen, und glaubt

sein Original dadurch zu verschönern. Überhaupt darf Homer keinen kleinen Rauch aufsteigen lassen, Hr. Bitaubé verdunkelt sogleich die Luft damit; jeder Laut dringt ihm in die Himmel; und die Griechen dürfen nur mit Pfeilen und Wurfspießen auf den Hektor zielen, so heißt es gleich: „ils l'accablent d'un nuage de traits". Homer sagt nur: Minerva war ihm (Achilles) allein nur sichtbar; der Übersetzer hat sogleich eine dichte Wolke in Bereitschaft, die Göttinn einzuhüllen: als wenn eine der obersten Gottheiten sich ohne physische Mittel nicht unsichtbar machen könnte, wenn sie wollte! — Der Paris des Homer ist ein feiner, galanter Mann, welcher die Schönheit in der Natur und Kunst liebt und dem Kriege nicht sonderlich ergeben ist. Indessen besitzt er einen hohen Grad der Ehrliebe, und ist von dieser Seite so empfindlich, daß die Scheltworte bei ihm zuweilen die Stelle des Heldenmuths vertritt. Hr. Bitaubé macht einen Held aus ihm, der sich zum Zweikampfe mit dem Menelaus, wie zu einem Tanze, [illegible] u. s. w.; Homer sagt: „fürchterlich winkte der Haarbusch von seinem Helme". Vermuthlich hat dieser den übrigen Charakter des Paris zu widersprechen geschienen. Man schließt aber natürlich aus demselben zu wenig; Paris mußte wohl mit, wenn er es aufzunehmen hatten. Durch dergleichen unnöthige Verzierungen verdichtet man die Einfalt des Homer und verändert seine ganze Manier.

Die Gleichnisse und Reden, die Hr. Bitaubé nach Belieben abgekürzt hat, würden in einer deutschen Übersetzung viel genauer beibehalten werden müssen. Unsere Leser mögen wählen, ob sie die ausführlichen Malereien des Homer oder die Schattenrisse des Hrn. Bitaubé lieber wollen. „Das Volk eilt aus der Versammlung, wie auf dem Ikarischen Meere mächtige Wogen des „Meeres sich wälzen, welche aus den Wolken Jupiters der Ostwind und Südwind erregt; oder wie ein rauschendes „Kornfeld, wenn von oben herab ein heftiger Zephyr hineinrast „und die schweren Halme niederdrückt: also stürzet das Volk mit „lautem Feldgeschrei zu ihren Schiffen hin." Hr. Bitaubé: „ainsi qu'au souffle des vents élancés du sein des nues, on „voit se courber les épis de Cérès, ou la mer rouler ses „flots bruyants vers le rivages ainsi les Grecs courent à grands „cris dans la plaine." Wir möchten wissen, was dem Über=

seher an diesen Gleichnissen misfallen, daß er sie so ganz unkenntlich gemacht hat?

Im dritten Buche nähert sich Hektor dem griechischen Heere, um einen Zweikampf in Vorschlag zu bringen. Die Griechen zielen mit Pfeilen und Wurfspießen nach ihm; allein der König „Agamemnon schreit mit mächtiger Stimme: Haltet ein, Argiver! „werfet nicht, Söhne der Achiver! Hektor scheint uns einen „friedlichen Antrag [illegible]. Er sprach's, und alsobald hielten sie ein, und „standen ruhig und stille. Hektor aber sprach zu beiden Heeren: „Vernehmet, Trojaner, und ihr wohlgerüsteten Griechen, verneh- „met den Antrag des Paris, der Ursach [illegible]. Alle „Trojaner und sämmtliche Griechen, verlangt er, sollen ihre „schönen Waffen auf die fruchtbare Erde niederlegen. „Er allein will in der Mitte mit dem tapfern Menelaus um „Helenen kämpfen und um ihre Schätze. Wer als Sieger „davon kommt, nehme die Schätze zu sich, und führe die Schöne „in seinen Palast. Wir aber wollen ewige Bündnisse und treue „Freundschaft errichten." Diese Stelle ist verständlich; aber von denjenigen, welche Hr. Bitaubé unmöglich hat entschuldigen können, [illegible] des Homers zu folgen, [illegible] hat ihn ziemlich beschleunigt. „[illegible], „qui l'occasion d'un [illegible] Mais Atride [illegible], „qu'on le laisse approcher sans défense. Grecs et Troyens, „dit Hector, écoutez ce que vous propose Paris, l'auteur „de cette guerre. Il demande à combattre seul contre Mé- „nélaus. Hélène sera le prix du vainqueur, et vous jure- „rons à la face des Dieux une alliance éternelle." Der wahre Charakter, welcher die alte Dichtkunst von der neuern unterscheidet, ist, daß jene das Malerische und Handlungsvolle, diese hingegen das Sentenziöse und Empfindsame vorzüglich liebt. Der Graf Caylus hat in der ganzen Iliade mehr Gemälde gefunden, als in allen Heldengedichten der neuern Zeit; und wer Sentenzen gesucht hätte, würde er in der Nachahmung eines neuern Heldengedichts vielleicht mehr gefunden haben, als in der ganzen Iliade. Hr. Bitaubé scheint sehr von dem neuern Geschmacke zu seyn, und an malerischen Zügen kein Wohlgefallen zu haben. Allein ein Uebersetzer sollte von dem Geschmack des Originals, nicht den seinigen zu erkennen geben.

An einigen Stellen scheint uns auch Hr. Bitaubé die wahre Grazie der homerischen Poesie nicht empfunden zu haben. Man

trifft den Sinn eines Homer nur halb, wenn man nur weiß, was er sagt, ohne zu fühlen, was er verschweigt. Antenor beschreibt dem Priamus den Charakter des feindlichen Feldherrn Ulysses. Er war einst mit dem Menelaus als Gesandter zu Troja, der Helena wegen.

„Sie wurden in meinem Pallaste" spricht der weise Antenor, „freundschaftlich bewirthet, und ich lernte beider Gemüth und Einsichten kennen. Als sie in der Trojaner Versammlung erschienen, ragten, wenn beide standen, des Menelaus breite Schultern hoch hervor; aber wenn sie saßen, prägte Ulysses mehr Ehrfurcht ein. Als sie nun zu reden begonnen und ihre Rathschläge hören ließen, war Menelaus Vortrag kurz und nachdrucksvoll, wenig Worte, aber sehr deutlich, ohne Wortgepränge und allezeit treffend, obgleich er an Jahren der jüngere war. Aber wenn der weise Ulysses sich erhob, stand er, schlug die Augen nieder zur Erde, bewegte seinen Scepter nicht rückwärts noch vorwärts, sondern hielt ihn unbeweglich, wie ein ungelehrter Mann. Du hättest ihn für blöde und geistlos gehalten. Aber wenn er die mächtige Stimme aus seiner Brust zu erschallen begann, und Wort auf Wort wie Schneegestöber an einem Winterabend unablässig sanken, da hätte es kein Sterblicher mit dem Ulysses aufgenommen, und wir bemerkten nicht mehr Ulysses Leibesgestalt." Hr. Bitaubé übersetzt:

„Ma maison fut leur demeure; tous deux avec un différent mérite attiroient notre attention. Étoient ils debout, Ménélas imprimoit plus de respect par la hauteur de sa taille; les voyoit-on assis, on trouvoit dans Ulysse quelque chose de plus vénérable. Quand le Roi de Sparte faisoit valoir ses droits dans le conseil, il ne s'égaroit pas en longs discours, mais ses paroles étoient pleines de force. Lorsqu' Ulysse se levoit pour parler à son tour, ses yeux attachés à la terre, son sceptre immobile, tout annonçoit de l'embarras; mais à peine avoit-il ouvert la bouche et fait entendre sa voix sonore, que ses expressions sortoient en foule comme une grêle abondante; on oublioit alors son extérieur, moins imposant; l'on n'étoit frappé que de sa vive éloquence."

Es ist unnöthig, lange zu kritisiren. Wir müßten unsern Lesern nicht den geringsten Geschmack zutrauen, wenn wir ihnen erst noch beweisen wollten, daß diese vortreffliche Stelle in der Übersetzung Leben und Anmuth verloren hat.

Folgendes herrliche Selbstgespräch aus dem [illegible] Buche hat Hr. Bitaubé gleichfalls ziemlich verändert. Die Trojaner hatten sich alle in die Stadt gerettet. Hector allein bleibt draußen, ob ihn gleich Priamus und Hecuba von der Mauer herab mit Thränen beschworen, dem Heere zu folgen. Der furchtbare Achilles kömmt auf ihn zu; er steht, lehnt seinen Schild an einen hervorragenden Thurm und überlegt: „was fange ich an? gehe „ich hinein in die Stadt, so wird vornehmlich Polydamas mich „mit gerechten Vorwürfen [illegible]. In jener heillosen Nacht, da der „edle Achilles wieder zu streiten begann, rieth er mir, die Tro- „janer zurück in die Stadt zu führen; aber ich gehorchte ihm „nicht, dem heilsamen Rathgeber! mein thörichter Eigensinn hat „das Volk hingerichtet. Welche Schande vor den Augen der „Bürger und edlen Matronen, wollte mancher Geringere, Ver- „zagtere als ich, einst nachsagen: Hector vertrauete zu sehr auf seine „Stärke und opferte das Volk auf. O wie würde ich mich als- „dann zurück nach der Stadt wünschen, mit Achilles einen Kampf zu „wagen! ich kehrte als Sieger über den Achilles zurück, oder ich „stürbe hier vor der Vaterstadt rühmlich unter seinen Händen. „Wie aber, wenn ich meinen Schild niederlegte und den mächtigen „Helm, lehnte meine Lanze hin an die Stadtmauer, ginge dem „tapfern Achilles entgegen, verspräche, ihm [illegible] die Helena „sammt allen Schätzen auszuliefern, welche Paris in den Schif- „fen mit nach Troja brachte; und theilte überdies aus dem Vermö- „gen der Stadt zu vertheilen? Ihnen müßten meine Mitbür- „ger, durch Eid verpflichtet, die Hälfte des reichen Vorraths „getreulich zutragen, [illegible] (2). Aber was wähne „ich? wenn ich mich hingebe und flehe, wird er sich erbarmen, „wird er verschonen? Tödten wird er mich Waffenlosen wie ein „verzagtes Weib, wenn ich hier meine Waffen ablege. Wohlan! „jetzt ist die [illegible] [illegible] vom Eichbaum und vom Felsen, „wie die Mädchen und Jünglinge pflegen) einander zu erzählen. „Jünglinge und Mädchen mögen sich unterhalten; hier muß ein „Zweikampf entscheiden, und bald sollen wir erfahren, wem „Jupiter Heldenruhm beschieden." So weit Homer; man sehe nunmehr, ob er in der Übersetzung des Herrn Bitaubé noch zu erkennen ist? „Rentrerai-je dans ces murs? mais les Troyens „m'y couvriroient de reproches; Polydamas me blâmeroit „d'avoir combattu sans ses avis; c'est Hector, diroient les „plus lâches, c'est Hector qui par sa valeur téméraire a perdu

„l'armée. Non, ne nous montrons aux Troyens qu'avec „les dépouilles de leur redoutable adversaire, ou terminons „sous leurs yeux ma destinée par une mort glorieuse. — „Cependant si je proposois la paix au fils de Pélée, si j'ap„paisois son courroux par l'offre d'Hélène, de ses trésors et „de ceux de Troye? — Mais quelle indigne crainte s'empare „de mon coeur? est-ce à moi de lui parler en suppliant? „et quand je pourrois m'abaisser jusqu'à la prière, puis-je „espérer de l'adoucir, lui qui ne respire que fureur et que „vengeance? Non, il n'est plus entre nous de traité, et le „sang seul peut assouvir une telle haine. Ne tardons plus „à combattre, et voyons qui de nous Jupiter veut couron„ner de gloire." — Wir enthalten uns auch hier der unnöthigen Vergleichung, und begnügen uns mit folgender Anmerkung. Hr. Bitaubé glaubt vermuthlich die Ehre des Hektor gerettet zu haben, indem er ihn sagen läßt: welche unwürdige Furcht bemeistert sich meines Herzens? soll ich mich zu flehen herablassen? wovon in dem Originale keine Silbe angetroffen ist. Wir wünschten aber, daß solche Stellen, welche Gesinnungen und Charaktere betreffen, in der Übersetzung mit der größten Gewissenhaftigkeit beibehalten werden mögen. Der Hektor des Homer würde, wie es scheint, sich keinen Augenblick bedenken, dem Achilles fußfällig den Frieden anzutragen, wenn er sein Vaterland dadurch hätte retten können. Seine Ehre kommt mit der Schuldung der Trojaner in keine Vergleichung. Der einzige Grund, der ihn vom Flehen abhält, ist dieser: ich werde nichts damit ausrichten. Wenn eine solche Gesinnung in unsern Tagen vorzugt heißt, so sind wir zu bedauern. Und wenn wir auch Recht hätten, so sollte der Übersetzer nicht unsere Art zu denken dem Homer aufdringen.

Kleinere Nachlässigkeiten übergehen wir aus Mangel des Raums. Wir haben sogar in der Übersetzung einige Antithesen angetroffen. Achilles antwortet dem Hektor: „la discorde qui „règne entre le loup et l'agneau, entre le lion et l'homme, „voilà nos seuls traités." Dieses voilà nos seuls traités ist ein Zusatz des Übersetzers. Ingleichen in den letzten Worten des sterbenden Hektors: „je connoissois la dureté pour espérer de „la vaincre; mais un jour Apollon sera mon vengeur, et „percera ce coeur inflexible." An solchen pathetischen Stellen macht der Witz eine sehr verächtliche Figur.

Überhaupt, möchten wir sagen, sind dem Hrn. Vitaubé die Stellen, in welchen starke Gesinnungen und Heroismus herrscht, fast alle mißlungen. Er ist nicht genug in den Charakter der Zeiten eingedrungen, die Homer beschreibt, und ist allzu sehr für das gesittete und galante Wesen der Neuern eingenommen: als daß er an jenem rauhen Heldenmuthe, an jenen starken und fast noch wilden Gesinnungen, die eine wahre Zierde der Epopeen sind, Geschmack finden könnte. Er hat das Herz nicht einmal, in einer Verwünschung das Agamemnon wider denjenigen, welcher den Bund brechen wird, zu sagen: sein und seiner Kinder Gehirn zerfließe an der Erde, wie dieser Wein; er setzt: que son sang etc. — Hingegen ist er in denjenigen Stellen im Homer, wo Zärtlichkeit der Empfindungen herrscht, glücklicher gewesen; und von dieser Seite ist seine Übersetzung beinahe der Popischen gleich zu schätzen. Da es ihm weder an Gefühl, noch an der Gabe des Ausdrucks fehlt, so hat er allenthalben, wo ihn die Verschiedenheit der Zeiten nicht auf Irrwege geführt hat, seinem Originale Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Wir begnügen uns, folgende sehr schwer zu übersetzende Stelle aus dem 22sten Buche zum Beispiel anzuführen: „Malheureux Hector! malheu„reuse Andromaque! Hélas! le même astre éclaira notre „fatale naissance, et le destin devoit unir nos disgraces. „Priam! Étion! père infortuné d'une fille plus infortunée „encore, pourquoi nous avez-vous donné le jour? cher „époux! tu descends dans les abîmes sombres, demeure af„freuse de la mort, et tu me laisses abandonnée dans le „deuil, en proie à la douleur la plus profonde? il ne me „reste qu'un fils, fruit malheureux de notre amour, un fils „qui n'a plus de père à l'abri duquel il puisse croître, et „qui ne sera point l'appui de son père. Quand même il „échapperoit au fer destructeur, que de dangers assiégeront „son enfance! Le même jour qui fait un orphelin, le dé„pouille de ses protecteurs et de son héritage*): Astyanax „ne se montrera que le front baissé, l'oeil humide de lar„mes: il implorera le secours des amis de son père, et se „verra rebuté; va, lui diront-ils, ton père ne partage plus „nos fêtes. Alors il viendra pleurer dans les bras de sa „mère délaissée; et cet enfant, l'objet continuel de notre

*) C'est le langage de la douleur qui exagère.

„tendresse, cet enfant nourri sur les genoux d'Hector, et „qui dormoit sur le sein d'Andromaque, ne pourra trouver „d'asyle contre l'insulte et les mépris. A quoi lui servira „le nom d'Astyanax*), noth glorieux que lui mérita la va„leur de son père? Car, Hector, tu défendois seul nos „murailles; tu les défendois, et dans ce moment un barbare „ennemi te traîne dans la poussière! C'est donc en vain „que j'avois préparé tant de vêtemens précieux pour ton „triomphe; je ne t'en verrai point décoré: ah, je veux les „livrer aux flammes! vaine image d'une pompe funèbre! „bucher stérile, le seul qu'il nous soit permis de t'ériger!"

So übersetzt Hr. Bitaubé, wo ihn der Modegeschmack nicht von der Bahn seines Originals abführt. Welche vortreffliche Übersetzung würde er geliefert haben, wenn er keine so unbiegsame Sprache und keinen so verzärtelten Geschmack vor sich gehabt! wir wagen es hinzuzusetzen: wenn er den Homer ins Deutsche übersetzt hätte! Unsere Sprache hat zur Übersetzung überhaupt, und besonders zur Übersetzung der Alten, sehr merkliche Vorzüge; und wenn es nicht an unsern Übersetzern liegt, so ist es fast unbegreiflich, warum wir noch so wenig gute Übersetzungen aus den Alten in unserer Sprache besitzen.

An Übersetzungen der Dichter mangelt es noch völlig, und einige prosaische Schriften haben das Unglück gehabt, Pedanten in die Hände zu fallen, die getreulich alle Worte, aber den Geist nicht übersetzen. Laßt uns ja auf unsere Litteratur nicht trotzen, so lange wir noch den ersten Schritt zur Cultur des Geschmacks nicht gethan haben; so lange wir die Alten noch nicht übersetzt haben; so lange einem deutschen Liebhaber der Litteratur, welcher die Sprache der Alten nicht versteht, Schwarz für Virgil, Lieberkühn für Theokrit, und Reiske für Demosthenes gelten muß.

Seit einiger Zeit verspricht man uns aus der Schweiz eine Übersetzung des Homer in Hexametern. Der Übersetzer des euripidischen Theaters liefert uns am Ende der Phönicierinnen eine Stelle aus dem dritten Gesange der Ilias zur Probe, und giebt „dem Publico die angenehme Versicherung, daß man die Über„setzung der ganzen Ilias von eben dieser Hand zu gewarten „habe, und ein grosser Theil derselben zum Drucke bereits fertig „liege." So viel man aus der Probe urtheilen kann, scheint

*) Astyanax signifie proprement: Roi; défenseur de la ville.

der Übersetzer sein Original zu verstehn, aber seine Muttersprache desto weniger. Nicht den mindesten Begriff muß er haben von der Schönheit des Ausdrucks in der deutschen Sprache, da er niemals wählt, niemals ausbildet; sondern allezeit die ersten die besten Worte stehen läßt, welche nur halb den Sinn ausdrücken. Diese zwingt er zusammen, und läßt sie Hexameter werden, sie mögen sich noch so sehr sträuben. Unsere Leser haben die Charaktere des Menelaus und Ulysses in französischer und deutscher Prosa gelesen. Hier sind sie in deutschen Hexametern!

Ich empfleng und küßte dieselben als Gäste in meiner
Wohnung, und lernte beyder Gemüth und Rathschläge kennen.
Wenn sie in der Trojaner Zusammenkünften erschienen,
Traf im Stehn Menelaus mit breiter Lenden-Gestalt vor.
Sassen sie aber, so schien Ulyß von edlerer Würde.
Wenn sie alsdenn mit dem Volk in Gespräch und Berathschlagung traten,
Redete Menelaus, von Punct zu Puncte forteilend,
Zwar mit Kürze: Doch lieblicher Kraft: Den Wortschmuk verschmäht' er,
Und berührte nie fehlend den Zwek, obgleich noch der Jüngre.
Wenn denn aber Ulyß sich erhob, an Rath unerschöpflich,
Stand er, die untergeschlagenen Augen am Boden geheftet,
Und bewegte weder zurük, noch vorwärts den Scepter;
Sondern hielt ihn ganz steif, als wär's ihm zu neu und zu schwierig;
Oder als wär' er bethört, und seiner Sinne nicht mächtig.
Aber wenn itzt aus der Brust scharftönend die Stimme hervordrang,
Und die Reden, den winterergossenen Schneeflokeu ähnlich,
Alsdenn hätte kein Sterblicher mehr mit Ulyssen gestritten.
Damals vergassen wir seine Gestalt, wie itzt, zu bewundern.

Wir überlassen es den strengeren Kunstrichtern, alle kleine Fehler und Nachlässigkeiten in dieser hexametrischen Übersetzung, „von Punkt zu Punkt forteilend", zu rügen. Unsere Leser mögen dem Gehör nach urtheilen, ob die sogenannten Verse wohlklingen; ja ob sie für Einen, der nicht sonst etwa schon weiß, was der Dichter sagen will, gar verständlich sind. Eine solche Übersetzung des Homer könnte unserm Publikum den Geschmack an der Dichtkunst der Alten völlig benehmen. Zeichnung und Ausdruck leiden entsetzlich unter einem so unausgesuchten Colorit; und kaum bleibt noch etwas von der Disposition und Erfindung zu erkennen.

Auch von Magdeburg aus scheint man auf eine Übersetzung des Homer, gleichfalls in Hexametern, Hoffnung zu machen. „Der Greis" legt uns in seinem 107ten und 114ten Stücke

einige Proben davon vor, dabei er aber, wie er versichert, nur die Absicht hat, einige Leser mit dem ältesten Denkmale des menschlichen Verstandes bekannt, und — woran wohl Niemand gedacht hätte — „auf die Messiade wieder ein wenig aufmerksam zu machen". Dieses ist ihm auch meisterhaft gelungen; denn er zeigt eine so elende Übersetzung des Homer, daß die Leser nicht nur die erhabene Poesie eines Klopstock, sondern sogar die Prosa „des Greises" lieber lesen möchten; so daß „der Greis" auch nicht umhin kann, den größten Theil seiner Leser um Geduld und Verzeihung zu bitten, daß er ihnen noch ein Blatt mit dem Homer verdirbt. Wir begnügen uns, nur einige Verse aus der Übersetzungsprobe anzuführen:

Singe, Göttinn den Zorn, Achilles des Pēlēiden,
Der in tausendfachs Weh, Achajas Völker versenkte.
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erschlagen zum Orkus
Stürzt', und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen gab; Zevs Rathschluß ging zur Vollendung;
Denn er erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme
Zwischen der Könige Haupt, Agamemnon, und zwischen Achilles.
Wer vom Olymp entflammte sie aber zu wütenden Worten? u. s. w.

„Schaaren gewaltiger Krieger hinab zum Orkus stürzt', und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube"; was für ein unverständliches Gewäsche! Homer sagt mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Bestimmtheit: „die tapfern Seelen der Helden hinab in den Orcus, sie selbst (ihre Leiber) aber den Hunden zum Raube hingab, und dem sämmtlichen Geflügel". — „Wer vom Olymp entflammte" u. s. w.? Hat der Übersetzer nicht so eben gesagt: „Zevs erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme"? (wir sagen: der Übersetzer; denn der Grieche weiß nichts davon.) Oder macht er etwa einen Unterschied zwischen der Flamme des Groll Erregens und zu wüthenden Worten Entflammens, daß Jupiter jenes, sein Sohn aber dieses gethan haben kann? Oder hat er sich die Mühe nicht geben wollen, wenigstens die ersten zehn Zeilen seines Originals recht zu verstehn, und will den Homer in Hexameter übersetzen? Man muß erstaunen, wenn man die Entschlossenheit sieht, mit welcher unsere jungen Leute alles unternehmen, und unsere alten Kunstrichter alles loben, alles aufmuntern; und dieses thun doch wirklich sehr oft Kunstrichter von nicht gemeinen Einsichten. — Wer sagt uns aber, was folgende zwei Reihen wohl bedeuten?

Und der erhabne Stab mit der Wiedergabe Talenten
Neigte die Häupter all des Vaters Flehn zu gewähren.

Nur immer den Homer aufgeschlagen! das Original muß gar oft der Übersetzung zum Commentar dienen. Es soll heißen: „nun waren es zwar alle übrigen Achäer zufrieden, dem Priester Hochachtung zu bezeigen, und die glänzenden Lösegelder anzunehmen“. Wenigstens stehen die Worte an der Stelle, wo der Deutsche jene unverständliche Zeilen hingesetzt hat; denn, die Wahrheit zu gestehn, will hier der Commentar nicht zureichen, und wir wissen noch nicht, was, „der Wiedergabe Talenten“ u. s. w. sei?

So begierig das deutsche Publikum nach einer Übersetzung des Homer ist, so gern wird es noch Jahre in Geduld stehen, wenn unsere besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiß und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen, wenn ja eins seyn muß, lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen bessern Übersetzer verderben. Denn so scheint es uns beinahe mit allen classischen Schriftstellern aus dem Alterthum zu gehn. Wir haben so lange, so laut und so sehnlich gewünscht, sie in unsere Sprache übersetzt zu sehen, daß die Übersetzer geglaubt haben, wir könnten durchaus nicht länger warten. Nun erscheinen sie plötzlich alle nach einander übersetzt; und alle nach einander werden sie bessern Übersetzern aus den Händen gerissen, und verdorben. Will keiner von unsern großen Virtuosen die Arbeit allein übernehmen, weil sie gewiß keinem Deutschen so reichlich belohnt wird als einem Pope, so wünschten wir unsere besten Köpfe mit vereinigten Kräften an diesem Werke arbeiten zu sehen. Es sollte wohl nicht an 24 Männern fehlen, deren jeder ein Buch aus der Iliade mit Gemächlichkeit übersetzen könnte. Das wäre dem Publikum gleich viel, ob sie in Reime, in Hexameter, oder gar in Prosa übersetzen wollten. Wenn sie sich nur vereinigen, nach einem Plane arbeiten, und sich einander die Schwierigkeiten wollten erleichtern helfen; wir würden gewiß mit unsern Übersetzungen die Ausländer neidisch machen, und es gar nicht zu bereuen Ursach haben, daß wir etwas später kämen.

Wir erinnern uns zwar, daß bereits im Jahre 1754 die Ilias und die Odyssee von einer Gesellschaft gelehrter Leute den deutschen Lesern mitgetheilt, und zu Frankfurt und Leipzig in groß 4° sauber gedruckt worden sind. Allein diese Übersetzung ist bloß zum Behuf der allgemeinen Reisen veranstaltet worden,

daher die Überſetzer auch den Homer bloß als einen Geſchichts- und Reiſebeſchreiber angeſehn haben. Sie theilen ſeine beiden Heldengedichte, wie ihre übrigen Reiſen, in §§ ein, und ſtimmen ſeinen Ton ziemlich zu gemeinen Reiſebeſchreibungen herunter. Wo wir nicht irren, ſo haben ſie mehr aus der Überſetzung der Dacier, als aus dem Griechiſchen überſetzt; und zu der Abſicht, die ſie hatten, reicht die Überſetzung der Dacier wirklich hin. Um die Schönheiten des Homer war es dieſen Überſetzern gar nicht zu thun. Sie erlauben ſich die niedrigſten Redensarten, pöbelhafte Sprichwörter ſogar. Agamemnon ſagt vom Achill: „er „will überall den Meiſter ſpielen; alles will er freſſen". Dieſer antwortet: „Ich müßte der verzagteſte Kerl von der Welt ſeyn. — „Ich werde des Weibesſtücks wegen — nicht den geringſten „Lumpen" —. Die große Juno ſpricht zum Jupiter: „was iſt „denn das für Manier mit mir ſo zu ſprechen?" — „Unruhige „und naſeweiſe Göttinn! verſetzte der Herr und Meiſter des „Donners — ſie ſetzte ſich nieder und ſchwieg ſtockſtille." Die von den Alten ſo ſehr geprieſene, ſo oft nachgeahmte Beſchreibung im erſten Buche der Iliade, wie Jupiter der Thetis zugewinkt: „Er ſprach's, und mit ſchwarzen, majeſtätiſchen Augenbraunen „winkt' er das göttliche Zeichen ihr zu. Die ambroſialiſchen „Haare des Weltbeherrſchers wallten um ſein unſterbliches Haupt, „und der große Olymp erbebte"; dieſes erhabene Gemälde verwandeln unſere Reiſebeſchreiber in folgende höchſt poſſierliche Ungereimtheit: „zu gleicher Zeit geſchah das Zeichen mit ſeinen „fürchterlich zuſammengezogenen ſchwarzen Augenbraunen. Die „Haare fingen an, dem unſterblichen Kopfe des Gottes zu Berge „zu ſtehen, und der ganze Olympus erſchütterte."

Wir geſtehen gleichwohl, daß wir dieſe Überſetzung mit allen ihren Fehlern lieber leſen wollten, als eine ungerathene verſificirte. Das Platte und Niedrige mißfällt ſo ſehr nicht, als das Schielende, Unbeſtimmte und Falſche. An der Stelle, wo dieſe Überſetzung das Niedrige vermieden, hat ihr Ausdruck ſogar zuweilen eine gewiſſe Natur und Einfalt, welche an einer Überſetzung des Homer nothwendige Eigenſchaften ſind. Allein die große Schwierigkeit iſt, dieſe Natur mit Würde und Anſtand zu verbinden, und dieſe bäueriſche Einfalt in die homeriſche Naivetät zu veredlen.

Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein. durch J. H. Lambert. Erster Band. Leipzig, bey Johann Wendler, 1764.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 3. Stück 1. 1766. S. 1—23.)

Wir zeigen unsern Lesern hiermit ein Werk an, das, so kaltsinnig ihm auch von einigen Recensenten begegnet worden, in unsern Augen eines der vortrefflichsten ist, welche in diesem Jahrhundert zum Vorschein gekommen sind. Nachdem man sich lange genug begnügt, den erworbenen Bezirk von der Kunst zu denken bald bequemer, bald nützlicher einzutheilen, und hier und da eine Verbesserung im Kleinen vorzunehmen; so war es Zeit, daß einmal wieder ein Eroberer aufstand, der diesen Bezirk selbst erweitert; ein schaffendes Genie, das zu den Gränzen spricht: entweichet! und sie entweichen. Solche erfindsame Geister machen alsdann in der Geschichte der Wissenschaft Epoche. Aristoteles, Baco, Locke und Wolf haben die Gesetze, denen wir im Denken und Schließen von Natur folgen, ins Licht gesetzt und in ein regelmäßiges System gebracht; der Grieche mit ungemeiner Subtilität, aber ohne hinlängliche Rücksicht auf den Nutzen und Gebrauch, welcher davon in Erforschung nützlicher Wahrheiten zu machen ist. Unter den Händen seiner Nachäffer ist endlich die Vernunftlehre in eine bloße Schulübung ausgeartet. Baco, der mit Adlerblicken das Gebiet aller Wissenschaften übersehen, und ihre Mängel und Vollkommenheiten zu schätzen gewußt hat, verwarf die Syllogistik mit ihren Spitzfindigkeiten, und lehrte den Gebrauch der Vernunft in Erforschung der Natur und daraus zu ziehenden Inductionen. Da er mit einer Reformation aller Wissenschaften umging, so war es ihm nicht um Argumente, sondern um neue Grundsätze zu thun, welche zu der Wahrheit führen; und diese konnte er nicht leichter finden, als durch Hülfe der Induction. — Locke bemühete sich, der menschlichen Vernunft ihre Gränzen anzuweisen, die sie, ohne sich zu verirren, nicht überschreiten könnte. Er ging nicht sowohl auf Erfindung der Wahrheit aus, als auf Prüfung und Unterscheidung derselben

vom Irrthum. Wolf machte sich seine große Einsicht in die Seelenlehre zu Nutze, um dadurch in der Vernunftkunst ein neues Licht anzuzünden; und einige Winke, welche ihm Leibnitz gelegentlich gab, thaten ihm hierin nicht geringe Dienste. Er setzte die verachtete Syllogistik wieder in ihre alten Rechte ein, und in der Lehre von der Methode hat er alle seine Vorgänger übertroffen. Er machte Hoffnung auf eine Erfindungskunst und Logik des Wahrscheinlichen, aber diese war sehr entfernt. Er wollte vorher sein großes System vollenden; dieses aber war so weitläuftig angelegt, und er selbst ward in seinem Alter so weitschweifig, daß ihm Gott ein mehr als menschliches Alter hätte geben müssen, wenn seine Versprechungen hätten erfüllt werden sollen. An eine allgemeine Theorie der Erscheinungen, und wie solche von Realitäten zu unterscheiden, ist bisher kaum gedacht worden. Malebranche hat in seinem Werke von Untersuchung der Wahrheit einige zu dieser Lehre gehörige vortreffliche Betrachtungen; allein so viel wir wissen, sind sie noch von keinem Lehrer der Logik mit Nutzen gebraucht worden. Von der Kunst, die Wahrheit zu bezeichnen, und ihren allgemeinen Regeln hat man uns auch bisher nur sehr wenig gesagt.

Herr Lambert, der sich in andern Werken der Welt schon als Erfinder gezeigt, läßt in diesem Werke alle seine Vorgänger hinter sich. Er wagt bei allen Gelegenheiten kühne Schritte in das Gebiet der Erfindungskunst, handelt die Lehre von der Bezeichnung in ihrer größten Allgemeinheit ab; und in die Lehre vom Schein bringt er mit solcher Scharfsichtigkeit ein, daß, wenn er sie gleich nicht erschöpft, man die vornehmsten Grundsätze derselben für erfunden halten kann. In der Syllogistik selbst, auf einer Bahn, welche so oft betreten worden, daß man der Mühe kaum mehr werth geachtet, sich auf derselben umzusehn, legt er fast keinen Schritt zurück, ohne Entdeckungen zu machen; und die dornigsten Subtilitäten verwandelt sein Genie in fruchtbare Wahrheiten. Hätte sich Hr. Lambert nur noch beflissen, Mangel der Deutlichkeit im Vortrage und Nachlässigkeit in der Schreibart, die das Lesen seines Organons beschwerlich machen, zu vermeiden; so würde es, wir zweifeln nicht, mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen worden seyn, und alle Werke dieser Art von den hohen Schulen und aus den Händen der Liebhaber verdrängt haben. Wir sagen: Nachlässigkeit in der Schreibart; denn man sieht, daß Hr. Lambert die Sprache in seiner Gewalt

hat, und sich nur um die Einkleidung zu wenig bekümmert. Jedoch wir halten uns bei dem Äußerlichen nicht auf. Der Plan, welchem Hr. Lambert gefolgt ist, besteht in folgenden vier Fragen, die er sich selbst vorgelegt hat:

„1) Ob es dem menschlichen Verstande an Kräften fehle, „ohne vieles Straucheln auf dem Wege der Wahrheit sicher und „gewiß zu gehen?

„2) Ob demselben die Wahrheit selbst nicht kenntlich genug „sei, um sie nicht mit dem Irrthum zu verwechseln?"

Diese Frage ist, dem ersten Anblicke nach, von der ersten nicht genug unterschieden. Wie kann der Mensch auf dem Wege der Wahrheit sicher und gewiß gehen, wenn er nicht hinlängliche Kennzeichen hat, sie vom Irrthum zu unterscheiden? Eine kleine Änderung im Ausdrucke würde die Sache verständlicher machen. Hr. Lambert fragt eigentlich: 1) hat der menschliche Verstand die gehörigen Kräfte, aus einer gegebenen Wahrheit andere mit Gewißheit zu folgern? 2) giebt es hinlängliche Kennzeichen, die vorauszusetzenden Wahrheiten selbst vom Irrthum zu unterscheiden? Diese beiden Fragen sind verschieden genug; jene sucht Argumente, diese Grundsätze.

„3) Ob die Sprache, in die er die Wahrheit einkleidet, durch „Mißverstand, Unbeständigkeit und Vielbeutigkeit sie unkenntlicher und zweifelhafter mache, oder andre Hindernisse in den Weg lege?

„4) Ob sich der Verstand durch den Schein blenden lasse, „ohne immer zu dem Wahren durchdringen zu können?"

Um auch diese Frage etwas deutlicher von der ersten und zweiten zu unterscheiden, könnte man sie folgendergestalt ausdrücken: wenn eine Erkenntniß den Schein der Wahrheit für sich hat, wie verhält sich dieser zur Gewißheit und wodurch ist er von derselben zu unterscheiden? Nach diesen vier Fragen, sagt Hr. Lambert in der Vorrede, entstehen auch vier Wissenschaften, deren sich der menschliche Verstand als eben so vieler Mittel und Werkzeuge bedienen muß, wenn er mit Bewußtseyn das Wahre als wahr erkennen, vortragen und vom Irrthum und Schein scheiden will.

Die erste nennt er Dianoiologie, oder die Lehre von den Gesetzen des Denkens; die zweite Alethiologie, oder die Lehre von der Wahrheit, in so weit sie dem Irrthum entgegengesetzt ist; die dritte ist die Semiotik, oder die Lehre von der Beziehung der Gedanken und der Dinge; und endlich die vierte: Phänomeno-

logie, oder die Lehre von dem Scheine, und den Mitteln, denselben von der Wahrheit zu unterscheiden. — Wir werden uns begnügen, unsern Lesern für dieses Mal von dem ersten Theile, der die ersten beiden Wissenschaften in sich faßt, einige Nachricht mitzutheilen, und versparen das Übrige auf das folgende Stück der Bibliothek. Die Wichtigkeit der Materie nöthigt uns zu einiger Weitläuftigkeit.

Die Methode des Hrn. Lambert ist nicht, wie Wolf gethan, gleich Anfangs die strengsten und bis zur Genauigkeit richtigen Erklärungen vorauszuschicken und aus denselben seine Folgerungen zu ziehen; sondern er folgt hierin mehr dem Bülfinger, sammelt die üblichen Redensarten, erläutert sie eine durch die andere, und zergliedert die in denselben vorkommenden Begriffe so lange, bis sie dem Leser deutlich werden und ihre Fruchtbarkeit zu erkennen geben. So findet man in dem ersten Hauptstücke, von den Begriffen und Erklärungen, gleich §. 1. die Redensart eine Sache begreifen mehr durch gleichgeltende Redensarten erläutert, als nach der Strenge erklärt; allein Hr. Lambert räsonnirt mit seinem Leser über die gemeinen Begriffe so lange, bis sie ihm von selbst deutlich werden; und sodann führt er ihn zu den abstractesten Lehren mit sich fort, und zeigt den Nutzen und den Gebrauch davon in den höhern Wissenschaften. In diesem Hauptstücke unterrichtet Hr. Lambert, wie man die gemeinsamen Merkmale der Dinge von den besondern und eigenthümlichen unterscheidet und dadurch zu allgemeinen Begriffen gelangt; auch wie man sich von ihrer Möglichkeit, Vollständigkeit, Richtigkeit und Wahrheit überzeugen kann. Die beständige Anwendung der vorkommenden Sätze auf die höheren Wissenschaften macht diese so oft bearbeitete Materie wiederum neu und interessant. Bei Gelegenheit der veränderlichen und fortdauernden Merkmale, die Hr. Lambert §. 21 u. flgd. nur mit kurzen Worten berührt, können wir nicht umhin, unsere Leser auf die letztlich herausgekommenen Nouveaux essais sur l'entendement humain, in den Oeuvres posthumes de Mr. Leibniz, zu verweisen, wo diese Materie mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt worden, die völlig befriedigend ist, auch nicht die geringste Dunkelheit zurückläßt.

Das zweite Hauptstück, von den Eintheilungen, enthält neue, sehr wichtige Betrachtungen über die Art und Weise, wie die Begriffe in Gattungen und Arten eingetheilt werden. Der Verf.

ist, was die Zergliederung der Begriffe und der Methode betrifft, wie er in der Vorrede gesteht, meistens dem Wolf gefolgt; aber, wie es einem philosophischen Genie ansteht, indem er sich einen eigenen Weg bahnt, um zuletzt auf eben die Resultate zu kommen. So hat es Wolf selbst mit Tschirnhaus gemacht, dem er einen nicht geringen Theil seiner Lehre von der Eintheilung der Begriffe zu verdanken hat.

„Die Theorie der Fragen", sagt Hr. Lambert in der Vorrede, „welche ich für so erheblich ansehe, als die Theorie der „Sätze, veranlaßte mich, die Aufgaben und Postulata nach den „Mustern zu definiren, die uns Euclid gegeben, und sie so gar „in theoretische und practische einzutheilen, als die Sätze in solche „zwo Arten eingetheilet werden können. Hierinn gehe ich von „Wolfen in Absicht auf die Sache selbst ab." Wir haben in dem dritten Hauptstücke, das von den Urtheilen und Fragen handelt, keine eigentliche Erklärung, was Hr. Lambert unter Fragen oder Aufgaben (er scheint zwischen Fragen und Aufgaben keinen Unterschied gelten zu lassen, als daß jene auch Postulata mit begreifen) versteht, finden können. Wenn es § 156 heißt: „eine „Frage auf ihre einfachste Form gebracht, hat nur zween Be„griffe, und von diesen ist der eine nothwendig ein Verbum oder „Zeitwort. Z. E. eine Linie ziehen; ein Verhältniß finden; eine „Höhe messen;" u. s. w.: so ist diese Erklärung für's erste mehr grammatisch als logisch. Sodann sagen wir auch im Deutschen: eine Linie zu ziehn, eine Höhe zu messen u. s. w.; dergestalt, daß es eigentlich nur abgekürzte Redensarten zu seyn scheinen, die so viel heißen sollen, als: man verlangt, heischt, will wissen u. s. w., eine Linie zu ziehn, eine Höhe zu messen; ohne daß es nöthig sei, mit dem Hrn. Lambert den Infinitivis oder sonst einem Modo das eigentliche Amt anzuweisen, die Fragen dadurch anzudeuten. Die Euclidischen Forderungen lassen sich alle auf dergleichen abgekürzte Redensarten reduciren, als nämlich: man heischt, 1) von jedem Punkt zu jedem andern eine gerade Linie zu ziehn; 2) eine endliche gerade Linie gerade fortzuziehn; 3) aus jedem Mittelpunkt und jedem Zwischenraum einen Zirkel zu ziehn u. s. w. Wenn wir das eigenthümliche Merkmal einer Frage festsetzen wollen, so werden wir finden, daß in derselben zu einem unvollständigen Satze dasjenige gesucht wird, was ihm fehlt: es sei solches das Subject, Prädicat, die Verbindung, oder Bedingung, unter welcher das Prädicat dem Subject zukommt.

Die Möglichkeit, dieses fehlende Stück zu ergänzen, wird in einer Frage verlangt, oder schlechterdings vorausgesetzt. Hr. Lambert hat gleichwohl noch immer Recht, die Aufgaben in theoretische und practische einzutheilen, nachdem das in der Aufgabe Gesuchte, wenn es gefunden wird, in der Verbindung mit dem Gegebenen einen theoretischen oder practischen Satz ausmacht; d. h., wie Hr. Lambert § 158, 159 die Sache gar wohl erläutert: nachdem die Auflösung entweder nur ein für allemal gefunden werden darf, oder in jedem vorkommenden Fall die vorgeschriebene Verrichtung wiederholt werden muß. Allein die Sache genau zu nehmen, geht dieser Unterschied nicht sowohl die Frage, als die Antwort oder Auflösung an. Der vollständige Satz, welchen wir durch die Auflösung erhalten, kann, wie alle Sätze, bald theoretisch, bald practisch seyn. Die Aufgabe oder Frage hingegen setzt allezeit zum voraus, daß etwas geschehen, gefunden, gezogen, gemessen werden könne; Hr. Lambert sagt selbst § 161: „einer von den zweyen Hauptbegriffen", die in einer Aufgabe vorkommen, „muß nothwendig ein Verbum seyn, oder eine Handlung anzeigen"; und nach § 171 sind Postulata Handlungen, die an sich möglich sind. Hr. Lambert geht also in der Sache selbst nicht so sehr von Wolf ab, als er sich vorstellt. Der Unterschied liegt bloß in der willkührlichen Erklärung des Practischen. Wolf nennt die Heischesätze und Aufgaben practisch, weil dadurch angedeutet wird, daß etwas geschehen könne, daß eine gewisse Handlung möglich sei: Postulata sunt Propositiones quibus affirmatur aliquid fieri posse. Hierin stimmt Hr. Lambert mit ihm völlig ein; nur will er einen Satz nicht anders practisch nennen, als wenn er eine Verrichtung vorschreibt, die in jedem vorkommenden Fall wiederholt werden muß; da hingegen Wolf sich ausdrücklich erklärt, daß er einen jeden Satz, der aussagt, daß etwas geschehen könne oder daß eine Handlung möglich sei, practisch nennen wolle.

In dem Capitel von den einfachen Schlüssen trägt Hr. Lambert seine, unsern Lesern vermuthlich in etwas schon bekannte Erfindung vor, alle Schlußarten durch figürliche Zeichen vorzustellen, die so charakteristisch sind, daß sie alles, was auf eine zulässige Weise aus den Vordersätzen gefolgert werden kann, auf einmal vor Augen legen; auch daß nur die bündigen Sätze nach den Regeln dieser Beziehung construirt, die aber eine fehlerhafte Form haben, gar nicht gezeichnet werden können. Wenn dieß

Erfindung gleich vor der Hand keinen großen Nutzen verspricht, so kann sie speculativen Köpfen dennoch nicht gleichgültig seyn: da dieses der erste Schritt ist, den man zu thun hat, wenn dereinst eine allgemeine Bezeichnungskunst erfunden werden soll, um alle philosophischen Fragen auf eine Art von Berechnung reduciren zu können. Als eine merkwürdige Erscheinung in der gelehrten Welt verdient angeführt zu werden, daß zu gleicher Zeit Hr. Prof. Plouquet in Tübingen gleichfalls eine sinnreiche Bezeichnungsart von Schlußarten erfunden hat, die er unter dem Titel Calculum in logicis herausgegeben. Man sieht es sowohl an der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich diese beiden Weltweisen bedienen, als an ihren ganz von einander abweichenden Arten zu räsonniren, daß sie sich einander nichts weniger als ausgeschrieben, sondern ein jeder für sich auf den Einfall gekommen, eine logische Berechnungsart zu erfinden. Wir wagen es nicht zu entscheiden, welche von den beiden Erfindungen die bequemste oder sinnreichste sei. Es sind in dieser Materie einige Broschüren zum Vorschein gekommen, die wir noch nicht durchgelesen haben. Indessen schienen uns die Zeichen des Hrn. Lambert natürlicher und bedeutender zu seyn.

Hr. Lambert zeigt ferner den Nutzen und den Gebrauch der vier Schlußfiguren, und lehrt, bei welcher Gelegenheit jede derselben am natürlichsten und ungezwungensten angebracht wird. Wolf scheint das Dictum de omni et nullo für den einzigen Grund aller Schlüsse gehalten zu haben; und wie die erste Figur sich unmittelbar auf dieses Dictum gründet, alle übrigen Figuren aber erst durch Umwege daraus hergeleitet werden müssen, so hat er der ersten Figur die größte Evidenz zugeschrieben. Hr. Lambert hingegen zeigt, daß jede Figur ihr besonderes Dictum habe, welches ihr angemessen, und nicht weniger offenbar ist, als das Dictum de omni et nullo; daher sie denn alle von gleicher Evidenz und Bündigkeit sind. Er setzt:

1) für die erste Figur Dictum de omni et nullo: was von allen A gilt, gilt auch von jedem A;

2) für die zweite Figur Dictum de diverso: Dinge, die verschieden sind, kommen einander nicht zu;

3) für die dritte Figur Dictum de exemplo: wenn man Dinge A findet, die B sind; so giebt es A, die B sind;

4) für die vierte Figur Dictum de reciproco: 1) wenn kein M B ist, so ist auch kein B dieses oder jenes M; 2) wenn

C dieses B oder jenes B ist, oder nicht ist; so giebt es B, die C sind, oder nicht sind.

Daher, sagt Hr. Lambert, unterscheiden sich die vier Figuren auch in Absicht auf ihren Gebrauch; und wir bedienen uns, ohne daran zu denken, jeder Figur, da wo sie am natürlichsten ist: der ersten zu Erfindung oder Beweis der Eigenschaften eines Dinges, der andern zu Erfindung oder Beweis des Unterschiedes der Dinge, der dritten zu den Beispielen, und der vierten, um die Arten einer Gattung zu erfinden oder auszuschließen.

Um sich völlig zu überzeugen, daß alle Schlußfiguren von gleicher Evidenz sind, darf man sich nur vorstellen, daß sie alle unmittelbare Folgen aus der Classification unserer Begriffe sind. Wenn wir unsere Begriffe in Gattungen, Arten u. s. w. eintheilen, so können 1) die Merkmale einer jeden Classe von allem, was zu dieser Classe gehört, ausgesagt werden; der Grundsatz der ersten Figur. 2) Hingegen gehört was jenige nicht zu einer Classe, von dem die Merkmale dieser Classe nicht ausgesagt werden können; der Grundsatz für die zweite Figur. 3) Wenn ein niederer Begriff zu zwei höhern gehört, so laufen die Gränzen dieser höhern Begriffe in einander, und schließen einander nicht aus. Dieses ist der Grundsatz der dritten Figur; nur ist in den vermischten Schlüssen einer von den höhern Begriffen ein terminus infinitus. Denn wenn A sowohl C als B, oder sowohl C als non-B ist; so sind C und B nur C und non-B keine abgesonderte Abtheilungen eines höhern Begriffs, sondern einiges C ist B, oder einiges C ist non-B, oder auch umgekehrt. Endlich 4) ein höherer Begriff, der eine Gattung (nicht) einschließt, schließt auch die Arten dieser Gattung (nicht) ein, und wenn er die Art (nicht) einschließt, so schließt er auch einen Theil der Gattung (nicht) ein. Hierauf gründet sich die vierte Figur. Man kann alle diese Sätze in Einen zusammen fassen: Wir untersuchen 1) welche andere Begriffe in einem höheren enthalten, 2) welche davon ausgeschlossen sind, 3) welche andere Begriffe sich einander zum Theil selbst enthalten oder ausschließen, und endlich 4) wie sich die höheren Begriffe zu den niedern vom zweiten Range verhalten.

Wir haben uns bei dieser Betrachtung etwas länger aufgehalten, weil man gar zu sehr gewohnt ist, alle übrigen Schlußfiguren, außer der ersten, als unnütze Grübeleien zu betrachten,

und erst letzthin ein Schriftsteller von Verdienst eine eigene Abhandlung geschrieben hat, um ihre Entbehrlichkeit zu beweisen.

In dem 5ten Hauptstück handelt Hr. Lambert von den zusammengesetzten Schlüssen und den nächsten Umwegen in Schlüssen. Die Abzählung der einfachsten Umwege, deren man sich bedient, wo die einfachen Schlüsse nicht hinreichen wollen, und ihre Benennung durch bedeutende, gewissermaßen charakteristische Namen ist überaus sinnreich, wie nicht weniger die Anwendung davon auf die Schlußketten, welche Hr. Lambert mit der größten Genauigkeit durchgeht, ihre verschiedenen Arten von Verwicklungen anzeigt und auf logische Formeln reducirt. Was andere Logiker nur in einzelnen Beispielen zu zeigen pflegen, betrachtet er in der größten Allgemeinheit, und mit eben der systematischen Strenge, mit welcher man sonst nur die Lehre von den einfachen Schlüssen auszuführen gewohnt gewesen.

Auch in der Lehre von den Beweisen, welche das 6te Hauptstück abhandelt, geht Hr. Lambert weiter als seine Vorgänger, und berührt nicht selten das an diese Theorie angränzende Gebiet der Erfindungskunst. Besonders merkwürdig sind in diesem Hauptstücke die Betrachtungen über die Fruchtbarkeit der identischen Sätze und deren Gebrauch in der Naturlehre, um aus den Erfahrungen auf ihre allgemeinen Gründe zu schließen. Die vornehmste Ursache, warum wir in der Naturlehre in Absicht auf die allgemeinen Gründe der Erfahrung noch so sehr zurück sind, setzt Hr. Lambert darein, daß wir noch wenig fruchtbare identische Sätze haben. In dem Hauptstücke von der Aufgabe dringt Hr. Lambert etwas tiefer in die Erfindungskunst ein. Er zeigt, von welcher Beschaffenheit die Data und Requisita einer Aufgabe seyn müssen, wenn sie einander bestimmen sollen; was die Logik noch zu leisten habe, wenn die Fragen in allen andern Wissenschaften auf bloße logische Fragen sollen zurückgebracht werden können; wie überhaupt die Aufgaben durch die Absonderung allgemeiner gemacht, und durch die nähere Bestimmung in speciellere verwandelt werden. Die Anlässe hierzu giebt ihm die Mathematik an die Hand, in welcher alle diese Methoden und Hülfsmittel der Erfindung am deutlichsten in die Augen fallen. Er entlehnt sie zum Theil aus der synthetischen Methode der Alten, die mehrsten aber aus dem kunstreichen analytischen Wege der Neuern, und zeigt die Anwendung und den Gebrauch davon in allen übrigen Wissenschaften. Wenn sich in den vorigen Haupt-

stücken der subtile logische Kopf in seiner größten Stärke gezeigt hat; so bewundern wir in diesem Hauptstücke das wahre erfindsame Genie, das mit Riesenschritten aus einer Wissenschaft in die andere übergeht, bald von dem Besondern auf das Allgemeine sich schwingt, bald von diesem zu jenem herabsteigt, und auf seinem Wege nichts unbemerkt läßt.

Von den Fragen kommt Hr. Lambert auf die Erfahrung. Er nennt die Versuche Fragen, die wir der Natur zur Beantwortung vorlegen. Die Vorbereitungen geben die Data an, und die Kräfte der Natur enthalten die allgemeinen Gründe, vermittelst welcher das Gesuchte aus dem Gegebenen folgt. Diese Vergleichung giebt ihm Anlaß zu sehr angenehmen Betrachtungen, z. E. in wie weit wir etwas verneinendes, etwas unbestimmtes oder etwas allgemeines durch Erfahrungen herausbringen können. Was Hr. Lambert in den Antworten der Natur unbestimmtes finden will, scheint nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Unbestimmten in den algebraischen Vergleichungen zu haben. Eigentlich zu reden, ist die Wirkung der magnetischen Materie in Absicht auf die Nadel und dasjenige, was sie anzuzeigen hat, in den von Hrn. Lambert angeführten Fällen sehr bestimmt, aber = 0. Wenn eine Uhr still steht, so ist die Wirkung dieser Maschine nicht unbestimmt, sondern in Absicht auf die Veränderung der Zeit = 0. Die Chinesen sagen von einer solchen, sie sei todt, so wie die Schiffer von der Nadel, sie sei närrisch. — Weit richtiger sind hingegen die Betrachtungen des Hrn. Lambert in Absicht auf das Allgemeine, in wie weit es durch die Erfahrung gefunden, oder in welchem Falle die Induction entweder an und für sich selbst oder durch die Einschaltung der Zwischenfälle vollständig gemacht werden könne. Wir bedauern, daß uns der eingeschränkte Raum nöthigt, unsere Leser allhier auf das Werk selbst zu verweisen.

Das 9te Hauptstück, von der wissenschaftlichen Erkenntniß, scheint mit der wenigsten Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die hier vorkommenden Betrachtungen sind weder neu noch außerordentlich, und gleichwohl in einen so dunkeln und abstracten Vortrag eingehüllt, daß der Leser Geduld und Aufmerksamkeit verliert. Wir schämen uns nicht, zu gestehen, daß uns manche Stellen, aller angewandten Mühe ungeachtet, unverständlich geblieben sind. Zwar ist der Vortrag des Hrn. Lambert, wie wir schon angemerkt, überhaupt nicht sonderlich einleuchtend; indessen

ist er uns nirgend so ermüdend vorgekommen, als in diesem Hauptstücke.

In der Alethiologie handelt Hr. Lambert von der Wahrheit selbst, als dem Stoff alles Denkens. In dem ersten Hauptstücke, von den einfachen oder für sich selbst denkbaren Begriffen, nimmt Hr. Lambert mit Locke einfache Begriffe an, die nicht aus mehreren innern Merkmalen zusammengesetzt, daher auch keiner Zergliederung fähig sind, sondern an und für sich nicht anders als klar gedacht werden können. Von dieser Art sind ihm z. E. Schall, Farbe, Gefühl, Geschmack, Zeit, Raum, Kraft, Daseyn, Ausdehnung u. s. w. die er ihrer Natur nach für an sich selbst denkbar, aber unerklärbar hält. Die Körper können gleichwohl an Größe und Graden verschieden seyn, auch sonst verschiedene Verhältnisse haben; nur sind sie an und für sich so homogen, daß keine innerliche gemeinsame Merkmale in denselben anzutreffen sind, sondern ein jeder ist sein eigenes, inneres Merkmal, und unter sich haben sie nichts gemein, als etwa äußerliche Verhältnisse. Indessen gesteht Hr. Lambert, daß die Bewegungen und Veränderungen, welche in den Gliedmaßen vorgehen, so oft in den Sinnen ein einfacher Begriff erregt wird, allerdings zusammengesetzt sind; allein die sinnlichen Empfindungen, in so weit es Begriffe in der Seele sind, können seiner Meinung nach gleichwohl einfach seyn und gar nichts zusammengesetztes haben. Er glaubt also nichts, daß die Vorstellung in der Seele ein treues Bild alles dessen sey, was in den Gliedmaßen unserer Sinne vorgeht; denn seiner Meinung zufolge können in den Werkzeugen der Sinne vielfältige Veränderungen und Bewegungen vorgehen, denen zusammengenommen ein einfacher, unauflöslicher Begriff in der Seele entspricht. In diesem einfachen Begriffe kann also nichts anzutreffen seyn, das jenen einfachen Bewegungen und Veränderungen in den Gliedmaßen, durch deren Zusammensetzung er veranlaßt worden, entsprechen könnte. — So sehr aber auch Hr. Lambert hierin dem Locke gefolgt ist, so ist er doch den angebornen Begriffen nicht so abgeneigt als dieser englische Weltweise. „Die Gedenkbarkeit" der einfachen Begriffe, spricht er § 16, „gehört mit zu der Natur „eines denkenden Wesens. Es ist daher an sich möglich, daß ein „denkendes Wesen sich solche Begriffe ohne die Veranlassung der „Sinne vorstellen könne. Warum es aber bey uns nicht angeht, „läßt sich allerdings daraus erklären, daß wir Empfindungen haben,

„die nicht zulassen, daß wir uns schwächerer Vorstellungen be„wußt seyn können, wenn diese nicht bereits einmal durch Em„pfindungen lebhaft worden sind. Ungeachtet wir demnach solche „Begriffe durchaus a posteriori haben, so ist es doch eigentlich „nur das Bewußtseyn derselben, und es läßt sich nicht daraus „schließen, daß die Begriffe selbst nicht an sich schon in der Seele „sollten seyn können, ehe bey uns das Bewußtseyn derselben „durch die Empfindung veranlaßt wird."

In der Folge geht Hr. Lambert die einfachen Begriffe nach der Reihe durch, und sucht diejenigen aus, welche allgemeine Verhältnisse und Modificationen zulassen, und dadurch Stoff zu den Wissenschaften abgeben, die im strengsten Verstande a priori sind. Er findet mit Locke, daß diese nur in folgenden bestehen: 1) die Ausdehnung 2) die Solidität 3) die Bewegung 4) die Existenz 5) die Dauer und Succession 6) die Einheit 7) das Bewußtseyn 8) die Kraft zu bewegen 9) das Wollen. Auf diese einfachen Begriffe gründen sich: die Arithmetik, Geometrie, Chronometrie, Phoronomie und Logik, dahin man auch die Alethiologie, die Lehre des Möglichen und Nothwendigen, u. s. w. rechnen kann; — Wissenschaften, die sonst nichts als diese einfachen Begriffe zum Stoff, und die Regeln des richtigen Denkens zum Leitfaden erfordern, und also in dem genauesten Verstande a priori genannt werden können.

Hierauf folgen einige Betrachtungen über diejenigen einfachen Begriffe, zu welchen wir durch verschiedene Sinne gelangen können; und endlich eine sinnreiche Vergleichung zwischen dem Zustande eines Blinden, dem zur wissenschaftlichen Erkenntniß die klaren Begriffe des Sehens mangeln, und einem Sehenden, der sich auch dieses Stoffes bedienen kann; woraus Muthmaßungen gezogen werden, wie viel weiter wir in Erkenntniß der Wahrheit kommen würden, wenn wir mehrere Sinne hätten, und vermittelst derselben zu einem größern Vorrath von einfachen Begriffen gelangen könnten. Betrachtungen von dieser Art, sagt Hr. Lambert, mögen angenehm seyn, in so weit man sie etwa als Vorempfindungen der Zukunft ansehn kann; und in so fern fordern sie, nebst der geometrischen Richtigkeit in den Schlüssen, noch alle Lebhaftigkeit eines dichterischen Ausdruckes.

Wir müssen am Ende dieses Hauptstückes erinnern, daß die Betrachtungen des Hrn. Lambert noch immer ihren Nutzen behalten, wenn man auch annimmt, daß die Begriffe, die er für

den Grundsatz unserer Erkenntniß angiebt, nicht an und für sich, sondern zum Theil nur in Ansehung unser für einfach zu halten sind, weil wir in Zergliederung derselben nicht weiter kommen können. Diese Untersuchung kann in der Seelenlehre und den davon abhangenden Wissenschaften von großer Wichtigkeit seyn: da es hingegen, wenn von der Theorie der übrigen Wissenschaften die Rede ist, gleich viel seyn kann, ob die Begriffe, die ihnen zur Grundlage dienen, in der That einfach sind, oder nur uns nicht anders scheinen. Genug, daß die fernere Auflösung, wenn sie auch an und für sich möglich wäre, doch vor der Hand uns noch unmöglich ist; auch in den Wissenschaften, die auf diesen Begriffen aufgerichtet werden, keinen Nutzen haben würde. Wir haben uns daher auch aller Anmerkungen enthalten, welche wir über diesen verjährten Streit hätten zu machen gehabt, weil es in der Absicht, die sich unser Verf. vorgesetzt, keinen Unterschied macht, von welcher Seite man sich auch erklären wollte.

In dem zweiten Hauptstücke nimmt Hr. Lambert seine 9 oder 10 einfachen Grundbegriffe wieder vor, und zeigt die Grundsätze und Forderungen an, die aus denselben fließen, und in den ihnen entsprechenden Wissenschaften ohne Beweis vorausgesetzt werden: als nämlich die Grund- und Heischesätze in der Logik, Mathematik, Phoronomie u. s. w. Er hält § 73 für ausgemacht, daß die Gewißheit unter die einfachen Begriffe gehöre. Sollte sich dieser Begriff nicht in das Bewußtseyn der Wahrheit auflösen lassen? Die subjective Gewißheit scheint allerdings nichts anders zu seyn, und die objective reducirt sich auf die innere Möglichkeit dieses Bewußtseyns. Bei den Grundsätzen der Phoronomie § 98 hätten wir gewünscht, etwas deutlicher ausgeführt zu sehen, wie die Gesetze, die man für die Bewegung annimmt, aus den einfachen Begriffen der Bewegung und der Kraft unmittelbar folgen. Die vis inertiae, in dem allgemeinen und transscendenten Verstande, in welcher sie Hr. Lambert § 104 nimmt, ist nichts anders als das principium rationis sufficientis, wodurch Wolf auch den Begriff der vis inertiae erklärt. § 117 hätte angemerkt zu werden verdient, daß die Grade nicht im eigentlichen Verstande durch Wiederholungen zunehmen, und daher auf Größen zurückgebracht werden müssen, wenn ihr Verhältniß angegeben werden soll.

In dem folgenden Hauptstücke handelt Hr. Lambert von den zusammengesetzten Begriffen. Was Hr. Lambert allhier von

der willkührlichen Zusammensetzung der Merkmale und Verhältnißbegriffe sagt, verdient untersucht zu werden. Eigentlich zu reden, haben die Zusammensetzungen der Merkmale an und für sich nichts willkührliches; denn alle mögliche Verbindungen der Merkmale und Begriffe sind ewige und unveränderliche Wahrheiten. Der Begriff der Heiligkeit z. B. ist eine ewige, unveränderliche Wahrheit; und hätte nicht aufgehört eine Wahrheit zu bleiben, wenn auch alle Sprachen kein Wort gehabt hätten, diese Zusammensetzung von Merkmalen auszudrücken. Das Willkührliche liegt einzig und allein in der Benennung. Nicht der übelverstandene Begriff der Substanz hat, wie § 141 gesagt wird, den Spinoza zu seinen Irrthümern verleitet; denn auch das, was Spinoza unter Substanz versteht, ist ein wahrer Begriff. Er irrte, weil er mit dem Worte Substanz nicht immer eben denselben Begriff verband. Auch solche Begriffe, die, wie Hr. Lambert sagt, eine Sache vorstellen, welche an sich ein Ganzes ist, und nicht erst nach unserer Willkühr dazu gemacht werden darf, z. E. Mensch, Haus, Thurm u. s. w.; müssen erst durch Gegeneinanderhaltung verschiedener einzelner Dinge von eben der Art herausgelesen und abgesondert werden; und der ganze Unterschied besteht darin, daß hier die Merkmale in die Sinne fallen, und daher gar leicht ausgelesen werden können. Man setze diesen Unterschied bei Seite, und zeige an, warum Substanz mehr willkührliches enthalten soll als Pflanze, oder Vernunft mehr als Haus? Beide haben vielmehr nichts willkührliches, als die bloße Benennung: daß sie nämlich dem menschlichen Geschlechte wichtig genug geschienen haben, sie von andern möglichen Zusammensetzungen der Merkmale zu unterscheiden, und zu ihrer Andeutung gewisse Wörter auszusetzen.

Das vierte Hauptstück handelt von dem Unterschiede des Wahren und Irrigen. Die Wahrheiten stehen unter sich in der genauesten Verbindung, und in einer so vollkommenen Harmonie, daß sie zusammengenommen ein einziges, vollständiges System ausmachen. Die Irrthümer hingegen dissoniren und stoßen sich einander selbst um. Diese Materie behandelt Hr. Lambert auf eine sehr sonderbare Weise, und zieht daraus einige Folgen, die ein sehr paradoxes Ansehn haben; z. E. § 253: alle Wahrheiten haben etwas gemein; § 258: es ist an sich unmöglich, alle Wahrheiten zugleich zu läugnen; § 270: die Wahrheiten hangen nicht so zusammen, daß, wenn man eine läugnet, dadurch alle übrigen

zugleich mit geläugnet werden müßten. Auch wird in diesem Hauptstücke der Satz vom zureichenden Grunde entwickelt, und untersucht, in wie weit das Mögliche eines Grundes bedürfe. Hr. Lambert sucht §. 234 a) den Grund aller Wahrheiten, wie gewöhnlich, in dem göttlichen Verstande; und er hält die Wahrheiten für das principium cognoscendi der Existenz Gottes, in so weit man von den ewigen Wahrheiten auf ein ewiges suppositum intelligens schließen kann. Wir wünschten diesen Beweis etwas deutlicher ausgeführt zu sehn, weil der Schluß von der Möglichkeit der Vorstellungen auf das Daseyn eines vorstellenden Wesens noch einige Schwierigkeit zu machen scheint. Man begreift zwar leicht, daß der göttliche Verstand, sobald man von dem Daseyn desselben durch andere Gründe überzeugt ist, auch für die Quelle aller Wahrheiten gehalten werden müsse. Hieraus scheint natürlich zu fließen, daß von den Wahrheiten auch rückgängig auf das Daseyn des göttlichen Verstandes geschlossen werden könne; und gleichwohl ist dieser Weg so leicht nicht, als man sich vorstellen sollte.

J. H. Lambert's neues Organon, zweyter Band. Leipzig, 1764.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 4. Stück 2. 1767. S. 1—30.)

In diesem Bande untersucht Hr. Lambert, was 1) die Zeichenerkenntniß und 2) der Schein in Erforschung der Wahrheit für einen Einfluß habe. Da hier ungemein viel neues vorkommt, so werden wir uns der eignen Anmerkungen enthalten und, so viel der Raum erlaubt, den Leser lieber etwas genauer mit den vortrefflichen Betrachtungen des Verf. bekannt machen. Das erste Hauptstück handelt von der symbolischen Erkenntniß überhaupt. Den vornehmsten Nutzen der Zeichen setzt Hr. Lambert darein, daß wir es vermittelst derselben in unserer Gewalt haben, die Begriffe in Abwesenheit der Gegenstände zu erneuern und zum Theil aufzuklären, wodurch die Zeichenerkenntniß ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Denken wird. Wir bedienen uns der Bewegungen des Leibes, der Figuren oder Zeichnungen und der articulirten Töne, um unsere Gedanken auszudrücken, weil die Empfindungen dieser Art von Zeichen am leichtesten von uns erneuert werden können. Wir haben Geberden, Hieroglyphen, Buchstaben und vernehmliche Töne, dadurch wir unsere Begriffe nicht nur Andern andeuten, sondern uns selbst erinnerlich machen und aufklären; und erhält der Schall und die Rede vor allen übrigen Zeichen in keiner andern Absicht den Vorzug, als weil die Empfindung derselben zu allen Zeiten leicht, hurtig und vernehmlich erneuert werden kann. Die symbolische Erkenntniß macht sich auch von einer andern Seite zum Denken nothwendig, weil alle allgemeine und abstracte Begriffe nicht empfunden, und also nicht anders als durch Zeichen gedacht werden können. Die Zeichen sind entweder natürlich oder willkührlich. Die Wurzelwörter der Sprachen sind fast alle willkührlich, weil gar nicht auf die Ähnlichkeit des Eindrucks der Zeichen und des Bezeichneten gesehen worden. Jedoch merkt hier Lambert von der Metapher an, daß sie den natürlichen Zeichen schon näher kommen, wenn nämlich die eigne Bedeutung vorausgesetzt wird; weil in diesem Falle die dadurch benannten Dinge einige Ähnlichkeit haben und die metaphorische

Bedeutung des Worts sich auf diese Ähnlichkeit gründet. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit vielen abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern.

Die Zeichen der Begriffe und Dinge sind wissenschaftlich, wenn sie so genau mit den bezeichneten Sachen übereinkommen, daß die Theorie der Sache und die Theorie ihrer Zeichen mit einander verwechselt werden können; d. h. wenn aus der Betrachtung der Zeichen in Absicht auf das, was wir zu wissen verlangen, eben das erfolgt, was aus der Betrachtung der Sache selbst erfolgt seyn würde. In diesem Falle wird das Denken ungemein erleichtert, wenn wir von der Sache selbst abstrahiren und unsere Aufmerksamkeit auf die Begriffe der Zeichen beschränken. Nach diesem sehr fruchtbaren Begriffe von wissenschaftlichen Zeichen beurtheilt Hr. Lambert die Arten von Zeichen, die in verschiedenen Künsten und Wissenschaften eingeführt sind. Von den Noten in der Musik sagt er, daß sie vielbedeutend sind, aber den Fehler haben, daß aus bloßer Betrachtung der Zeichen, ohne Rücksicht auf die Regeln der Composition, das Gute vom Fehlerhaften nicht unterschieden werden kann. Von der Choreographie des Feuillet bemerkt er fast das Nämliche; jedoch findet er die Zeichen derselben natürlicher, und das Willkürliche etwas mehr eingeschränkt, als bei den Noten in der Musik. — Die Wörter Barbara, Celarent u. s. w. sind ihm, wie schon Kästner irgendwo erinnert, weniger wissenschaftlich, als die Namen der Winde, deren sich die Schiffer bedienen. Hingegen sagt er von der von ihm erfundenen Bezeichnung der Schlüsse, sie sei in dem strengsten Verstande wissenschaftlich, weil die bloße Betrachtung der Zeichen die Unmöglichkeit unzulässiger Schlüsse angiebt, indem dieselben gar nicht gezeichnet werden können; bei den zulässigen Schlüssen hingegen alle Folgerungen, die aus den Vordersätzen gerade und umgekehrt gezogen werden können, mit Einem Male vor Augen stellt: daher die Theorie der Zeichen hier vollkommen anstatt der Theorie der Sachen dienen kann.

Die Algebra ist das vollkommenste Muster der Charakteristik. Sie hat als Zeichenkunst ihre eigne Theorie, die man niemals weit genug wird treiben können. Wird aber eine Aufgabe aus andern Wissenschaften auf die Algebra reducirt, so kann man von denselben ganz abstrahiren, und die Auflösung der algebraischen Aufgabe ist zugleich auch die Auflösung von derje-

nigen, welche man an die algebraiſche reducirt hat. Zwar haben die primitiven Zeichen der Algebra viel willkührliches; die Buchſtaben als Zeichen der Größe noch mehr als die Zeichen $+ - < > \sqrt{}$, wodurch Verbindungen und Verhältniſſe ausgedrückt werden. Auch läßt ſich aus der bloßen Natur der Zeichen keine Regel folgern, wie ſie verbunden, verſetzt und verwandelt werden müſſen; ſondern man muß die Theorie der Größen zu Hülfe nehmen, und durch dieſelben die allgemeinen Möglichkeiten der Operation feſtſetzen. Ferner iſt der Ort in der Algebra nicht allezeit bedeutend, obgleich in gewiſſen Fällen darauf geſehen worden. Wenn aber die einfachen Möglichkeiten als Poſtulata der Größenlehre feſtgeſetzt ſind, ſo kann man durch Anwendung und Verbindung derſelben mit den Zeichen der Größen die zuſammengeſetzten Möglichkeiten herausbringen, und beſtimmen, wie weit ſie reichen, welche Verhältniſſe ſie haben, und wie ſie ſich in einander verwandeln laſſen. Sie hat auch den Vorzug, daß ſie nicht nur antwortet, was gefragt wird; ſondern wenn die Frage mehrere Antworten leidet, ſo giebt ſie alle zugleich an. Sie zeigt ferner, ob die Data hinreichend, mangelhaft, überflüſſig oder widerſprechend ſind. Hr. Lambert macht die Anwendung hiervon auf die allgemeine Zeichenkunſt des Leibnitz, und zeigt, was dazu erfordert wird, wenn ſie durchaus wiſſenſchaftlich ſeyn ſoll.

Das zweite Hauptſtück, von der Sprache an ſich betrachtet, enthält allgemeine Betrachtungen über die Natur der einfachen Laute, Sylben, Worte, im Sprechen ſowohl als im Schreiben. Hr. Lambert verſpricht ſich, wie es ſcheint, nicht viel von der längſt gewünſchten allgemeinen Schrift, die aus Sachcharakteren beſtehen und in allen Sprachen zu leſen ſeyn ſoll. Da uns die Rede, ſpricht er, immer unentbehrlich bleiben wird, ſo werden auch die einfachſten Zeichen der Buchſtaben und einfachen Laute von gleicher Nothwendigkeit bleiben, weil ſie dazu dienen, daß wir die Rede vor Augen malen, und weil man außer dem Alphabet keinen kürzern Schlüſſel zur Zeichnung der Rede wird finden können.

Dritter Abſchnitt, von der Sprache als Zeichen betrachtet. In einer vollkommen wiſſenſchaftlichen Sprache würde alles, bis auf die Buchſtaben und ihre Ordnung, bedeutend ſeyn. Man würde mit Bezeichnung der allgemeinen Begriffe und der einfachſten Figuren anfangen, und zu zuſammengeſetzteren Dingen fortgehen müſſen. Am allerſpäteſten würde man zu Handlungen

und Bewegungen der Menschen und zur Bezeichnung der natürlichen Gegenstände kommen. Da diese zwar sehr in die Sinne fallen, aber aus unendlich mannigfaltigen Bestimmungen zusammengesetzt sind, so müssen die zu ihrer Andeutung festgesetzten Zeichen, wenn uns auch alle diese Bestimmungen bekannt wären, von unendlicher Weitläuftigkeit seyn, und das Wort z. B., wodurch man Mensch andeutet, die ganze Anatomie, Physiologie und Psychologie enthalten, oder man würde, wie in der Algebra, auf Abkürzungen fallen müssen, welche dem Gedächtnisse wiederum viel zu thun machen würden. Die wirklichen Sprachen haben, von Natur und Nothwendigkeit geleitet, den Rückweg genommen. Mit Bezeichnung der in die Sinne fallenden Gegenstände, als Handlungen und Bewegungen, auch Thiere, Pflanzen und anderer Körper, machten sie den Anfang, und gaben ihnen beliebige Namen, als eben so viel abgekürzte Zeichen, zu welchen die wissenschaftliche Sprache noch zuletzt hätte kommen müssen. Vom Ganzen gingen sie zu den gröbern, und von diesen zu den kleinern Theilen über; und so nahmen die Sprachen zu, wie die Erkenntniß erweitert worden ist.

Ob nun gleich die Sprachen auf eine solche Weise nicht völlig wissenschaftlich haben werden können, so sind sie gleichwohl in einigen Stücken dem Wissenschaftlichen ziemlich nahe gekommen. Um bestimmt ausdrücken zu können, ohne die Menge der Wörter ins unendliche zu vervielfältigen, hat man gesucht, die Veränderungen und Verwandlungen, denen die Sachen und ihre Begriffe unterworfen sind, ihre allgemeinen Bestimmungen, Beziehungen und Verhältnisse, zum Theil durch analogische Veränderungen der Worte (ableiten, zusammensetzen, abändern, abwandeln, vergleichen u. s. w.), zum Theil durch dazu festgesetzte besondere Wörter (Beiwörter, Zuwörter, Verwörter, Zwischenwörter, Bindewörter u. s. w.) anzudeuten. — Man sieht hieraus, daß Hr. Lambert die wirklichen Sprachen wie Systeme von Zeichen ansieht, welche von Weltweisen mit Überlegung, Wahl und Absicht erfunden worden sind. Da sie aber, wie wir wissen, mehrentheils ohne Philosophie entstanden, und vom Zufall und Gelegenheit ausgebildet wurden, so verdiente untersucht zu werden, woher das Wissenschaftliche kommt, das wir in den Sprachen bemerken, und wie es ohne Vorsatz hat erhalten werden können?

Von vollkommen wissenschaftlichen Zeichen haben wir

gesehen, daß die Theorie derselben mit der Theorie der Sachen, die sie vorstellen, verwechselt werden kann. Von den eingeführten Sprachen, sagt Hr. Lambert, kann man nur verlangen, daß jedes Wort, so viel es seine Structur zuläßt, den Abänderungen der Sache entsprechen solle; obgleich noch allemal viele Veränderungen und Versetzungen in den Worten nach den Regeln der Sprache möglich bleiben werden, denen keine Veränderung der Sache entspricht. Es ist eine Sprache vollkommener, je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Structur des Wortes seine Bedeutung verstehen könne. Die deutsche Sprache besitzt hierin einen großen Reichthum. Manche Wörter leiden ungemein viele Ableitungen und Zusammensetzungen. Hr. Lambert wünscht eine Theorie für die deutsche Sprache, in welcher die Gränzen dieser Möglichkeiten bestimmt und die verschiedene Bedeutung, welche jeder Art von Zusammensetzung und Ableitung zukommt, durch allgemeine Regeln festgesetzt werde. Von dieser Theorie verspricht er unserer Sprache einen Reichthum von bedeutenden, nachdrücklichen und genau bestimmten Worten, weil die wenigsten Wörter durch alle Verwandlungen und Ableitungen, die sie theils ihrer Bildung, theils ihrer Bedeutung nach leiden, durchgeführt sind. Die Ordnung der Sylben, welche in einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache so sehr bedeutend seyn müßte, ist auch in den üblichen Sprachen nicht ganz unbedeutend gelassen worden. Im Deutschen sind Rathhaus und Hausrath, Bruchstein und Steinbruch u. s. w. solche Wörter, deren Versetzung die Bedeutung ändert. Ferner die Ableitungstheilchen werden den Wörtern bald vorgesetzt, bald angehängt, zuweilen eingeschoben oder ganz abgesondert; und diese Ordnung ist theils an sich, theils dem Sprachgebrauch nach nicht gleichgültig. Wir sagen: igkeit, ichheit, lichkeit, klich, barung, barlich, barkeit, barlichkeit, barschaft, schaftlich, thümlich u. s. w.; unver, verun, unab, unum, unzu, verur, einver u. s. w. Die Regeln dieser Ordnung und Verbindung der Ableitungstheilchen sollen gleichfalls in vorerwähnter Theorie untersucht werden.

Von den abstracten Wörtern merkt Hr. Lambert an, daß die Haupt- und Beiwörter, welche abstracte metaphysische Begriffe vorstellen, sich durch ihnen eigene Endungen unterscheiden;

im Deutschen die Hauptwörter durch die Endungen: heit, keit, niß, sal, schaft, thum, ung u. s. w.; die Beiwörter durch die Endungen: icht, ig, lei, lich, sam, selig, bar u. s. w.; da hingegen die Zeitwörter, im Deutschen wenigstens, kein so unterscheidendes Merkmal haben, woran man sehen könnte, ob sie körperliche Handlungen oder abstracte vorstellen; woraus Verwirrung und Vieldeutigkeit entspringen muß, indem die abstracten Zeitwörter fast durchgehends von den körperlichen entlehnt sind, z. B.: verstehen, begreifen, fassen, einsehen u. s. w.

Viertes Hauptstück. Von den Zeitwörtern. Hr. Lambert, der es bei der gemeinen Erklärung bewenden läßt, daß durch die Zeitwörter ein Thun oder Leiden angezeigt wird, kann nur in einem sehr uneigentlichen Verstande unmittelbar darauf sagen, daß eine Redensart oder Phrasis wenigstens ein Zeitwort haben müsse. Diese Regel hat nur alsdann ihre genaueste Richtigkeit, wenn durch das Zeitwort, eine bloße Assertion, ein Urtheil unserer Seele durch Bejahen oder Verneinen angedeutet wird; denn in diesem Verstande giebt es allerdings keine Redensart ohne Zeitwort. Indessen mag Hr. Lambert seine Gründe gehabt haben, diese Erklärung zu verwerfen, weil die Fragen, welche er durch Infinitive ausgedrückt wissen will, vielleicht keine Assertionen zu nennen sind.

Über die Mittelwörter macht Hr. Lambert folgende Betrachtungen. Die Bedingung, daß sie so viel als Beiwörter seyn sollen, scheint ihm willkührlich; und er will den Begriff derselben auch auf die Hauptwörter und Zuwörter ausdehnen, die mit dem Zeitwort den Begriff des Thuns oder Leidens gemein haben und nach einer allgemeinen Form davon gebildet werden. Daher will er die Infinitive, wenn sie zu Hauptwörtern gemacht werden, als: das Setzen, das Lesen u. s. w.; und die von dem Zeitworte durch Verwandlung der Sylben en in er oder erinn, als: Liebhaber, Richter, Beherrscherinn u. s. w., gebildeten Hauptwörter zu den Mittelwörtern zählen. Jedoch verweist er diese Betrachtung, so wie die über die Sylben ig, isch, z. B. in: zänkisch, gläubig, welche mehrern Zeitwörtern angehängt werden und eine neue Art von Mittelwörtern bilden könnten, in die vorhin erwähnte Theorie der deutschen Sprache. Wir würden dabei zu überlegen geben, ob nicht die Participia vornehmlich mit den Zeitwörtern dieses gemein haben, daß sie nicht sowohl dispositionem oder habitum, als actum anzeigen;

in welchem Verstande sich die Idee des Mittelworts nicht so leicht erweitern ließe.

Fünftes Hauptstück. Von den Nennwörtern. Hr. Lambert will die Hauptwörter von den Beiwörtern dadurch unterscheiden, daß sich die Dinge, die jene vorstellen, zählen lassen; und unter diesem Merkmale sollen die nomina abstracta mit begriffen seyn. Wir sehen nicht ein, wie von den Abstractis: das Lesen, das Denken, die Weisheit, die Furcht u. s. w. gesagt werden kann, daß man sie zählen könne? Da man, wenigstens im Deutschen, von vielen solchen Abstractis keine mehrere Zahl bilden kann, so ist dieses Criterium nicht allgemein genug.

Von dem Unterschiede der Geschlechter bemerkt Hr. Lambert, daß sie sehr willkührlich sind, und an ihrer Stelle weit schicklichere Unterschiede hätten gewählt werden können. So wie die Abstracta im Deutschen durch die Endungen ziemlichermaßen kenntlich gemacht worden sind, so hätten auch bei den übrigen Hauptwörtern die Arten und Gattungen des Naturreichs, gleichfalls durch die Endungen, unterschieden werden können. Auch die Verschiedenheit der Declinationen hat nichts bedeutendes, und ist bloß willkührlich. Nach den Regeln der Charakteristik hätte entweder jede Abänderung für eine gewisse Classe oder Gattung der Dinge bestimmt seyn, oder jedes Hauptwort sich durch alle Abänderungen durchführen lassen, und in jeder eine besondere Bestimmung in der Bedeutung erhalten müssen. Beides ist in den uns bekannten Sprachen nicht geschehen. Hingegen findet er in der Comparation schon viel metaphysisches, und eine Unterscheidung der Grade, welche für die gemeine Erkenntniß keiner größern Genauigkeit bedarf.

Wie die abstracten Hauptwörter in die Sprachen gekommen, hält Hr. Lambert für sehr schwer zu erörtern, zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der sie vom Sinnlichen zu dem Abstracten, Allgemeinen und Metaphysischen erhöhet hat. Es muß dem ersten Erfinder nothwendig schwer geworden seyn, das Eis zu brechen und zu dieser, ihm ganz neuen Gattung von Begriffen zu gelangen. Wir glauben, diesen Übergang einigermaßen begreiflich machen zu können. Der Erste, welcher das Prädicat eines Satzes zu einem Subject eines andern Satzes hat machen wollen, war genöthigt, es in ein nomen abstractum zu verwandeln. Der Satz sei.: die Men-

schen empfinden; will man von dem Prädicate dieses Satzes aussagen, daß es auch den Thieren zukomme, so muß dieses Prädicat in ein Abstractum umgebildet werden: das Empfinden kommt auch den Thieren zu. — Am Ende untersucht Hr. Lambert, warum man bei Abwandlung der Zeitwörter auf die Verschiedenheit der Zeit und nicht auf die Verschiedenheit des Orts und dessen Bestimmungen, bei den Nennwörtern aber auf keines von beiden gesehen habe.

Das siebente Hauptstück handelt von den unveränderlichen Redetheilen. Was Hr. Lambert über die Vorwörter und Zuwörter vorbringt, hat uns nicht völlig Genüge gethan. Wir vermissen gewisse Merkmale, welche diesen Redetheilen besonders eigen zu seyn scheinen und wodurch sie sich von allen übrigen unterscheiden. Es sind die Zuwörter niemals Bestimmungen der Sachen, sondern der Eigenschaften oder der Handlungen; daher sie sich allezeit entweder auf ein Beiwort oder auf ein Zeitwort beziehen. Die Vorwörter hingegen drücken das Verhältniß aus, in welchem ein Hauptwort, das weder Subject noch Prädicat des Satzes ist, mit einem von diesen steht. Selbst in dem Falle, wenn das Vorwort ein Ableitungstheilchen des Zeitwortes wird (§ 216), scheinen diese Hauptwörter ausgelassen oder unbestimmt zu bleiben. Hierdurch läßt sich erklären, warum folgende Redensarten, z. B.: ein Land durchreisen, durch ein Land reisen, etwas aufstellen, auf etwas stellen; nicht gleichgeltend, sondern von ganz verschiedener Bedeutung sind. Die Ausführung hiervon würde uns zu weit führen; und wir begnügen uns, dem Leser, welcher diese Speculationen liebt, einen Wink gegeben zu haben, der ihn auf weitere Betrachtungen führen kann. Hingegen sind die Betrachtungen des Verfassers über die Bindewörter so fruchtbar als gründlich. Er sieht sie als Meisterstücke der Sprache an, weil sie auf eine sehr kurze Art der Rede Verstand, Bestimmung und Zusammenhang geben. Sie geben den Gesichtspunkt an, aus welchem ein Satz in Absicht auf das Vorhergehende und Nachfolgende muß betrachtet werden: ob es ein Grund, Beweis, Folge, Erläuterung, Ausnahme, Hinderniß, Nebenumstand, Zusatz, Mittelglied zum Schlusse, Einwurf, Gegensatz, Fortsetzung, Anmerkung, Absicht, Endzweck, Bedingung, Trennung, Verknüpfung u. s. w. sei. Sie thun in der gemeinen Rede den Dienst, welchen in dem Vortrage der Mathematiker die Benen-

nungen der Sätze verrichten. Denn die Mathematiker haben für ihre Sätze besondere Namen, als: Erklärung, Grundsatz, Forderung, Lehrsatz, Lehnsatz, Beweis, Zusatz, Aufgabe, Auflösung, Anmerkung u. s. w.; wodurch sie anzeigen, was der Satz ist, wozu er dient, woher er genommen ist, in welcher Verbindung er mit dem vorhergehenden oder mit dem folgenden steht, was zu seinem Behufe erfordert wird, u. s. w. Die Beiwörter gehören daher unter allen Sprachtheilen am unmittelbarsten zum Gebiete der Vernunft, und sind im eigentlichsten Verstande das Werk dieser Erkenntnißkraft, sowohl in Absicht auf ihren Ursprung, als in Absicht auf ihren Gebrauch; denn sie erstrecken sich nicht auf einzelne Begriffe von Dingen, Handlungen, Eigenschaften u. s. f., sondern auf die Verbindung derselben, und stellen daher logische Verhältnißbegriffe vor, welche eine reife und geübte Vernunft erfordern. Die besondern Anmerkungen bei dieser Gelegenheit müssen in dem Werke selbst nachgelesen werden.

Wir übergehen der Kürze halber die Hauptstücke von der Wortforschung und Wortfügung, ob sie gleich sehr gründliche Anmerkungen enthalten und diese Theile der Sprachkunst in einem sehr philosophischen Gesichtspunkte darstellen. Hr. Lambert unterscheidet in allen seinen Betrachtungen über die Sprache das Metaphysische von dem Charakteristischen und Grammatischen, S. 185 erklärt er, was er hierunter verstehe: das Metaphysische geht auf die bezeichneten Sachen, ihre Natur, Eigenschaften und allgemeinen Verhältnisse; das Charakteristische betrifft die Zeichen, in so weit sie sich durch das Metaphysische bestimmen und auf Regeln bringen lassen; da hingegen das Grammatische dasjenige begreift, was in den wirklichen Sprachen anstatt charakteristisch zu seyn, bloß willkührlich, und weder in den Sachen noch in den Zeichen gegründet ist. Allenthalben richtet er sein Augenmerk auf die allgemeine Charakteristik, und zeigt, was in einer vollkommen charakteristischen Sprache geleistet werden sollte, und worin die uns bekannten Sprachen zurückbleiben. Man denke aber nicht, daß er die Sprache bloß für den philosophischen Vortrag zurichten, d. h. deutlich und bestimmt machen will. Vielmehr hat er auf die schönen Wissenschaften mit gesehen, und bei verschiedenen Gelegenheiten wohl angemerkt, was Hoheit, Nachdruck, Rührung und Wohlklang von einer Sprache fordern. —

Bedeutung des Worts sich auf diese Ähnlichkeit gründet. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit vielen abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern.

Die Zeichen der Begriffe und Dinge sind wissenschaftlich, wenn sie so genau mit den bezeichneten Sachen übereinkommen, daß die Theorie der Sache und die Theorie ihrer Zeichen mit einander verwechselt werden können; d. h. wenn aus der Betrachtung der Zeichen in Absicht auf das, was wir zu wissen verlangen, eben das erfolgt, was aus der Betrachtung der Sache selbst erfolgt seyn würde. In diesem Falle wird das Denken ungemein erleichtert, wenn wir von der Sache selbst abstrahiren und unsere Aufmerksamkeit auf die Begriffe der Zeichen beschränken. Nach diesem sehr fruchtbaren Begriffe von wissenschaftlichen Zeichen beurtheilt Hr. Lambert die Arten von Zeichen, die in verschiedenen Künsten und Wissenschaften eingeführt sind. Von den Noten in der Musik sagt er, daß sie vielbedeutend sind, aber den Fehler haben, daß aus bloßer Betrachtung der Zeichen, ohne Rücksicht auf die Regeln der Composition, das Gute vom Fehlerhaften nicht unterschieden werden kann. Von der Choreographie des Feuillet bemerkt er fast das Nämliche; jedoch findet er die Zeichen derselben natürlicher, und das Willkürliche etwas mehr eingeschränkt, als bei den Noten in der Musik. — Die Wörter Barbara, Celarent u. s. w. sind ihm, wie schon Kästner irgendwo erinnert, weniger wissenschaftlich, als die Namen der Winde, deren sich die Schiffer bedienen. Hingegen sagt er von der von ihm erfundenen Bezeichnung der Schlüsse, sie sei in dem strengsten Verstande wissenschaftlich, weil die bloße Betrachtung der Zeichen die Unmöglichkeit unzulässiger Schlüsse angiebt, indem dieselben gar nicht gezeichnet werden können; bei den zulässigen Schlüssen hingegen alle Folgerungen, die aus den Vordersätzen gerade und umgekehrt gezogen werden können, mit Einem Male vor Augen stellt: daher die Theorie der Zeichen hier vollkommen anstatt der Theorie der Sachen dienen kann.

Die Algebra ist das vollkommenste Muster der Charakteristik. Sie hat als Zeichenkunst ihre eigne Theorie, die man niemals weit genug wird treiben können. Wird aber eine Aufgabe aus andern Wissenschaften auf die Algebra reducirt, so kann man von denselben ganz abstrahiren, und die Auflösung der algebraischen Aufgabe ist zugleich auch die Auflösung von derje-

nigen, welche man an die algebraische reducirt hat. Zwar haben die primitiven Zeichen der Algebra viel willkührliches; die Buchstaben als Zeichen der Größe noch mehr als die Zeichen $+ - < > \sqrt{}$, wodurch Verbindungen und Verhältnisse ausgedrückt werden. Auch läßt sich aus der bloßen Natur der Zeichen keine Regel folgern, wie sie verbunden, versetzt und verwandelt werden müssen; sondern man muß die Theorie der Größen zu Hülfe nehmen, und durch dieselben die allgemeinen Möglichkeiten der Operation festsetzen. Ferner ist der Ort in der Algebra nicht allezeit bedeutend, obgleich in gewissen Fällen darauf gesehen worden. Wenn aber die einfachen Möglichkeiten als Postulata der Größenlehre festgesetzt sind, so kann man durch Anwendung und Verbindung derselben mit den Zeichen der Größen die zusammengesetzten Möglichkeiten herausbringen, und bestimmen, wie weit sie reichen, welche Verhältnisse sie haben, und wie sie sich in einander verwandeln lassen. Sie hat auch den Vorzug, daß sie nicht nur antwortet, was gefragt wird; sondern wenn die Frage mehrere Antworten leidet, so giebt sie alle zugleich an. Sie zeigt ferner, ob die Data hinreichend, mangelhaft, überflüssig oder widersprechend sind. Hr. Lambert macht die Anwendung hiervon auf die allgemeine Zeichenkunst des Leibnitz, und zeigt, was dazu erfordert wird, wenn sie durchaus wissenschaftlich seyn soll.

Das zweite Hauptstück, von der Sprache an sich betrachtet, enthält allgemeine Betrachtungen über die Natur der einfachen Laute, Sylben, Worte, im Sprechen sowohl als im Schreiben. Hr. Lambert verspricht sich, wie es scheint, nicht viel von der längst gewünschten allgemeinen Schrift, die aus Sachcharakteren bestehen und in allen Sprachen zu lesen seyn soll. Da uns die Rede, spricht er, immer unentbehrlich bleiben wird, so werden auch die einfachsten Zeichen der Buchstaben und einfachen Laute von gleicher Nothwendigkeit bleiben, weil sie dazu dienen, daß wir die Rede vor Augen malen, und weil man außer dem Alphabet keinen kürzern Schlüssel zur Zeichnung der Rede wird finden können.

Dritter Abschnitt, von der Sprache als Zeichen betrachtet. In einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache würde alles, bis auf die Buchstaben und ihre Ordnung, bedeutend seyn. Man würde mit Bezeichnung der allgemeinen Begriffe und der einfachsten Figuren anfangen, und zu zusammengesetzteren Dingen fortgehen müssen. Am allerspätesten würde man zu Handlungen

und Bewegungen der Menschen und zur Bezeichnung der natürlichen Gegenstände kommen. Da diese zwar sehr in die Sinne fallen, aber aus unendlich mannigfaltigen Bestimmungen zusammengesetzt sind, so müssen die zu ihrer Andeutung festgesetzten Zeichen, wenn uns auch alle diese Bestimmungen bekannt wären, von unendlicher Weitläuftigkeit seyn, und das Wort z. B., wodurch man Mensch andeutet, die ganze Anatomie, Physiologie und Psychologie enthalten; oder man würde, wie in der Algebra, auf Abkürzungen fallen müssen, welche dem Gedächtnisse wiederum viel zu thun machen würden. Die wirklichen Sprachen haben, von Natur und Nothwendigkeit geleitet, den Rückweg genommen. Mit Bezeichnung der in die Sinne fallenden Gegenstände, als Handlungen und Bewegungen, auch Thiere, Pflanzen und anderer Körper, machten sie den Anfang, und gaben ihnen beliebige Namen, als eben so viel abgekürzte Zeichen, zu welchen die wissenschaftliche Sprache doch zuletzt hätte kommen müssen. Vom Ganzen gingen sie zu den größern, und von diesen zu den kleinern Theilen über; und so nahmen die Sprachen zu, wie die Erkenntniß erweitert worden ist.

Ob nun gleich die Sprachen auf eine solche Weise nicht völlig wissenschaftlich haben werden können, so sind sie gleichwohl in einigen Stücken dem Wissenschaftlichen ziemlich nahe gekommen. Um nur bestimmt ausdrücken zu können, ohne die Menge der Wörter ins unendliche zu vervielfältigen, hat man gesucht, die Veränderungen und Verwandlungen, denen die Sachen und ihre Begriffe unterworfen sind, ihre allgemeinen Bestimmungen, Beziehungen und Verhältnisse zum Theil durch analogische Veränderungen der Wörter (ableiten, zusammensetzen, abändern, abwandeln, vergleichen, u. s. w.) zum Theil durch dazu festgesetzte besondere Wörter (Beiwörter, Zuwörter, Verwörter, Zwischenwörter, Bindewörter, u. s. w.) anzudeuten. — Man sieht hieraus, daß Hr. Lambert die wirklichen Sprachen wie Systeme von Zeichen ansieht, welche von Weltweisen mit Überlegung, Wahl und Absicht erfunden worden sind. Da sie aber, wie wir wissen, mehrentheils ohne Philosophie entstanden, und vom Zufall und Gelegenheit ausgebildet wurden, so verdiente untersucht zu werden, woher das Wissenschaftliche kommt, das wir in den Sprachen bemerken, und wie es ohne Vorsatz hat erhalten werden können?

Von vollkommen wissenschaftlichen Zeichen haben wir

gesehen, daß die Theorie derselben mit der Theorie der Sachen, die sie vorstellen, verwechselt werden kann. Von den eingeführten Sprachen, sagt Hr. Lambert, kann man nur verlangen, daß jedes Wort, so viel es seine Structur zuläßt, den Abänderungen der Sache entsprechen solle; obgleich noch allemal viele Veränderungen und Versetzungen in den Worten nach den Regeln der Sprache möglich bleiben werden, denen keine Veränderung der Sache entspricht. Es ist eine Sprache vollkommener, je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Structur des Wortes seine Bedeutung verstehen könne. Die deutsche Sprache besitzt hierin einen großen Reichthum. Manche Wörter leiden ungemein viele Ableitungen und Zusammensetzungen. Hr. Lambert wünscht eine Theorie für die deutsche Sprache, in welcher die Gränzen dieser Möglichkeiten bestimmt und die verschiedene Bedeutung, welche jede Art von Zusammensetzung und Ableitung zukommt, durch allgemeine Regeln festgesetzt werde. Von dieser Theorie verspricht er unserer Sprache einen Reichthum von bedeutenden, nachdrücklichen und genau bestimmten Worten, weil die wenigsten Wörter durch alle Verwandlungen und Ableitungen, die sie theils ihrer Bildung, theils ihrer Bedeutung nach leiden, durchgeführt sind. Die Ordnung der Sylben, welche in einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache so sehr bedeutend seyn müßte, ist auch in den üblichen Sprachen nicht ganz unbedeutend gelassen worden. Im Deutschen sind Rathhaus und Hausrath, Bruchstein und Steinbruch u. s. w. solche Wörter, deren Versetzung die Bedeutung ändert. Ferner die Ableitungstheilchen werden den Wörtern bald vorgesetzt, bald angehängt, zuweilen eingeschoben oder ganz abgesondert; und diese Ordnung ist theils an sich, theils dem Sprachgebrauch nach nicht gleichgültig. Wir sagen: igkeit, ichkeit, lichkeit, keitlich, barung, barlich, barkeit, barlichkeit, barschaft, schaftlich, thümlich u. s. w.; unver, verun, unab, unum, unzu, verur, einver u. s. w. Die Regeln dieser Ordnung und Verbindung der Ableitungstheilchen sollen gleichfalls in vorerwähnter Theorie untersucht werden.

Von den abstracten Wörtern merkt Hr. Lambert an, daß die Haupt- und Beiwörter, welche abstracte metaphysische Begriffe vorstellen, sich durch ihnen eigene Endungen unterscheiden;

im Deutschen die Hauptwörter durch die Endungen: heit, keit, niß, sal, schaft, thum, ung u. s. w.; die Beiwörter durch die Endungen: icht, ig, lei, lich, sam, selig, bar u. s. w.; da hingegen die Zeitwörter, im Deutschen wenigstens, kein so unterscheidendes Merkmal haben, woran man sehen könnte, ob sie körperliche Handlungen oder abstracte vorstellen; woraus Verwirrung und Vieldeutigkeit entspringen muß, indem die abstracten Zeitwörter fast durchgehends von den körperlichen entlehnt sind, z. B.: verstehen, begreifen, fassen, einsehen u. s. w.

Viertes Hauptstück. Von den Zeitwörtern. Hr. Lambert, der es bei der gemeinen Erklärung bewenden läßt, daß durch die Zeitwörter ein Thun oder Leiden angezeigt wird, kann nur in einem sehr uneigentlichen Verstande unmittelbar darauf sagen, daß eine Redensart oder Phrasis wenigstens ein Zeitwort haben müsse. Diese Regel hat nur alsdann ihre genaueste Richtigkeit, wenn durch das Zeitwort, eine bloße Assertion, ein Urtheil unserer Seele durch Bejahen oder Verneinen angedeutet wird; denn in diesem Verstande giebt es allerdings keine Redensart ohne Zeitwort. Indessen mag Hr. Lambert seine Gründe gehabt haben, diese Erklärung zu verwerfen, weil die Fragen, welche er durch Infinitive ausgedrückt wissen will, vielleicht keine Assertionen zu nennen sind.

Über die Mittelwörter macht Hr. Lambert folgende Betrachtungen. Die Bedingung, daß sie so viel als Beiwörter seyn sollen, scheint ihm willkührlich; und er will den Begriff derselben auch auf die Hauptwörter und Zumörter ausdehnen, die mit dem Zeitwort den Begriff des Thuns oder Leidens gemein haben und nach einer allgemeinen Form davon gebildet werden. Daher will er die Infinitive, wenn sie zu Hauptwörtern gemacht werden, als: das Sehen, das Lesen u. s. w.; und die von dem Zeitworte durch Verwandlung der Sylben en in er oder erinn, als: Liebhaber, Richter, Beherrscherinn u. s. w., gebildeten Hauptwörter zu den Mittelwörtern zählen. Jedoch verweist er diese Betrachtung, so wie die über die Sylben ig, isch, z. B. in: zänkisch, gläubig, welche mehrern Zeitwörtern angehängt werden und eine neue Art von Mittelwörtern bilden könnten, in die vorhin erwähnte Theorie der deutschen Sprache. Wir würden dabei zu überlegen geben, ob nicht die Participia vornehmlich mit den Zeitwörtern dieses gemein haben, daß sie nicht sowohl dispositionem oder habitum, als actum anzeigen;

in welchem Verstande sich die Idee des Mittelworts nicht so leicht erweitern ließe.

Fünftes Hauptstück. Von den Nennwörtern. Hr. Lambert will die Hauptwörter von den Beiwörtern dadurch unterscheiden, daß sich die Dinge, die jene vorstellen, zählen lassen; und unter diesem Merkmale sollen die nomina abstracta mit begriffen seyn. Wir sehen nicht ein, wie von den Abstractis: das Lesen, das Denken, die Weisheit, die Furcht u. s. w. gesagt werden kann, daß man sie zählen könne? Da man, wenigstens im Deutschen, von vielen solchen Abstractis keine mehrere Zahl bilden kann, so ist dieses Criterium nicht allgemein genug.

Von dem Unterschiede der Geschlechter bemerkt Hr. Lambert, daß sie sehr willkührlich sind, und an ihrer Stelle weit schicklichere Unterschiede hätten gewählt werden können. So wie die Abstracta im Deutschen durch die Endungen ziemlichermaßen kenntlich gemacht worden sind, so hätten auch bei den übrigen Hauptwörtern die Arten und Gattungen des Naturreichs, gleichfalls durch die Endungen, unterschieden werden können. Auch die Verschiedenheit der Declinationen hat nichts bedeutendes, und ist bloß willkührlich. Nach den Regeln der Charakteristik hätte entweder jede Abänderung für eine gewisse Classe oder Gattung der Dinge bestimmt seyn, oder jedes Hauptwort sich durch alle Abänderungen durchführen lassen, und in jeder eine besondere Bestimmung in der Bedeutung erhalten müssen. Beides ist in den uns bekannten Sprachen nicht geschehen. Hingegen findet er in der Comparation schon viel metaphysisches, und eine Unterscheidung der Grade, welche für die gemeine Erkenntniß keiner größern Genauigkeit bedarf.

Wie die abstracten Hauptwörter in die Sprachen gekommen, hält Hr. Lambert für sehr schwer zu erörtern, zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der sie vom Sinnlichen zu dem Abstracten, Allgemeinen und Metaphysischen erhöhet hat. Es muß dem ersten Erfinder nothwendig schwer geworden seyn, das Eis zu brechen und zu dieser, ihm ganz neuen Gattung von Begriffen zu gelangen. Wir glauben, diesen Übergang einigermaßen begreiflich machen zu können. Der Erste, welcher das Prädicat eines Satzes zu einem Subject eines andern Satzes hat machen wollen, war genöthigt, es in ein nomen abstractum zu verwandeln. Der Satz sei: die Men-

schen empfinden; will man von dem Prädicate dieses Satzes aussagen, daß es auch den Thieren zukomme, so muß dieses Prädicat in ein Abstractum umgebildet werden: das Empfinden kommt auch den Thieren zu. — Am Ende untersucht Hr. Lambert, warum man bei Abwandlung der Zeitwörter auf die Verschiedenheit der Zeit und nicht auf die Verschiedenheit des Orts und dessen Bestimmungen, bei den Nennwörtern aber auf keines von beiden gesehen habe.

Das sechste Hauptstück handelt von den unveränderlichen Redetheilen. Was Hr. Lambert über die Vorwörter und Zuwörter vorbringt, hat uns nicht völlig Genüge gethan. Wir vermissen gewisse Merkmale, welche diesen Redetheilen besonders eigen zu seyn scheinen und wodurch sie sich von allen übrigen unterscheiden. So sind die Zuwörter niemals Bestimmungen der Sachen, sondern der Eigenschaften oder der Handlungen; daher sie sich allezeit entweder auf ein Beiwort oder auf ein Zeitwort beziehen. Die Vorwörter hingegen drücken das Verhältniß aus, in welchem ein Hauptwort, das weder Subject noch Prädicat des Satzes ist, mit einem von diesen steht. Selbst in dem Falle, wenn das Vorwort ein Ableitungstheilchen des Zeitwortes wird (§ 216), scheinen diese Hauptwörter ausgelassen oder unbestimmt zu bleiben. Hierdurch läßt sich erklären, warum folgende Redensarten, z. B.: ein Land durchreisen, durch ein Land reisen, etwas aufstellen, auf etwas stellen; nicht gleichgeltend, sondern von ganz verschiedener Bedeutung sind. Die Ausführung hiervon würde uns zu weit führen; und wir begnügen uns, dem Leser, welcher diese Speculationen liebt, einen Wink gegeben zu haben, der ihn auf weitere Betrachtungen führen kann. Hingegen sind die Betrachtungen des Verf. über die Bindewörter so fruchtbar als gründlich. Er sieht sie als Meisterstücke der Sprache an, weil sie auf eine sehr kurze Art der Rede Verstand, Bestimmung und Zusammenhang geben. Er giebt den Gesichtspunkt an, aus welchem ein Satz in Absicht auf das Vorhergehende und Nachfolgende muß betrachtet werden: ob er ein Grund, Beweis, Folge, Erläuterung, Ausnahme, Hinderniß, Nebenumstand, Zusatz, Mittelglied zum Schlusse, Einwurf, Gegensatz, Fortsetzung, Anmerkung, Absicht, Endzweck, Bedingung, Trennung, Verknüpfung u. s. w. sei. Sie thun in der gemeinen Rede den Dienst, welchen in dem Vortrage der Mathematiker die Bene-

nungen der Sätze verrichten. Denn die Mathematiker haben für ihre Sätze besondere Namen, als: Erklärung, Grundsatz, Forderung, Lehrsatz, Lehnsatz, Beweis, Zusatz, Aufgabe, Auflösung, Anmerkung u. s. w.; wodurch sie anzeigen, was der Satz ist, wozu er dient, woher er genommen ist, in welcher Verbindung er mit dem vorhergehenden oder mit dem folgenden steht, was zu seinem Behufe erfordert wird, u. s. w. Die Beiwörter gehören daher unter allen Sprachtheilen zum unmittelbarsten zum Gebiete der Vernunft, und sind im eigentlichsten Verstande das Werk dieser Erkenntnißkraft, sowohl in Absicht auf ihren Ursprung, als in Absicht auf ihren Gebrauch; denn sie erstrecken sich nicht auf einzelne Begriffe von Dingen, Handlungen, Eigenschaften u. s. f.: sondern auf die Verbindung derselben, und stellen daher logische Verhältnißbegriffe vor, welche eine reife und geübte Vernunft erfordern. Die besondern Anmerkungen bei dieser Gelegenheit müssen in dem Werke selbst nachgelesen werden.

Wir übergehen der Kürze halber die Hauptstücke von der Wortforschung und Wortfügung, ob sie gleich sehr gründliche Anmerkungen enthalten und diese Theile der Sprachkunst in einem sehr philosophischen Gesichtspunkte darstellen. Hr. Lambert unterscheidet in allen seinen Betrachtungen über die Sprache das Metaphysische von dem Charakteristischen und Grammatischen, S. 185 erklärt er, was er hierunter verstehe; das Metaphysische geht auf die bezeichneten Sachen, ihre Natur, Eigenschaften und allgemeinen Verhältnisse, das Charakteristische betrifft die Zeichen, in so weit sie sich durch das Metaphysische bestimmen und auf Regeln bringen lassen, da hingegen das Grammatische dasjenige begreift, was in den wirklichen Sprachen anstatt charakteristisch zu seyn, bloß willkührlich, und weder in den Sachen noch in den Zeichen gegründet ist. Allenthalben richtet er sein Augenmerk auf die allgemeine Charakteristik, und zeigt, was in einer vollkommen charakteristischen Sprache geleistet werden sollte, und worin die uns bekannten Sprachen zurückbleiben. Man denke aber nicht, daß er die Sprache bloß für den philosophischen Vortrag zurichten, d. h. deutlich und bestimmt machen will. Vielmehr hat er auf die schönen Wissenschaften mit gesehen, und bei verschiedenen Gelegenheiten wohl angemerkt, was Hoheit, Nachdruck, Rührung und Wohlklang von einer Sprache fordern. —

chen Verstande Dinge der Körperwelt, in metaphorischem Verstande aber abstracte Begriffe vorstellen. Bei dieser Classe sind die Wortstreite schon häufiger und leichter; und zur Vermeidung derselben muß man die Vergleichungsstücke, so weit sie immer reichen mögen, auseinandersetzen, wodurch der Begriff aufgeklärt, das Schwankende abgesondert und auf ein nettes Ganze gebracht wird. Denn da die Dinge der Intellectualwelt nicht unmittelbar vorgezeigt werden können, so ist die Vergleichung derselben mit den Dingen der Körperwelt, welche den Grund der Metapher enthält, das einzige Mittel das klare Bewußtseyn derselben bei Andern zu erwekey. — Die Wörter der dritten Classe bedeuten solche Begriffe, welche durch Zusammensetzung und Verbindung der Begriffe von der zweiten Classe entspringen. Hier hat keine unmittelbare Vergleichung mit sinnlichen Bildern statt, sondern die Wörter dieser Classe müssen durch andere, ebenfalls abstracte Wörter, erklärt werden. Daher fällt die Klarheit in der Vorstellung weg, und sie geben am häufigsten Anlaß zu Wortstreiten. Was Hr. Lambert am Ende dieses Hauptstücks wider den ontologischen Satz: modi possunt adesse et abesse salva rei essentia erinnert, hat uns nicht völlig überzeugt. „Die, darin „angezeigte Möglichkeit", spricht er, „wird vorausgesetzt, wenn „man die Begriffe des Wesens und der Modificationen „definiren und die Definitionen beweisen will. Und überhaupt „will dieser Satz nicht mehr sagen, als daß, wir den Sachen „einerley Namen beybehalten, ohne auf gewisse kleinere Verände„rungen zu sehen, die sie leiden. Und dieses thun wir theils zur „Abkürzung der Sprache, theils zum Behufe des Gedächtnisses, „theils auch weil die Veränderungen uns nicht immer in die „Sinne fallen, und mehrentheils auch der Zeit nach durch un„merkliche Stuffen gehen." Wir merken hierüber nur dieses an. Die Möglichkeit des gerügten ontologischen Satzes wird zwar alsdann vorausgesetzt, wenn wir beweisen wollen, daß die Definition mit dem Sprachgebrauch übereinkomme. Allein der Begriff vom Wesen und Modification ist auch an und für sich, ohne auf den Sprachgebrauch zu sehen, ein wahrer Begriff; und würde nicht aufhören wahr zu bleiben, wenn auch in keiner Sprache ein Wort zu finden wäre, das ihm zukommt. In dieser Betrachtung also ist besagter Satz ein Axioma, das unmittelbar aus der Vergleichung zweier wahren Begriffe fließt: nämlich aus dem Begriffe des Wesens und der Modification.

Ferner geht dieser Satz nicht bloß die Namen an, welche wir den Sachen unverändert beilegen, sondern er gründet sich auf die Natur der Sachen selbst. Auch die Sachen bleiben eben dieselben, wenn sich ihre Modificationen gleich verändern. Die Identität der Dinge und der Personen, bei Abwechselung der Modificationen, hat etwas mehr auf sich, als eine bloße Abkürzung der Sprache. In unsere Seele erlangt Fertigkeiten durch wiederholte Handlungen von einerlei Art, d. h. die im Wesentlichen übereinkommen, ob sie gleich im Zufälligen unterschieden sind. Mithin scheint dieser Satz keine bloße Bequemlichkeit im Reden, sondern eine sehr fruchtbare Wahrheit zu enthalten.

Wir kommen zur Phänomenologie, oder zu der Lehre vom Scheine, wie derselbe zu erkennen, und davon auf die Wahrheit zu schließen sei. Hr. Lambert begnügt sich, den klaren Begriff des Scheins, wie wir im gemeinen Leben dieses Wort brauchen, vorauszusetzen, und unterscheidet in demselben folgende Arten. Alle unsere Seelenkräfte, die Sinne, das Bewußtseyn, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Leidenschaften, können uns die Dinge anders vorstellen, als sie wirklich sind: d. h. einen Schein verursachen und denselben verstärken oder überhaupt modificiren. Wenn der Eindruck in die Sinne durch einen äußerlichen Gegenstand verursacht wird, so nennt ihn Hr. Lambert den physischen; entstehet er aber in den Empfindungsnerven, ohne äußerliche Veranlassung: den pathologischen Schein. Die Bilder der Einbildungskraft, bevor sie nach sichern Regeln geprüft und geläutert worden, machen ihm den psychologischen Schein aus; und wenn gar nichts wahres, noch reales dabei zum Grunde liegt, so werden sie Hirngespinnste genannt. Insofern aber die Leidenschaften einen Einfluß in eine Vorstellung haben und dieselbe modificiren, verursachen sie den moralischen Schein.

Dieses sind die subjectiven Quellen des Scheins, insofern die Ursachen davon in uns selbst anzutreffen sind. Es giebt aber Ursachen des Scheins, welche von den Objecten und ihren Verhältnissen gegen die subjectiven Ursachen herrühren; und diese nennt er die objectiven und relativen Quellen des Scheins. Alle diese Quellen und Ursachen des Scheins sind in der Natur selten einzeln anzutreffen, sondern es kommen mehrentheils ver-

schiedene davon zusammen und verursachen eine vielfältig zusammengesetzte Erscheinung; dabei zwar manches wahre und reale zum Grunde liegt, aber auch viel falsches und leeres mit unterlaufen kann. Hr. Lambert sucht die Theorie der Optik und Perspective, welche eigentlich eine Phänomenologie für das Gesicht ist, durch die Reduction allgemeiner zu machen, und nicht nur auf alle unsere Sinne, sondern überhaupt auf alle unsere Erkenntnißvermögen anzuwenden. Die Lehre von der Wahrscheinlichkeit macht nur einen sehr specialen Theil dieser allgemeinen Theorie aus; denn sie geht bloß auf das Scheinbare in dem Urtheile, da hingegen seine allgemeine Theorie das Scheinbare in den Begriffen, in den Fragen, und endlich auch das Scheingute mit begreift. — Wenn sieht, daß Hr. Lambert das Wort Schein in einem so erweiterten Sinne nimmt, in welchem selbst Wahrheit und Irrthum darunter begriffen werden, in so weit sie Jemanden wahr zu seyn scheinen. Da aber der Sprachgebrauch Irrthum von einem Schein oder bloßer Erscheinung unterscheidet, und durch Irrthum ein falsches Urtheil des Verstandes, hingegen durch lezteren Schein ein falsches Urtheil der untern Seelenkräfte verstanden wissen will; so hätte dieser Unterschied vielleicht nicht aus der Acht gelassen werden sollen.

Zweites Hauptstück, von dem sinnlichen Schein. Zur Eintheilung des physischen Scheines hat Hr. Lambert den Satz aus der Optik entlehnt und allgemeiner gemacht, daß einerlei Empfindung entsteht, wenn eben der Sinn einerlei Eindruck leidet; einerlei Empfindung aber das Bewußtseyn kann verschieden seyn; einerlei Sinn nicht nur eben denselben, sondern in so weit auch keine Veränderung damit vorgegangen, die in die Empfindung und ihre Grade einen Einfluß habe. Endlich fordert der Satz einerlei Eindruck, ohne auf die Gegenstände zu sehen, welche den Eindruck machen sollen: diese mögen einerlei oder verschieden seyn. Auf diese Art genauer bestimmt, dient dieser Grundsatz zur Vergleichung der Empfindungen, besonders aber ihrer Grade; welches Hr. Lambert umständlich zeigt und durch sinnreiche Beispiele erläutert. Wenn in dem Schein eine Änderung vorgeht, so geht auch in der That eine Änderung vor: entweder in dem Object, oder in dem Sinne, oder in dem Verhältniß von beiden, oder in zwei, oder endlich in allen diesen drei Stücken zugleich. Die Änderung im Scheine giebt das

Relative von der wirklichen Änderung an. Z. B.: die Sonne scheint in 24 Stunden 360 Grade eines Zirkels zu durchlaufen. Dieser Schein kann hervorgebracht werden, es sei, daß die Erde oder die Sonne ruhe, oder beide sich bewegen. Drehet sich die Sonne und die Erde zugleich, so giebt der Schein nur die Summe oder die Differenz der Bewegungen an, welche in 24 Stunden zwar 360 Grade ausmacht; aber es muß aus andern Gründen entschieden werden, wie viel der Erde und der Sonne davon zuzuschreiben ist.

Den subjectiven Theil zu erkennen, dient der Lehrsatz: daß die Veränderung in dem subjectiven Theile des Scheins sich zugleich auf mehrere Objecte erstrecke. Wenn also in mehreren Objecten eine Veränderung des Scheins zu spüren, so ist die Ursach davon wahrscheinlicherweise dem Subject zuzuschreiben und in dem empfindenden Sinne zu suchen. Um den relativen Theil des Scheins zu entdecken, ist es gut, die Umstände der Sachen auf alle Arten abzuwechseln. In der Geometrie z. B. lehrt man aus der an zwei Standorten beobachteten scheinbaren Lage der Gegenstände ihre wahre Lage bestimmen. Die gemessenen Winkel geben die scheinbare Lage an, da hingegen zu der wahren Lage auch die Entfernungen gehören. Bei Gelegenheit des objectiven Theils des Scheins untersucht Hr. Lambert weitläuftig die, in der That sehr schwere Frage: was in den Körpern wahr, real und bloßer Schein ist? Nach sehr tiefsinnigen Betrachtungen, welche er über diese Materie anstellt, entscheidet er endlich die Frage dahin, daß er die Begriffe der Farben, des Schalls, des Geruchs, des Geschmacks, der Härte, Flüssigkeit, Wärme, Kälte und des Schmerzes schlechthin in das Gedankenreich verweist, und für Erscheinungen erklärt, welche zwar durch wirkliche Eigenschaften, Modificationen der Körper und den dabei vorgehenden Mechanismus veranlaßt werden, welche uns aber diese Eigenschaften und Modificationen, diesen Mechanismus nicht unmittelbar empfinden lassen, sondern unter ganz andern Bildern zeigen. Hingegen Ausdehnung, Solidität und Bewegung hält er für drei wahre allgemeine Eigenschaften des Körpers, die sich bei großen und festen Körpern, wo sie in die Sinne fallen, nicht unter fremden Bildern, sondern so, wie sie sind, darstellen, und auch als solche von uns empfunden werden. Zwar ist auch in Ansehung dieser Grundbegriffe die

wahre Ausdehnung, Solidität und Bewegung von der scheinbaren fast immer verschieden, also, daß sie nicht ganz vom Schein befreit sind; indessen stellen sie sich doch nicht unter fremden Bildern vor, sondern ihr Schein ist mit der Wahrheit von einerlei Art und nur dem Grade nach von derselben unterschieden; auch giebt es Fälle, wo Wahrheit und Schein bei ihnen zusammentreffen: und die Bestimmung derselben macht die Auflösung der Frage vollständig.

Drittes Hauptstück, von dem psychologischen Schein. In diesem Hauptstücke wird untersucht, in wie weit der sinnliche Schein sich in die Erkenntniß der Wahrheit einmenge und darin das Scheinbare mit dem Wahren vermische. Am Ende kommt auch die Frage vor, wiefern es uns möglich sei, Wahrheiten ohne sinnliche Bilder deutlich zu denken. Nach Hrn. Lambert's Entscheidung giebt es Fälle, wo auch der reine Verstand die Bilder der Einbildungskraft beibehält. Bei den vorher erwähnten Grundbegriffen: Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit gehört das Bild mit zur Sache, und der reine Verstand, sagt Hr. Lambert, kann nicht davon abstrahiren. Bei abstracten Begriffen hingegen muß der reine Verstand von den individualen Bestimmungen, welche die Einbildungskraft mit einmengt, abstrahiren, und sich bloß Worte oder Zeichen vorstellen, mit dem Bewußtsein, daß sie etwas wahres und allgemeines ausdrücken, welches sich auf eine bestimmte Anzahl von Fällen anwenden läßt. Auf diese Art kann man vermittelst des Abstrahirens und der Schlüsse die abstracte Erkenntniß weit über die Einbildungskraft hinaufschwingen. Will man aber diese abgezogenen Wahrheiten brauchbar machen, so müssen sie auf andere, minder abstracte Sätze angewandt und dadurch dem Individualen näher gebracht werden.

Viertes Hauptstück, von dem moralischen Schein. Die erste hierher gehörende Frage ist: in wie weit ist in den Begriffen vom Guten Wahres und Scheinbares? Dieses wird durch die Anwendung der Lehre von physischem und psychologischem Schein auf das Gute entschieden. Wir hätten gewünscht, bei dieser Gelegenheit des Hrn. Verf. Gedanken über den Einfluß des Verstandes auf den Willen zu erfahren; — eine Untersuchung, die zu dieser Frage zu gehören scheint, in die sich aber Hr. Lambert nicht einläßt. Man kann aber diese Frage auch

umkehren; und in so weit ist sie, nach der Erklärung des Verf. vom moralischen Schein, der eigentliche Vorwurf dieses Hauptstücks: wiefern nämlich die Vorstellung des Guten und Bösen, Lust und Unlust, einen Einfluß haben auf die Erkenntniß der Wahrheit. Die hierbei vorkommenden Betrachtungen sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden, und vorzüglich verdienen, in dem Werke selbst gelesen zu werden.

Das fünfte Hauptstück, von dem Wahrscheinlichen, ist eines der tiefsinnigsten in diesem Werke. Ein Wahrheitsgrund, der den Satz nicht völlig außer Zweifel setzt, sondern noch immer für das Gegentheil Möglichkeit übrig läßt, ist ein Argument. Wenn Argumente zum Besten eines Satzes gehäuft werden, wie in einem rednerischen Vortrage geschieht, so werden wir überredet, den Satz für wahr zu halten, ob wir gleich nicht völlig überführt sind, daß durch alle diese Argumente zusammengenommen das Gegentheil unmöglich wird. Man nennt dieß die moralische Gewißheit. Indessen giebt es Fälle, wo man diese Argumente nur auseinanderzulesen und in Ordnung zu bringen hat, um die moralische Gewißheit in eine geometrische zu verwandeln. Denn öfters sind in einem solchen unlogischen Vortrage die Argumente in zureichender oder wohl gar in überflüssiger Menge vorhanden, und bloß der Mangel der gehörigen Form und Ordnung macht, daß wir ihre Vollständigkeit nicht einsehen und ungewiß sind. Hr. Lambert zeigt die Wege, wie eine moralische Gewißheit, durch Ausführung der Induction oder auch durch andere künstliche Umwege im Schließen, in eine logische verwandelt werden könne.

Läßt sich aber aus allen diesen Argumenten keine vollständige Demonstration herausbringen, so ist der Satz nur wahrscheinlich; und zwar ist die Wahrscheinlichkeit desto größer, je mehr von einander unabhängige Argumente zu seiner Bestätigung beigebracht werden; denn die von einander abhangen, tragen zur Wahrmachung des Satzes nichts bei. Die Theorie von wahrscheinlichen Schlüssen und Schlußketten enthält viel sinnreiches. Man kann die Wahrscheinlichkeit eines Satzes durch einen Bruch neben dem Bindewörtchen ausdrücken, und dadurch zugleich den Grad der Wahrscheinlichkeit andeuten. A $^3/_4$ ist B, A $^1/_4$ ist nicht B, will sagen: der Grad der Wahrscheinlichkeit,

daß A B sei, verhält sich zur Gewißheit wie drei zu vier; der Wahrscheinlichkeit aber, daß A nicht B sei, verhält sich zur Gewißheit wie eins zu vier.

Wenn der Obersatz von einer bestimmten Particularität ist, z. E. ¾ A ist B (dieser Satz ist nicht wahrscheinlich, sonst müßte der Bruch vor dem Wörtchen und nicht vor dem Subject stehen; vielmehr zeigt er auf eine bestimmte Art an, daß von allen A immer drei B und eins nicht B ist); so verursacht diese Particularität eine Wahrscheinlichkeit im Schlußsatze.

¾ A sind B,
C ist A,
folglich C ¾ ist B;

das heißt: weil unter allen A immer 3 B sind, gegen eins, das nicht B ist, wir aber von C wissen, daß es unter A gehöre; so ist dreimal wahrscheinlicher, daß C auch B, als daß es nicht B seyn sollte: mithin der Grad der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit wie drei zu vier.

Öfter rührt die Wahrscheinlichkeit des Schlußsatzes von dem Untersatze her: nämlich wenn wir von dem Untergliede nur so viel wissen, daß ihm einige Merkmale des Mittelgliedes zukommen, von den übrigen aber es noch ungewiß ist. Es seien z. B. M N P Q die Merkmale des Begriffes A; von C aber wissen wir, daß ihm M N P zukomme, von Q aber wisse man es nicht; wenn nun

alle M N P Q = A sind,
C ist M N P;

so verhält sich die Wahrscheinlichkeit, daß C A sei, zur Gewißheit wie M N P : M N P Q. Setzet:

alle A sind B,
C ist ⅔ A;
also C ⅔ ist B.

Aus diesen beiden einfachen Arten von wahrscheinlichen Schlüssen läßt sich leicht eine dritte zusammensetzen. Sie wird so ausfallen:

¾ A sind B,
C ist ⅔ A;
folglich C ½ ist B.

Hr. Lambert verfolgt dieſe Theorie durch alle Schlußfiguren, allein wir brechen hier ab. — Was Hr. Lambert in der Folge vom Gebrauch der Teleologie anführt und von einer Theorie des Beharrungsſtandes erwähnt, ſcheint einen Fond von tiefſinnigen Betrachtungen zu verrathen, die uns Hr. Lambert vielleicht bei einer andern Gelegenheit deutlicher auseinanderſetzt. Am Ende kommen noch Betrachtungen über die Glaubwürdigkeit der Zeugen und über die hiſtoriſche Gewißheit vor.

In dem letzten Abſchnitte, von der Zeichnung des Scheins, ſucht Hr. Lambert den Begriff der Perſpective transſcendent zu machen, und auf alle Arten der Zeichen anzuwenden, wodurch der Schein der Dinge angedeutet wird. Dahin gehören alle nachahmenden Künſte, die Sprache u. ſ. w. — „Die Dicht„kunſt", ſagt Hr. Lambert, „beſchäftigt ſich vornehmlich, uns „die Dinge nach ihrem Schein vorzumalen, und durch ihre „Vorſtellungen diejenigen Eindrücke vollſtändig hervorzubringen, „die die Empfindung der Sache ſelbſt in uns machen würde, „wenn wir ſie aus dem Geſichtspunkt ſähen, aus welchem ſie „der Dichter vorſtellt, und in den er uns gleichſam in Gedanken „verſetzt." Durch dieſe Merkmale wird die Dichtkunſt nicht von dem philoſophiſchen und hiſtoriſchen Vortrage unterſchieden, ſondern Hr. Lambert giebt auch die feinen Nüancen an, welche die Dichtkunſt von der Redekunſt unterſcheiden. Wie haben aber die uns vorgeſchriebenen Gränzen ſchon allzu ſehr überſchritten; und ob uns gleich die Wichtigkeit des Werks entſchuldigt, ſo würden wir doch zu weitläuftig ſeyn müſſen, wenn wir alles merkwürdige daraus anführen wollten.

Wir vernehmen, daß dieſes treffliche Werk des Hrn. Lambert in fremde Sprachen überſetzt werden ſoll. Wenn die Überſetzung nicht in ſehr glückliche Hände geräth, ſo muß ſie nothwendig mißlingen. Es iſt daher zu wünſchen, daß ſie nicht anders als unter der Aufſicht des Verf. ſelbſt unternommen würde. Wir haben bei Anzeigung des erſten Theils ſchon über einige Dunkelheit geklagt, die bloß von der geringen Sorgfalt herrührt, welche Hr. Lambert auf die Einkleidung ſeiner Gedanken wendet. Er iſt ſo voll von ſeinen tiefſinnigen Meditationen, daß er ſich begnügt, ſie zu Papier gebracht zu haben, ohne darauf zu ſehen, ob ſie auch für den Leſer in das erforderliche Licht geſetzt ſind. Sein Vortrag geht auch ſelten den

geraden Weg auf das Ziel los; sondern was ihm unterwegs aufstößt, giebt ihm Gelegenheit zu Nebenbetrachtungen; unbekümmert, ob sie den Leser zerstreuen oder zu sehr abführen werden, sucht er nur, sich ihrer zu entladen und sie gleichsam aus dem Kopfe zu haben. Für sich ist er allemal versichert, daß er sein Ziel nicht aus den Augen verlieren wird; und in den Gesichtspunkt seiner Leser scheint er sich selten zu versetzen. So klein auch dieser Fehler in den Augen der Kenner und Freunde der Wahrheit ist, so kann er doch den Haufen der Leser abschrecken, und ein Werk auf hohen Schulen und Academien unbekannt machen, das in Absicht auf die Weltweisheit und Beförderung der Wissenschaften überhaupt von so großer Wichtigkeit ist.

Philosophische Muthmaßungen, über die Geschichte der Menschheit. Zwei Bände. Frankfurt und Leipzig bey J. H. Harscher 1764. 35 Bogen in kl. 8°.

(aus der allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 4. Stück 2. 1767. S. 233—242.)

Die Geschichte der Staaten und Völker, in ihrem weitesten Umfange betrachtet, enthält die Jahrbücher der Vorsehung Gottes, oder die Erzählung der Mittel, deren sich Gott bedient, das menschliche Geschlecht den nächsten Weg zu seiner Bestimmung zu führen. In eingeschränkten Zeiträumen und bei einzelnen Völkern scheinen zwar die Absichten Gottes sich zu verbergen und die Wege der Vorsehung sich in einem Labyrinth zu verlieren. Aus einem so niedern Gesichtspunkte können wir die Ordnung und Verbindung der Theile mit dem Ganzen unmöglich wahrnehmen, daher uns alles verwirrt und durcheinanderlaufend scheinen muß. Je höher aber der Standort ist, den man sich wählt, je größer der Raum ist, den man mit einem Blick übersieht; desto sichtbarer wird die Ordnung des Ganzen, desto augenscheinlicher zeichnen sich die Wege der Vorsehung aus, wie sie durch alle Wendungen und Krümmungen zu einem gemeinschaftlichen Ziel hinlaufen. Diese höhere Aussicht ist eine wahre Beruhigung für den Weltweisen, welcher in den gemeinsten Hervorbringungen der Natur die weisesten Absichten entdeckt und in dem Schicksale des menschlichen Geschlechts sie sehr oft vermißt. Es ist schön, mit dem Fontenelle sich in die Lüfte zu erheben und, wie die Erde sich umwälzt, ihre mannigfaltigen Bewohner mit ihren verschiedenen Sitten, Gebräuchen, Meinungen, Sprachen, Bildung, Farbe und Kleidung vorbeigehen zu lassen. Noch angenehmer aber ist es, alle diese Völker die ganze Revolution, von ihrem ersten Ursprunge an bis auf den Zustand, in welchem sie sich befinden, durchwandern zu lassen, und ihren allmäligen Fortgang bis zum Gesittetwerden, ihren Stillstand, Rückfall in die Barbarei, und plötzliche Erhebung mit philosophischen Augen zu betrachten. Ein Gemälde von dieser Art zeigt uns Herr Iselin, welcher durch seine „philosophische und

patriotische Träume eines Menschenfreundes" und andere Schriften von dieser Gattung bekannt ist, in dem Werkchen, das wir hier von ihm anzeigen. Ob es gleich in dem Jahre 1764 herausgekommen, so ist es doch in Deutschland, wir wissen nicht, durch welchen Zufall, bisher noch wenig bekannt geworden. Wir haben selten in einem Werke von so kleinem Umfange so viele erhabene Ideen, so viele ergötzende Aussichten und so viele lehrreiche Anmerkungen angetroffen. Philosophie und Kenntniß der Geschichte zeigen sich hier in ihrem Triumphe. Der Verf. ist zwar öfter genöthigt, die Lücken der Geschichte durch Muthmaßungen auszufüllen, die, wie leicht zu erachten, nicht unwidersprechlich, vielleicht hier und da mehr sinnreich als der Natur gemäß scheinen dürften. Sie unterlassen gleichwohl nicht, dem Genie des Verf., so wie seinem menschenliebenden Herzen Ehre zu machen, da sie durchgehends auf Weltweisheit, Tugend und Menschenliebe gegründet, und mit philosophischer Bescheidenheit und Mäßigung in das Resultat der Beobachtungen eingewebt sind. Man unterscheidet gar bald den Weltweisen, welcher dem Faden der Geschichte folgt, und ihn nur da, wo er abgerissen ist, durch Muthmaßungen wieder anknüpft, von dem Systemsüchtigen, der seine Gespinnste zum Grunde legt und zum Schein hier und da mit Beobachtungen aufstutzt. Man vergleiche die Einfälle des Verfassers sur l'origine du despotisme oriental mit den Gedanken des Hrn. Goguet *) oder unsers Iselin über diese Materie.

In dem ersten Buche schickt Hr. Iselin psychologische Betrachtungen des Menschen voraus, um den Menschen, in so weit er einer Glückseligkeit und Unglückseligkeit fähig ist, von seiner physischen sowohl als moralischen Seite zu erkennen zu geben. Nach einer körnigen Beschreibung der Verstandeskräfte und Begehrungsvermögen betrachtet er den Einfluß des Menschen in den Menschen, Nachahmung, Ansehen, Erziehung, die theoretischen

*) Ant. Yves Goguet (geb. 1716, gest. 1758), Origine des lois, des arts et des sciences, et de leurs progrès chez les anciens peuples, T. 1 — 3. Paris 1758. 4°. (Untersuchungen von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, übers. von G. Ch. Hamberger, Th. 1 — 3. Lemgo 1760 — 62. 4°.)

Anm. des Herausgebers.

und practiſchen Irrthümer, die Beſchaffenheit ausſchweifender Charakter (bei welcher Gelegenheit über die bekannte Unterredung des Pyrrhus mit ſeinem vertrauten Cyneas ſehr ſchöne Anmerkungen vorkommen), Freiheit, Glückſeligkeit u. ſ. w. Hierauf ſchildert er die Menſchheit in ihren verſchiedenen Stufen und in ihrem Fortgange zum geſitteten Leben: Stand der Natur, Einfalt, Wildheit, Barbarei, Sittlichkeit; dieſes ſind die Stufen, welche das menſchliche Geſchlecht, einige Völker früher, die andern ſpäter, durchwandert. Jede von dieſen Verfaſſungen hat ihre gute und ſchlimme Seite, ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, welche den Fortgang des Menſchen zur Glückſeligkeit befördern und hemmen. Hr. Iſelin ſchätzt den Werth und Unwerth eines jeden Zuſtandes, zeigt das Übergewicht des Guten in jedem derſelben, erläutert den Übergang aus einem in den andern aus der Natur des Menſchen; und legt uns die überzeugendſten Beweiſe vor Augen, daß dieſe Fortſchreitung den Abſichten der Natur gemäß, und der Weisheit und Güte ihres Schöpfers würdig ſei. Ob es einen Stand der Natur, wie ihn die Weltweiſen erdichten, je gegeben, wird billig in Zweifel gezogen. Die Geſchichte reicht uns faſt gar keine, und die Erzählungen der Reiſenden nur ſehr wenige und ungewiſſe Beiſpiele von Menſchen dar, die in einem ſo thieriſchen Zuſtande gelebt. Rouſſeau, welcher dieſen thieriſchen Zuſtand für natürlich hält, muß die Geſchichte aus dem Wege räumen, um ſeiner Hypotheſe Platz zu machen; „commençons donc", ſpricht er, „par écarter tous les faits". Er ſucht zu behaupten, daß wir von Natur beſtimmt ſeien, in dieſem Zuſtande zu verbleiben, und daß die kleinſte Entfernung von demſelben ein Schritt zu unſerm Verderben ſei. Es war hier kein Mittel zu treffen. Man muß entweder alle Entwickelungen der menſchlichen Fähigkeiten billigen, oder den Menſchen auf einen eingebildeten Zuſtand zurückführen, in welchem er dem Viehe gleich iſt. Rouſſeau häuft alle Gräuel des barbariſchen, und alle Beſchwerlichkeiten des geſitteten Lebens, vergleicht ſie mit dem Mangel derſelben in dem thieriſchen Zuſtande, und giebt dieſem letztern den Vorzug. Kein Wunder! durch ſolche Rednerkünſte können die vortrefflichſten Dinge verabſcheuenswerth abgebildet werden. Indeſſen kann ſich Rouſſeau nicht entbrechen, ſeinem viehiſchen Menſchen ſelbſt einen Trieb zur Vollkommenheit beizulegen, und die Fähigkeit dazu für das unterſcheidende Kennzeichen der

menschlichen Natur zu halten. Nur betrachtet er diese Fähigkeit als dasjenige, wodurch der Mensch verführt wird, kein Mensch mehr zu seyn.

Allein Hr. Iselin sagt mit Recht: „Wenn er nun durch „die Unterdrückung dieser ihm wesentlichen Fähigkeit ein Mensch „bleiben kann, wenn seine Glückseligkeit darinn besteht, diesen „Trieb nicht zu empfinden; so hängt derselbe von einer unmög„lichen Bedingnis ab; so bleibt ihm, so bald er zu sich selbst „kömmt, nichts weiters übrig, als die Verzweiflung. Wenn wir „aber der Gattheit, welche alles so weislich beherrschet, nicht wi„dersprechende Absichten zuschreiben wollen; so müssen wir zu„geben, daß der Mensch nicht zu einem unveränderlichen Stande „bestimmt sey; indem ihm die Natur einen Trieb eingeflößet hat, „der ihn mit einer unbesiegbaren Macht zur Veränderung an„sporret.“ Hr. Iselin würdigt die Vortheile dieses Standes, und findet, daß wir über den Verlust desselben, wenn wir auch wirklich gelitten, uns nicht zu beklagen haben.

Man kann dieses ganze Werk als die gründlichste Widerlegung der Rousseau'schen Meinungen ansehen. Ein Grundsatz, welchen Hr. Iselin durch alle seine Betrachtungen mahr zu machen sucht, ist, daß nur der Zustand dem Menschen natürlich und seiner Bestimmung gemäß sei, in welchem sich alle Fähigkeiten seines Geistes und Herzens ohne Hinderniß beschäftigen und entwickeln können. Hierin setzt er auch die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, sowohl, als ganzer Staaten, und des ganzen menschlichen Geschlechts. Es folgt ganz natürlich, und Hr. Iselin zeigt dieses durch alle Stufen des menschlichen Fortgangs, daß der Mensch seiner Bestimmung getreuer bleibt und sich wirklich vollkommener macht, wenn er den Zustand eingeschränkter Kenntnisse und Einsichten, als den Stand der Wildheit und Barbarei, verläßt und in den Stand der Glückseligkeit tritt; wenn er seine Sitten mildert, seine Einsichten erweitert und die Empfindungen seines Herzens schärft. Er zeigt bei jeder Gelegenheit, was Wissenschaften und Künste beigetragen haben, die Barbarei zu vertreiben, und die Rahheit der Gemüther zu mildern; wie durch dieselben die Menschen geselliger, gesitteter und mithin glücklicher geworden sind. Es haben dieß zwar Alle behauptet, so viel ihrer sind, die den Rousseau widerlegt haben; allein die Art und Weise, wie uns Hr. Iselin alle Grade der Menschheit durchführt, und jedesmal die allmälige Verbesserung gleichsam vor unsern

Augen entſtehen läßt, führt eine Überzeugung mit ſich, der nicht zu widerſtehen iſt. Er gewinnt uns nach und nach den Beifall für die wichtige Wahrheit ab, daß jede Entwickelung der Fähigkeiten eine Verbeſſerung, ſo wie jede Einſchränkung derſelben eine Verſchlimmerung des menſchlichen Zuſtandes ſei.

Derſelbe Grundſatz dient ihm auch zum Probierſtein, den Werth und Unwerth eines Volkes und ſeiner Staatsverfaſſung zu beſtimmen. Von Sparta, dem Idol einiger ſeltſamen Köpfe, welche die Geſetze des Lycurgus über alles, was ſich die menſchliche Vernunft Vollkommenes denken kann, hinwegſetzen möchten, macht er uns folgende, ſo wahre als nachdrückliche Schilderung: „Kein Geſetzgeber hat, wie er (Lycurg), für die Nachwelt ge„dacht. Er verſchloß alle Wege, durch welche die Luſt zur An„derung ſich in die Gemüther der Bürger hätte einſchleichen „können. Alle blieben durch ſeine weiſe Vorſorge an Glücks„umſtänden, an Sitten, und beynahe auch an Verſtande einander „gleich. Alle genoſſen den gleichen Unterricht und die gleiche „Erziehung; und einem jeden war, ſo zu ſagen, verboten, mehr „zu wiſſen und zu lernen, als die übrigen. Ihre Geiſter waren „alle gleich eingeſchränket, da ſie ſich mit nichts als mit ihren „Waffenübungen beſchäftigen durften. Ihre Herzen waren alle „gleich groß, da kein ander Gut ihre Begierden reizen konnte, „als die Erhaltung und Verherrlichung ihres Vaterlandes, und „da die Geſetze ihnen die Kenntnis aller andern Güter entriſſen „hatten. Die Lacedämonier waren alſo durch die Klugheit ihres „Geſetzgebers in einen faſt widernatürlichen Zuſtand verſetzet. Der „Fortgang zur Vollkommenheit war allen unterſagt, außer in „ihrem einzigen ungeachten Handwerke, das allen gemein war. „Es iſt daher leicht zu begreifen, daß in einem ſolchen Staate „an keine fernere Entwicklung des Geiſtes, an keine Künſte, an „keine Wiſſenſchaften zu denken war.

„Bey einem jeden neuen Geſchlechte befeſtigte die Gewohn„heit die Geſetze, die Vorurtheile, die Tugenden des vorigen. Das „allgemeine Beyſpiel ſtunde mit der Erziehung und dieſe mit der „Geſetzgebung in der vollkommenſten Harmonie. Alle entwickel„ten Vermögen der Seele unterſtützten den Entwurf des Geſetz„gebers, und alle übrigen waren unterdrückt. Es herrſchte da „ein vollkommener Deſpotismus, über ein Deſpotismus der Ge„ſetze und nicht der Menſchen; hart für den, der nicht dazu

„erzogen war; aber leicht für den, der von Kindheit an nichts „anderes gesehen und empfunden hatte.

„Die Masse der Güter und der Vergnügen konnte in einem „solchen Staate nicht so groß seyn, als in einem, wo die Begier„den und die Einsichten keine Schranken haben. Allein die Masse „der Übel mußte da auch weit kleiner seyn.

„Da indessen der spartanische Staat nur die kriegerischen „Tugenden zur Absicht hatte, da er die Bosheit mehr einschränkte „als milderte, da er die Menschen gegen Fremde, gegen ihre „Knechte, und beynahe gegen sich selbst in dem Stande der „Barbarey ließ; da er alle andere Fähigkeiten seiner Bürger er„stickte; so verdient er wohl die Bewunderung, aber nicht die „Liebe, die Verehrung des Weisen. Wenn der Mensch von Na„tur ein wildes Thier wäre: so hätte der Stifter der spartani„schen Verfassung die Gesetzgebung auf den höchsten Grad gebracht. „Aber der Mensch soll nicht gebändigt, er soll gebessert; er soll „nicht durch äusserlichen Zwang, er soll durch die innerliche „Milde seiner Seele gut werden."

Von unsern jetzigen Zeiten, unsern Sitten, Meinungen, Leidenschaften, von unserer Staatskunst, Gelehrsamkeit, Üppigkeit, Galanterie, von den Tugenden und Fehlern des gegenwärtigen Jahrhunderts macht Chr. Iselin am Ende seines Werks eine Schilderung, die jeden Leser bezaubern muß. Wir werden uns hüten, Stellen daraus anzuführen. Wo sollten wir anfangen? welche auslassen? Wir wünschen, daß alle Verehrer der Tugend, alle Freunde der Menschheit seine Anmerkungen, keine ausgenommen, nicht nur lesen und wieder lesen, sondern tief in ihr Herz eingraben mögen. Sie zeigen gründliche Kenntnisse der bürgerlichen und gelehrten Welt, reife Einsicht in das menschliche Herz, feurige Liebe des Guten und Schönen, und eine brennende Begierde für das Wohl des menschlichen Geschlechts, von welcher die ganze Seele des Verfassers durchdrungen ist. Je seltener in diesem Geiste geschriebene Werke in Deutschland sind, desto mehr sind sie sowohl dem lehrenden als lernenden Theil des Publikums zu empfohlen. Mit welchem Nutzen würden die Lehrer auf hohen Schulen nicht die kurzen und nachdrücklichen Sätze dieses Weltweisen ihren Zuhörern erklären! Sein Vortrag, ob er gleich nicht skelettartig ist, scheint zu öffentlichen Vorlesungen nicht unbequem, da er mehrentheils die Anlässe zu seinen Beobachtungen, die Prämissen zu seinen Schlußsätzen übergeht, und

nur die Reſultate hinſetzt. Der Lehrer hat freie Hände, diejenigen Beiſpiele und Erläuterungen hinzuzuthun, welche der Einſicht ſeiner Zuhörer angemeſſen ſind. Welche Philoſophie, welcher Unterricht ſollte dem Weltbürger nützlicher ſeyn, als dieſer, der ihn belehrt, was ſeine Vorfahren durch ihre Bemühungen zum Beſten der Menſchheit ausgerichtet, wie weit ſie in dem Fortgange zur Sittlichkeit gekommen, was von Barbarei und Wildheit noch zurückgeblieben, und was den Nachkommen zu thun übrig iſt, das Werk zu vollenden?

Die Schreibart des Verf. iſt der Sache angemeſſen; nämlich, ohne überhäuften Schmuck, nachdrücklich und ſpruchreich. Wir könnten dieſe Schrift auch in dieſer Betrachtung unter die beſten proſaiſchen Schriften Deutſchlands ſetzen. Einige fremde Ausdrücke halten ihm billige Leſer, als einem Schweizer, zu gute. Auch ſind ſie ſeltener, als in den erſten Schriften dieſes Verfaſſers. Nur eine unerlaubte Neuerung in der Sprache iſt uns in dieſem Werke ſehr oft aufgeſtoßen, die wir uns nicht erinnern in jenen gefunden zu haben. Wir meinen den Gebrauch des Imperativi in der erſten Perſon des mehrern Geſchlechts, als: unterſuchen wir, anſtatt: laßt uns unterſuchen; fahren wir fort, anſtatt: laſſet uns fortfahren. Das ſiebente Hauptſtück des zweiten Buchs wird durch dieſe fremde Bildung, welche noch dazu Zweideutigkeit verurſachen kann, ſehr unangenehm zu leſen, beinahe unverſtändlich. Es iſt wahr, das laſſet uns iſt auch nicht allemal anzurathen; allein man nehme lieber eine andere Wendung, ehe man der Sprache Gewalt anthut.

Discours sur la Métaphysique, par Mr Merian, lû dans l'assemblée publique de l'Académie Royale des sciences et belles lettres de Prusse du 6 Juin 1765. à Berlin chès Chrétien Frédéric Voss, 1765.

(ebenda S. 281—282.)

Eine wohlausgearbeitete Vertheidigung der höhern Weltweisheit, die mit vieler Einsicht und Billigkeit, und in einer der Sache angemessenen, edlen Schreibart abgefaßt ist. Fern von Neid und verblendeter Partheilichkeit, interessirt sich Hr. Merian bloß für die Wahrheit, und läßt allen denen Gerechtigkeit widerfahren, welche sie mit Ernst und Eifer gesucht haben.

Sämtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch.

Erster Theil. Altona 1765. 356 Seiten in gr. 8°.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 5. Stück 1. 1767. S. 3—11.)

Dieser erste Theil enthält das Lehrgedicht „die Wissenschaften", und einige Versuche von der Zuverlässigkeit und Schwäche der menschlichen Vernunft. Man hat die Lehrgedichte des Hrn. Dusch allezeit mit Vergnügen gelesen, und die Kunstrichter haben ihm längst seine Stelle unter unsern besten Lehrdichtern angewiesen. Er erhebt sich zwar selten bis zum Großen, wird auch bisweilen etwas weitschweifig, wo die Materie sich nicht sogleich in eine leichte Kürze schmiegen will; allein er hat glückliche Stellen, schöne Schilderungen, sinnreiche Gegensätze und wohl angebrachte Sentenzen, die den Leser schadlos halten. Von einem Lehrdichter wird selten mehr gefordert.

Zwar zeigt Hr. Dusch in der Vorrede, daß viele Gattungen der Dichtkunst in ihrem Stoffe und in manchen andern Umständen sehr große Vortheile vor der didactischen Poesie haben, indem das Lehrgedicht in Ansehung seiner Materien, entblößt von allem, was gefallen kann, trocken, ernsthaft, einförmig, ermüdend, gar nichts hat, um sich anzupreisen, als das, was es von dem Genie bekommt. „Wie überwiegend", spricht Hr. Dusch, „müssen nicht die Schönheiten seyn, wenn sie den Wi„derwillen des Lesers gegen den Stoff überwinden, und wie „mannichfaltig, wenn sie die Einförmigkeit desselben genugsam „abändern sollen?" Allein uns dünkt, für diejenigen Leser, welche an einen ernsthaften Stoff mit Widerwillen gehen, schreibt der Lehrdichter gewiß nicht; denn diese werden ihn nicht lesen. Es giebt aber Leser, die sich gern unterrichten, Leser, denen die Wahrheit selbst willkommen ist, welche ihnen der Dichter geschmückt zuführt. Diese wissen dem didactischen Poeten auch für die Wahrheiten Dank, die er ihnen beibringt; und der Inhalt des Lehrgedichts hat für sie so viel Reize, als die interessanteste Begebenheit. Zudem muß der Inhalt selbst mit in Berechnung kommen, wenn das Lehrgedicht mit den übrigen Arten verglichen werden soll. Bei den übrigen Dichtungsarten ist es mehrentheils der Inhalt, der die größten poetischen Talente erfordert. Die

Poesie des Styls ist die geringste Tugend eines epischen oder tragischen Dichters, da sich hingegen das größte poetische Verdienst des Lehrdichters fast auf die Poesie des Styls einschränkt. Den Inhalt hat er entweder gar nicht, oder nicht als Dichter, sondern als Weltweiser oder Kunstverständiger erfunden. Jedoch es ist eine mißliche Sache um die Ausmessung der Verdienste. Sie ist einem Abbt selbst nicht sonderlich gelungen; also mögen wir sie auch nicht wagen. Wir haben nur zeigen wollen, daß sich auch auf der andern Seite Gründe anführen lassen.

Selten hat sich ein Dichter so viel Mühe gegeben, seine Gedichte zu verbessern, als Hr. Dusch. Er hat sie fast durchgehends umgearbeitet, und in dem Lehrgedichte „die Wissenschaften" sogar das Sylbenmaß verändert. In der vorigen Ausgabe waren alle erste Halbverse um eine kurze Sylbe länger, als sie sonst in Alexandrinern zu seyn pflegen. Hr. Dusch hatte diese Neuerung gewagt, weil ihm die gewöhnliche alexandrinische Versart, auf welche sich unsere Lehrdichter einschränken, zu monotonisch geklungen. Allein die seltnere war es nicht weniger; und die hinzugethane Sylbe hatte etwas schleppendes, das die Einförmigkeit noch unangenehmer machte. In dieser neuen Ausgabe hingegen ist der Abschnitt nur alsdann weiblich, wenn der Reim männlich ist. Diese Abwechselung ist dem Ohre angenehm; und sie hat auch das Verdienst, daß dadurch alle Verse von gleicher Länge werden. Man sieht aber gar leicht, in welche Kosten diese Verbesserung den Dichter hat setzen müssen, da niemals vier nach einander folgende Verse haben unverändert bleiben können.

Hr. Dusch beurtheilte seine Gedichte selbst in der Vorrede mit Strenge und Verläugnung. Er gesteht es, daß es ihm unmöglich gewesen, den Plan in dem Gedichte „die Wissenschaften" von allen Fehlern zu befreien. Kein Wunder! in einem Gedichte ist es eben so unmöglich als in einem Gebäude, Regelmäßigkeit in den Plan zu bringen, wenn die erste Anlage nicht darnach ist. Die Absicht des Dichters war, den Einfluß der Wissenschaften auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu zeigen. Dieses Subject hat zwei verschiedene Seiten, von welchen es betrachtet werden kann. Man nimmt entweder den Menschen in seiner Barbarei, und zeigt, wie er durch die Bemühung um Wahrheit und Schönheit gesitteter und milder geworden. In diesem Falle müssen auch die Wissenschaften in

ihrer ersten Kindheit genommen werden, da sie noch in unmittelbarer Verbindung standen mit der Gesetzgebung. Allmälig müßte alsdann der Dichter die Wissenschaften und die Sittlichkeit sich der Vollkommenheit nähern und uns ihren wechselseitigen Einfluß sehen lassen. Ein solches Gemälde von dem Gesittetwerden des menschlichen Geschlechts verdiente gar wohl, von einem poetischen Genie behandelt zu werden; und Iselin's Geschichte der Menschheit*) würde reichlichen Stoff dazu hergeben. In diesem Plane würde auch Fabel und wahre Religion gar wohl auf einander folgen, und der Dichter ohne alle Unschicklichkeit in dem ersten Gesange vom Saturnus und in dem letzten von dem wahren Gotte sprechen können, welches Hr. Dusch in der ersten Ausgabe seines Gedichts mit Recht tadelhaft findet. Dieser Tadel würde nach unserer Voraussetzung nicht statt finden; denn die Fabellehre war in der wirklichen Geschichte der Übergang von Barbarei zur wahren Religion. Von der anderen Seite hätte der Dichter auch das menschliche Geschlecht nehmen können, wie es jetzt ist, und den Einfluß zeigen, welchen die Wissenschaften, wie sie jetzt sind, auf die Gesetze, Sitten, Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Krieg, Handlung, Wohlstand der Menschen u. s. w. haben. Dieser Gesichtspunkt ist von dem vorigen ganz verschieden, und erfordert eine ganz andere Bearbeitung. Wo wir nicht irren, so liegt der Grundfehler, den Hr. Dusch durch keine Verbesserung aus seinem Plane hat wegschaffen können, in der Vermischung und Verwechslung dieser beiden Gesichtspunkte. In dem ersten Buche wird der Mensch in seiner Barbarei beschrieben; dieses ist offenbar nach dem ersten Gesichtspunkte, da man das Gesittetwerden der Menschen durch die Wissenschaften zum Gegenstande nimmt. In dem zweiten Buche erscheint die Dichtkunst in persönlicher Gestalt, mit ihrem ganzen Gefolge, nicht wie sie einen Theil der Gesetzgebung ausmacht, nicht in der ursprünglichen Gestalt, da noch Dichter, Weltweiser, Gesetzgeber und Musikus in Einer Person vereinigt waren; sondern so wie uns die Dichtkunst jetzt bekannt ist. Epopeen, Trauerspiele, Idyllen, Voltaire, Shakespear, Virgil, Leonidas, Milton und Klopstock erscheinen alsofort in dem zweiten Buche, und reißen die Menschen aus ihrer Barbarei. Mit allen

*) Siehe die vorige Recension, S. 521—527.
Anm. d. Herausg.

übrigen Wissenschaften, die in den folgenden Büchern erscheinen, hat es die nämliche Beschaffenheit; sie werden in allegorischen Personen so aufgeführt, wie sie uns anjetzo bekannt sind, in der ausgebildeten Gestalt, welche sie ohne Jahrhunderte von gesittetem Leben nicht haben erlangen können. Hieraus sind unsers Erachtens alle die Unschicklichkeiten in dem Plane entsprungen, die Hr. Dusch in der Vorrede bemerkt, und auch, die er übergeht.

An einzelnen Schönheiten hat dieses Gedicht keinen Mangel. Hr. Dusch denkt, und weiß seine Gedanken zuweilen sehr glücklich zu concentriren. Das ganze fünfte Buch, in welchem von der Unsterblichkeit der Seele gehandelt wird, hat uns vorzüglich gefallen. Es reicht freilich nicht an die Erhabenheit, mit welcher Young, in seiner sechsten und siebanten Nacht, über die Unsterblichkeit philosophirt. Wenn Young nicht öfters durch das allzu blendende Licht seiner Meteore ermüdete, so würden wir sagen, daß noch nie eine Materie so poetisch schön und zugleich so philosophisch richtig ausgeführt worden sei. Dusch hat Schönheiten, die nicht so blenden, aber doch nicht ohne Wirkung sind. Wir begnügen uns, folgende Stelle daraus anzuführen.

Wahrhaftig! ward die Seele, um so, mit ihr Gebein,
Die irrdische Behausung, bald wieder nichts zu seyn;
So ist das Laster gut, so seyd ihr, Weise! Thoren,
Und Tugend ist ein Traum, von Aberwitz geboren!
So ist der Prasser weise, der bloß für sich die Welt,
Und sich zum Götzendienste des Bauchs erschaffen hält.
In Lappen eingehüllt, die nicht vor Kälte decken,
Nicht vor dem Sonnenbrand; der Weichlichkeit ein Schrecken,
Ein sterbendes Gerippe, verfallen, zitternd, schwach,
Kriecht hier am Stab ein Irus — der Eckel hinten nach —
Hat nicht, womit er eins den heißen Hunger pflege,
Hat nicht, worauf zu ruhn, sein Haupt sich niederlege:
Nachdem er, Lebensmüde, von Thür zu Thüre ging,
Und Einen kargen Bissen, den oft der Hund empfing.
Er hat nicht Einen Freund, der ihm ein Trostwort rede:
Ihn kennt der Bruder nicht: die Welt ist für ihn öde:
Was hat er, sich zu trösten? die Frömmigkeit allein?
Wenn er ein Sünder wäre, er könnte glücklich seyn.
Und soll denn dieser Mann zum Leiden auf der Erden
Verdammt durch Tugend seyn, und nie belohnet werden?
Hat dazu Gott erschaffen, so war er ungerecht:
Domitian war Kayser, und Epictet war Knecht.
Der Fromme leidet Noth, und Wollust tränkt den Frechen:
Was Tugend haben soll, empfänget das Verbrechen:

Der Hochmuth eines Fürsten macht Millionen bloß,
Und wenn Annäus*) blutet, wird Tigellinus groß:
Ein Böser erndtet ein, was ihm der Acker bringet,
Den hundert Redliche mit ihrem Schweiß gedünget.

Kann Gott das menschliche Geschlecht zu dieser hoffnungslosen Qual erschaffen haben?

Entsetzlicher Gedank', ein Quäler seiner Kinder!
Wer keinen Gott erkennt, der sündigt zehnmal minder.

Die drei übrigen Gedichte, unter der Aufschrift „Versuche", sind so sehr verändert, daß sich der Leser nicht ohne Mühe erinnern wird, sie schon gelesen zu haben. Wo wir nicht irren, so haben wir einst unter dem Titel: „drei Gedichte", die im 1ten Stück des ersten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 168 u. flgd. angezeigt worden**), etwas ähnliches gelesen. Der zweite Versuch wird am besten gefallen. Der Dichter eifert in demselben wider den Mißbrauch der Vernunft in Erfindung üppiger Künste, dadurch der gesittete Mensch seine Bedürfnisse ins unendliche vermehrt hat, und fast unglücklicher geworden ist, als das vernunftlose Thier, das bloß seinem natürlichen Triebe folgt.

Sieh! wie unschuldig froh das Lam im Grünen spielt,
Und um den Hirten scherzt, der Gram im Busen fühlt;
Weil ihn ein Sonnenstrahl, der Stachel einer Fliege
Erinnert, daß sein Herr auf Rosen besser liege!
— — — — — — — — —
Vergebens prahlet man, wie vieles sie erdacht:
Unsinn ist die Vernunft, die mehr Begierden macht!

Mit dem Sokrates eifert er über die Vernachlässigung der Selbsterkenntniß:

Der Wohllaut hört im Zwist des Guten und des Bösen,
Vermag der, auch in sich den Misklang aufzulösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet, kann der wol
Erfüllen, was er lehrt, und leben, wie er soll?
Statt Eintracht, Maaß und Gang die Leidenschaft zu lehren,
Erforscht er Gang und Maaß, und Eintracht in den Sphären:

---

*) Seneka.

**) Diese Recension war von Moses Mendelssohn selbst; siehe sie in der ersten Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S. 210—218. Anm. des Herausgebers.

Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser Fleiß! —
Ein Unglückseliger, ein Thor, der alles weiß.

Hierauf ruft er die Vernunft an, und preist ihr Bemühen, die Menschen aus der Barbarei zu ziehn, in einem Staate zu verbinden, und ihnen bürgerliche Gesetze vorzuschreiben:

Doch bleibest du hier stehn? War dies die Gränze? Nein!
Die du zu Bürgern machst, ach! lehr sie, Menschen seyn;
Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwerdt in Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger Einer Erden,
Geschöpfe Eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!

Der dritte Versuch hingegen ist dem Verf. am wenigsten gelungen. Er hat ihm die äußere Form ohne die innere Einrichtung eines Gesprächs gegeben. Man merkt es gar zu deutlich, daß das Gedicht vorhin eine andere Gestalt gehabt, und der Dichter sich es nachher hat einfallen lassen, es in ein Gespräch zu verwandeln. Zudem nimmt er in demselben den Ton der Satyre an, der ihm gar nicht glücken will. Seine Scherze sind gezwungen, und seine Ironien meistens ohne Salz, sonderlich auch in den beigefügten Anmerkungen. Die Muse des Hrn. Dusch scheint unwillig ihre Ernsthaftigkeit zu verläugnen.

Karl Wilhelm Ramler's Oden. Berlin, bei Christian Friedrich Voß 1767. 7 Bogen in 8°.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 7. Stück 1. 1768. S. 3—28.)

Vor einigen Monaten erschien, ohne Benennung des Sammlers, des Druckorts und des Verlegers, eine Ausgabe der Ramler'schen Gedichte, an welcher aber Hr. Ramler keinen Theil hat; vielmehr stehen in derselben verschiedene Stellen, die er mißbilligt, und verändert wissen will. Er hat sich also entschlossen, gegenwärtige Sammlung selbst herauszugeben, welche nicht nur neun Stücke mehr enthält als die vorige, sondern sich auch durch viele Verbesserungen unterscheidet.

Wenn sich Deutschland irgend in einer Dichtungsart mit seinen Nachbarn messen kann, so ist es unstreitig in der lyrischen. In dieser sind wir dem Geschmacke des Alterthums ziemlich nahe gekommen; und wir haben in derselben Stücke aufzuweisen, um die uns Engländer und Franzosen mit Recht beneiden können. Man bedenke auch, wie viele gute Köpfe unter uns in diesem Felde gearbeitet haben. Lange hat uns die Außenlinien der horazischen Ode bekannt gemacht. Uz that lachende Bilder, Philosophie und eine gemäßigte Begeisterung hinzu. Cramer milderte den orientalischen Ungestüm in deutsche Stanzen. Klopstock brachte auf die Höhe der Ode eine geistige Phantasie mit, die sich über alles Sinnliche erhebt und bloß für die unsterbliche Seele dichtet. Sein Gesang nähert sich hierin etwas mehr der Hymne. Ramler hat sich die horazische Ode ganz zu eigen gemacht. Er besitzt eine blühende, und wo es der Gegenstand heischt, auch feurige Einbildungskraft; einen glücklichen Schwung, weise Kühnheit in Wendung und Ausdruck, bedeutungsvolle Composition, richtige Zeichnung, wohlgetroffene Wahl in den Worten, Nachdruck in ihrer Stellung, und einen volltönenden Numerus im Flusse der poetischen Periode. Er tritt sehr oft in die Fußstapfen des römischen Dichters und füllt sie aus; aber er weiß sich auch einen eigenen Weg zu bahnen, der ihn eben so glorreich zum Ziele führt.

Man hat an der Ramler'schen Muse einen allzu häufigen Gebrauch der Mythologie, und vornehmlich die Einführung

derselben in die jetzige Geschichte getadelt. Diese Fabeln, sagt man, sind von dem heutigen System unserer Meinungen so weit entfernt, daß sie nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit mehr haben; daher müssen sie die Täuschung mehr stören, als befördern helfen. Wenn der Dichter seinen Leser in die dunkelen Zeiten des Alterthums versetzt, wo alle diese Ungereimtheiten Glauben gefunden haben; so ist der Leser so gefällig, seine aufgeklärteren Zeiten zu vergessen und die Thorheiten eines andern Jahrhunderts anzunehmen, um der Einbildungskraft des Dichters freies Spiel zu lassen. Aber neuere Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zugetragen, leuchten in einem allzu hellen Glanze der Wahrheit, als daß sie sich mit den düstern Schatten der alten Fabel vertragen sollten.

Aus dem häufigen Gebrauche der Mythologie soll auch der Nachtheil entstanden seyn, daß Ramler weniger populär ist. Der größte Haufe deutscher Leser ist von dem Fabelsystem der Alten nicht unterrichtet genug, Ramler's Oden zu verstehen; und wenn ihnen auch ein schwacher Begriff von der Mythologie aus den Schulen noch beiwohnt, so kleben sie doch allzu sehr an ihren gegenwärtigen Meinungen, an den Einsichten ihres Jahrhunderts, um sich in andere Zeiten und Meinungen versetzen zu können. Nur geübte Leser, die zum Theil selbst Virtuosen sind, haben den poetischen Glauben so sehr in ihrer Gewalt, daß sie verläugnen und annehmen können, was sie wollen. Wie kann also Ramler jemals hoffen, der Dichter der Nation zu werden? wie kann er hoffen, von dem großen Haufen gelehrter und ungelehrter Liebhaber gelesen, verstanden und behalten zu werden? — Diese Einwürfe macht man.

Wir wollen uns für's erste über den Gebrauch der Mythologie erklären. Alle Kunstrichter kommen darin überein, daß der lyrische Dichter mit einzelnen Erdichtungen sich nicht begnügen kann, sondern ein ganzes System von Erdichtungen braucht. Seine höhere Begeisterung erfordert eine allgemeine Belebung aller Gegenstände um ihn. Physikalische Ursachen und Wirkungen sind allgemeine Worte, die wir denken, aber nicht fühlen. Die einzige wirkende Ursache, welche wir selbst fühlen, ist Leben; daher muß in der höhern Dichtkunst, wo alles anschauend, d. h. selbst gefühlt seyn soll, auch alles belebt seyn, und der Dichter muß diese allgemeine Belebung, als bekannt und ausgemacht, voraussetzen können. Er muß sich nicht dabei aufhalten, hier

und da etwas zu erdichten, dieſen oder jenen lebloſen Gegenſtand mit Leben und Empfindung zu verſehen; dieſes wäre für die hohe Begeiſterung der Ode zu froſtig. Als wenn er ſich mit ſeinen Leſern über alle dieſe Punkte ſchon vertragen hätte, fängt ſeine Begeiſterung da an, wo etwa der Lehrdichter aufhören würde. Was dieſem wunderbar ſcheint, iſt jenem noch bloße Natur.

Dieſe Grundſätze giebt Jedermann zu; daher man nur ſelten den Vorwurf hört, daß die mythologiſchen Erdichtungen zu bekannt und abgenutzt wären, und man lieber neue vorbringen müßte. In der Anwendung auf die lyriſche Dichtkunſt wäre dieſer Einfall ungereimt; denn dieſe erfordert vielmehr ein ſehr bekanntes Fabelſyſtem, das ſie vorausſetzt und worauf ſich ihre neuen Erdichtungen gründen. Daß die Mythologie für das Bedürfniß des lyriſchen Dichters noch zu wenig bekannt ſei, ſcheint vielmehr ausgemacht zu ſeyn.

Der lyriſche Dichter braucht alſo ein Syſtem von Meinungen, in welchem alle Gegenſtände belebt ſind oder von lebenden Weſen regiert werden. In unſern Tagen findet er einen dreifachen Weg vor ſich. Er kann die Fabellehre der alten Griechen und Römer annehmen; oder (wie Gerſtenberg, und Klopſtock in einer noch ungedruckten Ode und in dem ungedruckten Trauerſpiel „Hermanns Schlacht") die Erdichtungen unſerer Väter, der alten nordiſchen Völker wieder hervorſuchen; oder endlich, wie einige andere glückliche Genies, ſich auf das Syſtem der chriſtlichen Religion und der alten Hebräer einſchränken. Jeder Weg hat ſeine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindere Unbequemlichkeiten.

Das Fabelſyſtem der Griechen und Römer hat dieſes für ſich, daß es von den vortrefflichſten Dichtern dieſer Völker bearbeitet, von ihren Bildhauern in ſichtbarer Schönheit und Grazie dargeſtellt, und von ihren Philoſophen mit weiſen Lehren der Philoſophie, Moral und Politik ausgeziert worden. Es iſt eine Vermiſchung von Weisheit und Thorheit, von Sinnlichem und Geiſtigem, wie ſie der ſchwache Sterbliche braucht, der ſich begeiſtert glaubt. Seine Unbequemlichkeiten ſind im Vorhergehenden angeführt worden.

Das Syſtem der alten nordiſchen Völker hat den Vortheil, daß es ſich mit der Natur unſerer Weltgegend beſſer verträgt, und in unſere, wenigſtens alte Geſchichte mehr Einfluß hat.

Allein von unserm Glauben, jetzigen Sitten, Meinungen und Lebensart ist es eben so entfernt als das griechische. Es ist weniger bekannt, und erfordert von Seiten des Dichters größeren Aufwand, um seine Leser in diese unbekannten Wälder zu locken. Zudem haben diese alten Völker weder so glückliche Dichter, noch Artisten, noch Weltweise gehabt, die ihre Fabeln ausgebildet hätten. Sie sind unfreundlich, wie das Klima und bloße rauhe Natur. Einem Gerstenberg und Klopstock ist es zum Theil gelungen, diese Schwierigkeiten zu besiegen; allein es müssen noch mehrere Dichter viel Genie verschwenden, wenn dieses Fabelsystem das poetische System der Nation werden soll.

Das orientalische Dichtungssystem hat hinwiederum seine Vorzüge. Es ist uns so bekannt als das griechische, und findet mehrern Glauben, da es mit der Religion so nahe verwandt ist. Das herrschende System von der Natur der himmlischen Wesen, und von ihrem Einflusse und ihrer Mitwirkung auf Erden ist ganz von hebräischen Dichtern entlehnt, und von dem System der griechischen und römischen Dichter himmelweit entfernt. Allein in den schönen Künsten und Wissenschaften besitzen wir griechischen Geschmack; wir lieben attische Feinheit, Richtigkeit in der Anlage, Nettigkeit in den Bildern, Grazie im Ausdruck; und es ist nicht Jedermanns Sache, diese Eigenschaften mit dem Kühnen, Erhabenen und Prächtigen der asiatischen Dichtkunst so zu verbinden, daß der Contrast nicht beleidige. Ein großer Kunstrichter will Spuren von dieser Unschicklichkeit sogar im Klopstock angetroffen haben.

Der Dichter, der eins von diesen Systemen wählen muß, handelt weise, wenn er sein Genie und seine Geisteskräfte zu Rathe zieht, und dasjenige wählt, welches mit diesen am meisten übereinstimmt. Solchergestalt wird er zwar nicht alle Unschicklichkeiten vermeiden können: denn dieses ist nach unserer jetzigen Verfassung beinahe unmöglich; allein er wird von den Schönheiten, welche ihm das System darbietet, allen möglichen Vortheil ziehn, und die Unschicklichkeiten zu verringern oder zu verbergen suchen.

Freilich kann es mit aller Fabellehre in unsern Tagen den völligen Ernst nicht haben, welchen der lyrische Dichter oft wünscht. Ein Neuerer, der in seiner Begeisterung von Apoll und Minerva dichtet, scheint dem Leser nicht ernsthafter, als Lucrez, der die Venus um Beistand anruft, ein Gedicht zu

schreiben, in welchem er ihr das Vermögen beizustehen abspricht. Allein was ist es überhaupt mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftelnden Zeiten? ein bloßes Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung vorgesungen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienste versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum ergötzen da, oder um eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten, und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsere Begeisterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander gar gut verstehen, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehen; daher ist es die Pflicht des Kunstrichters, durch ein unzeitiges Gelächter diese angenehme Mischung nicht zu unterbrechen.

Zu diesem anmuthigen Spiele, das am Ende nichtsdestoweniger lehrreich wird, hat die griechische Mythologie alle mögliche Erfordernisse. Sie enthält einen Schatz von lieblichen Bildern, Allegorien und Anspielungen, die das Gemüth auf die angenehmste Weise unterhalten; ihre Scherze gränzen an hohe Weisheit, und unterrichten den Menschen, wie er unterrichtet seyn will, ohne Vorsatz; und endlich (welches gewiß ihr geringstes Verdienst nicht ist) sie verschwistert die Dichtkunst mit den übrigen ergötzenden Künsten, mit Bildhauerkunst, Malerei, Tanzkunst, Belustigung an Schaumünzen u. s. w., welche von der Mythologie ihre ganze Nahrung haben. Nur durch die Verwandtschaft und Verbindung mit diesen Künsten erlangt die Dichtkunst die wahre Grazie, welche das Herz des Virtuosen mit süßer Zufriedenheit erfüllt. Ohne Beziehung auf bildende Künste kann die Dichtkunst feurig, erhaben, gedankenvoll u. s. w. seyn, aber keinen Reiz haben.

Auch über diese Grundsätze würden Leute von Geschmack und Einsicht einig seyn, wenn nicht öfters ein falsches Vernünfteln den Geschmack auf Irrwege verleitete. Seichte Philosophie ist ein wahres Verderben für den guten Geschmack. Nichts ist leichter, als die Empfindungen der Schönheit durch Scheingründe in Verwirrung zu bringen; nichts ist leichter, als unsere Aufmerksamkeit auf Unschicklichkeiten zu lenken, die nach dem

Erfordernisse der Kunst lieber unbemerkt bleiben sollten. Die Überschrift auf dem berlinischen Opernhause: Fridericus Rex Apollini et Musis hat allgemeinen Beifall erhalten. Wie ungereimt! kann ein solcher Vernünftler sprechen! Friedrich und Apoll auf einem neuern Gebäude! dieses ist entweder heidnisch, oder wenigstens ein Anachronismus. Das Capitäl der corinthischen Säule — wie unnatürlich! Muß nicht das schwere Gebälke die Akanthblätter zerquetschen? — Oben auf dem Pallaste Bildsäulen? alles wider die Natur! Wer wird da oben am Rande des Daches spazieren gehn? — Mit einer ähnlichen Philosophie hat man den Gesang, die Reime, die ganze Versification von der Schaubühne vertreiben, und ein ander Mal die ganze Poesie lächerlich machen wollen. Ein Rousseau giebt den Malern den Anschlag, so wie sie Körper auf Flächen nachahmen, so möchten sie ihr Genie anstrengen, Flächen auf Körpern nachzuahmen. Auf solche Weise haben die Künstler und Poeten Recht, wenn sie alle Philosophie verbitten.

Die Philosophie mag in den schönen Künsten und Wissenschaften die Ursachen der Erscheinungen aufsuchen. Dieses ist ihr Amt. Aber sie wage keine voreiligen Machtsprüche, und noch weniger eine ungelegene Erinnerung an Dinge, die ich vergessen will; sonst stört sie muthwillig das unschuldigste Vergnügen. Wenn ich einen Ramler lese, so will ich gern vergessen, daß die heidnischen Götter fabelhafte Wesen sind; zu meinem Vergnügen haben sie Realität genug. Wenn ich ihn seine Gedichte singen höre, so folge ich ihm, wohin er mich versetzen will, bin, was er aus mir machen will, und lasse ihn über meinen poetischen Glauben schalten, wie er es gut findet. Er mag seine fabelhaften Wesen zu Allegorien, zu Gleichnissen, zu Anspielungen brauchen, oder gar in jetzigen Begebenheiten mitwirken lassen. Ich genieße das lauterste, unschuldigste Vergnügen; und meine Vernunft ist so gefällig, jetzt der Empfindung die Oberherrschaft einzuräumen. „Ja!" spricht ein fehlersuchender Kunstrichter, „er verführt seine Zuhörer durch seine vortreffliche Declamation." Es kann seyn, möchte ich einem solchen antworten; wenn Ramler Ihre, und Sie seine Gedichte vorläsen, so würden sie mir vielleicht beide nicht gefallen. Aber es wissen mehr Leute zu declamiren, als Ramler; aber Gedichte wollen declamirt, und nicht mit dem Bleistifte in der Hand gelesen seyn.

Allein wie viel sind der Leser, die alle Feinheiten der Ramler'schen Muse einsehen? wenige. Sein Publikum besteht aus einer geringen Anzahl von empfindungsvollen Kennern, die hier und da, in Deutschland, in Dänemark, in der Schweiz u. s. w., sehr dünn gesäet sind. Auf die Ehre, ein Lieblingsdichter des Volks zu werden, muß er schon Verzicht thun, und sich begnügen, für die wenigen Edlen zu dichten,

— — — edel im Buch der
Großen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des Censors;

diese sind mit der Muse Ramler's so vertraut, daß sie ihre feinsten Allegorien und Anspielungen verstehen; sie wissen gar wohl z. B., daß die zwölf Arbeiten des Herkules in der Ode „an die Feinde des Königs" (S. 25) eine sehr genaue Beziehung hatten, auf die Umstände im Jahre 1760, und daß keine Zeile ohne Bedeutung ist. Das kriechende Seethier,

Das gieng und wiederkam,

ist ihnen unentbehrlich, um das Gemälde vollständig zu machen; und sie lächeln über den schwachen Kopf, welcher die 5te, 6te, 7te und 8te Strophe dieser wohlausgeführten Allegorie durchstreichen, und statt der vierten folgende elende Reime hineinschieben will:

Als Herkules den Löwen und die Schaaren
Der wilden Ungeheu'r bezwang,
Und mit der Panzerhaut, durch alle zwölf Gefahren
Bis an die letzte drang;

sie schreiben vielleicht auf den Rand des verbesserten Exemplars:

— exemplum grave praebet ales
Pegasus terrenum equitem gravátus.

In der Ode „an die Muse" (S. 61) wissen sie, daß die erste Strophe:

Willst du den allerhöchsten Zevs erhöhen,
Der sein allmächtig Haupt bewegt,
Und den Olymp erschüttert? oder Athenden,
In diesem Haupt gesiegt,

wissen sie, daß diese Nachahmung des Pindar und Horaz allhier auch eine allegorische Bedeutung hat, und daß die Zeile:

In diesem Haupt gepflegt,

nicht müßig daſtehe. Vielleicht gefällt ihnen dieſe Ode, wegen ihres ängſtlichen Ganges, am wenigſten in der ganzen Sammlung; aber folgende Stelle werden ſie ſich ganz gewiß, als eines Pindars würdig, vorzüglich merken:

Als Jüngling ſchlief er eh'mals in der Höhle
Aoniens, und war die Luft
Der Muſen; itzt erhöhrten ſie ſeine Seele:
Mit unbewegter Bruſt
Hielt er der Söhne Teuts verſchworne Heere u. ſ. w.;

ein feines Lob des Helden und der ſchönen Wiſſenſchaft zugleich. Ihnen hat er die Größe ſeiner Seele zu verdanken.

In der Ode „auf die Wiederkunft des Königs" (S. 52), die von aller Mythologie frei iſt, bedauern ſie das Herz, das bei der 5ten und 6ten Strophe ungerührt bleiben kann:

Fall' an ſein Herz, o Königinn! mit Zähren
Der Freude; fleuch an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Luft

Dich reden läßt; Vermählte ſeiner Brüder,
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkommen! Schutzgeiſt deines Volkes! und ſagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Wer hier den Ausgang der 5ten Strophe unglücklich ſchilt, wen nicht der Strom der Empfindungen mit unaufhaltſamer Gewalt in die folgende Strophe mit ſich fortreißt, der ſei mit Recht verdammt, in den Blumen,

Die der offnen Erd' entſteigen,

eine Unanſtändigkeit zu finden, und ſie auf's künftige zu verbitten.

Wir ſind weit davon entfernt, Ramler für den Dichter zu halten,

Der ohne Fehler blieb,

oder es übel zu nehmen, wenn man in ſeinen Gedichten Schwachheiten bemerkt. Wir laſſen der Kritik alle ihre Rechte; nur muß ſie nicht aus einem Eigenſinne des Geſchmackes, oder wer weiß aus welcher unſchicklichern Urſache, Schönheiten in Fehler verwandeln, und dem Publikum mit Hohngelächter Staub in die Augen werfen wollen. Im Übrigen ſind wir ſelbſt nicht der Meinung, daß alles in dieſer Sammlung gleiche Bewunderung

verdiene. Hier und da sind Stellen, wider welche der Kunstrichter noch manches erinnern darf; und so strenge auch ein Ramler sich selbst beurtheilt, so unermüdet er auch verbessert, und so fein und richtig auch sein Gefühl ist: so ist der Geschmack der Menschen doch zu verschieden, als daß er glauben könnte, allen seinen Lesern alle Genüge gethan zu haben. Wir wagen es vielmehr, unsere Anmerkungen und Erinnerungen selbst dem Leser mitzutheilen. Liebe zur Kunst, und Bescheidenheit soll uns die Feder führen, von Schmeichelei und Mißgunst gleich weit entfernt. Irren wir, so hat wenigstens unser Herz keinen Antheil daran. Wir werden uns aber vorzüglich bei den Stücken aufhalten, welche wir jetzt zum ersten Male lesen, und die längst bekannten übergehen.

Die erste Ode, „an den König", im choriambischen Sylbenmaaße, hat den prächtigen Gang des Römers, wenn er nicht mit dem kühnsten Feuer, sondern in einem gemäßigten und desto vollern Tone singt, wie z. E. in seiner ersten Ode. Glaubt man nicht, den Römer zu hören? wenn er anhebt:

Friedrich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllst.

Wer empfindet hier nicht das Horazische in dem so kühn und rund gesagten Beiwort: das für die Sterblichen so gefährliche Loos eines Monarchen? in dem darauf folgenden unerwarteten Gegensatze: und, o Wunder! der du u. s. w.? Wer hört nicht den Römer? der sein Thema ankündigt:

Siehe! deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
Zwanzig tausend entflohn;

der vom Pindar sagen kann:

— — Der dircäische
Herold, dessen Gesang weiter, als Phidias
Marmor, oder Apells athmende Farbe, strebt;

der endlich, nachdem die ganze Ode edel und fein gelobt hat, gleichsam Schlag auf Schlag, Lob auf Lob endigen kann:

— — Glücklicher Barde, der,
Nicht den Feldherrn allein, und den geschäftigen
Landesfürsten in dir, der auch den Vater des
Hauses, der auch den Freund, der auch den fröhlichen
Weisen, groß in der Kunst jeder Kamöne, singt!

Die Hände gestemmt in krachende Seiten,

hat den Kunstrichtern mißfallen. Es ist wahr, die Venus liebt nur jenes süße Lachen, das nach dem Bilde Alciphrons sanfter ist, als die stille See. Allein das zur Person umgebildete Lachen in abstracto erfordert stärkere und charakteristischere Züge, solche, die der Maler wählen würde, wenn er es zu schildern hätte. Ein anderes ist das Lachen als eine Eigenschaft der holdseligen Göttinn, ein anderes der kleine muthwillige Knabe, welcher mit dem schalkhaften Scherze ihr nachgaukelt. Zudem konnte der Dichter, welcher alle Gattungen der Opern allegorisch beschreibt, die komische Oper, die gewiß mehr als ein sanftes Lächeln ist, nicht ganz übergehen; und er hat ihr nur eine Zeile aufgeopfert. — Mit mehrerm Rechte findet man den Ausdruck:

Grazien, die der Gürtel entbehren,

etwas schwerfällig, und nicht so lieblich als das zonis Gratiae solutis.

Das dritte Stück: „Amynt und Chloe", ein treffliches Gemälde in fortgehender Handlung, würde in einer Erzählung, wo die Bewegungen deutlicher in die Augen gefallen wären, mehr Leben bekommen haben. Die lyrische Gattung verträgt sich nicht mit der Erzählung, daher der Dichter die Handlung in ihren Abänderungen nicht hat beschreiben können. Der Leser muß sie errathen und in Gedanken hinzuthun, wodurch die Composition nicht einem Jeden in ihrem vollen Lichte erscheinen dürfte. — Chloe im Bade gestört, — sie erschrickt, eilt plätschernd heraus, und flieht nackt — weh! durch ein Dornengebüsch —; Amynt verfolgt sie nicht, aus zärtlicher Sorgsamkeit; er ruft ihr flehend nach:

Ich bin's, o Chloe! fleuch nicht mit nacktem Fuß
Durch diese Dornen! fleuch nicht den frommen Amynt!
Hier ist dein Kranz, hier ist dein Gürtel!
Komm, bade sicher, ich störe dich nicht.

Sieh her! ich eile zurück, und hänge den Raub
An diesen Weydenbaum auf. — —

Dieses thut er, und weicht wirklich zurück. Das schüchterne Mädchen sieht sich um, erblickt Niemanden, und kehrt um, ihren Kranz und ihren Gürtel zu nehmen. Jetzt schlüpft der Fromme aus seinem Hinterhalte hervor:

— — Ach, stürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope dir nach!

Er ereilt sie, und raubt ihr, was sie nicht geben wollte, — einen Kuß:

Dich, schlankes, flüchtiges Reh, dich hab' ich erhascht!
Nun widerstrebe nicht mehr! nimm Gürtel und Kranz,
Und weihe sie der strengen Göttinn,
An deren ödem Altare du dienst.

Die folgenden beiden Stücke: „Sehnsucht nach dem Winter (1744)" und: „auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war (1749)", sind vielleicht die vorzüglichsten nicht in dieser Sammlung; allein sie werden Kunstverständigen außer einzelnen Schönheiten, welche darin nicht sparsam vorkommen, auch deswegen schätzbar seyn, weil es jugendliche Arbeiten des Dichters sind, die sein Genie im Aufkeimen zeigen. Man sieht darin den sich bildenden Dichter, welcher sich eine Bahn bricht, aber noch auf derselben mit etwas unsichern Schritten fortwandelt. Das erste hebt mit einer stillen Malerei an:

Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken,
Und jagen donnernde Ströme durch's Land;
Die Wälder stehen entblößt: das Laub, der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.

Der Weinstock, ein dürres Gesträuch — — —

Bei Erblickung des Weinstockes geräth die Muse in lyrisches Feuer, und fährt auf:

— — — Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf! Freunde, trinket sein schäumendes Blut,
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleertem Füllhorn,
Und ruft den Winter im Tannenkranz her.

Aber sie kehrt wieder zur Malerei zurück:

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde, u. s. w.

Am Ende der fünften Strophe befindet sich ein Bild, das allein eine ganze Ode werth ist:

Dann baden die Knaben nicht mehr, und schwimmen nicht unter den Fischen;
Sie gehn auf harten Gewässern einher,
Und haben Schuhe von Stal: der Mann der freundlichen Venus
Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.

Ununterwiesen wird er, als Knabe schon,
Die Frühlingsblume singen, und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

Die wohl bewachte Scham, sich zur Führerinn
Entbieten. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche den Tod mit Gleichmuth.

„Der Triumph" hat ein freies Sylbenmaaß. Jede Zeile hat den vollkommensten Wohllaut, aber sie sind von ungleicher Länge: das einzige Mal vielleicht, daß sich ein Ramler diese Freiheit erlaubt hat. An wahrer Poesie ist dieses Stück unsers Erachtens eines der stärksten. Ein wohlgeordneter Plan verbindet alle Theile; lyrische Wendungen, hohe Gedanken, mächtige Sprüche und pindarische Züge überall. Wir würden zu wenig Zutrauen zu dem Geschmacke unserer Leser verrathen, wenn wir ihnen alle diese Schönheiten einzeln zergliederten. Den Schluß allein wollen wir hersetzen, in welchem sich der Dichter von aller Beschuldigung der Schmeichelei gegen seine Helden, mit der strengsten Wahrheit (alle seine Zeitgenossen müssen ihm dieses Zeugniß geben), vor den Augen der Nachwelt rechtfertigt. — Welch eine Sentenz!

Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster. — Und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen.
Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Celtsche
Und der Thebanische Pöan:
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt:
So singe du doch den Brennusöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen.

Das Gedicht „an Buddenbrock" ist von der leichteren Gattung; die Sprache fließend, die Gedanken natürlich und wahr,

mehr Vernunftgründe als Flüge der Einbildungskraft, und überhaupt dem ernsthaften Geschmacke eines Mannes in Geschäften angemessen, der die gesunde Vernunft höher schätzt als lyrische Trunkenheit. Es gehört nicht zur Gattung der Ode im strengsten Verstande; allein die Liebhaber sehen die Muse eines Ramler auch gern in dieser leichtern Kleidung.

Der „Abschied von den Helden" singt von dem, was der Dichter noch singen kann; und o! möchte er auch, was er kann, singen und, was er singt, mittheilen!

Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete:
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

Verleiht, bevor dieß Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir Einen Aonischen
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde: so sollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. — Ungeschwächt soll ihre
Töne der Brittische Barde trinken;

Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln; (dort war eh'mals ihr Vaterherd!)
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall, nicht ohne Scheelsucht.

Wer wünscht nicht mit uns die Erfüllung dieser Angelobungen, zur Ehre Germaniens?

Vom Anhange, welcher die musikalische Idylle „der May" und die Cantate „Ino" enthält, dürfen wir nichts sagen, da der Verfasser längst als derjenige bekannt ist, welcher der Musik gewidmete Gedichte mit poetischen Schönheiten in vollem Maaße zu verzieren weiß.

Über das Studium des Alterthums. von Hrn. Hofrath Klotz. Halle, bey Joh. Justin. Gebauer 1766. 5 Bogen in 8°.

(aus der allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 8. Stück 1. 1768. S. 118—125.)

Dieses ist, so viel wir wissen, von dem damaligen Herrn Hofrath, jetzigem Herrn Geheimenrath Klotz die erste Schrift in deutscher Sprache, da er bis dahin sich bloß in lateinischen Schriften hervorgethan hatte. Sie scheint auch in der That von dem Hrn. Geheimenrath bloß als ein Versuch um der Sprache willen aufgesetzt zu seyn; denn der Inhalt kann sein Genie in keine Kosten gesetzt haben. Nimmt man dasjenige hinweg, was aus andern Schriftstellern angeführt wird und was die Rhetorik an den eigenen Gedanken aufgeblasen hat; so bleibt, fast nichts, das des Ruhmes dieses Schriftstellers würdig wäre. Eine sieben Seiten lange Declamation wider die Unwissenheit überhaupt ist wohl nicht der schicklichste Eingang zu einem fünf Bogen starken Tractätlein „über das Studium des Alterthums". Wenigstens könnte sie eben so füglich vor einer Kirchengeschichte stehen. Wir sagen Declamation; denn es ist doch wohl nichts anders, wenn der Verf. anhebt: „Nie hat die Unwissenheit „ihren Muth, welcher ihr den Mangel anderer Vorzüge ersetzen „soll, so sehr sinken lassen, daß sie sich nicht bemühet hätte, die „Welt zu überreden, sie handle nach sichern und guten Gründen. „Mit edlem Stolz scheinet sie auf alles herabzublicken", u. s. w. „Bald drückt sie ihre Pfeile aus einem verborgenen Hinterhalte „los, und ist, wie der in Nacht verhüllte Apoll des Homers" (ei! ei! wie kommt die Unwissenheit zu der Ehre, mit dem Gott Apoll verglichen zu werden?), „ein heimlicher Feind: bald waffnet „sie sich mit Kühnheit, und erhebt ihre freche Stirne frey" u. s. w.

Hierauf folgen 10 oder 12 Seiten wider die pedantischen Alterthumsforscher. Wir freuen uns, den Hrn. Geheimenrath auf diesen Gedanken zu finden. Nach seiner Historia numorum contumeliosorum et satyricorum und Historia numorum obsidionalium zu urtheilen, hatten wir so manchen Zug wider die unnützen Anführungen und unwichtigen Untersuchungen nicht von ihm erwartet. In der Folge werden auch die trockenen Philo-

sophen gezüchtigt, und durch das Beispiel des Sokrates, welcher Bildsäulen der Huldgöttinnen geschnitzt*), und des Leibnitz, welchen Voltaire im Tempel des Geschmacks angetroffen, angewiesen, den Musen zu opfern. Die Kritik, sagt der Hr. Geheimerath getrost dem schnöden Franzosen nach, verstattete Leibnitz diesen Aufenthalt, um seine Mitbrüder durch dieses Beispiel menschlicher zu machen. Doch wie? sagt dieses Voltaire? O nein! Voltaire ist wenigstens höflich, wenn er nicht bescheiden ist. Es heißt im Französischen: pour tâcher d'adoucir par cet exemple l'esprit dur de la plupart de ses confrères. Wir begreifen übrigens nicht, wie Hr. Klotz mit Voltaire's Beschreibung vom Tempel des Geschmacks zufrieden seyn könne. Voltaire hat doch wenigstens einen einzigen Metaphysiker darin angetroffen, aber Münzensammler und Alterthumsforscher, so viel wir wissen, gar nicht.

Seit Winkelmann haben diese Herren in Deutschland einen sehr wichtigen Ton angenommen. Dieser große Geist hat eine ungemeine Kenntniß des Alterthums mit Philosophie, großem Geschmack und wahrem Genie verbunden, wodurch er jeder Kleinigkeit hat Ansehen und Wichtigkeit verleihen können. Sein Enthusiasmus für die Kunst der Alten gefiel; denn er zeugte von seiner starken Empfindung des Schönen und Erhabnen. Man mußte dem wohl glauben, welcher, mit solchen Talenten zum Sehen ausgerüstet, selbst gesehen hatte; daher man es ihm gar wohl vergab, wenn er sein Lieblingsstudium über alle menschliche Erkenntniß hinwegzusetzen, und die Betrachtung einer Antike für die höchste Glückseligkeit des Menschen zu halten schien. Unter seinen Nachfolgern aber finden sich welche, die vielleicht keine Antike in ihrem Leben mit Augen gesehen, die alles, was sie von der Kunst der Alten wissen, aus Büchern gelernt oder höchstens aus Kupferstichen abgesehen haben, und die Begeisterung also aus der zweiten, dritten Hand haben. Diese glauben es dem Winkelmann auf sein Wort, daß die Alterthumskunde die Wissenschaft aller Wissenschaften sei; und was den Geschmack betrifft, so sind sie völlig versichert, daß sie ganz allein im Besitze desselben sind. Kaum daß sie den Dichtern die Ehre gönnen,

*) Aus diesem Worte des Hrn. Klotz werden unsre Enkel dereinst schließen, daß die Grazien des Sokrates von Holz gewesen.

sie neben sich zu dulden. Sie sprechen in allgemeinen Ausdrücken von Grazie, stiller Größe, hoher Einfalt, weisheitsvoller Bedeutung, gefälliger und harmonischer Annehmlichkeit; und dergleichen Modewörter mehr, die man im Munde führen kann, ohne den mindesten einleuchtenden Begriff davon in der Seele zu haben; und diese stolzirenden Kunstwörter müssen so manche kritische Armseligkeit aufstutzen, welche sonst Jedermann für ehrliche Pedanterei erkannt haben würde.

Am Ende kommt Hr. Klotz auf den Nutzen, welchen der Weltweise aus dem Studio der Alterthümer ziehen kann. Wir haben hier wichtige Anmerkungen über die Verbindung und den wechselseitigen Einfluß der Weltweisheit und der schönen Künste erwartet; denn bis S. 60 haben wir immer gesehen, daß Hr. Klotz unter dem Alterthume vorzüglich die Kunst der Alten verstehe. Aber hier schiebt er plötzlich die Geschichte der Alten unter; und beweist sehr gründlich, daß die Staatsveränderungen, die „heil„samen Gesetze, klugen Anstalten, und weisen Einrichtungen, durch „deren Verbindung Rom sich zu der Höhe erhob, auf welcher „diese Königin der Völker dem Erdboden Gesetze fürschrieb, und „deren Trennung den Verlust einer Majestät und Macht ver„ursachte, zu welcher kein Reich seit der Zeit wieder gelangt ist"; daß die Sittenrichter, der Senat, das Volk, der Kaiser Augustus und noch viele andere Dinge in der alten Geschichte den Weltweisen Stoff zu nützlichen Betrachtungen geben können. Nicht ein Wort von den eigentlichen Alterthümern! die Hr. Klotz doch allenthalben vorzüglich meint. Hat er etwa befürchtet, hier mit so trivialen Anmerkungen nicht durchzukommen? Wir müssen gestehen, daß uns diese unglückliche Wendung nicht wenig befremdet hat.

Die Schreibart in dieser kleinen Schrift ist geschmückt und feierlich, für eine so kleine Schrift vielleicht zu feierlich. Despaviladera, sagt Clarke*) von der spanischen Sprache, klingt wahrhaftig zu gravitätisch für eine Lichtscheere. Gewisse Pe-

*) Edward Clarke, letters concerning the spanish nation; written at Madrid during the years 1760 and 1761. London 1765. 4°. Briefe über das Königreich Spanien. A. d. Engl. von Tob. Köhler. Lemgo 1765. 8°, und eine andre Übersetzung, Lübeck 1765. 8°. Diese Briefe beschäftigen sich vorzüglich mit den Alterthümern in Spanien und mit der spanischen Litteratur. Anm. des Herausgebers.

rioden, die im ciceronianischen Latein sehr wohl klingen mögen, thun auch im Deutschen lange die Wirkung nicht, und schleppen sich vielmehr sehr ängstlich fort. Wir wollen einige zum Beispiele hersetzen: „Sie" (die Gelehrsamkeit) „ist vielleicht oft gar „unsre Verführerin, sie wird uns eben so schädlich, als der „Reichthum dem, welcher sich dessen nicht zu gebrauchen weiß, „und wenn wir die bey allen ihren Schätzen armen Gelehrten „und ihre unter so vielem Glanze dennoch hervorschimmernde „Dürftigkeit betrachten, finden wir uns verbunden, wenigstens „gegen unsere Freunde den Wunsch zu thun, dessen ein fran„zösischer Schriftsteller erwähnt, der ihn selbst für andern hätte „beherzigen sollen: Gott erzeige ihnen die Gnade, daß sie weniger „gelehrt werden!" Die kleinen Unrichtigkeiten: „sich dessen gebrauchen", „unter vielem Glanze hervorschimmernde Dürftigkeit", und „für andern" statt „vor andern", nicht zu rügen; welchen Leser werden diese Menge der Einschiebsel, diese häufigen Beziehungswörter: dessen, welcher, dem und wem nicht verwirren? Und wie verdrießlich muß der Leser werden, wenn er am Ende findet, daß man ihm in verwickelten Perioden nichts als allgemein bekannte Dinge gesagt hat? So auch folgende Periode: „Sollte „nicht auch jetzt mancher Weltweiser in stiller Einsamkeit den „Musen ein Opfer bringen, welchen sie dadurch belohnen werden, „daß sie seinen Ruhm der Nachkommenschaft erzählen, wenn „unterdessen die Nacht der Vergessenheit die Nahmen derer bedeckt, „welche aus keiner andern Ursache auf den ehrwürdigen Titel „eines Weltweisen Anspruch machen, als weil sie sich der wohl„feilen Gefälligkeit des freygebigen Teutschlandes be„dienet haben."

An einem andern Orte will der Verf. den Grafen Caylus den Alterthumsforschern zum Muster anpreisen; und hierzu bedient er sich folgender Wendung: „Möchte doch eine aufmerksame „Betrachtung dieses grossen Mannes in dem Gemüthe der Ge„lehrten, welche Kenner des Alterthums seyn wollen, eben die „Würkung hervorbringen, welche das Bildniß eines Weltweisen, „das jene Athenienserin bey einem üppigen Schmause von ohn„gefehr erblickte. Dieses Bild der Mäßigung und Enthaltsamkeit „machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihre Unwürdigkeit „fühlte, sich nach Hause begab, und aus einem Beyspiele aller „Ausschweifungen ein Muster der Keuschheit und Sittsamkeit „ward." Eben die Wirkung, welche das Bildniß u. s. w.;

hier ist ein Zeitwort ausgelassen. Die ganze Vergleichung scheint uns kindisch, wenn der Hr. Geheimerath das Wort nicht übel nehmen will. Was hat ein pedantischer Alterthumsforscher mit einer athenienſischen Buhlerinn gemein?

„Freylich", heißt es unmittelbar darauf, „kann dieſes nur „derjenige leiſten, welcher Genie und Geſchmack von der Natur „empfangen" u. ſ. w. Wie hängt dieſes mit dem Vorigen zuſammen? Worauf bezieht ſich das dieſes? auf die Aufführung der athenienſiſchen Dirne oder auf die Pedanterei der Gelehrten? Dergleichen Nachläſſigkeiten finden ſich auf allen Seiten; und es wäre nicht zu begreifen, wie ſie einem ſolchen Manne, den uns ſo viele gelehrte Zeitungen, ordentlich als wenn ſie aus Einem Munde redeten, als einen Mann von erhabenſtem, ſicherſtem Geſchmacke beſchreiben, — wie dieſem Helden der Kritik ſolche elende Stellen entfahren konnten, wenn er nicht mit gar zu großer Flüchtigkeit arbeitete. Er ſcheint den Gedanken nicht genug zu wenden, bis er ſich dem Ausdrucke anpaßt; ſondern aus Eilfertigkeit den erſten den beſten Ausdruck zu nehmen, welcher ſich ihm darbietet. Wenn wir beſſere Proſaiſten bekommen ſollen, ſo müſſen unſere guten Köpfe nicht ſo unachtſam mit der Proſa umgehen. Doch vielleicht mögen aber auch die Fehler der Schreibart des Hrn. Geheimenraths bloß daher kommen, daß er der deutſchen Sprache noch nicht gewohnt genug iſt; er wird bei mehrerer Übung wohl richtiger ſchreiben lernen: zumal wenn er aus der Erfahrung merken wird, daß ein neuerer lateiniſcher Schriftſteller zwar zuweilen triviale Gedanken in aufgedunſener Schreibart vortragen und dieß dann durch eine Art von ciceronianiſcher Wendung bemänteln könne, daß aber, wenn man deutſch ſchreibt, dergleichen Fehler allzu bald dem Leſer in ihrer ganzen Blöße in die Augen fallen.

Phedon of over de Onsterflykheid der Ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelszoon, naar den tweeden verbeterden Druk, uit het hoogduitsch vertaald. in's Graavenhaage by Pieter van Cleef, 1769.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 14. Stück 1. 1771. S. 229—230.)

Eine holländische Übersetzung des Mendelssohn'schen Phädons. Der Recensent versteht zwar wenig von dieser Sprache; allein der Übersetzer scheint uns noch weniger von der Sache zu verstehen. Wir können uns nicht vorstellen, daß der Holländer mit sonteinen der Veranderingen den philosophischen Begriff verbindet, welchen der Deutsche mit Quellen der Veränderungen verbindet. Bestimmung, destinatio, Bestimmung, determinatio, und Einschränkung heißt bei dem Übersetzer ohne Unterschied bepaaling. Die ganze Lehre vom Stätigen (S. 87—88 der Übersetzung) muß ihm unbekannt gewesen seyn; daher sehr oft in der Übersetzung gerade das Gegentheil von der Urschrift gesagt wird, wodurch denn freilich diese ganze Stelle in der Übersetzung durchaus nicht zu verstehen ist. Ob das philosophische Kunstwort stätig (continuum) durch geduurig richtig übersetzt sei, zweifeln wir.

Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van Moses Mendelszoon. Docti rationem artis intelligunt, indocti voluptatem. Quinctil. instit. orat. Lib. IX. 4. Voor prekenig van de Uitgever, en is te bekomen te Utrecht, by I. Corn. Tenbosch, boekverk., 1769. (Die Abhandlung von dem Erhabenen und Naiven in den ſchönen Wiſſenſchaften.)

(aus der allg. deutſchen Bibliothek Bd. 14. Stück 1. 1771. S. 230.)

Dieſe kleine Mendelsſohn'ſche Schrift hat das Glück gehabt, in weit beſſere Hände zu gerathen. Die Überſetzung iſt ſehr richtig, und ſcheint auch ſchön zu ſeyn. Die Vorrede, Zuſätze und Anmerkungen geben den Überſetzer als einen Mann zu erkennen, der mit ſeinem Verfaſſer wetteifern kann. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der Litteratur, und vornehmlich der beſten deutſchen Schriftſteller, verbindet er Geſchmack und gute Beurtheilungskraft. Wir wundern uns, unter allen wohlgewählten Beiſpielen, welche er hinzufügt, kein einziges gefunden zu haben, das urſprünglich holländiſch wäre.

Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend*).

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 26. Stück 1. 1775. S. 277—281.)

Daß Schröpfer seine sogenannten Arbeiten nicht in Gegenwart des Hrn. Dr. Crusius hat vornehmen wollen, wundert mich gar nicht. Obgleich dieser Gelehrte das Mitwirken böser und guter Geister anzunehmen pflegt, so würde er dem künstlichen Arbeiter dennoch, durch seinen scharfen Beobachtungs- und Untersuchungsgeist, auf mancherlei Weise beschwerlich gewesen seyn. Die Geister des Schröpfer sollen auch den Hrn. Dr. Ernesti recusirt haben. Wenn dieser Gelehrte nicht ein gar zu guter Naturforscher wäre, so hätte es vielleicht dem Schröpfer noch eher gelingen können, ihn zu überraschen als den Hrn. Dr. Crusius. Jener würde Spott und Verachtung mitgebracht haben; und in dieser Laune kann man zuweilen leichter hintergangen werden, als wenn man die Sache selbst für möglich hält, und die Absicht mitbringt, sie mit aller Aufmerksamkeit und mit dem feierlichsten Ernst zu untersuchen.

Daß die Berichte, welche man von den Arbeiten Schröpfer's hat, nicht in allen Umständen übereinkommen, beweist zwar nichts in Absicht auf die Hauptbegebenheiten; so viel aber läßt sich doch mit Grunde daraus schließen, daß die Nachrichten entweder nicht authentisch sind, oder von Augenzeugen herrühren, welche nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit beobachtet haben. Schröpfer scheint sich Zeugen gewählt zu haben, die entweder die Sache zum voraus gewünscht oder gefürchtet haben. Die Freimaurer,

*) Diese Anmerkungen beziehen sich auf des Dr. Christian August Crusius „Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen". Über die Person Schröpfer's und seine Gaukeleien findet man einen kurzen Bericht von Fried. Nicolai in der allg. deutschen Bibliothek, Bd. 26. St. 1. S. 272—277. — Der Aufsatz des Dr. Crusius war Moses Mendelssohn von dem Grafen von Lynar zugeschickt worden, mit der Aufforderung, seine Gedanken darüber zu Papiere zu bringen; s. einen Brief Mendelssohn's an den regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe vom Jahre 1775 im 5ten Bande dieser gesammelten Schriften.
Anm. des Herausgebers.

an welche er sich mehrentheils zu wenden pflegte, sollen, wie man sagt, in ihren Zusammenkünften durch geheimnißvolle Gebräuche und Anstalten auf große Erwartungen hingehalten werden. Ihre ganze Seele wird gleichsam auf Erwartungen gespannt; und ich glaube bemerkt zu haben, daß, je liebreicher und wohlgesinnter die Mitglieder dieser Gesellschaft sind, desto chimärischer die Hoffnungen sind, mit denen sie sich täuschen lassen. Man weiß, wie sehr sich Betrüger eine so liebenswürdige Disposition zu Nutze zu machen wissen. Wer leicht hofft, ist leicht betrogen.

Die Furcht macht die Täuschung noch leichter als die Hoffnung. Das Fürchterliche hat, wegen der Idee des Erhabenen, mit welchem es in Verbindung steht, einen starken Reiz für die Menschen. Man kann sich kaum enthalten, auf einen fürchterlichen Gegenstand wenigstens einen schüchternen Blick zu werfen, der aber zu flüchtig ist zur Untersuchung. Die entfernteste Ähnlichkeit zeigt uns alsdann das Gefürchtete in seiner ganzen Gestalt. Wir sehen nicht, was dasteht, sondern was wir fürchten.

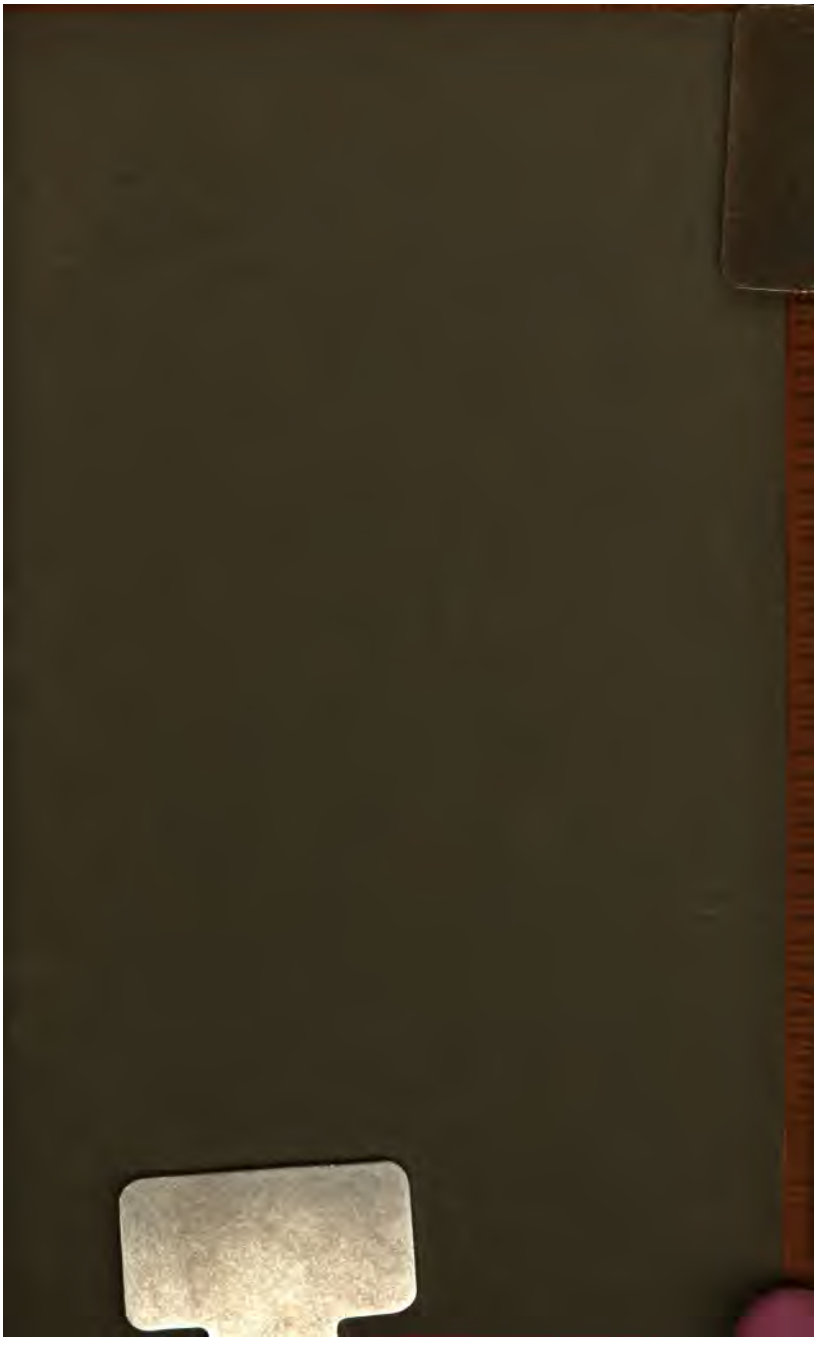
Der Erzähler, von welchem in dem Aufsatze die Rede ist, scheint mir weder von Furcht noch von Hoffnung frei gewesen zu seyn, als er den Schröpfer'schen Arbeiten beiwohnte. Er war zum voraus geneigt, heißt es, zu glauben, daß die Sache von einem guten Principio herzuleiten sei. Er blieb weg, sobald er merkte, daß ein Geheimniß der Bosheit dahinter sei; und machte sich ein Gewissen darüber, ob er Recht gethan, daß er bei den Schröpfer'schen Künsten so oft zugegen gewesen. Er wollte den entsetzlichen Knall nicht abwarten, den Schröpfer hören zu lassen versprach. Diese Umstände zeigen genugsam, daß das Gemüth dieses Zuschauers nicht uneingenommen gewesen, und daß es vielmehr zwischen Furcht und Hoffnung gleichsam geschwebt habe. Er spricht, wie von einer außerordentlichen Sache, von der sogenannten Anmeldung der Geister, die damals, als er zugegen war, in einem Klange bestand, dem ähnlich, wie wenn man an ein Glas schlägt; als wenn es nicht ein leichtes wäre, dergleichen Klang hervorzubringen! und setzt hinzu: durch diesen Klang schien das ganze Zimmer gleichsam zu beben. Dieser Zusatz ist offenbar aus der belebten Einbildungskraft des Erzählers genommen, und zeigt zur Genüge, wie wenig die Verfassung, in welcher er sich damals befand, zum Beobachten tauglich war.

Was mich betrifft, so halte ich die ganze Sache für einen künstlichen Betrug, ob ich es gleich nicht übernehme, alle erzähl-

ren Umſtände aus dieſer Vorausſetzung zu erklären. Hierzu fehlen mir die wichtigſten Data. Wird doch ſogar nicht einmal angegeben, ob Schröpfer ſeine Künſte nur in einem dazu beſtimmten Zimmer, oder in jedem andern, wo man es verlangt, oder endlich, wie Einige wollen, auch auf freiem Felde habe machen können; ob er ſie des Nachts oder an hellem Tage vorgenommen, ob er den Zuſchauern gewiſſe Plätze angewieſen u. dgl. Alle dieſe Umſtände aber müſſen ſorgfältig unterſucht werden, bevor man ſich verſprechen kann, mit hinlänglicher Gewißheit hinter den Betrug zu kommen. Wenn die übrigen Umſtände damit übereinſtimmen, ſo habe ich den Verdacht, daß eine Zauberlaterne vornehmlich dabei gebraucht worden. Wie vermittelſt dieſer Maſchine ein Geſpenſt kann vorgeſtellt werden, lehrt Guyot in dem 3ten Theile ſeiner „phyſikaliſchen und mathematiſchen Beluſtigungen" (Augsburg 1773 in 8°) (ſ. die 44ſte Beluſtigung). Ja man kann eben dieſelbe Erſcheinung in einem Rauche vorſtellen, und gleichſam nach und nach aus demſelben hervorſteigen laſſen; wodurch ſie noch fürchterlicher anzuſehen ſeyn muß, weil der Umriß wallend und unbeſtimmt, und die ganze Figur gleichſam wie ſchwimmend erſcheint. Das Räuchern, deſſen ſich Schröpfer bediente, wird ihm vermuthlich hierzu gedient haben.

In der Vermuthung einer Zauberlaterne beſtärken mich vornehmlich auch folgende Umſtände. Die Geiſter ſchienen ſich zu bewegen, ohne einen Fuß zu regen; ſie erſchienen nur als ſchwebend. Durch die Fortrückung des Bildes in der Zauberlaterne kann man die Erſcheinung fortſchweben laſſen, aber den Füßen keine beſondere Bewegung mittheilen. Dieſer Umſtand ſcheint mir von nicht geringer Wichtigkeit zu ſeyn. Aus eben der Urſache werden auch wohl die Geiſter Arme und Hände auf die Bruſt geſchlagen getragen haben, wie in dem Aufſatze erzählt wird. Sie erſchienen ferner in verſchiedenem Lichte; auch die anweſenden Perſonen ſahen ſich in verſchiedenem, wunderſchönen Lichte. Wie dieſes durch eine Zauberlaterne zu machen, iſt leicht zu errathen. Die Geſichter der Geiſter ſahen wie ein geformter Dunſt aus, welches vermittelſt des Rauchs gar leicht zu bewerkſtelligen iſt. Die beiden Spiegel, in die er öfters hineinzuſehen pflegte, geben zu dieſer Vermuthung fernern Anlaß. Daß Andere darin nichts entdecken konnten, thut zur Sache nichts; und lehrt der angeführte Schriftſteller, wie dieſes vermittelſt einer Schnur und einer Rolle gar leicht ins Werk zu richten ſei. Der beſchworne Stern

am Himmel scheint auch bloß durch gut angebrachte Gläser und Hohlspiegel so große und dicke Strahlen geworfen zu haben.

Durch eben dergleichen Hohlspiegel kann man einen Schall, wohin man will, reflectiren lassen, und den Schein hervorbringen, als wenn eine Antwort, welche eine verborgene Person giebt, von einem Bilde gegeben würde. Durch die Reflexion wird der Schall dumpf und hohl, so wie er in dem Aufsatze beschrieben wird und von Schröpfer die Sprache der Geister genannt worden ist. Es sind noch viele andere Wege und Mittel bekannt, wie mit dem Schall Gaukelei getrieben werden kann und schon oft getrieben worden ist. Die näheren Umstände müssen an die Hand geben, welcher Mittel sich der künstliche Betrüger bei jedem Vorfalle bedient habe. Ich begnüge mich, nur Möglichkeiten anzugeben; und zwar, meines Bedünkens, weit möglichere Möglichkeiten, als die bloß metaphysische, welche in dem Aufsatze angeführt wird, daß sowohl gute als böse Geister unmittelbar auf unsere Nerven wirken können. Ich habe nichts wider die metaphysische Möglichkeit, daß der Kaiser von China mit seinen Mandarinen jetzt auf meiner Kinderstube Blindekuh spielte. Wenn aber 10 oder 20 der glaubhaftesten Zeugen jetzt kämen und mir dieses einbilden wollten, so würde ich versichert seyn, sie müßten selbst sich irgend einen Schein haben blenden lassen, oder die Absicht haben, mich zu täuschen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.